

# Biographisches Wissen und landkommunitäre Bewegung

Wege in die Gemeinschaft.

Eine Untersuchung lebensgeschichtlicher Verläufe von  
Akteuren der ostdeutschen Landkommunenbewegung  
auf der Basis autobiographisch-narrativer Interviews

Dissertation zur Erlangung des  
Doktorgrades der Philosophie (Dr. phil.)

Vorgelegt der Philosophischen Fakultät III  
der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg,  
Erziehungswissenschaften

von  
Vico Leuchte

geb. am 22.01.1972 in Köthen/Anhalt

Halle/Saale, im Juni 2008

Gutachter:

Prof. Dr. Pia Schmid

Prof. Dr. Fritz Schütze

# Inhalt

<b>Einleitung .....</b>	<b>1</b>
-------------------------	----------

## **Kapitel 1**

<b>Landkommunitäre Gemeinschaften im Kontext sozialer Bewegungen und die Entstehung der Landkommunenbewegung in der Bundesrepublik.....</b>	<b>10</b>
---	-----------

1.1 Das Verhältnis zur Natur und der Gemeinschaftsgedanke im Spiegel historischer sozialer Bewegungen .....	10
1.2 Die soziale Protestbewegung Ende der sechziger Jahre und die Formierung einer landkommunitären Bewegung in der Bundesrepublik .....	14
1.3 Die Landkommunenbewegung Ende der siebziger Jahre zwischen Aufbruch und Stagnation.....	19

## **Kapitel 2**

<b>Neue Aussichten zu alten Utopien? Der gesellschaftliche Umbruch 1989/90 und die Konstituierung der Landkommunenbewegung in Ostdeutschland .....</b>	<b>22</b>
--	-----------

2.1 Voraussetzungen und Startbedingungen landkommunitärer Gemeinschaften in Ostdeutschland .....	22
2.2 Die Entwicklung der Landkommunenbewegung in den neunziger Jahren .....	24
2.3 Diskussion und Einschätzung von empirischen Forschungsarbeiten zu landkommunitären Gemeinschaften .....	29
2.3.1 Bestandsaufnahme und Aussagen zu landkommunitären Gemeinschaften aus quantitativer Forschungsperspektive .....	30
2.3.2 Qualitative Studien zu landkommunitären Gemeinschaften .....	32

## **Kapitel 3**

<b>Theoretischer Bezugsrahmen der landkommunitären Bewegung in Ostdeutschland ....</b>	<b>37</b>
--	-----------

3.1 Aufnahme theoretischer Konzeptionen und Legitimationsbezüge der Landkommunenbewegung in Ostdeutschland .....	37
3.1.1 Rudolf Bahro: Die „Logik der Selbstausrottung“ und landkommunitäre Gemeinschaften als Keimzelle von Gesellschaft .....	37
3.1.2 Johan Galtungs Konzept der „Self-Reliance“ .....	44
3.1.3 Der Zusammenhang von Kapitalismus und Patriarchat und das daraus entwickelte Konzept der „Subsistenzperspektive“ .....	47
3.2 Selbstverständnis und Ziele der neuen Landkommunenbewegung .....	51
3.3 Gemeinschaft als Zwischenstufe zwischen Individuum und Gesellschaft. Zur Rahmung eines praktikablen Gemeinschaftsbegriffs .....	54
<i>Exkurs: Praktische Voraussetzungen landkommunitärer Gemeinschaften in den neuen Bundesländern .....</i>	<i>63</i>

## **Kapitel 4**

<b>Theoretisch-methodologische Ausrichtung der Untersuchung.....</b>	<b>71</b>
--	-----------

4.1 Biographieforschung als Bezugsrahmen. Einleitende Bemerkungen .....	71
4.2 Bewegungsforschung und Biographieforschung oder: Wofür könnte die Biographieforschung der Bewegungsforschung nützlich sein? .....	73

4.3	Einige grundlegende Positionen qualitativ-biographischer Forschung .....	76
4.4	Methodologische und biographietheoretische Grundlagen des narrativen Interviews .....	81
4.4.1	Erzähltheoretische Aspekte autobiographischen Stegreiferzählens .....	82
4.4.2	Das Interesse an den Prozessstrukturen des Lebensablaufs .....	88
 <b>Kapitel 5</b>		
<b>Anlage und Umsetzung der empirischen Studie.....</b>		<b>93</b>
5.1	Die Untersuchungsperspektive. Hypothesen und Fragestellungen .....	93
5.2	Der Zugang zum Feld .....	97
5.3	Kontaktaufnahme, Auswahlverfahren sowie einige Bemerkungen zur Spezifik der erhobenen Interviews .....	100
5.4	Erhebung, Aufbereitung und Auswertung autobiographisch-narrativer Interviews sowie Schritte der Theoriebildung .....	102
5.5	Darstellungsweise und Forschungspragmatik .....	114
 <b>Kapitel 6</b>		
<b>Fallstudie Georg Menze .....</b>		<b>116</b>
	<i>„Also ein Motor sozusagen der Eigenverantwortung war das ich erfahren habe was ich nicht mehr haben wollte ne.“</i>	
6.1	Georg Menze .....	116
6.2	Biographischer Werdegang .....	120
6.3	Strukturelle Beschreibung .....	121
6.4	Analytische Abstraktion .....	239
6.4.1	Biographische Gesamtformung .....	239
6.4.2	Aspekte autobiographischer Thematisierung .....	259
6.4.3	Landkommunitäre Bewegung als tief greifender Wandlungsprozess unter Aufrechterhaltung einer Biographie der kollektiven Identität. Eine Gestaltabstrahierung .....	265
 <b>Kapitel 7</b>		
<b>Fallporträts. Beschreibung weiterer Lebensverläufe von Akteuren der landkommunitären Bewegung in Ostdeutschland .....</b>		<b>267</b>
7.1	Landkommunitäre Bewegung als Prozessierung von Gelegenheitsstrukturen. Bärbel Jonekeit .....	267
	<i>„Ja, einfach gucken was hier wird, was was wird hier aus dieser, Gemeinschaft, ich hab hmh, ich hab keine, feste Vision, in Bezug auf dieses Dorf, so so was fest Geschriebenes hab ich nich, einfach mal schauen wie wie sich das entwickelt.“</i>	
7.2	Landkommunitäre Bewegung als Prozess intensivierter Selbstreflexion. Susanne Klatt .....	310
	<i>„Das hätt ich nie gedacht also das eben so viel emotional hier also hoch kommt und sichtbar wird und, äh mich wieder bewegt wo ich vorher schon dachte naja ich bin ebend so und so und so, und hier ganz viele Spiegel gekriegt hab und ganz viel über mich und über andre gelernt hab, also Menschenkenntnis is die Superschule hier find ich.“</i>	
7.3	Landkommunitäre Bewegung als Flucht aus der Erleidensverlaufskurve in einen biographischen Schonraum. Nils Schuck .....	364
	<i>„Wenn draußen nichts passiert ich und ich nur für mi- auf mich geworfen bin komm ich mit mir nicht klar.“</i>	

## Kapitel 8

### Fallvergleich und theoretische Skizze. Dimensionen der Fallbearbeitung ..... 413

Prolog: Der Landkommunarde als „Fremder“ .....	413
8.1 Prozessstrukturen und andere biographierelevante Aspekte .....	416
8.1.1 Erfahrungen der Bedrohung und der Gewalt.....	418
8.1.2 Alleingelassen- und Abgeschoben-Werden. Der Verlust signifikanter Anderer .....	419
8.1.3 Überpräsenste Väter.....	421
8.1.4 Sich in den Dienst einer `höheren´ Sache stellen .....	423
8.1.5 Prozesse der Ausgrenzung und Abweichung. Außenseiterbilder.....	425
8.1.6 Enttäuschte partnerschaftliche Beziehungen.....	432
8.1.7 Berufliche Arrangements und Erleben des gesellschaftlichen Umbruchs .....	434
8.2 Soziale Prozesse im Vorfeld des Eintritts in Landkommunen .....	441
8.2.1 Biographische Erfahrungen und Prozessstrukturen im Vorfeld der Beteiligung an der Landkommunenbewegung .....	441
<i>Biographische Standortbestimmungen in der Nachwendezeit</i> .....	441
<i>Übermächtige Verlaufskurven</i> .....	443
<i>Biographische `time off´ oder Warten auf etwas Neues</i> .....	447
8.2.2 Das Aufspüren und Wahrnehmen von Informationen .....	449
8.2.3 Der Einfluss von Theoretikern der Landkommunenbewegung .....	451
8.2.4 Das Greifen der Netzwerke und die Bedeutung von `Transmittern´ .....	454
8.2.5 Einstieg und Affiliation oder: Der Aufbau von neuen Überzeugungen und Perspektiven .....	457
8.2.6 Reaktionen signifikanter Anderer.....	462
8.3 Anspruch und Wirklichkeit. Individuelle Erfahrungen und kollektive Schwierigkeiten in Landkommunen.....	464
8.3.1 Phasen der Einsozialisation und Integration in die Gemeinschaft .....	464
<i>Sich-Einlassen</i> .....	465
<i>´Cocktail-Party-Phase´, Liminalität und Übergang</i> .....	467
<i>Etablierung, Ernüchterung und die Entwicklung realistischer Bilder</i> .....	470
<i>a) Aufzehren der Sinnressourcen der sozialen Bewegung</i> .....	472
<i>b) Schwierigkeiten bei der Definition von Subsistenz, Subsistenznutzung und Bedürfnissen</i> .....	476
<i>c) Macht und Konkurrenz in Landkommunen</i> .....	480
8.3.2 Einige sozialweltliche Aspekte und Probleme der Landkommunenbewegung .....	483
These 1: Landkommunitäre Gemeinschaften sind mit dem Problem der sozialen Verbindlichkeit konfrontiert .....	484
These 2: Die Anforderungen und Erwartungen einzelner Protagonisten können das Problem der Überforderung anderer hervorrufen.....	486
These 3: Das Problem der funktionalen Allzuständigkeit und des wechselnden Personals.....	488
These 4: Prozesse der kollektiven Wandlung einer Gemeinschaft können mit dem Sinn- und Orientierungssystem der Landkommunenbewegung kollidieren.....	490

8.4	Zur Bedeutung von Landkommuneerfahrungen für die Identitätskonzeption und biographische Entwicklung .....	493
8.4.1	Die unübersehbare Schnelllebigkeit von Einstieg und Ausstieg.....	493
8.4.2	Landkommunen als passagere Lebensform. Biographisches Moratorium versus Organisation und Ausgestaltung eines individuellen Lebensentwurfes .....	495
8.4.3	Beziehungsarbeit, soziale Erfahrungen und Lernprozesse im Kontext kollektiver Auseinandersetzungen und Arenen.....	499
	<i>Soziale Lernprozesse und der Erwerb von sozialen Kompetenzen</i> .....	504
	<i>Beziehungsarbeit</i> .....	506
	<i>Selbsterfahrung und biographische Arbeit</i> .....	507
8.4.4	Versionen und Aspekte biographischer Wandlung .....	513
	<i>Auf-Distanz-Gehen zur eigenen Biographie</i> .....	516
	<i>Neuinterpretation und Neudefinition biographischer Identität</i> .....	518
	<i>Sich-Neuentwerfen</i> .....	521
Epilog: Der Landkommunarde als „Heimkehrer“ .....		525
<b>Zusammenfassung der theoretischen Skizze und Schlussbetrachtungen</b> .....		<b>528</b>
<b>Literatur</b> .....		<b>544</b>
<b>Anhang</b> .....		<b>562</b>
1.	Kommunitäre Gemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland 2004. Die Synonyme .....	562
2.a	Im Vergleich: Kommunitäre Gemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland 2000.....	564
2.b	Kommunitäre Gemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland 2000. Die Synonyme .....	565
3.	Eine strukturschwache Region, ihre Potenziale und Entwicklungsmöglichkeiten. Das Beispiel „Südliche Oberlausitz“ .....	566
4.	Hinweise zu den Transkriptionsregeln .....	572
5.	Porträt einer landkommunitären Gemeinschaft. Das „LebensGut“ Pommritz im Spiegel seiner zehnjährigen Entwicklung .....	573
5.1	Entstehungsgeschichte eines landkommunitären Experiments .....	573
5.2	Morphologie und Stilistik der Landkommune Pommritz.....	576
5.2.1	Rahmenbedingungen und Selbstverständnis der Gemeinschaft.....	577
5.2.2	Ausstaffierung, Gestaltung und Relevanz der ökonomischen Binnenstrukturen und Formen der inneren sozialen Organisation.....	580
5.2.3	Zum Mitgliederaufbau sowie zur Kennzeichnung von Statustypen innerhalb der Gemeinschaft. Oder konkret: Wie wird man Gemeinschaftsakteur?.....	594
5.3	Beschreibung der Populationsbeschaffenheit und -entwicklung in der Gemeinschaft .....	600
5.4	Ergebnisse, Austauschprozesse und Einbettung der Gemeinschaft in die Region.....	614
<b>Abkürzungsverzeichnis</b> .....		<b>619</b>
<b>Abbildungsverzeichnis</b> .....		<b>620</b>
<b>Tabellenverzeichnis</b> .....		<b>620</b>
<b>Datenerhebungsteil/CD</b> .....		<b>621</b>

### ***Vor allem***

*Was ist bloß aus unseren Abenteuern geworden, die uns über vereiste Pässe, über Dünen und so oft die Highways entlang geführt haben? Durch Mangrovenwälder hat man uns ziehen sehen, durch Grasland, windige Einöden und über die Gletscher, Ozeane und dann auch Wolkenbänke hinweg, zu immer noch entlegeneren, inneren und äußeren Zielen. Wir haben uns nicht damit begnügt, unsere Abenteuer einfach zu bestehen, sondern haben sie zumindest auf Ansichtskarten und in Briefen, vor allem aber in wüst illustrierten Reportagen und Berichten der Öffentlichkeit vorgelegt und so insgeheim die Illusion gefördert, daß selbst das Entlegenste und Entfernteste zugänglich sei wie ein Vergnügungsgelände, ein blinkender Luna-Park; die Illusion, daß die Welt durch die hastige Entwicklung unserer Fortbewegungsmittel kleiner geworden sei und etwa die Reise entlang des Äquators oder zu den Erdpolen nunmehr eine bloße Frage der Finanzierung und Koordination von Abflugzeiten. Aber das ist ein Irrtum! Unsere Fluglinien haben uns schließlich nur die Reisezeiten in einem geradezu absurden Ausmaß verkürzt, nicht aber die Entfernungen, die nach wie vor ungeheuerlich sind. Vergessen wir nicht, daß eine Luftlinie eben nur eine Luftlinie und kein Weg ist und: daß wir, physiognomisch gesehen, Fußgänger und Läufer sind.*

(Christoph Ransmayr: Die Schrecken des Eises und der Finsternis)

## Danksagung

Die Arbeit an der Dissertation wurde im Rahmen eines zweijährigen Stipendiums von der Graduiertenförderung des Landes Sachsen-Anhalt aufgenommen und finanziert. An erster Stelle möchte ich mich bei meinen Gutachtern, Prof. Dr. Pia Schmid (Universität Halle) und Prof. Dr. Fritz Schütze (Universität Magdeburg) bedanken. Ihnen gilt ein herzlicher Dank für die langjährige und uneingeschränkte Unterstützung. Sie haben mich auch in schwierigen Phasen zur Weiterarbeit an der Dissertation ermuntert. Denn die Fertigstellung der Arbeit hat sich durch eine Operation und zwei längere Krankenhausaufenthalte stark verzögert.

Mein Dank richtet sich auch an die beiden Forschungskolloquien in Halle und Magdeburg: Unter der Leitung von Prof. Dr. Pia Schmid wurden im halleschen Forschungskolloquium Fragen zur Vorgehensweise und Systematik geklärt. Auch wurden hier immer wieder zahlreiche Texte gelesen und gemeinsam diskutiert. Für intellektuelle Anregungen und wertvolle Kritik danke ich stellvertretend Kirsten Schröpfer und Maren Zschach, die mich über weite Strecken begleitet haben und die gelegentlich ihre eigenen Studien ruhen ließen, um mich zu unterstützen. Die Bearbeitung einiger Ausschnitte meines Interviewmaterials erfolgte im Rahmen der von Prof. Dr. Fritz Schütze und Dr. Thomas Reim geleiteten Forschungswerkstatt zur Biographieanalyse, Interaktionsanalyse und Analyse sozialer Welten in Magdeburg. Der Werkstattcharakter, die kollegiale Anteilnahme und Begleitung durch andere an der Forschungswerkstatt Beteiligte, hatte wesentlichen Einfluss auf die Datenanalyse und Bearbeitung methodisch relevanter Fragen. Neben Prof. Dr. Fritz Schütze und Dr. Thomas Reim möchte ich mich bei den Personen bedanken, die mit mir am längsten kontinuierlich zusammengearbeitet haben. Namentlich sind das: Dr. Evelyn Ackermann, Dr. Heidrun Bromke, Carsten Detka, Dr. Heidrun Gode-Luerßen, Franziska Melerski, Katrin Perleberg, Karsten Sulek und Nick Thräne.

Zweimal hatte ich die Gelegenheit, empirisches Material auf dem Bundesweiten Workshop zur qualitativen Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung vorzustellen, hier in den Arbeitsgruppen unter der Leitung von Prof. Dr. Winfried Marotzki und Prof. Dr. Dieter Nittel. Prof. Dr. Erika Hoerning lieferte im Rahmen eines zweitägigen Workshops in Halle einige wertvolle Anregungen und Ideen.

Ein Dank gilt Thomas Schilling, mit dem ich insbesondere in der ersten Phase der Auswertung der Interviews regelmäßig zusammengearbeitet habe und der einige meiner Texte gegengelesen hat. Dr. Kirsten Pühr und Thomas Krause danke ich für die hilfreichen Diskussionen, die wir im Rahmen unseres Arbeitskreises in Leipzig und Halle geführt haben. Mathias Müller stand mir in Fragen quantitativ-graphischer Darstellungen beratend zur Seite. Stephan Arnold bin ich zu besonderem Dank verpflichtet, weil ich ihm mit all seinen Erfahrungen beruhigt die Arbeit am Layout überlassen konnte. Für ideelle und materielle Unterstützung in verschiedenen Phasen des Projekts möchte ich mich herzlich bei meiner Mutter Marion, meiner Schwester Katja und insbesondere bei Karlo Hecht bedanken.

Mein abschließender Dank gilt allen Interviewpartnern aus den Landkommunen, denen ich Respekt für ihren Mut und ihre Arbeit zolle, die sich Zeit für die Gespräche genommen haben und vor allem so offen zu erzählen bereit waren. Ein spezieller Dank gilt der Landkommune Pommritz, zu der ich wohl den intensivsten Kontakt aufgebaut habe. Leider kann ich hier keine Namen nennen, aber es sollen sich alle Personen angesprochen fühlen, die mir so bereitwillig Informationen über sich und das Landkommuneleben zur Verfügung gestellt haben.

## Einleitung

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit Akteuren, die sich nach dem gesellschaftlichen Umbruch 1989/90 ländlichen Arbeits- und Lebensgemeinschaften angeschlossen haben. Für die neuen Bundesländer stellen landkommunitäre Gemeinschaften oder Landkommunen, wie ich sie verkürzt nenne, eine Lebensform dar, die unter den politischen Bedingungen in der DDR unmöglich praktiziert werden konnte. Nach der Wiedervereinigung im Oktober 1990 konnte man beobachten, wie zahlreiche landkommunitäre Gemeinschaften im Osten Deutschlands entstanden. Man kann hier von der Formierung einer sozialen Bewegung sprechen, die in jener Aufbruchphase, die Öffnung der gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen für den Aufbau alternativer Lebensformen nutzen und in diesem Zusammenhang ihr Bewegungspotenzial, ihre Ansprüche und Ziele entwickeln und formulieren konnte. Dazu gesellten sich günstige Startbedingungen für Landkommunen, gerade in ländlichen, oder präziser in so genannten strukturschwachen Regionen, die von einem horrenden Anstieg der Arbeitslosigkeit und einer z.T. massenhaften Abwanderung großer Bevölkerungsgruppen, zumeist in westdeutsche Städte, betroffen waren. Landwirtschaftliche Höfe und Flächen konnten hier zu denkbar günstigen Konditionen erworben und bewirtschaftet werden. Einige kommunitäre Gruppen aus den alten Bundesländern machten sich diese Ausgangslage zunutze und siedelten sich im Ostteil Deutschlands an. Daneben entstanden aber auch viele Landkommunen, deren Akteure und Akteurinnen<sup>1</sup> auf eine Herkunft und Lebensgeschichte in der DDR zurückblicken konnten. Für sie ist das Leben in einer Landkommune neu. Solche Akteure stehen im Zentrum meiner Untersuchung und der aufgezeigte Kontext begründet gewissermaßen auch die Relevanz des Themas: Personen, die unterschiedliche biographische Verläufe in der DDR genommen haben, schließen sich einer kollektiven Lebensform an, die ihnen bislang unbekannt war. Dabei kann vorausgesetzt werden, dass jene Personen nicht durch Geburt, Schicksal, Zufall, ökonomische Notwendigkeit oder gar Zwang in Landkommunen leben, sondern dass sie diese Entscheidung aus dem freien Willen und aus ihren natürlichen Lebensbedürfnissen heraus gefällt haben.

Das Thema gewinnt seine Bedeutung auch aus dem einfachen Grund, dass die Landkommunenbewegung oder überhaupt Landkommunen bisher kaum das Interesse der sozialwissenschaftlichen Forschung geweckt haben. Es liegen weder umfassende theoretische Arbeiten noch empirische Studien zu diesem Gegenstandsbereich vor. In einigen politikwissenschaftlichen oder soziologischen Arbeiten der sozialen Bewegungsforschung lassen sich meist nur

---

<sup>1</sup> Aus Gründen der einfachen Lesbarkeit wird im Folgenden nur die männliche Bezeichnung verwendet. Auf eine explizite Ausweisung der weiblichen Form wird verzichtet. Gleichwohl sind damit aber immer weibliche wie männliche Personen gemeint.

einige Randbemerkungen zum Phänomen der Landkommunen aufspüren. Häufig wurden Landkommunen, um sie wissenschaftstheoretisch einzuordnen, als Teil der Subkultur und Alternativbewegung betrachtet, ohne sie als eigenständigen sozialen Bereich anzuerkennen, dem größere Aufmerksamkeit zu schenken lohnen würde. Dieses Desinteresse ist relativ erstaunlich, zumal in den letzten Jahren nicht nur in Deutschland, sondern europaweit die Anzahl und Vielfalt der Landkommunen deutlich zugenommen hat. Freilich sind viele Landkommunen schnell wieder von der Landkarte verschwunden, doch proportional gesehen, überwiegt die Zahl der Neugründungen sowie eine Tendenz zur Bildung größerer ländlicher Gemeinschaften, so genannter Ökodörfer. Dabei scheint ein allgemeiner, nahe liegender Grund, dass kollektive Lebensentwürfe, die im Zuge der gesellschaftlichen Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse zunehmend an Bedeutung verloren haben, wieder stärker ins öffentliche Bewusstsein treten. Ihre Bedeutung und Sinnhaftigkeit erklärt sich auch vor dem Hintergrund steigender biographischer Risiken und Problemlagen, die heutige individuelle Lebensentwürfe häufig mit sich führen. Im Gegensatz dazu offeriert die Landkommunenbewegung Alternativen, das individuelle Leben eigenverantwortlich zu gestalten und gleichermaßen auf die Vorteile und die Solidarität einer Lebensgemeinschaft zurückgreifen zu können. Aber Landkommunen verkörpern nicht nur die Suche nach möglichen Lösungen für menschliche Sehnsüchte und Bedürfnisse sowie für gesellschaftliche Problemlagen. Angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen, die die sich im Spannungsfeld von Klimawandel, Ressourcengrenzen und globaler Gerechtigkeit ergeben, geht es Landkommunen auch darum, dauerhafte Perspektiven und Lebensstile zu erproben, insofern ihre Praxisformen mittlerweile auch für die Nachhaltigkeitsforschung (Balzer & Wächter 2002; Dangelmeier 2004) von Interesse sind.

Die zentrale Frage der Arbeit ist die, wie Menschen in solche Landkommunen hineingelangen. Im Untertitel der Dissertation ist deshalb von *Wegen in die Gemeinschaft* die Rede, womit der Fokus auf die Prozesshaftigkeit und Gesamtheit lebensgeschichtlicher Erfahrungen gerichtet wird. Im Kern des Interesses stehen individuelle Lebensgeschichten, so wie sie von den Beteiligten selbst rekapituliert und vom Forscher interpretativ betrachtet werden. Der Hauptteil der Arbeit bewegt sich im Feld der qualitativ-empirischen Sozialforschung. Im Rahmen des Analyseverfahrens autobiographisch-narrativer Interviews (Schütze 1981, 1983) sollen sozialisatorische Bedingungen, biographische Prozesse und Voraussetzungen rekonstruiert werden, die Akteure in die soziale Bewegung der Landkommunen 'mitbringen'. Es spielen die Motivlagen eine Rolle, die Menschen bewegen, sich einer Landkommune anzuschließen. Ebenso wird sich sozialen Prozessen gewidmet, die im zeitlichen Kontext des Eintritts und der Einsozialisation in

eine landkommunitäre Gemeinschaft relevant sind. Aussagen, wie das Leben in einer Landkommune wahrgenommen und gestaltet wird, erlauben es, eine Brücke zwischen der Biographieforschung und der sozialen Bewegungsforschung zu schlagen und beide Forschungsfelder stärker miteinander zu verzahnen, als das in der Erforschung sozialer Bewegungen bislang der Fall ist. Auch wenn sich an einigen Stellen Verknüpfungen herstellen lassen, so führt die Untersuchung der Selbstthematisierung im Rahmen der Beteiligung an der Landkommunenbewegung jedoch nicht auf eine umfassende Analyse ihrer sozialweltlichen Prozesse, Strukturen und Veränderungen hinaus. Die Fragestellung bleibt immer darauf zentriert, wie sich frühere Lebenserfahrungen sowie Erfahrungen in und mit Gemeinschaft in den autobiographischen Materialien abbilden. Der empirische Zugang ist auch vor dem Hintergrund bewusst gewählt, dass sich soziale Bewegungen oder Bewegungssegmente tendenziell gegen eine „wissenschaftliche Ausleuchtung“ (Roth 1994/138) sperren. Dabei scheint jene Rebellion gegenüber Analyse- oder Evaluationsversuchen, „genau das, was der empirischen Forschung und dem theoretischen Denken solche Sorgen bereitet, die eigentliche Stärke von sozialen Bewegungen“ (Roth 1994/138) zu sein. Landkommunen sind in ihrer fluide Anlage und Veränderlichkeit von anderen sozialen Gebilden, wie Institutionen, Verbänden oder Organisationen zu unterscheiden, die gesellschaftstheoretisch betrachtet, ebenso auf einer mesostrukturellen Ebene angesiedelt sind und entsprechend analysiert werden können.

Im Folgenden möchte ich beschreiben, wie die Arbeit gegliedert ist und worauf die einzelnen Kapitel thematisch eingehen: Die ersten drei Kapitel dienen der Bestimmung und Spezifizierung des Gegenstandsbereiches. Mit dem Gegenstandsbereich sind landkommunitäre Gemeinschaften gemeint, die historisch gesehen kein neues Phänomen darstellen. In unterschiedlichen Epochen insbesondere der europäischen Ideen- und Geistesgeschichte hatten ländliche Gesellschaftsexperimente und Siedlungsgemeinschaften immer schon ihren festen Platz. Im *ersten Kapitel* soll diese historische Entwicklung anhand einiger zentraler Strömungen nachgezeichnet werden, wobei hier schon die Nähe zur Bewegungsforschung erkennbar wird. Eine Abgrenzung erfolgt hingegen von der Utopieforschung, die sich zwar auch mit der Wissens- und Erkenntnisproduktion der Landkommunenthematik beschäftigt, die aber für das aktuelle Vorhaben und die Bearbeitung meiner Forschungsfragen in den Hintergrund tritt. Etwas spezifischer wendet sich das erste Kapitel der Entwicklung der Landkommunenbewegung in der Bundesrepublik seit den späten sechziger Jahren zu. Dies erfolgt vor dem relativ zeitnahen Hintergrund zur ostdeutschen Landkommunenbewegung, die sich nach dem politischen Umbruch 1989/90 formiert hat.

Das *zweite Kapitel*, das zu einem Teil ebenfalls als ein historischer Beitrag angelegt ist, verfolgt zunächst die Entstehung und Entwicklung der neueren Landkommunenbewegung mit dem Schwerpunkt auf Ostdeutschland. Rekonstruiert werden hier die Voraussetzungen und Startbedingungen sowie die Entwicklungssprünge in den neunziger Jahren, die dazu führten, dass sich eine landkommunitäre Bewegung auch in den neuen Bundesländern etablieren konnte. In diesem Zusammenhang wird eine `nachholende Entwicklung´ deutlich, aber neben Parallelen und Ähnlichkeiten, können auch einige wichtige Unterschiede im Profil der ostdeutschen Landkommunen im Vergleich zu ihren westlichen Nachbarn ausgemacht werden. Expliziter wird dies dann im dritten Kapitel behandelt. Das zweite Kapitel schließt mit einer Diskussion und Einschätzung von Forschungsarbeiten, die in den letzten Jahren zur Landkommunenbewegung entstanden sind. Diese wenigen Untersuchungen splitten sich in zwei Gruppen: Quantitativ ausgerichtete Studien bieten einen Überblick bzw. eine Bestandsaufnahme landkommunitärer Gemeinschaften in Deutschland. Eine andere Gruppe – qualitativ angelegte Arbeiten – richtet den Fokus auf eine spezielle Landkommune oder zielt auf einen Vergleich mehrerer Gemeinschaften unter einer thematischen Überschrift und der Bearbeitung einzelner Themenkomplexe (z.B. Kommunikationsformen oder Erziehung).

Das *dritte Kapitel* versteht sich als reines Theoriekapitel. Es vermittelt drei zentrale Ansätze, die den besonderen theoretischen Kontext der Landkommunenbewegung in Ostdeutschland kennzeichnen. Dargestellt werden die theoretischen Konzeptionen von Rudolf Bahro, Johan Galtung und den so genannten „Bielefelder Soziologinnen“, Claudia von Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thompson. Neben den theoretischen Implikationen liefern diese Theorien praktische Sinnressourcen, die die Landkommunenbewegung als spezifische soziale Bewegung für sich beansprucht und legitimiert. Es sei hier der Hinweis gestattet, dass die theoretischen Ansätze nur wiedergegeben werden. Eine Vertiefung und Problematisierung ihrerseits erfolgt nicht, weil dies den Rahmen der Arbeit sprengen würde. Unverzichtbar schien mir hingegen die Auseinandersetzung mit der Frage, wie sich die theoretischen Ansätze und Legitimationsbezüge in den Leitbildern und Rahmenkonzeptionen der landkommunitären Gemeinschaften niederschlagen. Weiter werden auch das von den Landkommunen artikuliert Selbstverständnis sowie ihre Anliegen und Ziele einbezogen, die maßgeblich den Aktivitätsrahmen der Landkommunenbewegung konturieren. Abschließend erläutere ich den Begriff >landkommunitäre Gemeinschaft<, so wie er im Zusammenhang meiner empirischen Untersuchung zu verstehen ist. Ein haltloses Unterfangen wäre es, eine Definition des reinen Begriffs >Gemeinschaft< anzubieten. Wohl wissend, dass sich hinter dem Begriff >Gemeinschaft< eine lange Geschichte, auch eine lange Geschichte des Scheiterns auf verschiedenen

Kontinenten, verbirgt und >Gemeinschaft< in den unterschiedlichen historischen und gesellschaftlichen Kontexten ein hochgradig theoretisiertes und ideologisiertes Phänomen darstellt, verzichte ich auf entsprechende diskursgeschichtlichen Überlegungen. Für die bevorstehende Untersuchung werden lediglich einige Kriterien ins Feld geführt, die behilflich sein sollen, den Begriff >landkommunitäre Gemeinschaft< von anderen gemeinschaftlichen Praxisformen und wissenschaftlich wie umgangssprachlich gebräuchlichen Begriffen, wie z.B. Wohngemeinschaft, Stadtkommune, Glaubensgemeinschaft, spirituelle Gemeinschaft, therapeutische Gemeinschaft etc. abzugrenzen. Unter einer landkommunitären Gemeinschaft verstehe ich, um es vorwegzunehmen, ein soziales Arrangement von Akteuren in ländlichen Regionen, die ihre spezifischen Lebens-, Arbeits-, Aktions-, Diskurs- und Kommunikationsformen als Alternative zur strukturellen Ordnung der fortgeschrittenen Industriegesellschaft begreifen. Das dritte Kapitel endet mit einem *Exkurs*. Er soll die eingangs skizzierte Situation und die besonderen sozioökonomischen Schwierigkeiten in strukturschwachen Regionen der neuen Bundesländer noch einmal präziser beleuchten. Neben den theoretischen Grundlagen und Legitimationsbezügen spreche ich in diesem Zusammenhang von praktischen Voraussetzungen, denn Landkommunen fanden gerade in jenen krisengeschüttelten und von den Metropolen wirtschaftlich abgeschnittenen Gebieten Ostdeutschlands günstige Ausgangsbedingungen vor.

Nach diesen drei theoretischen, den Gegenstandsbereich umschreibenden Kapiteln, möchte ich zum empirischen Teil der Arbeit überleiten. Während sich die Inhalte der ersten Kapitel an der Geschichte, den Theorien und dem Selbstverständnis der Landkommunenbewegung orientieren, erfolgt im umfangreicheren empirischen Teil ein Perspektivenwechsel. Nicht mehr der kollektive Akteur und Autor, die soziale Bewegung, steht im Mittelpunkt. In das Zentrum der Aufmerksamkeit rücken nun die individuellen Sichtweisen der an den landkommunitären Gemeinschaften beteiligten Akteure. Es werden, wie bereits angekündigt, lebensgeschichtliche Verläufe untersucht. Dabei wird der Frage nachgegangen, wie die Entscheidung, in einer Landkommune zu leben, motiviert ist und welche Bedeutung in diesem Zusammenhang lebensgeschichtliche Erfahrungen und Prozesse einnehmen. Das „biographische Wissen“ (Alheit & Hoerning 1989), das es zu rekonstruieren gilt, lässt sich mit den theoretischen Sinnkonstrukten und der Selbstauffassung der Landkommunenbewegung kontrastieren. Man könnte auch sagen, dass von der Beschreibung der Landkommunenbewegung aus ihren Selbstdarstellungen heraus zu deren Problematisierung anhand von biographischen Einzelfallanalysen übergegangen wird. Im Spannungsfeld zwischen Bewegungsforschung und Biographieforschung werden die individuellen Erzählerdarstellungen auch dahingehend untersucht, ob und inwieweit die Theorien und Konzepte der Landkommunenbewegung für den Einzelnen

bedeutsam sind. Kurz, der biographische Ansatz begründet sich auch vor dem Hintergrund, dass die Landkommunenbewegung über sich selbst nur wenig kritisches Potenzial liefert.

Im *vierten Kapitel* wird zunächst der Bezugsrahmen biographischer Forschung abgesteckt und für die Untersuchung begründet. Es wird eine konstruktive Differenz und Spannung kollektivtheoretischer und lebensgeschichtlicher Ansätze eröffnet und Möglichkeiten ihres Ertrags geprüft. Hauptsächlich werden hier jedoch methodentheoretische Grundlagen vorgestellt, wobei ein Schwerpunkt auf der Theorie- und Feldforschungstradition des Symbolischen Interaktionismus gelegt wird, sofern diese für die 'biographische Perspektive' von Relevanz ist. Auch wenn eine solche Auseinandersetzung mehr oder weniger vorauszusetzen ist, war sie doch für mich als 'Nicht-Soziologen' im Sinne der Herstellung eines Selbstverständnisses meiner Untersuchung unverzichtbar. Ähnliches gilt für die Vorstellung erzähltheoretischer Grundlagen, wie sie mit dem Erhebungs- und Analyseverfahren des autobiographisch-narrativen Interviews verbunden sind. Beim biographischen Wissen handelt es sich um erinertes Wissen über biographische Erfahrungen, die durch die Technik autobiographischen Stegreiferzählens (Schütze 1983, 1987c) hervorgehoben werden. Im autobiographisch-narrativen Interview wird das biographische Gewordensein des biographischen Selbst erzählt und die subjektive Bedeutsamkeit von Situationen und Ereignissen sowie die zeitliche und soziale Eingebundenheit in die soziale Welt oder in verschiedene soziale Welten thematisiert. Die Erhebungstechnik zielt auf den offenen Charakter der biographischen Präsentation, in welcher der Informant gewissermaßen zum Experten des singulären Prozessgeschehens wird. Bei der Auswertung eines solchen Interviews wird danach gefragt, was die einzelnen Erzählsegmente an sozialen und biographischen Prozesse zum Ausdruck bringen und in welcher Form diese dargestellt sind.

In enger Verbindung zum vorigen Kapitel steht das *Kapitel fünf*, das eine Konkretisierung des Forschungsdesigns beinhaltet. Hier kommt es zunächst darauf an, Hypothesen und Fragestellungen zu formulieren und zu spezifizieren. Zur Beschreibung der Forschungspraxis zählt die Darstellung des Zugangs zum empirischen Feld, die auch die Rolle des Forschers, seine unvermeidliche Position zwischen Involviertsein und Distanznahme zu reflektieren versucht. Es folgen Bemerkungen zur Kontaktaufnahme und Auswahl der Befragten sowie zur Interviewführung und Aufbereitung der autobiographischen Materialien. Ferner werden die Auswertung der autobiographisch-narrativen Interviews sowie die Schritte der Theoriebildung erläutert. Im Rahmen der Methodologie der „grounded theory“ (Glaser & Strauss 1967) stehen die ausgearbeiteten Einzelfälle für bestimmte Prozessvarianten oder Typen von biographischen Prozessverläufen. Sie enthalten bestimmte Kategorien, zentrale, weniger zentrale

oder auch nur untergeordnete Kategorien, die sich aus dem Vergleich der Fälle herauskristallisieren und die schließlich in einer abgewandelten Form des theoretischen Modells (Glaser & Strauss 1967), einer theoretischen „Skizze“ (Reim & Riemann 1997/235) aufgezeigt und soweit möglich miteinander in Beziehung gesetzt werden.

Den Beginn der Auswertung macht eine Einzelfallanalyse (*Kapitel sechs*). Die Darstellung der Fallgeschichte „Georg Menze“ soll meine Arbeitsweise, die Anwendung des biographischen Verfahrens transparent und nachvollziehbar machen. Dieser Anspruch führt zwar dazu, dass das Kapitel quantitativ an Umfang zulegt, doch werden so auch Einblicke in die Interpretationen sowie in die einzelnen Arbeitsschritte möglich, von der Erzählsegmentierung, über die strukturelle Beschreibung bis hin zur analytischen Abstraktion, einschließlich der biographischen Gesamtformung. Im Fall Menze werden die Prozesse der biographischen Erfahrungsaufschichtung schrittweise rekonstruiert sowie die Art und Weise der biographischen Selbstpräsentation des Informanten genauer unter die Lupe genommen. Auch kommt es zur Entwicklung erster, im Fall enthaltener Kategorien, die in den nachfolgenden Fällen überprüft werden. Diese Kategorien können auch in einer veränderten Form und durch andere soziale Bedingungsfaktoren oder soziale Prozesse ausgelöst, in Erscheinung treten. Die Aufstellung der Kategorien und ihre Überkreuzung zu Aussagesystemen mittlerer theoretischer Reichweite erfolgen dann im letzten, dem achten Kapitel.

Im *siebenten Kapitel* werden weitere Fälle expliziert, die aus forschungspragmatischen Gründen als biographische Porträts angelegt sind („Bärbel Jonekeit“, „Susanne Klatt“ und „Nils Schuck“). Das biographische Porträt stellt eine Mischform aus der biographischen Gesamtformung und Teilen der strukturellen Beschreibung dar. Die Darstellung ist hier vor allem von der Frage geleitet, was für den Fall typisch ist, was ihn von anderen Fällen unterscheidet und was die zentralen Prozesse, Einschnitte und biographischen Schaltstellen des Lebens kennzeichnet. An wichtigen, d.h. das biographische Prozessgeschehen leitenden Stellen, z.B. ein Wechsel der biographischen Prozessstruktur, habe ich in den Porträts immer wieder auf detaillierte Interpretationen aus der strukturellen Beschreibung zurückgegriffen und die entsprechenden Präsentationsaktivitäten aus dem Originaltranskript beigefügt. Für die Untersuchung wurden weitere Interviews gesichtet. Sie sind in die Arbeit nicht explizit, d.h. als Fallanalysen aufgenommen worden, sind aber in die Darstellung der theoretischen Skizze eingeflossen. Zumeist handelte es sich um Fälle, die im Rahmen des minimalen Kontrasts Ähnlichkeiten oder Parallelen zu den gezeigten Eckfällen aufzuweisen hatten oder sich gewissermaßen als ‚Sonderfall‘ („Reinhard Weißendorn“) herausstellten.

Das letzte, *achte Kapitel* besteht aus vier Teilen und kann als Summierung und Ergebnispräsentation der empirischen Untersuchung betrachtet werden. Mit Rückgriff auf die Fallanalysen und die im Laufe des Forschungsprozesses entwickelten Kategorien, sollen die Hypothesen und Fragestellungen der Arbeit aufgenommen und geprüft werden. Zunächst versuche ich mich an einer Zusammenführung und Verdichtung der dominierenden biographischen Prozesse und Prozessstrukturen, die in der Zeit vor der Beteiligung an der Landkommunenbewegung eine Rolle spielten. Unterschiedliche Formen der Anziehungskraft von Landkommunen werden anschließend im Kontext sozialer Prozesse des Eintritts und der Einsozialisation in eine Landkommune beleuchtet. Dies ist auch die Schnittstelle, an der der Ort der sozialen Bewegung zum Ort der Biographie und Lebensgestaltung wird. Man könnte auch von einer Nahtstelle sprechen, an der die Landkommune als Wahrnehmungs- und Erlebensbereich in die Biographie aufgenommen wird. Noch deutlicher wird das vielleicht, wenn ich im dritten Teil auf die individuellen Erfahrungen der Akteure in den Gemeinschaften zu sprechen komme. In diesem Zusammenhang werden einige inhaltliche Implikationen aus den Kapiteln zwei und drei wieder aufgegriffen und deren Bedeutung im Rahmen der individuellen Perspektiven reflektiert. Dieser dritte Teil führt fragmentarisch auch einige sozialweltliche Prozesse und Schwierigkeiten der Landkommunen ins Feld, sofern sie sich in den autobiographischen Materialien aufspüren ließen. Dabei ist eine Grundaussage die, dass die Qualität der sozialen Beziehungen und der Beziehungsgestaltung etwas Zentrales im Laufe der Beteiligung an Landkommunen darstellt. Sie kann über den mitunter wieder schnellen Ausstieg oder den weiteren Verbleib eines Akteurs in der Gemeinschaft entscheiden. Dass Landkommunen von einer hohen personellen Fluktuation betroffen sind, scheint ein grundsätzliches Phänomen, dem ich unter dem Bericht „*Porträt einer landkommunitären Gemeinschaft*“ etwas mehr Platz einräumen wollte. Jenes Porträt, das vom Thema der Arbeit etwas abweicht und deshalb auch in den *Anhang* genommen wurde, beschreibt die Gestalt und Ablaufgeschichte einer einzelnen Landkommune, die über einen Zeitraum von zehn Jahren beobachtet wurde. Die Detailbetrachtung soll dazu beitragen, kollektive Prozesse der Entwicklung und Veränderung sowie die damit verbundenen Schwierigkeiten einer Landkommune einzufangen. Auch wenn sich die hier getroffenen Aussagen allein auf die vorgestellte landkommunitäre Gemeinschaft beschränken, so enthält der Bericht doch einige wertvolle Informationen, auf die ich im Analyserahmen der theoretischen Skizze hin und wieder, d.h. an Stellen, an denen es sinnvoll bzw. ertragreich erscheint, zurückgreifen werde. In einem letzten Teil des achten Kapitels wird die biographische Bedeutung der Beteiligung an der landkommunitären Bewegung beleuchtet. Dabei soll untersucht werden, wie sich das kollektive Leben in der Landkommune

auf die einzelnen Lebensgeschichten auswirkt und welche Erfahrungen bzw. Kompetenzen aus dem gemeinschaftlichen Lebenszusammenhang `mitgenommen´ werden. Ein Resultat mit erhöhter Relevanz ist z.B. die Eröffnung einer Perspektive, die sich im weitesten Sinne mit den Begriffen „Beziehungsarbeit“, „Selbsterfahrung“ und „biographische Arbeit“ umschreiben lässt.

Die Arbeit schließt mit einer *Zusammenfassung der empirischen Studie*, ihrer wichtigsten Ergebnisse und Probleme. In einer *Schlussbetrachtung* werden Grenzen der Untersuchung aufgezeigt und offene Fragen formuliert. Auch werden Vorschläge für Forschungsperspektiven unterbreitet, die sich in der Folge an diese Untersuchung anschließen und die dem Thema der Landkommunenbewegung weiter aus ihrem sozialwissenschaftlichen Schattendasein verhelfen könnten.

## Kapitel 1

# Landkommunitäre Gemeinschaften im Kontext sozialer Bewegungen und die Entstehung der Landkommunenbewegung in der Bundesrepublik

## 1.1 Das Verhältnis zur Natur und der Gemeinschaftsgedanke im Spiegel historischer sozialer Bewegungen

Die Idee der Landkommunen und die sie tragenden Grundprinzipien von Gemeinschaft, Solidarität und sozialer Gerechtigkeit sind geschichtlich gesehen kein neues Phänomen. Die Existenz heutiger landkommunitärer Gemeinschaften entfacht nicht nur wissenschaftliche Debatten, sondern führt darüber hinaus auch zu einem öffentlichen Diskurs über ihren Gegenstand innerhalb der pluralisierten Gesellschaft. In Hinblick auf vielfältige Arbeiten aus der Utopieforschung erweisen sich Landkommunen nicht nur als eine historisch wiederkehrende Erscheinung, sondern auch als ein hochgradig theoretisiertes und ideologisiertes Konstrukt. Die Utopieforschung konnte das Phänomen der Landkommunen bereits in Anlehnung an die spezifischen historischen und gesellschaftlichen Kontexte situieren (vgl. Saage 1997). Auch konnte sie die lange Geschichte ihres Scheiterns auf verschiedenen Kontinenten, insbesondere der frühen Landkommunen des Frühsozialismus im ausgehenden 18. Jahrhundert, nachzeichnen.<sup>1</sup> Aus diesem Grund kann hier weitgehend auf eine Rekonstruktion ideengeschichtlicher

---

<sup>1</sup> In Anlehnung an die Utopieforschung können im Wesentlichen drei ideengeschichtliche Utopieformen als Stufenfolge im Sinne ihrer Konkretisierung festgehalten werden: (1) Die so genannten *Raumutopien* stellten fiktive romanartige Transplantationen paradiesischer Zustände in eine irdische Welt dar, die jedoch nicht erreichbar waren. Aus der gesellschaftlichen Kritik entstanden Utopien, wie sie insbesondere von Morus, Campanella oder Bacon beschrieben wurden. (2) Innerhalb einer zweiten Stufe wurden die Visionen zunehmend konkreter und für die Menschheit erreichbar. Sie können als *innerweltliche Utopien* bezeichnet werden und spiegelten sich in der Ideengeschichte und den Projekten des Utopischen Sozialismus wider (Owen, Saint-Simon, Cabet, Fourier). Diese in der Regel soziologisch konzipierten Reformideen des vormarxistischen Frühsozialismus in England und Frankreich entsprangen größtenteils aus den sozialen Widersprüchen des gesellschaftlich neuen Kapitalismus an der Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts. Viel praktischer angelegt als später Marx, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Gesellschaftskörper sezerte und dessen 'Seele', das Kapital, herauspräpariert hat, versuchte bspw. Robert Owen zunächst in England in seiner Baumwollspinnerei „New Lanark“ erste soziale Konzepte zur Humanisierung der Arbeitswelt umzusetzen. Später, 1825 in Nordamerika, gründete er die kommunistische Kolonie „New Harmony“, um auf der Basis von Gütergemeinschaft eine ideelle Sozialform von Gemeinschaft zu realisieren. Auch die anarchistische Lehre (Godwin, Proudhon, Morris und Malthus als Vorläufer, später Stirner, Bakunin, Kropotkin), die aus der Verschmelzung zweier geistiger Strömungen entstammte – dem Liberalismus des 18. Jahrhunderts und dem Sozialismus des beginnenden 19. Jahrhunderts –, trug zu einem System von Ideen und Vorstellungen einer gesellschaftlichen Utopie bei. Nicht zu vergessen, sind hier auch die kommunistischen „Sorokin“-Arbeitskommunen in der Sowjetunion in den Jahren um und nach 1930 sowie die Entwürfe der utopischen Staatsromane in Amerika, z.B. „Walden Two“ des Verhaltenspsychologen B.F. Skinner (1948/dt. 1972). (3) Durch Ernst Bloch (1959/1987) konnten Utopien 'im Detail' als *Medium für den Entwurf alternativer Lebensmöglichkeiten* rehabilitiert werden. Den abstrakten Utopien, denen Bloch eine zu wenig kritische Beachtung des 'Jetzt' attestierte, setzte er die kritische Gesellschaftsanalyse von Marx (1867) entgegen, die sich verhältnismäßig gering an Zukunftsentwürfen orientierte. Sie reagierte maßgeblich auf die ökonomisch-immanenten Erscheinungen der kapitalistischen Gesellschaft, deren Auflösung Marx aus ihr selbst heraus erklärte. Der Marxismus stellte so für Bloch eine prozesshaft-

Überlegungen verzichtet werden. Interessant scheint dagegen, den von der Utopieforschung verfolgten diskursgeschichtlichen Teil um einige aus der Bewegungsforschung stammende Aspekte zu ergänzen. Die in der Utopieforschung bislang unberücksichtigt gebliebenen Aspekte sind im Wesentlichen mit dem geschichtlichen Aufkommen sozialer Bewegungen in Mitteleuropa verbunden. Im Folgenden betrachte ich landkommunitäre Gemeinschaften im Kontext der sozialen Bewegungsforschung und verzichte auf eine Ausformung ihrer utopischen Entwürfe und Potenziale.<sup>2</sup>

Die historisch orientierte Bewegungsforschung<sup>3</sup> (vgl. Hennig 1989; Linse 1986; Sprondel 1986) geht davon aus, dass mit dem Beginn der Aufklärung auch die gegenkulturellen Protestformen geboren wurden. Zu nennen ist hier Rousseau, der mit seinen Schriften im ersten und zweiten „Discours“ (Rousseau I, 1750; II, 1755) eine vehemente Zivilisationskritik und Skepsis gegenüber den zivilisatorischen Leistungen vorlegte und vor dem Verlust der Natürlichkeit und der zunehmenden Ungleichheit unter den Menschen warnte; dem Luxus hielt er eine fast religiöse Naturverehrung und einfache, naturnahe Lebensweise entgegen (vor allem im zweiten Discours 1755, vgl. dazu ausführlich Christmann 1997/42ff).<sup>4</sup> Im Kontext der Aufklärungsprogrammatik markierte die Französische Revolution 1789, die vor allem die bestehende Feudalordnung zu beseitigen versuchte, die entscheidende Richtung für eine „erste soziale Bewegung“ (Raschke 1985/22) unter modernen Vorzeichen. Auch die Romantik als eine Art Gegenbewegung zur Aufklärung verstand sich als kulturkritische Strömung, die die einseitige aufgeklärte Rationalität und das sich darin widerspiegelnde mechanistische Naturbild scharf kritisierte sowie eine umfassende kulturelle, ästhetische und politische Erneuerung forderte (vgl. Schimank 1983/3). In den Schriften von Novalis oder Schelling sind gelegentlich pantheistische Vorstellungen von Natur enthalten, in der der Mensch als Gemeinschaftswesen thematisiert wird. Besonders in den klassischen und romantischen Epochen Deutschlands bestand eine enge Verbindung zur kommunitären Idee, bspw. in Hölderlins *Hyperion*,

---

konkrete Antizipation dar und implizierte eine utopische Funktion gesellschaftlicher Entwicklung (vgl. Bloch 1987; Habermas 1985/141-166).

<sup>2</sup> An der Bedeutung landkommunitärer Gemeinschaften für die Utopieforschung arbeitet Andreas Wittmann. Seine Dissertation an der Universität Bochum ist noch nicht eingereicht.

<sup>3</sup> Für die Entwicklung der Bewegungsforschung sind zwei Denkrichtungen, soziale Bewegungen zu erklären, von zentraler Bedeutung: So wurden zum einen soziale Bewegungen von einem geschichtsphilosophischen Standpunkt aus gedacht (Hegel, Marx und sein „Kommunistisches Manifest“), indem die Abfolge gesellschaftlicher Epochen stets von Klassenkämpfen vorangetrieben wird und das Verhältnis der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse den Motor für gesellschaftlichen Fortschritt, Veränderung und Wandel darstellt. Vor diesem Hintergrund werden soziale Bewegungen als Form kollektiven Handelns verstanden, die sich aus den Selbstwidersprüchlichkeiten der gesellschaftlichen Verhältnisse begründet. Eine andere Denkposition, die Entstehung sozialer Bewegung nachzuzeichnen, entspringt dem Feld der Massenpsychologie (Le Bon, Tarde). Soziale Bewegungen werden als Form kollektiven Verhaltens betrachtet, das irrational veranlagt ist, da es auf Ängsten und Affekten beruht und durch diese geleitet wird, wobei eine konkrete Ausstattung über Ziele und Kontrolle über sich selbst fehlt (vgl. Hellmann 1999/94f).

<sup>4</sup> Christmann sieht in den Rousseauschen Aufzeichnungen von 1750 und 1755 sogar das Fundament des heutigen ökologischen Moralsystems, in welchem die zentralen Bestandteile des „gegenwärtigen umweltschützerischen Sinnsystems fast vollständig ausgebreitet [sind]“ (Christmann 1997/181).

der den Entwurf einer kommunitären Subjektivität in der Gründung des Elysiums aufmalt. Es wird deutlich, wie gerade in Deutschland die soziale Reflexion viel enger mit der kommunitären Utopie und Gemeinschaftsbildung verknüpft war, als uns vielleicht bewusst ist.

Mitte des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts zog eine andere soziale Bewegung in Deutschland ein, die den Gemeinschaftsgedanken aufgriff – die Lebensreformbewegung. Obwohl in dieser Übergangsphase zum organisierten Kapitalismus der revolutionären Arbeiterschaft eine Schlüsselstellung zugesprochen werden kann (vgl. Rucht 1994/124), wirkten sich die Bestrebungen der Lebensreformbewegung auf reaktionäre Gruppen und zivilisationskritische Strömungen aus. Dazu zählte z.B. die Naturschutzbewegung oder auch die Wandervogelbewegung. Mit dem Hauptanliegen einer natürlichen Lebensweise, die alle Lebensbereiche im harmonischen Einklang mit der Natur umfasst, wurden im Wesentlichen drei zentrale Ziele verfolgt: Naturheilkunde, Nacktkultur und Vegetarismus (vgl. Sprondel 1986/316). Dem Konsum- und Luxusstreben der Zeit galt es einen asketischen Lebensstil sowie eine zum Teil alternative und gemeinschaftliche Ökonomie entgegenzusetzen. In dieser Phase der Lebensreform zeichneten sich kommunitäre Bewegungen ab und es entstanden erste Gemeinschaftssiedlungen, die sich an Ganzheitlichkeit und Naturharmonie orientierten (vgl. Hermand 1991/92f). Die Lebensreformbewegung sah sich quasi als eine Religion, als eine umfassende Weltanschauung und Erlösungsbewegung, die ein gewaltiges Missionierungsprogramm startete (vgl. Sprondel 1986/318ff).

Eine weitere landkommunitäre Bewegungsströmung zeichnete sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts infolge der studentischen Protestbewegung in der Bundesrepublik ab. Ende der sechziger Jahre verband diese Bewegung ihre Anliegen mit einer umfassenden Kultur- und Kapitalismuskritik, die sowohl politisch als auch intellektuell breite Fundamente aufwies. Die Landkommunenbewegung, die Anfang der siebziger Jahre mit Entwürfen kommunitärer Arbeits- und Lebensformen experimentierte, sah sich hauptsächlich als Protestform gegen die zunehmend entfremdete und Konsumorientierte Gesellschaft, der sie das Experiment einer autarken Wirtschafts- und Lebensweise entgegen zu setzen versuchte (vgl. Glätzer 1978). Ein auffallendes Charakteristikum dieser Bewegung ist die Vorstellung vom Leben im Einklang mit der Natur, die von vielen Mitgliedern der Szene mit fernöstlicher Spiritualität, Anthroposophie oder einem schon in der Romantik präferierten Naturverständnis verbunden wurde.

Stützt man sich überwiegend auf die zentralen Sinnelemente historischer sozialer Bewegungen, so lässt sich herausstellen, dass diese Bewegungen im Laufe der Entwicklung der Moderne immer wiederkehrende Sinnstrukturen reproduzierten: Unter der Perspektive zeittheoretischen Denkens könnte zunächst vermutet werden, dass soziale Bewegungen – entge-

gen dem von der Bewegungsforschung favorisierten Trend, solche Phänomene als *lineare Ergebnisse* jeweiliger Entwicklungen zu betrachten – immer wieder auftreten (vgl. Christmann 1997/40). Jene Linearität besagt, dass die Gegenwart als Ergebnis der Vergangenheit und die Zukunft als Ergebnis der Gegenwart angesehen wird. Eine *zyklische Betrachtungsweise* hingegen kennzeichnet, dass Veränderungen als historische Wiederholungen verstanden werden. Diese zyklische Sichtweise impliziert, dass die Emergenz sozialer Bewegungen nicht einer aufeinander folgenden Entwicklung entspricht, sondern als ein repetitives Phänomen innerhalb größerer Zeiträume betrachtet werden muss (vgl. Christmann 1997/40; Soeffner 1991b/153). Folglich sind stets wiederkehrende Sinnelemente naturverbundenen und gemeinschaftlichen Ideenguts in den sozialen Bewegungen implementiert, die zugleich bestimmte historische Epochen charakterisieren und in die Konstituierung der ersten kommunitären Gemeinschaften eingeflossen sind. Diese Sinnelemente wurden über Kommunikation tradiert und können wie folgt, zusammen gefasst werden (vgl. Christmann 1997/181)<sup>5</sup>:

- Eine grundlegende Gesellschafts- und Kulturkritik, deren Schwerpunkte bis in die heutigen Debatten der Alternativbewegung und Ökologiebewegung transportiert worden sind.
- Die Vorstellung eschatologischen Denkens<sup>6</sup>, die Szenarien von Weltuntergang und Apokalypse beinhalten und prognostizieren.
- Die Kultivierung des Bildes vom 'guten Menschen', der sich gegen die bestehenden gesellschaftlichen Missstände wehren muss.
- Die Kritik am Konsum und das Vertreten asketischer Lebensstile.
- Die Formulierung immer konkreter werdender Konzepte von Gemeinschaft im Einklang mit der Natur sowie Vorschläge von konkreter Utopie im Sinne Ernst Blochs historisch wiederkehrender „Träume vom besseren Leben“ (Bloch 1987).
- Das Anstreben eines auf alle Lebensbereiche angewendeten ganzheitlichen Prinzips (holistisches Weltbild).
- Ein starkes Missionierungsbestreben und eine intensive Mitgliederwerbung.

<sup>5</sup> Vgl. an dieser Stelle zusammenfassend Christmann (1997/41ff), auf deren Ausführungen hier stark Bezug genommen wird. Christmann stützt sich in ihren Ausführungen überwiegend auf Arbeiten zur Naturphilosophie sowie auf die Untersuchungen einzelner historischer Epochen.

<sup>6</sup> Aus der Perspektive der Utopieforschung gilt es zwei Grundformen von Eschatologie zu unterscheiden, die beide einen wichtigen Kern der inneren Geschichte des Christentums darstellen. Die erste dieser Grundformen, eine prophetische, stammt aus Israel und stellt die Erlösung in jedem gegebenen Augenblick in einem nicht zu bestimmenden Maße in die Entscheidungsmacht des Einzelnen. Sie säkularisiert sich in einigen Systemen der so genannten Utopisten. Die zweite, eine apokalyptische, trägt ihren Ursprung im alten Iran. Für sie ist der Erlösungsprozess in all seinen Einzelheiten von vornherein festgelegt und so werden in seinem Vollzug die Menschen lediglich als Werkzeuge verwendet. Die apokalyptische Grundform fand infolge der Säkularisierung maßgeblich im Marxismus Resonanz (vgl. Buber 1947/1985/33f).

## 1.2 Die soziale Protestbewegung Ende der sechziger Jahre und die Formierung einer landkommunitären Bewegung in der Bundesrepublik

Um den Entwicklungsgang der Landkommunenbewegung in der Bundesrepublik Deutschland nachzuzeichnen, scheint es sinnvoll, ihre Entstehungsbedingungen an die soziale Protestbewegung anzulehnen, die sich Mitte bis Ende der sechziger Jahre formiert hat. In den zahlreichen Beiträgen zur Bewegungsforschung besteht weitgehend Konsens darüber, dass der wohlfahrtsstaatliche Kapitalismus in dieser Zeit mit einem „signifikanten Modernisierungsschub“ (Rucht 1994) einherging, der nicht nur das Profil fortgeschrittener Industriegesellschaften kennzeichnete, sondern zugleich den Ursprung eines später heterogen strukturierten sozialen Bewegungskonglomerats darstellte. Die studentischen Proteste thematisierten nicht nur die Mehrschichtigkeit der Probleme des kapitalistischen Systems, sondern gingen selbst aus den Krisenerscheinungen des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses hervor.<sup>7</sup> Ende der sechziger Jahre kann noch nicht von sozialen Bewegungen gesprochen werden. Doch wurde hier der theoretische Rahmen für die Mobilisierung und Ausdifferenzierung der Gruppen in den siebziger und achtziger Jahren geschaffen, in denen schließlich der Bewegungsbegriff vermehrt in politischen und wissenschaftlichen Debatten Einzug erhielt. So repräsentierte die Protestbewegung zunächst keine bewegungsinterne Homogenität. Nachdem einzelne Gruppen im Laufe ihrer Entwicklung abstrakte Gemeinsamkeiten feststellten, kollektive Aktionen organisierten und gemeinsame Arbeitsformen entwerfen konnten sowie eine kollektive Identität stifteten, war die Rede von sozialen Bewegungen gerechtfertigt. Diese blieben allerdings in sich immer noch heterogen strukturiert (vgl. Rucht 1994/24). Unter der Prämisse eines an dieser Stelle undifferenziert bleibenden wissenschaftlichen Minimalkonsens können zu den zentralen sozialen Bewegungen, die Ökologie-, die Frauen-, die Alternativ-, die Friedens-, die Dritte Welt-, die Jugend- und die Anti-Atomkraft-Bewegung gezählt werden (vgl. Wehling 1989/62). An verschiedenen Brennpunkten, vor allem politisch-ökologischen Standortkonflikten mobilisierten verschiedene soziale Bewegungen einen z.T. gemeinsamen, massenwirksamen Protest- und Aktivitätsrahmen (Wyhl, Brokdorf, Startbahn West, Gorleben etc.).

Zunächst besaß die 68er Bewegung im Anschluss an die Adenauer-Republik kaum kommunitäre Züge. Zwar gründeten sich mehr oder weniger promiskuitive Wohngemeinschaften (wie z.B. die prominente Kommune 1 in Westberlin, Rainer Langhans, Fritz Teufel, Dieter

---

<sup>7</sup> Unter dem in der Bewegungsforschung häufig verwendeten Modernisierungsbegriff werden wesentliche gesellschaftsstrukturelle Veränderungen zusammen gefasst, die den Prozessen der Abkehr von der subsistenzwirtschaftlichen Produktions- und Lebensweise, dem Zurückdrängen der Religion als verbindliche Ordnungs- und Legitimationsinstanz, der Herausbildung der kapitalistischen Warenwirtschaft und des modernen Nationalstaates, der Positivierung des Rechts und den Prozesse der Demokratisierung entspringen (vgl. Rucht 1994/40f).

Kunzelmann sowie die Aktionsanalytische Kommune Friedrichshof im österreichischen Burgenland, Otto Muehl), doch begann erst mit einer zweiten Welle des gesellschaftlichen Aufbruchs die eigentliche Kommunenbewegung. Ende der sechziger Jahre entstanden die ersten kommunitären Gemeinschaften in ländlichen Gebieten der Bundesrepublik. Ferner wurden die meisten Kommune Gründungen von den Städten, meist Großstädten aus organisiert, bevor sie sich auf dem Land ansiedelten. Doch kann hier noch nicht von einer Landkommunenbewegung gesprochen werden, sondern eher von vereinzelt kommunitären Gruppen, die sich weitgehend unabhängig voneinander formierten. Mit der politischen Grundeinstellung, dass sich nur auf dem Land eine wirkliche radikale Alternative zur Gesellschaft aufbauen ließe, entstanden die ersten Landkommunen. Für diese Zeit typisch waren insbesondere politisch und anarchistisch ausgerichtete Gruppen, die sich vor allem mit den Ideen von Gustav Landauer und Murray Bookchin identifizierten (vgl. Seitz 1991/95). Daneben existierten viele anthroposophische und christlich orientierte Gemeinschaften. Die Verfasser der wenigen Arbeiten, die ihr Interesse speziell auf den Gegenstandsbereich der Landkommunen richteten, konstatieren, dass Gemeinschaften auf dem Lande Mitte der siebziger Jahre ihren größten Zuspruch fanden. Nach groben Schätzungen existierten zu dieser Zeit ca. zweihundert Landkommunen in der Bundesrepublik (vgl. Glätzer 1978/62). Die Dunkelziffer dürfte allerdings bei weitaus mehr Landkommunen liegen. In dieser Zeit kann auch von einer Landkommunenbewegung gesprochen werden, da sie typische Charakteristika von sozialen Bewegungen aufzuweisen hatte. Ein Definitionsvorschlag sozialer Bewegungen lautet: „Soziale Bewegung ist ein mobilisierender kollektiver Akteur, der mit einer gewissen Kontinuität auf der Grundlage hoher symbolischer Integration und geringer Rollenspezifität mittels variabler Organisations- und Aktionsformen das Ziel verfolgt, grundlegenden sozialen Wandel herbeizuführen, zu verhindern oder rückgängig zu machen“ (Raschke 1985/76ff). Für die Formierung einer landkommunitären Bewegung Mitte der siebziger Jahre war es konstitutiv, dass *Unterstützungs- und Mobilisierungspotenziale* zur Verfügung standen, die die Existenz einer Bewegung zunächst erst einmal sichtbar machten. Sie basierten im Wesentlichen auf einer grundlegenden *Kulturkritik* und deren reproduzierten, d.h. auf Konsum ausgerichteten, besitzindividualistischen und kleinfamiliären Lebensformen.<sup>8</sup> In diesem Kontext schreibt Klaus-Bernd Vollmar exemplarisch den kommunitären Gemeinschaften eine zentrale politische Rolle zu: „Landkommunen leben, sie müssen miteinander reden und von sich reden machen. Sie müssen sich weiter ständig absetzen gegen kapitalistische Sozialität, gegen das stumme und ag-

---

<sup>8</sup> Vergleicht man den Topos der *Kulturkritik* im historischen Scheinwerferlicht, „so ist bei Rousseau vom schädlichen ‚Luxus‘, bei Lebensreformern von der ungesunden ‚Üppigkeit‘ und in der modernen Ökologie- [und Landkommunenbewegung; d. Verf.] vom verschwenderischen ‚Konsum‘ die Rede“ (Christmann 1997/186, kursive Hervorhebung von mir).

gressive Nebeneinander in der Konkurrenzgesellschaft, gegen Ehestruktur und Kleinfamilienghetto. Sie müssen nach innen und außen die Idee einer alltäglichen Solidarität weitertreiben, die endlich auch `politisch` heißen muss, denn sie ist Voraussetzung für die Solidarität, die das im herkömmlichen Sinne politische Handeln trägt“ (Vollmar 1979/13). Im Allgemeinen wurde den landkommunitären Gemeinschaften ein Modellcharakter beigemessen, praktisches Erfahrungswissen für die Gesellschaft zu liefern. In Landkommunen sollten „wesentliche Verhaltensweisen des Zusammenlebens und Zusammenarbeitens entwickelt werden, die im Prozess der Veränderung der Gesellschaft notwendig gebraucht werden“ (Vollmar 1979/26). Für diese Veränderungsbestrebungen standen die `großen Projekte`: >Antiautoritäre Erziehung<<sup>9</sup>, >Emanzipation< und >freie Sexualität<, der landkommunitären Lebensweise Pate. Zu einem anderen Teil existierten auch Vorstellungen, dass eine Veränderung der kapitalistischen Gesellschaft gar nicht möglich sei, weshalb man eine eigenen Gesellschaft `machen`, praktizieren müsse.

Zieht man die damalige Bewegungsdebatte unter Zuhilfenahme einer von Brand (1982) vorgenommenen Klassifikation hinzu<sup>10</sup>, so kann der Entstehungsgrund kommunitärer Gemeinschaften in der Reaktion bestimmter unorganisierter Gruppen auf die unerwünschten Folgen der Modernisierung ausgemacht werden. Allerdings wäre es zu einseitig, die Entstehung der Landkommunenbewegung in der Bundesrepublik einzig und allein als eine Reaktion auf den gesellschaftlichen Modernisierungsprozess aufzufassen. Die Akteure der Landkommunen beanspruchten zwar einerseits ein hohes Maß an gesellschaftlicher Kritik, andererseits benötigten sie jedoch genau diese Kritik, um ihren eigenen Gegenstand überhaupt erst herauszubilden und die Praxis einer landkommunitären Lebensweise umsetzen zu können. D.h. die Rationalisierungs- und Modernisierungsprozesse schlugen zwar einerseits reflexiv auf die Individuen zurück, wie es Ulrich Beck pointiert in seinen Betrachtungen zur „Risikogesellschaft“ (Beck 1986) herausstellte. Andererseits führte der Zusammenhang von gesellschaftlicher Modernisierung und den damit einhergehenden biographischen Risiken auch zu einer

---

<sup>9</sup> Im Hinblick auf das Thema >Antiautoritäre Erziehung< warfen die Kritiker den Landkommunen vor, sie würden ihre Kinder als `Versuchskaninchen` ihrer Utopien und alternativen Lebens- und Erziehungsvorstellungen nutzen, um ihre Gesellschaftskritik am lebenden Beispiel salonfähig zu machen (vgl. Poelchau 2007/38). Ein Beispiel liefert hier der umstrittene Debütroman von Sophie Dannenberg, geb. 1971, der eine schonungslose Abrechnung mit den antiautoritären Praxen der 68er Elterngeneration aus der Sicht ihrer Kinder beinhaltet (vgl. Dannenberg 2004).

<sup>10</sup> Soziale Bewegungen wurden ausführlich hinsichtlich ihrer Entstehung, Funktion und Wirkungen untersucht (Brand 1982; Raschke 1985; Rucht 1994). Insbesondere Brand (1982) unterscheidet m.E. sehr übersichtlich soziale Bewegungstheorien einerseits im Kontext „überschießender Erwartungen und Bedürfnisse“ (*rising demands*) und andererseits als „Reaktion auf verschärfte Problemlagen“ (*need defence*). Ersterer verweist überwiegend auf Wertewandeltheorien, die für die Individuen neue bislang unbekannte Möglichkeiten implizieren. Zweiter Kontext weist auf Theorien zum Gesellschaftswandel hin. Weitere Vorschläge wurden durch die von Habermas (1973b, 1981; später Offe 1972) ausgearbeitete Konzeption der „Kolonialisierung der Lebenswelt“ vorgelegt, die die Entstehung neuer sozialer Bewegungen als selektive und punktuelle Reaktionen auf Systemgesteuerte Verdinglichungs- und Kolonialisierungsprozesse zurückführen. Aus ökosozialistischer Perspektive kommt der Vorschlag einer „dualen Gesellschaft“, die den bürokratisch/technokratisch-industriellen Großstrukturen entgegengesetzt wird (Huber 1984, 1987).

verstärkten Ausdifferenzierung und Pluralisierung von Lebensformen, die mit verschiedenen Gestaltungs- und Partizipationsmöglichkeiten verbunden waren. Eben solche nischenartigen alternativen Lebensformen machten sich Akteure kommunitärer Gemeinschaften zueigen. Anders gesagt, bot die Enttraditionalisierung von biographischen Normalmustern (vgl. Beck & Beck-Gernsheim 1994) die Chance zur Selbstbestimmung des eigenen Lebenslaufs. Derartige für die Alternativbewegung typische Kernvorstellungen von Selbstbestimmung und Selbstorganisation flossen ebenso in die Konstituierung der Landkommunenbewegung ein, wie die von der Bewegungsforschung immer wieder favorisierten Protestmotive.<sup>11</sup>

Die landkommunitäre Gemeinschaft bot nun für ihre Akteure die Handlungsfolie einer geeigneten Gegenkultur bzw. eines Gegenmodells zum bestehenden kapitalistischen Gesellschaftssystem. Es gelang den Gemeinschaften sukzessive das Fluide, Fragmentarische und Unorganisierte ihres Gegenstandes auf wenige, wenn auch schematisch formulierte und bisweilen ideologisch durchsetzte Ziele hin auszurichten. Das Insistieren auf eine radikale Veränderung der gesamten Lebensweise sollte langfristig ökonomische sowie soziale Veränderungsprozesse einleiten und zu einem grundlegenden gesellschaftlichen Wandel führen. Die tägliche Praxis der Landkommunen hatte folglich die „unmittelbare Herstellung von antikapitalistischen und antibürgerlichen Reproduktionsverhältnissen“ (Leinweber & Schibel 1975/6) zum Ziel. Innerhalb der Landkommunen wurde darüber hinaus eine ausgeprägte Konsumkritik kultiviert. Diese galten sowohl als Ort des „Widerstands gegen die berufs- und konsumtätige, isolierte und fernsehranke Kleinfamilie“ (Vollmer 1979/210) als auch der Solidarität im kollektiven Kampf für die gemeinsam formulierten Interessen. Der auf Überflussproduktion basierten Konsumgesellschaft wurde versucht, „demonstrativ die bedarfsorientierte Produktion der Kommune“ (Christmann 1997/57) entgegenzusetzen. Die Ambitionen von Akteuren der westdeutschen Landkommunenbewegung bestanden weitgehend darin, sich von der landwirtschaftlichen Arbeit selbst zu versorgen und dabei nur das Nötigste zuzukaufen. Dieser Anspruch konnte jedoch nur sehr bedingt erfüllt werden. Subsistenz wurde zwar propagiert, aber in den wenigsten Fällen wirklich praktiziert.

Mitte der siebziger Jahre zeichnete sich die Landkommunenbewegung u.a. dadurch aus, dass sie einen gewissen *Grad an Kontinuität* der Gruppen und ihrer Aktivitäten vorweisen konnte. Sie wurde durch den Zuwachs weiterer kommunitärer Gemeinschaften gesichert. Die innere Fortentwicklung der Landkommunen führte zu bestimmten Interaktions- und Kommunikationsstrukturen, zu eigenen Ritualen, habituellen Umgangsformen und Symbolen, die in

---

<sup>11</sup> Die Begriffe ‚Alternative‘, ‚alternativ‘, ‚alternative Szene‘ usw., wie sie hier und im Folgenden noch häufiger verwendet werden, sind Bezeichnungen, die früher wie heute aus der ‚Szene‘ selbst stammen. Häufig steht ‚alternativ‘ für einen politisch links orientierten Personenkreis, der einen hohen studentischen und akademischen Anteil aufweist, der am alternativen kulturellen Leben teilhat und oftmals verschiedenen Gruppierungen sozialer Bewegungen angehört (vgl. Christmann 1997/67f).

der sozialen Alltagspraxis bestätigt wurden (vgl. Soeffner 1991b). Auf dieser Grundlage der *symbolischen Integration* konstituierte sich innerhalb und zwischen den einzelnen landkommunitären Gruppen ein Wir-Gefühl. Die Stiftung einer sozialen Einheit hatte die Funktion der Abgrenzung der Bewegung zur Umwelt- oder zu anderen Bewegungen, um ferner Kriterien der Unterscheidung von `Wir/Die´ bzw. von `zugehörig/nicht zugehörig´ festlegen zu können (vgl. Hellmann 1999/100). Ein interner Zeitschriftenverkehr sorgte zudem für eine Interaktionsübergreifende Verständigung, die die Vorstellungen und Ziele der Bewegung auch extern transportierte. Die Landkommunenbewegung der siebziger Jahre zeichnete sich ebenso durch eine *geringe Rollenspezifikation* aus. Die minimale Ausdifferenzierung und Festschreibung von Rollen führte jedoch trotzdem zu vielfältigen und wechselnden Partizipationsmöglichkeiten der nicht an Mitgliedschaften gebundenen Akteure (vgl. Raschke 1985/21).

Die wenigen Publikationen zur Landkommunenbewegung in den siebziger Jahren können auf den insgesamt geringen Bestand landkommunitärer Gemeinschaften in der Bundesrepublik zurückgeführt werden (Glätzer 1978; Kurz 1978; Leineweber & Schibel 1975; Moritz 1979; Schwendter 1993; Vollmar 1979).<sup>12</sup> Trotz des von den Verfassern bemängelten geringen Standes an Literatur zu Landkommunen in der Bundesrepublik, wurden erste Versuche unternommen, das Phänomen kommunitärer Gemeinschaften wissenschaftlich zu rahmen. Landkommunen wurden entweder innerhalb der Debatte um soziale Bewegungen platziert (Glätzer 1978, Vollmar 1979; Moritz 1979) oder in den Diskussionsrahmen der Subkulturforschung gestellt (Schwendter 1993).<sup>13</sup> Ihre Recherchen zum Gegenstand entsprangen überwiegend einem Gemisch aus gesellschafts- und kulturkritischen Theorien der Zeit, romantisch und lebensreformerisch tradiertem Ideengut und den einschlägigen Informationen aus der Szene selbst, welche z.B. über Zeitschriften wie der „Grüne Zweig“, dem „Kommune Journal“, „Kompost“, „Logzeitung“, „Mono“ (Montagsnotizen) oder „Ulcus Molle“ etc. in Erfahrung gebracht wurden. Die Arbeiten der genannten

---

<sup>12</sup> Im Vergleich zu den Zahlen von kommunitären Gemeinschaften in der Bundesrepublik, gibt Vollmar bei seiner Untersuchung von Landkommunen in Nordamerika eine Stückzahl von dreitausend Gemeinschaften an (vgl. Vollmar 1975/9). Diese Anzahl bestehender Kommunen in Amerika in den siebziger Jahren führt Kurz (1978) darauf zurück, dass zum einen weite Teile des Landes kaum besiedelt waren, so dass ein größerer Spielraum zur Ansiedlung von Gemeinschaften bestand. Zum anderen waren die gesellschaftlichen Widerstände nicht mit denen in Europa vergleichbar, wo jeder neue Versuch auf institutionelle Hindernisse stieß und die verfestigten gesellschaftlichen Strukturen schwer zu durchbrechen waren (vgl. Kurz 1978/82f). Darüber hinaus bestand ein großer Teil der Landkommunen aus spirituellen Gemeinschaften oder Sekten. Das wohl bekannteste Beispiel lieferte die Bhagwan-Kommune im Bundesstaat Oregon unter der Privatreligion und Autokratie des skandalumwitterten Gurus Rajneesh Chandra Mohan (weltlich Bhagwan, später Osho), der nach seiner Übersiedlung aus dem Ashram von Poona (Maharashtra, Südwestindien) nach Amerika halb Oregon in Besitz nahm (1983-1985) und letztlich von Politikern der Regierung des Landes verwiesen wurde. Zu anderen Untersuchungen der Landkommunenbewegung in den USA in der Blütezeit der siebziger Jahre (vgl. Moritz 1979/35-71; Jeromè 1974).

<sup>13</sup> Nach Ansicht Schwendters können Landkommunen nur Subkulturen darstellen, weil sie aufgrund des Fehlens einer sozialen und ökonomischen Basis, keine gesamtgesellschaftlichen Veränderungen hervorbringen können. Landkommunen stellen für ihn ein Nischenphänomen dar, die im Vergleich zu sozialen Bewegungen keine koordinierten und organisierten Protesthandlungen verfolgen (vgl. Schwendter 1993/38). Auch Leineweber & Schibel (1975) sehen Landkommunen ausschließlich als Subkultur, die einerseits zwar die Aufhebung des Gegensatzes von Land und Stadt proklamiert haben, die andererseits aber selbst in die ländlichen Gebiete abgewandert sind und deren Protestform dadurch die Gestalt deversiver Reaktionen angenommen hat.

Autoren entziehen sich jedoch nahezu vollständig dem Feld empirischer Forschung. Ansatzweise ähneln sie Erfahrungsberichten, die von einer ideologisch unternetzten Kapitalismuskritik begleitet sind. Angesichts der dünnen Literaturlasis zum Thema kann es sich hier lediglich um Vorüberlegungen handeln, die keinen systematischen Anspruch verfolgen.

### **1.3 Die Landkommunenbewegung Ende der siebziger Jahre zwischen Aufbruch und Stagnation**

Nachdem sich die Landkommunenbewegung Anfang der siebziger Jahre zu einer sozialen Bewegung formieren konnte, durchlief sie gegen Ende dieses Jahrzehnts viele Höhen und Tiefen. Die Landkommunenbewegung, die eine „radikale Version der alternativen Lebensweise“ (Huber 1984/16) verfolgte, wurde zunächst als eine Sekundärbewegung (vgl. Hollstein 1998) bzw. auch als eine Minderheitsbewegung (vgl. Vollmar 1979) innerhalb der heterogenen Alternativbewegung betrachtet. Sie wurde anders gesagt, der Alternativbewegung einfach zugeordnet (vgl. Bansamir 1996; Huber 1984; Hollstein 1998). Ihre Proteste zielten nicht nur auf eine Veränderung einzelner Bereiche des Lebens, sondern auf eine konsequente Erneuerung der gesamten Lebenswelt und ihrer ökonomischen, ökologischen, kulturellen und sozialen Ausdifferenzierung. Landkommunitäre Projekte stellten Ausdrucksformen der gesellschaftlichen Dynamik und des sozialen Wandels dar. Sie fungierten als selbst initiierte Zusammenschlüsse von Personen, in denen Tätigkeiten verfolgt wurden, die ganz oder teilweise an die Stelle der herkömmlichen Berufstätigkeit getreten sind – das kommunitäre Leben auf dem Lande wurde zum Inbegriff einer neuen Lebensart, die mit der Einstellung einherging, etwas völlig Neues machen zu können (vgl. Seitz 1991/94).

Ende der siebziger Jahre kam es zu thematischen Überschneidungen politischer Ideen in der Alternativbewegung (Hollstein 1981, 1998) und der Ökologiebewegung (Touraine 1982). Befand sich die Landkommunenbewegung anfänglich noch im Windschatten der Alternativbewegung, siedelte sie sich zunehmend im Schnittfeld der beiden inzwischen etablierten Bewegungen an. Tendenziell wurde sie auch von den aufkommenden Bewegungsströmungen der neuen Spiritualität oder der Psychobewegung durchdrungen (vgl. Mittermüller 1987/100f; Vollmar 1979/80ff/101-104). So ist von fast 80 Prozent aller kommunitären Gemeinschaften die Rede, die einen spirituellen Charakter aufwiesen (vgl. Vollmar 1979/80). Die Landkommunenbewegung unterschied sich von anderen sozialen Bewegungen der Zeit maßgeblich dadurch, dass ihre Gruppenstruktur wenig von Intellektuellen frequentiert war, da insbesondere die spirituellen Strömungen nicht als Reaktion auf die politische Situation verstanden wurden. So lebten

kaum Intellektuelle in Landkommunen. Die meisten von ihnen besaßen gute Berufsmöglichkeiten. Viele gingen davon aus, mit ihrer Berufspraxis sinnvolle Arbeit zu leisten und auf diese Weise einen Beitrag zur Veränderung der Gesellschaft zu leisten (vgl. Vollmar 1979/81).

Folgt man der Bewegungsliteratur, so ist die Rede von einem anfänglich großen Pathos und einer solidarischen Aufbruchstimmung der sozialen Bewegungen Ende der sechziger Jahre. Sie flachten jedoch schon gegen Ende der siebziger Jahre wieder ab, stagnierten oder befanden sich in einer Phase der Latenz (vgl. Rucht u.a. 1997/25f). Manche Bewegungsströmungen wurden gar als aufgelöst betrachtet. Um den Zusammenhang von Konsolidierung, Stagnation und den sukzessiven Auflösungserscheinungen der sozialen Bewegungen zu erklären, wurden verschiedene Deutungsversuche unternommen. Zunächst konnten sich die sozialen Bewegungen auf dem Unterboden des politischen und sozialen Protests konsolidieren (vgl. Kriesi 1987/329). An eine solche Konsolidierungsphase anknüpfend, diagnostizierte Huber, dass die sozialen Bewegungen „sobald die Euphorie der Aufbauphase verflogen ist und das heroische Gefühl, einer aufstrebenden Bewegung anzugehören, vom Alltag aufgebraucht ist [...] einen raschen Prozess der Professionalisierung und Etablierung“ (Huber 1987/11) erfahren haben. So sind die Anreize des Engagements nach den Protesten entchwunden, was mit erheblichen „Redundanzkosten“ (Opp 1996/364) für die sozialen Bewegungen verbunden war und richtungsweisende gesellschaftliche Integrations- und Institutionalisierungsprozesse einläutete (vgl. Deutz & Kolenberger & Schröder & Schwarz 1979/40 f).

Die Abschwächung der Landkommunenbewegung verhält sich in ähnlicher Form zu dem Entwicklungsverlauf der anderen sozialen Bewegungen. Mit dem Ausgang der Blütezeit der Landkommunenbewegung Ende der siebziger Jahre veränderte sich ihre Bewegungsförmigkeit. Eine weitere Mobilisierungswelle, die für lebendige Bewegungen charakteristisch ist, blieb aus. Die Gruppenzahlen der einzelnen kommunitären Gemeinschaften stagnierten oder verminderten sich so stark, dass sich die Gruppen auflösten. Die übrigen Personen fanden entweder Anschluss an andere Gemeinschaften oder erklärten das kommunitäre Experiment für gescheitert. Ausgenommen der weitgehend unpolitisch ausgerichteten anthroposophischen oder christlichen Gemeinschaften, blieben nennenswerte Neugründungen politischer Kommunitäten in den achtziger Jahren aus.<sup>14</sup> Andere landkommunitäre Gemeinschaften wiederum konnten sich so weit etablieren, dass sie sich über längeren Zeitraum zu Marktorientierten Bildungseinrichtungen oder wirtschaftlich tragfähigen Biohöfen entwickelten. Mit zunehmendem Institutionalisierungsgrad trat der charakteristische Experimentiercharakter der

---

<sup>14</sup> Es entstanden zwar auch vereinzelt anarchistische Gruppierungen, wie die heute relativ bekannte Kommune Niederkaufungen bei Kassel, Poyenberg in Schleswig-Holstein, Uetersen bei Hamburg oder die Riedmühle bei Fulda etc. (vgl. Seitz

kommunitären Projekte in den Hintergrund. Nur noch schwach konnten die landkommunitären Projekte das öffentliche Interesse wecken und neue Mobilisierungspotenziale in ihrer Anhängerschaft entfachen. Es trat eine Phase der Stagnation der Landkommunenbewegung ein. Tendenziell war sie sogar von Auflösungserscheinungen bedroht. Johan Galtung machte die Verflüssigung des „ideologischen Outputs“ (Galtung 1983) für das Zerbröckeln der kommunitären Bewegung verantwortlich. Er bemerkte, dass die Landkommunenbewegung es nicht geschafft habe, einen Totalitätsanspruch geltend zu machen, der die Existenz dieser kleinen Einheiten hätte sichern können (vgl. Galtung 1983/110). Die Erosion des Bewegungsmilieus ist jedoch nur bedingt auf den zunehmenden Institutionalisierungsgrad zurückzuführen. Aufstieg und Fall der Landkommunenbewegung ist gleichermaßen mit Schwierigkeiten verbunden gewesen, die die Praxis der neuen Lebensformen selbst beanspruchte. Viele kommunitäre Experimente, die an einem „Verzicht auf repressive Befriedigung“ (Marcuse 1967)<sup>15</sup> und an der „Revolutionierung des bürgerlichen Individuums“ (Reich 1966) orientiert waren, scheiterten allein aufgrund der naiven Herangehensweise oder der ideologischen ‚Übermotivation‘ ihrer Akteure. So wurde vielen Teilnehmern landkommunitärer Gemeinschaften, ein „bloßer Rückzug aus der Stadt, ohne Reflexion, ohne konkrete Handlungsstrategien und Vorhaben, ohne Entwicklung von Alternativen“ (Kurz 1978/84) vorgeworfen. Der von großen Teilen der Szene kultivierte Kritik an den sozialen und ökonomischen Verhältnissen der Bundesrepublik Mitte der sechziger Jahre standen die meisten Akteure letztlich hilflos und perspektivlos gegenüber. Erst Ende der achtziger Jahre erfolgte eine weitere Gründungswelle landkommunitärer Gemeinschaften, die eng mit der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten verbunden war und insbesondere für das Gebiet Ostdeutschlands neue Möglichkeiten eröffnete.

---

1991/95), doch nahm die Bewegungsförmigkeit im Vergleich zu den siebziger Jahren deutlich ab. Der Kommunikations- und Informationsfluss zwischen den Gruppen schien abzubrechen.

<sup>15</sup> Sicher kann man Herbert Marcuse als eine der zentralen, wenn nicht provokativsten Gestalten der 68er Studentenbewegung bezeichnen. Seine vor allem durch Marx, Freud und die kritische Theorie geprägte Zivilisations- und Technikkritik („Der eindimensionale Mensch“, 1967) lieferte einige wichtigen theoretischen Quellen für den gegenkulturellen Protest. Am Konsum- und Warenfetisch orientiert, analysierte Marcuse wie kein anderer, die Persönlichkeitsstruktur und Lebensverhältnisse des Menschen in der modernen Industriegesellschaft. Seine Unterscheidung zwischen >wahren< und >falschen< Bedürfnissen (vgl. Marcuse 1967/25) war ein zentraler Anhaltspunkt, auf den sich große Teile der Protestbewegung immer wieder zu berufen schienen: „>Falsch< sind diejenigen, die dem Individuum durch partikuläre gesellschaftliche Mächte, die an seiner Unterdrückung interessiert sind, auferlegt werden: diejenigen Bedürfnisse, die harte Arbeit, Aggressivität, Elend und Ungerechtigkeit verewigen. Ihre Befriedigung mag für das Individuum höchst erfreulich sein, aber dieses Glück ist kein Zustand, der aufrecht erhalten und geschützt werden muß, wenn es dazu dient, die Entwicklung derjenigen Fähigkeiten (seine eigenen und die anderer) zu hemmen, die Krankheit des Ganzen zu erkennen und die Chancen zu ergreifen, die Krankheit zu heilen. Das Ergebnis ist dann Euphorie im Unglück. Die meisten der herrschenden Bedürfnisse, sich im Einklang mit der Reklame zu entspannen, zu vergnügen, zu benehmen und zu konsumieren, zu hassen und zu lieben, was andere hassen und lieben, gehören in diese Kategorie falscher Bedürfnisse. [...] Das Vorherrschen repressiver Bedürfnisse ist eine vollendete Tatsache, die in Unwissenheit und Niedergeschlagenheit hingenommen wird, aber eine Tatsache, die im Interesse des glücklichen Individuums sowie aller derjenigen beseitigt werden muß, deren Elend der Preis seiner Befriedigung ist. Die einzigen Bedürfnisse, die einen uneingeschränkten Anspruch auf Befriedigung haben, sind die vitalen – Nahrung, Kleidung und Wohnung auf dem erreichbaren Kulturniveau. Die Befriedigung dieser Bedürfnisse ist die Vorbedingung für die Verwirklichung aller Bedürfnisse, der unsublimierten wie der sublimierten“ (Marcuse 1967/25).

## Kapitel 2

# Neue Aussichten zu alten Utopien? Der gesellschaftliche Umbruch 1989/90 und die Konstituierung der Landkommunenbewegung in Ostdeutschland

## 2.1 Voraussetzungen und Startbedingungen landkommunitärer Gemeinschaften in Ostdeutschland

Der gesellschaftliche Transformationsprozess 1989/90 brachte innerhalb der politisch alternativen Gruppen<sup>1</sup> in Ostdeutschland neue Diskussionsstränge hervor. Sie wurden speziell unter den Vorzeichen der ökologischen und sozialen Krise entfacht (Bahro 1989, 1995; Birkhölzer 1994; Dümcke & Vilmar 1995; Hosang 1995a; Mies 1992, 1995a; Rücker & Vilmar 1990; von Werlhof 1991, 1992). Anders als im Bezugsrahmen der Landkommunenbewegung in der Bundesrepublik, die Mitte bis Ende der achtziger Jahre kaum noch das öffentliche Interesse weckte, kam es insbesondere in Berlin an der Humboldt-Universität zu einer ideellen Grundsteinlegung für eine gesamtdeutsche Bewegung. Die Landkommunenbewegung konzentrierte sich stärker auf die neuen Bundesländer, da hier die sozioökonomischen Voraussetzungen für alternative Projekte jenseits von Markt und Staat günstig schienen. So wurde die Formierung der neuen landkommunitären Bewegung im Unterschied zur Entstehung westlicher Landkommunen Ende der sechziger Jahre vor allem vom Wissenschaftsbetrieb des Institutes für Sozialökologie (ISÖK) in Berlin vorangetrieben. Ein Ausgangspunkt waren dabei die Vorlesungsreihen Rudolf Bahros zu einer Lösungsorientierten Sozialökologie, die vielen enttäuschten Aktivisten und alternativen Gruppen der politischen Wende eine Diskussionsplattform bot.<sup>2</sup> Dazu kamen die Hoffnungen an einen so genann-

---

<sup>1</sup> Vgl. die von Pollack (1994) vorgenommene Unterscheidung „politisch alternativer Gruppen“ in der DDR (Oppositionsgruppen, Bürgergruppen, Projektgruppen) von den westdeutschen sozialen Bewegungen. Auch Rucht & Blattert & Rink (1997) bestätigen, dass es in der DDR keine vergleichbare Bewegungsemphase wie in der alten Bundesrepublik gegeben hat. Die Identifikation und Selbstwahrnehmung eines Wir-Gefühls meist kleiner bestehender Gruppen kann nicht dem in der westdeutschen Bewegungsforschung geprägten Begriff der „neuen sozialen Bewegung“ standhalten. Zwischen den einzelnen Gruppen in der DDR bestand kaum eine ausgeprägte Infrastruktur. Ein Austausch war entsprechend selten oder wurde von staatlichen Ordnungskräften (insbesondere der Staatssicherheit) kontrolliert. Die wenig ausgeprägte Infrastruktur sorgte zum einen dafür, dass eine Selbstwahrnehmung der Gruppen verhindert blieb, zum zweiten gab es kaum „überörtliche Kommunikationsorgane“ (vgl. Rucht & Blattert & Rink 1997/30). In der staatskonformen DDR-Medienlandschaft gab es die politisch alternativen Gruppen in dem Sinne gar nicht. Von einer offiziellen politischen Öffentlichkeit der alternativen Gruppen oder gar einer „legalen außerparlamentarischen Opposition“ (Opp & Voß 1993) konnte keine Rede sein (vgl. Neubert 1997; Rüdtenklau 1992). Mit dem gesellschaftlichen Umbruch wurden die ostdeutschen Oppositionsgruppen und Bürgerbewegungen weitgehend von den westdeutschen sozialen Bewegungen aufgesogen. Es erfolgte ein Wandel zunächst von den Oppositionsgruppen zu den Bürgerbewegungen und schon im Frühjahr 1990 von der Bürgerbewegung zu den neuen Gruppen, die sich in Richtung neuer sozialer Bewegungen westlichen Typs entwickelten (vgl. Rink 1999/185). Manche Gruppen lösten sich mit der Wende vollständig auf.

<sup>2</sup> Bahro kann als eine der umstrittensten Personen der jüngeren deutschen Zeitgeschichte bezeichnet werden. Nach seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik am 17.10.1979 entwickelte er sich zu einem Vordenker der Öko- und Friedensbewegung

ten `dritten Weg`, einen Gegenentwurf zum westdeutschen Industriesystem. Zwar geriet das alternative Milieu im Osten, wie es aus der Bewegungsforschung heißt, besonders nach der Wende in einen ambivalenten Prozess von Öffnungen und Schließungen, in dem weder Oppositionsgruppen noch Bürgerbewegungen oder die neuen Gruppen geeignete Aktionsfelder fanden (vgl. Rink 1999/187).<sup>3</sup> Doch stellte das Angebot kommunitärer Gemeinschaftsbildung für Personen solcher Gruppierungen manche Orientierungen und Sinnquellen zur Verfügung. Insbesondere bei Akteuren, die an der Demokratisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR interessiert waren, existierten Vorstellungen darüber, wie eine sozialistische Gesellschaftsalternative `im Kleinen` verwirklicht werden könne. Diese Vorstellungen beinhalteten zum einen Formen des Protests gegenüber dem einseitigen Verlauf der politischen Wende, zum anderen die Idee eines möglichen gesellschaftlichen Gegenentwurfs zum westdeutschen System. Insbesondere von ökologisch ausgerichteten Gruppen der DDR wurde Interesse und Engagement an solchen experimentellen Arbeits- und Lebenszusammenhängen bekundet. Von Interessenten und Veteranen der westdeutschen Landkommunenbewegung hingegen wurde der Startschuss im Osten als hoffnungsvoller und euphorischer Neubeginn für eine gesamtdeutsche Gemeinschaftsbewegung angesehen. Durch die rasche Veränderung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen kam es zu einer Mobilisierungswelle, die die bis dahin stagnierende westdeutsche Landkommunenbewegung wieder belebte und Mobilisierungspotenziale in Ostdeutschland freisetzte. Es war ein kollektiver Aktionismus erkennbar. Dabei bot die SED-PDS der aufkommenden Landkommunenbewegung einen Organisationsrahmen. Sie gewährte der Bewegung nicht nur finanzielle Unterstützung, sondern stand ihr auch ideell und intellektuell nahe.<sup>4</sup> Umgekehrt war die PDS nach der Wende für die

---

sowie zum fundamentalen Kritiker der industriegesellschaftlichen Arbeits- und Lebensweise, was er nach 1989 auch in seinen Lehrveranstaltungen zu vermitteln versuchte. Das von Bahro und Mitarbeitern Anfang der neunziger Jahre gegründete Institut für Sozialökologie verstand sich als eine institutionelle Plattform, das in seinen Projekten mögliche Wege der ökologischen Umkehr (von der Umstimmung der Subjektivität bis zum Umbau der materiellen Fundamente) untersuchen, verfolgen und erproben wollte und dessen Praxisanbindungen sich auf Natur- und Landschaftsschutz, ökologischen Landbau, genossenschaftliches Arbeiten sowie kommunitäre Lebensformen konzentrierte. Demnach folgte der Arbeitsstil des Institutes stets selbst mit experimentellem kommunitären Charakter laut der Devise: Was nicht gelebt wird, kann nicht wirklich gelehrt werden (vgl. Bahro 1991/341-346). Mit Bahros Tod am 05.12.1997 löste sich das Institut auf. Vereinzelt ehemalige Mitglieder und Personen im Umkreis Bahros gründeten die Arbeitsgruppe „Rudolf Bahro-Archiv“, deren Anliegen u.a. darin besteht, neben der Zusammenstellung und Veröffentlichung einer Bahro-Gesamtausgabe, auch die neueren und noch unveröffentlichten Schriften Bahros zu sichern, aufzubereiten und sie einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Nähere Informationen zum Projekt der Arbeitsgruppe unter: <http://www2.agrar.hu-berlin.de/rudolf-bahro-archiv/>; (Stand: 01.07.07) und zu Rezensionen der Schriften Bahros: [http://www2.hu-berlin.de/agrar/rudolf-bahro-archiv/Ueber\\_Bahro/einleitung.htm](http://www2.hu-berlin.de/agrar/rudolf-bahro-archiv/Ueber_Bahro/einleitung.htm); (Stand: 01.07.07). Zum aktuellen Stand der vergleichsweise modernen Wissenschaftsdisziplin „Sozialökologie“; vgl. die Ergebnisse der Sondierungsprojekte zur sozialökologischen Forschung (Balzer & Wächter 2002).

<sup>3</sup> Zieht man die Untersuchung von Rucht & Blattert & Rink (1997) zum Strukturwandel alternativer Gruppen in der gesamten Bundesrepublik nach dem politischen Umbruch hinzu, so deutete sich hier ein neuer Paradigmenwechsel bei den sozialen Bewegungen an. Indikator für diese Verlagerung sind die zunehmenden Institutionalisierungsprozesse sozialer Bewegungen in Westdeutschland und die strukturelle Anpassung alternativen Gruppen in den neuen Bundesländern an den bestehenden Bewegungskontext. Genannte Autoren sprechen von „institutionalisierten sozialen Bewegungen“ (Rucht & Blattert & Rink 1997). Nach dem gesellschaftlichen Transformationsprozess kann von einem „heterogenen Netzwerk der neuen sozialen Bewegungen“ (Rucht & Blattert & Rink 1997/180) gesprochen werden, das sich zunehmend durch staatliche Einflüsse und Förderungen professionalisiert und verändert hat.

<sup>4</sup> Mit seiner Rückkehr nach Ostdeutschland im November 1989 sprach Bahro am 16.12.1989 vor den Delegierten des letzten SED- und zugleich Gründungsparteitags der SED-PDS. Dort präsentierte er seine Vision eines sozial-ökologischen Umbaus der

Landkommunenbewegung eine der wenigen Organisationen und Initiativen, die deren Ideen auch in ihrer politischen Tragweite ernst zu nehmen schien.

Bald kam es zur Bildung erster Arbeitsgruppen, die größere Planungstreffen für die neu entstehende Landkommunenbewegung organisierten. Vom 14.-17. Juni 1990 wurde die „Ost-West-Begegnung: Selbstorganisierte Lebensgemeinschaften“ in Kleinmachnow bei Berlin durchgeführt. Im Juni 1992 fand das Treffen „Neue Lebensformen“ in der Nähe von Meißen statt, an dem sich über vierhundert Personen beteiligten. Darunter befanden sich fünfzehn bereits bestehende landkommunitäre Gemeinschaften aus den alten Bundesländern und sich vorbereitende Gruppen aus Ostdeutschland. Mit diesen mehrtägigen Treffen wurden praktische Anschlussmöglichkeiten an die theoretischen Debatten der Universität geschaffen. Einige Gemeinschaften gingen schließlich aus den Treffen unmittelbar hervor. Neben politisch-anarchistisch ausgerichteten Kommunitäten entstanden Konzeptionen für so genannte Ökodörfer, die sich in strukturschwachen Gebieten Ostdeutschlands ansiedelten (vgl. Seitz 1991/95). Dort schienen die Startbedingungen für eine kommunitäre Lebenspraxis besonders günstig, da Grundstücke, bäuerliche Höfe und landwirtschaftliche Nutzflächen finanziell erschwinglich waren. Die marode Wirtschaftslage, die gering ausgeprägte Infrastruktur und die ausbleibenden Investitionen sollten in diesen Regionen noch einige Jahre bestehen bleiben.

Historisch betrachtet fand in Ostdeutschland gewissermaßen eine nachholende Entwicklung kommunitärer Gemeinschaftsbildung statt, die von der Bewegung in Westdeutschland etliche Anregungen und Erkenntnisse ziehen konnte. Konkrete Anstöße für die landkommunitäre Bewegung in Ostdeutschland entsprangen aber ebenso aus den anthropologischen und sozialwissenschaftlichen Theorien, auf die später noch einzugehen sein wird. Sie schlugen sich mitunter in den Selbstdarstellungen und Leitbildern einzelner landkommunitärer Gemeinschaften nieder.

## **2.2 Die Entwicklung der Landkommunenbewegung in den neunziger Jahren**

Landkommunen stellen für die ostdeutschen Bundesländer ein neues soziales Phänomen dar, da von der Existenz landkommunitärer Gemeinschaften oder gar einer Landkommunenbewegung in der DDR keine Rede sein kann. Experimente alternativer Lebensformen hat es in der DDR offiziell nie gegeben. Ganz vereinzelt bildeten sich zwar auch in den Nischen der Gesellschaft ökologisch orientierte Lebensgemeinschaften, zumeist kleinere Gruppen, die nach einer Alternative zur verordneten sozialistischen Lebensweise suchten. Doch Anfang der

---

DDR. Obwohl Bahro bald erkennen musste, dass der DDR-Staat nicht mehr zu reformieren war, blieben seine Nähe und der

achtziger Jahre (insbesondere im Zeitraum 1983-1984) wurden die zumeist von Friedens- und Ökologiegruppen der DDR ausgehenden Initiativen und Alternativprojekte von der eigens dafür eingesetzten Stasi-Kampagne „Kobra“ aufgelöst bzw. zersetzt. Die Aktivisten wurden der Asozialität beschuldigt, manchen Akteuren wurde mit bis zu zwei Jahren Arbeitslager gedroht (vgl. Rüdtenklau 1992/248). Anders positionierte sich der DDR-Staat gegenüber den vereinzelt existierenden anthroposophischen Gemeinschaften, die große Parallelen zur Lebensreformbewegung Anfang des letzten Jahrhunderts aufwiesen. Da sich diese wenigen anthroposophischen Gemeinschaften meist auf ausländischem Grundbesitz befanden und bereitwillige Zahlungen von Gleichgesinnten aus dem Westen Deutschlands, Österreich und der Schweiz an die DDR-Regierung erfolgten, wurden sie unter dem Deckmantel einer Christengemeinschaft mehr oder weniger geduldet und politisch nicht weiter kriminalisiert.<sup>5</sup> Vermutlich wollte man sich hier außenpolitisch größeren Ärger ersparen.

Nach dem gesellschaftlichen Umbruch 1989/90 entstanden erste landkommunitäre Gemeinschaften im Randbereich von Berlin. Das ISÖK stellte auch in den darauf folgenden Jahren eine institutionelle Plattform und wichtige Koordinierungsstelle dar. Es blieb die ‚Denkfabrik‘ der Landkommunenbewegung, die das Dreieck aus neuer Sozialität, Subsistenzwirtschaft und Spiritualität propagierte und zusammenhielt. In den Jahren 1992-1994 erfolgte eine weitere Welle von Kommunegründungen sowohl in den neuen als auch in den alten Bundesländern. Aufgrund der sich wandelnden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wird zwar von einer breiten Mobilisierungswelle ausgegangen, jedoch sind die seit Anfang der neunziger Jahre existierenden Gruppen in Ostdeutschland bei der Generierung von politischem Protestpotenzial weitgehend unbedeutend geblieben und müssen im Vergleich zur westdeutschen Gemeinschaftsbewegung der sechziger und siebziger Jahren entsprechend differenziert betrachtet werden. Die Zunahme von Neugründungen basierte nicht primär auf politischen, von Protest geleiteten Motiven. Die Grundidee der neuen Bewegung ist die Suche nach einer neuen inneren Verfassung und kontraktiven Lebensform, die ihrem Wesen nach auf Selbstbegrenzung (Illich 1980) und einer nachhaltigen lokalen Kreislaufwirtschaft (Birkhölzer 1994, 2001; Winterfeld 1995) ausgerichtet sein soll. Ein Ziel der Bewegung besteht in der Realisierung der Subsistenzwirtschaft, die sich durch eine einfache statt erweiterte Reproduktion der materiellen Existenzgrundlagen kennzeichnen lässt (vgl. Bahro 1992c/6). Innovationen und Experimente in diese Richtung sollten dabei einen sozialen Wandel der Gesellschaft anstreben und die Praxis würde dann entscheiden,

---

Kontakt zur PDS weiter bestehen, was für die ostdeutsche Landkommunenbewegung künftig noch bedeutsam werden sollte.

<sup>5</sup> Bspw. gelang es der seit 1929 bestehenden anthroposophischen Gemeinschaft „Marienhöhe“ sowohl die nationalsozialistische Diktatur, als auch die Staatsherrschaft der DDR zu überdauern. Nach der Bodenreform und der Enteignung der Großgrundbauern konzentrierte sich die Hofgemeinschaft mit ihren knapp 100 ha auf ihre endogenen Potenziale und ihren autar-

„ob sich tatsächlich gesamtgesellschaftliche Beziehungen neu ordnen würden, wenn eine wirtschaftlich reproduktionsfähige kommunitäre Entwicklung größeren Umfangs aufkäme“ (Bahro 1992c/7).<sup>6</sup> Der wesentliche Unterschied der neuen Landkommunenbewegung zur landkommunitären Bewegung der siebziger Jahre in Westdeutschland besteht vor allem in der Subsistenzperspektive. Der Subsistenzgedanke war zwar auch in den siebziger Jahren schon theoretisch präsent, praktisch jedoch nur bedingt ausgeprägt. Die gesamte westliche Alternativbewegung, so auch die Landkommunenbewegung, definierte sich zwar als Gegenkultur, fußte materiell jedoch zu einem großen Teil auf der Basis der westlichen Sicherungssysteme (vgl. Bahro 1992b/72). Ökonomisch lebte diese Bewegung auch in den achtziger Jahren meist von den Subsidien, die den Sozialstaat voraussetzten. Sich selbst tragende kommunitäre Projekte mit dem Fokus auf Subsistenz sind für die neuere Landkommunenbewegung kennzeichnend, wo hingegen innerhalb der westdeutschen Alternativ- und Kommuneszene die Eigenproduktion von Lebensmitteln im engeren Sinne nicht typisch war.

Die Entwicklung der Landkommunenbewegung in Ostdeutschland habe ich in dem folgenden Verlaufsphasenmodell festgehalten und durch zentrale Charakteristika ausgewiesen.<sup>7</sup> Die skizzierten zeitlichen Etappen beinhalten zwar eine gewisse chronologische Struktur, doch gibt es temporäre Verschiebungen und Überschneidungen, insbesondere in der dritten und vierten Phase:

#### 1. Phase: Vorbereitungsphase von Ende 1989 bis Mitte 1992

- Ein freiwilliges Engagement in einer Phase, die sich aufgrund der Verwirklichung lang gehegter und aufgetauter Hoffnungen ergeben konnte.
- Das Aufzeigen der Differenzen zur westdeutschen kommunitären Bewegung (z.B. Schwerpunkt Subsistenz).
- Starkes zahlenmäßiges Wachstum der Bewegung (Zustrom aktiver Teilnehmer).

---

ken Lebensstil, den sie bis über die Wende hinaus beibehielt. Einigen Meinungen zufolge überstand die Gemeinschaft den real existierenden Sozialismus nur deshalb, weil sie in der DDR weitgehend unbekannt war.

<sup>6</sup> Entsprechend definiert und benutzt Bahro den Begriff der sozialen Bewegungen anders als er im Kontext der Bewegungsforschung gebraucht wird. Bahro knüpft die soziale Bewegung unmittelbar und ausschließlich an das Bewusstsein und meint damit „jene Anteile unserer psychischen Energie, die nicht von der Reproduktion des Status quo absorbiert und auch nicht in kompensatorischen Aktivitäten verbraucht werden“ (Bahro 1989/441). An anderer Stelle wirft er den etablierten sozialen Bewegungen, insbesondere der Ökologiebewegung vor: „Nicht hinein, sondern hinaus muß die Richtung sein, die eine fundamentale Opposition symbolisiert und für die sie sympathisierende Anteile des gesellschaftlichen Bewußtseins anzieht. Verschleißt sie [die soziale Bewegung; d. Verf.] dieses Profil in der Administration kosmetischer Maßnahmen und macht Pläne, wie die Metropolis ihre Reproduktionspläne besser lösen kann, wechselt sie praktisch die Seite und signalisiert die Kompetenz des Apparates. Sie macht sich und anderen Illusionen darüber, etwaige kleine Resultate ließen schon darauf schließen, die Richtung des Ganzen habe sich doch geändert“ (Bahro 1989/221).

<sup>7</sup> Das Modell entspricht allein meiner Auffassung und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

- Wichtige Themenfelder sind Bewegungsübergreifender Natur (Ökologie, Suche nach alternativen Lebensformen und kooperativen Formen der Zusammenarbeit, Aufhebung der Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz, von Produktion und Konsumtion, Unmittelbarkeit des Naturbezugs, Spiritualität etc.).
- Es existiert ein hoher Grad an öffentlicher Aufmerksamkeit.
- Die Gruppen und Initiativen sind z.T. in politischen Gremien (auf lokaler, regionaler und überregionaler Ebene) präsent.
- Die kollektive Identitätsbildung der Bewegung (Definition von Zielen, Mitteln und Grenzen).

## 2. Phase: Konstituierungs- und Konsolidierungsphase Mitte 1992 bis 1994

- Die Gründung der ersten landkommunitären Projekte sowie ein hoher Grad an Mobilisierung.
- Das Wirksamwerden staatlicher Einflüsse (Förderungen, rechtliche Anerkennung bspw. durch Vereins- oder GbR-Gründungen, Gründung von Genossenschaften).
- Die Differenzierung der Bewegung in Akteure (Basis) und in Interessierte sowie Sympathisanten (Peripherie).
- Die Steigerung der öffentlichen Aufmerksamkeit (durch Medien).
- Der Aufbau kleinteiliger Arbeits-, Wirtschafts-, Lebens- und Kommunikationsstrukturen.
- Emanzipationsbestrebungen und kollektive Identitätsbildung der einzelnen Gruppen vor Ort.
- Die Ausbildung interner Öffentlichkeit und Vernetzung (Zeitschriften).
- Die verstärkte Mitgliederwerbung.

## 3. Phase: Etablierungsphase ab 1994 bis ca. 1997

- Eine weitere Gründungswelle von landkommunitären Gemeinschaften.
- Ein hoher Ausbildungsgrad an kollektiver Identität der Gruppen.
- Die Bewegung wird parallel dazu in sich heterogener (= Schwund der kollektiven Identität).
- Es besteht eine ausgeprägte Vernetzungsstruktur zwischen den Gemeinschaften innerhalb der Bewegung.
- Die Stagnation der Mitgliederzahlen in den Gruppen.
- Erste Um- und Neustrukturierungsprozesse einzelner Gemeinschaften.

- Die Einflussnahme der Gruppen auf ihre regionale Umwelt (Schwerpunktsetzung Regionalentwicklung, Ökodörfer).
- Der Rückgang von Neueinsteigern.

### Professionalisierungsphase<sup>8</sup> ab 1997/1998

- Leichter Zuwachs der Bewegung (vereinzelte Neugründungen von Gemeinschaften).
- Der Rückzug von Gründungsmitgliedern (schleichender `Generationswechsel`).
- Die Institutionalisierung und Formalisierung der Bewegung (insbesondere durch Einwirkung staatlicher Einflüsse, wie Förderungen), Bürokratisierungsprozesse.
- Die Verwendung staatlicher Personalförderungen (ABM, LKZ, SAM etc.).
- Der Übergang von informellen Netzwerkstrukturen zu formalen Kooperationsformen.
- Der Wandel von unbezahltem/ehrenamtlichem Engagement zur bezahlten Arbeit (Orientierung am Modell der Lohnarbeit).
- Die Etablierung professionell arbeitender Wirtschaftsbereiche (GbR, GmbH).
- Der verstärkte Einsatz moderner Informations- und Kommunikationstechnologien.
- Eine relativ niedrige Bewegungsdynamik.

Bislang hat sich eine breite Literaturbasis durch die Selbstdarstellungen und Leitbilder der kommunitären Gemeinschaften angehäuft. Auf diese soll hier jetzt nicht im Einzelnen eingegangen werden. Eine Fülle an Veröffentlichungen kommt zusammen, wenn man die mannigfaltigen Erfahrungsberichte zu kommunitären Gemeinschaften in Deutschland dazuzählt.<sup>9</sup> Ähnlich den Veröffentlichungen der siebziger Jahre verwendet z.B. Ulrich Grober zwanzig Jahre später die belletristische Form einer persönlichen Erfahrungsdarstellung. Er suchte verschiedene Gemeinschaften auf und beschrieb die „Versuchsfelder, auf denen die Alternativen praktisch ausprobiert werden“ (Grober 1998/8). In seinem Fazit werden kommunitäre Gemeinschaften als vielgestaltige und attraktive Sozialgebilde ausgewiesen, denen unter einer gesellschaftlichen Entwicklungsperspektive eine fortschrittliche und katalysatorische Rolle beigemessen wird. Ähnlich verhält es sich mit dem „KommuneBuch“ (Kollektiv Kommunebuch 1996), das von Akteuren verschiedener kommunitärer Gemeinschaften selbst verfasst wurde. Neben dem Ver-

<sup>8</sup> Der Begriff der Professionalisierung wird hier allgemein verwendet und hat keinen Bezug zur Professions- bzw. Professionalisierungsdebatte, wie sie aktuell in den Sozialwissenschaften geführt wird (stellv. Dewe & Otto 1987; Gildemeister 1992; Helsper & Krüger & Rabe-Kleberg 2000).

<sup>9</sup> Im Folgenden gehe ich auf einzelne Beiträge ein, die von Autoren publiziert wurden, die selbst mehr oder weniger zum Kreis der Landkommunenbewegung zählen. Ihre Arbeiten tragen zumeist einen deskriptiven Charakter und stellen m.E. keine Forschungsarbeiten im herkömmlichen Sinne dar.

such, die Genese der landkommunitären Bewegung in Deutschland nachzuzeichnen, stellen sie ihre Erfahrungen und alltagspraktisches Wissen aus den Gemeinschaften vor. Anhand von Berichten, Briefen und Interviews geht es den Autoren geht in ihrem Sammelband um „die Darstellung subjektiver Authentizität im Abmühen mit sozialistischer Utopie“ (Kollektiv Kommunebuch 1996/12). Über Aktuelles in der Szene informieren Zeitschriften, wie z.B. „Contraste“, „Eurotopia – Leben in Gemeinschaft“, „Kommuja“, „Trafik“, „Die Rundbriefe“; „Wege zum Leben“ oder das philosophisch-anthropologische Journal „Aletheia“. Sie dienen einerseits dem gegenseitigen Austausch und der Vernetzung. Andererseits sind sie auch der Öffentlichkeit zugänglich und sorgen für die Verbreitung der Ideen und Ziele der Landkommunenbewegung. Heute bestehende Landkommunen in Ostdeutschland, insbesondere die Großkommunen und Ökodörfer sind z.T. vollständig mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien ausgestattet. Viele Gemeinschaften besitzen mittlerweile eigene Internetseiten, auf denen sie sich präsentieren und z.B. Bildungsangebote formulieren.

### **2.3 Diskussion und Einschätzung von empirischen Forschungsarbeiten zu landkommunitären Gemeinschaften**

Mit der Gründungswelle landkommunitärer Gemeinschaften in den neuen Bundesländern entstanden in den letzten Jahren erste empirische Forschungsarbeiten. Insofern können an dieser Stelle einige Bemerkungen zum derzeitigen Forschungsstand vorgenommen werden. Der Umfang der Forschungsarbeiten zu den Landkommunen fällt im Vergleich zu denen anderer sozialer Bewegungen relativ gering aus. Dem wird zugute gehalten, dass größere empirische Forschungsvorhaben mit dem Schwerpunkt auf die landkommunitäre Bewegung in Deutschland erst neueren Ursprungs sind, was als Indiz für die Wiederbestärkung der Gemeinschaftsbewegung interpretiert werden kann. So fallen vorliegende Arbeiten in die Klassifikation zweier Richtungen: Die erste Richtung widmet sich einer quantitativen Bestandsaufnahme landkommunitärer Gemeinschaften in der Bundesrepublik. Die zweite Richtung an empirischen Arbeiten stellt im Wesentlichen einzelne ausgewählte Landkommunen vor, wobei einige Autoren die ausführliche Vorstellung eines konkreten landkommunitären Projektes anvisieren, während andere neben der Beschreibung einer Gemeinschaft ihren Gegenstandsbereich unter einem bestimmten Themenspektrum beleuchten.

### 2.3.1 Bestandsaufnahme und Aussagen zu landkommunitären Gemeinschaften aus quantitativer Forschungsperspektive

Zur kommunitären Projektlandschaft in Deutschlands zählen sowohl kleinere Gemeinschaften (mit einer Zahl von zehn bis fünfzehn Akteuren) als auch größere Landkommunen oder Ökodörfer, deren Population sechzig bis einhundert Personen umfassen kann.<sup>10</sup> Als sehr ergiebig kann die, einer evaluativen Studie vergleichbare Arbeit Bansamirs (1996) „Zur Situation kommunitärer Gemeinschaften in der Bundesrepublik“ eingeschätzt werden. Anhand eines Fragebogens geht Bansamir der Frage nach, welche neuen Lebens- und Arbeitsformen sich in den kommunitären Gemeinschaften tatsächlich umsetzen lassen und wie diese im Alltag bewältigt werden. Die Auswertung der postalischen Befragung von siebenunddreißig Gemeinschaften aus Ost und West bezieht eine breite Palette von Schwerpunkten ein (von Zielen und Wünschen der Akteure, über Aussagen zur Integration/Desintegration im sozialen Umfeld bis hin zu Konflikten und deren Bearbeitungsmöglichkeiten). Interessant bei seiner Untersuchung scheint die Rekonstruktion der unterschiedlichen Zeitpunkte bezogen auf die Gründung der Landkommunen. Von den insgesamt siebenunddreißig erfassten Gemeinschaften wurden sieben Projekte zwischen 1975 und 1979 gegründet. Im Laufe der achtziger Jahre kamen zehn weitere Gemeinschaften in der Bundesrepublik hinzu. Der politische Umbruch 1989/90 brachte seinen Untersuchungen zufolge eine neue Welle von Gemeinschaftsgründungen mit sich. Die Summe beträgt insgesamt achtzehn gegründete Kommunen.<sup>11</sup> Das bedeutet, dass etwa die Hälfte der bestehenden Landkommunen, die in den Einzugsbereich der empirischen Studie fallen, in den neunziger Jahre gegründet wurde (vgl. Bansamir 1996/17). Dieses Ergebnis bestätigt den von mir beschriebenen Aufschwung kommunitärer Gemeinschaften nach dem gesellschaftlichen Umbruch. Eine abschließende Analyse der empirischen Ergebnisse bringt Bansamir allerdings nicht in Beziehung zu den Merkmalen sozialer Bewegungen. Hingegen ordnet er die landkommunitären Gemeinschaften in Deutschland m.E. etwas zu schnell in den Kontext der Alternativbewegung ein.

Eine Bestandsaufnahme der Zahl an kommunitären Gemeinschaften unterliegt aufgrund der Heterogenität sowie der hohen Fluktuation der einzelnen Gruppen Schwankungen. Der Terminus „Kommunitäre Gemeinschaften“ wird von den verschiedenen Autoren unterschied-

---

<sup>10</sup> Eine Rekonstruktion der inhaltlichen Schwerpunkte der einzelnen landkommunitären Gemeinschaften ist an dieser Stelle unmöglich. Es kann jedoch auf die detaillierten Einzeldarstellungen verwiesen werden, die die drei von „Eurotopia“ (1997, 2000, 2004) herausgegebenen Projekt-Verzeichnisse bieten. Der Überblick dient hier lediglich einer Bestandsaufnahme unabhängig von der Ausrichtung der jeweiligen Gemeinschaft (politisch, anarchistisch, ökologisch, spirituell, therapeutisch etc.).

lich definiert. Nur so lassen sich die schwankenden Zahlen kommunitärer Gemeinschaften in der Literatur erklären.<sup>12</sup> Bansamir geht in seiner Arbeit von einer Gesamtheit von einhundertfünfzig Adressen in Deutschland aus, wobei sich vermutlich einige davon wieder aufgelöst, andere sich neu formiert oder auch Gemeinschaftsfusionen stattgefunden haben. Das alle zwei Jahre aufgelegte Projektverzeichnis „Eurotopia“ versucht ebenfalls Auskunft über die Zahl bestehender Gemeinschaften in Deutschland und anderen europäischen Ländern zu geben. Im Projektführer 2000/2001 tauchen europaweit vierhundertneun Gemeinschaften aus zweiundzwanzig Ländern auf (vgl. Eurotopia 2000/6). Die Dunkelziffer dürfte weitaus höher liegen. Von Hagmaier wird der Bestand in Europa auf über zweitausend Gemeinschaften geschätzt (vgl. Hagmaier in Eurotopia 1997/11). In Deutschland wurden einhundertfünf kommunitäre Gemeinschaften mit unterschiedlicher Gruppengröße gezählt (vgl. Eurotopia 2000/64f). Davon befinden sich vierzig Landkommunen in den neuen Bundesländern, zumeist in wirtschaftlich strukturschwachen Regionen. Laut dem Projektverzeichnis von 2004 hat sich der Bestand an kommunitären Gemeinschaften in den darauf folgenden Jahren erhöht.<sup>13</sup> Die Verfasser gehen hier von rund einhundertundvierzig Gemeinschaften aus, die in Deutschland bestehen, darunter fünfundvierzig in den neuen Ländern (vgl. Eurotopia 2004/78ff). Bei den Zahlen muss ebenfalls von einer Dunkelziffer kommunitärer Gemeinschaften ausgegangen werden, die nicht erfasst sind bzw. nicht erfasst werden wollen und von daher auch nicht in den Netzwerken von Gemeinschaften und Ökodörfern auftauchen.<sup>14</sup> Das verrät, dass neben den registrierten Gemeinschaften, eine sich im Schatten befindende kommunitäre Projektkultur existiert. Die folgende Abbildung soll den Bestand an kommunitären Gemeinschaften in Deutschland veranschaulichen (vgl. Eurotopia 2004/78).

---

<sup>11</sup> Die Gründung kommunitärer Gemeinschaften in den neunziger Jahren ist zeitlich gesehen in folgende Verteilung gegliedert: fünf Gemeinschaften, 1990; fünf Gemeinschaften, 1991; zwei Gemeinschaften, 1992; fünf Gemeinschaften, 1993; eine Gemeinschaft; vgl. Bansamir 1996/16.

<sup>12</sup> Dangelmeyer geht bei seiner Studie „Gemeinschaftliche Lebens- und Wirtschaftsweisen und ihre Umweltrelevanz“ (Dangelmeyer 2004) von einer Zahl von ca. 140 Gemeinschaften aus, in denen rund 3.200 Menschen leben. Andere Zahlen entstehen z.B., wenn man neben den so genannten alternativen Gemeinschaften neueren Ursprungs anthroposophische und religiöse klösterliche Gemeinschaften hinzuzählt. Hier gibt Dangelmeyer eine Zahl von ca. 3.700 Gemeinschaften in Deutschland mit rund 54.000 Menschen an

(vgl. [http://www.usf.uni-kassel.de/glww/texte/ergebnisse/6wertung4b\\_gruenerweg.pdf](http://www.usf.uni-kassel.de/glww/texte/ergebnisse/6wertung4b_gruenerweg.pdf); Stand: 01.07.07).

<sup>13</sup> Der Vergleich zum Jahr 2000 kann im Anhang unter Punkt 2 a/b genauer eingesehen werden.

<sup>14</sup> Bekannte Netzwerke sind z.B. „Anders Leben Netzwerk Soest“, „Come Together Netzwerk“, „Longo Mai“, „Netzwerk Offene Häuser“, „Synanon“ oder auch das weltweit organisierte Global Ecovillage Network (GEN) (vgl. Eurotopia 2000/327; Eurotopia 2004/374-402). Netzwerke und deren Verwaltungsorgane sind neben den schon erwähnten Zeitschriften wesentlich für den Informationsfluss zwischen den einzelnen kommunitären Gemeinschaften verantwortlich.

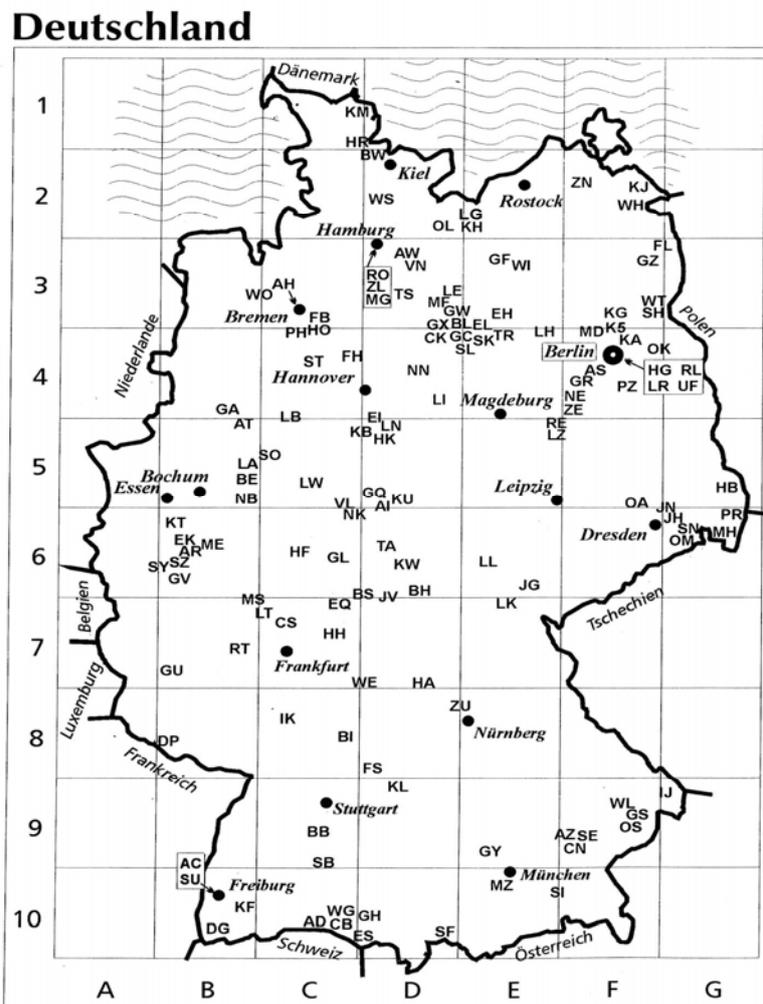


Abb. 1: Kommunitäre Gemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland 2004 (Quelle: Eurotopia 2004/78; Synonyme im Anhang unter Punkt 1).

### 2.3.2 Qualitative Studien zu landkommunitären Gemeinschaften

Neben den Darstellungen, die von einzelnen landkommunitären Gemeinschaften selbst vorgenommen wurden, sind in den letzten Jahren einige qualitativ-empirische Untersuchungen zu ausgewählten Landkommunen vorgelegt wurden. So geben Hanspach (1994), Hosang (1995b) und von Winterfeld (1995) einen Einblick in die landkommunitäre Gemeinschaft „Lebens-Gut“ Pommritz, die für dreihundert Menschen konzipiert ist. Während Hanspach in seiner Untersuchung Wert auf Ausführungen zur Infrastruktur der Gemeinschaft legt, versucht von Winterfeld die Arbeits- und Lebensgemeinschaft Pommritz in ihrer ökologischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Dimension zu beschreiben. In dieser, im Auftrag der Arbeits-

gruppe „Neue Wohlstandsmodelle“ des Wuppertaler Instituts für Klima, Umwelt und Energie vorgenommenen Untersuchung steht der Aspekt der Ökologie im Mittelpunkt. Die Autorin attestiert der Gemeinschaft einen hohen Grad an Effizienz in den Bereichen der ökologisch nachhaltigen Landwirtschaft und der Baubiologie einschließlich Ressourcenschonender Energiefragen. Die von der Projektgemeinschaft Pommritz (1993) selbst erarbeitete „Konzeption zum Subsistenzprojekt“ gibt Auskunft zur Planung und Anlage der Gemeinschaft. Darin enthalten sind ein Wirtschafts- und Entwicklungsplan, eine Kosten- und Ertragskalkulation, Aussagen zur Gebäude- und Flächennutzung, zur Arbeitskräfteverteilung und zu notwendigen Investitionen.

In Roeskes (1997) Beitrag zur „Situation kommunitärer Gemeinschaften in Deutschland und ihrer ideellen Grundlagen“ wird die *Ökologische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft Klosterdorf* („ÖkoLeA“) vorgestellt. In Anlehnung an die Kommunitarismusdebatte (Honneth 1993) und einer Bewertung deutscher Gemeinschaften am Vorbild der israelischen Kibbuzbewegung (Rücker & Vilmar 1988; Vilmar 1989) versucht die Arbeit, die Grundlagen und Zielstellungen der „ÖkoLeA“ nachzuzeichnen. Ein ähnliches Anliegen verfolgt der israelische Kommuneforscher Shlomo Shalmon (1998) mit seinem Porträt der *Kommune Niederkaufungen*, die anhand ihrer thematischen Arbeitsfelder und internen Grundsatzpapiere beschrieben wird.<sup>15</sup> Shalmon skizziert den inneren und äußeren Rahmen der Niederkaufunger Gemeinschaft, wobei manche Schlussfolgerungen jedoch rasch generalisiert werden. Unbegründet bleibt aus dem Blickwinkel der Niederkaufunger Untersuchung z.B. seine These der prinzipiellen Nicht-Arbeitslosigkeit von Akteuren in Gemeinschaften (vgl. Shalmon 1998/47ff). Diese These kann nur gelten, wenn auch die Nicht-Entlohnung von Arbeit in Gemeinschaften vorausgesetzt wird und die `innere Ökonomie` der Kommune von einem anderen Arbeitsbegriff geleitet wird, als er ursprünglich mit dem Lohnarbeitsmodell verbunden ist.

Einige empirische Beiträge der letzten Jahre bearbeiten bestimmte Aspekte oder Themen kommunitärer Gemeinschaften. So beschäftigt sich Pick (1998) mit den vielfältigen „Kommunikationsformen in heutigen Landkommunen“. Gemeinschaften werden hier als gesellschaftliche Erscheinung einer Gegenbewegung angesehen. Dabei, so Picks These, verhält sich die Bildung kommunitärer Gemeinschaften anachronistisch zur Tendenz der Individuierung (vgl. Pick 1998/5). Im Theorieteil der Arbeit wird zunächst der Einfluss normativer Subsysteme (Wirtschaft, Administration, Politik etc.) als Hauptursache für das Auftreten gesellschaftlicher Krisenphänomene identifiziert. Pick greift dabei auf Habermas „Theorie des kommunikativen

---

<sup>15</sup> Sechs Themenbereiche kennzeichnen das Kaufunger Grundsatzpapier: a) ein linkes Politikverständnis, b) eine gemeinsame Ökonomie, c) kollektives Arbeiten, d) Abbau kleinfamiliärer Strukturen, e) Konsensprinzip bei Entscheidungen, f) ökologische Produktionsweise (vgl. Shalmon 1998/17ff).

Handelns“ zurück, wie auch bei seinen Ausführungen zur Fragmentierung und Kolonialisierung der Lebenswelt.<sup>16</sup> Zentral ist für den Autor aber die Frage, ob und inwieweit Akteure über eine Ideologieaneignung und eine Wiederbestärkung von Glaubenssätzen in kommunitären Gemeinschaften, jener Fragmentierung der Lebenswelt entgegen wirken können. Im empirischen Teil nimmt Pick das soziale Zusammenleben in drei Landkommunen genauer unter die Lupe.<sup>17</sup> Seine Untersuchung stützt sich auf eine Methodentriangulation aus teilnehmender Beobachtung und halbstrukturierten Interviews. Die Untersuchungsebenen erstrecken sich auf die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Personen (subjektiv), auf die Gemeinschaft (sozial) und auf die gesamtgesellschaftlichen Intentionen (objektiv) der beteiligten Akteure. Pick gelingt es empirisch aufzuzeigen, dass die gesellschaftliche Dichotomie von System und Lebenswelt auch in kommunitären Gemeinschaften Wirkungen hinterlässt. Insbesondere der Druck der Wirtschaftlichkeit und die notwendigen Verwaltungsprozeduren erfordern bestimmte Handlungsmuster, die einen kolonialisierenden Einfluss auf die Lebenswelt der Akteure in Landkommunen ausüben. Der Individuierungsprozess, der von Habermas als Folge der Dominanz von Subsystemen und der kolonialisierten Lebenswelt herausgearbeitet wurde, sei, so Pick, auch im Kontext der Landkommunen deutlich beobachtbar (vgl. Pick 1998/65).

Lehmann (1999) legt eine Studie vor, die sich im Schnittfeld von kommunitärer Lebenspraxis und der Erziehung von Kindern in Landkommunen bewegt. Zum einen versucht Lehmann abzuwägen, welche sozialisatorischen Vor- und Nachteile sich in kommunitären Gemeinschaften für Kinder ergeben können. Zum anderen wird danach gefragt, welches praktische Erfahrungswissen Akteure von Landkommunen bei der Erziehung ihrer Kinder aufzuweisen haben. Ferner untersucht Lehmann, welche Konzepte sich bei Erziehungsfragen in Landkommunen durchsetzen. Die Ausgangsthese ist die, dass der Erziehung von Kindern in Landkommunen ein hoher Stellenwert beigemessen wird, da sich vielfältige Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern ergeben und sich somit reichhaltigere Orientierungsmöglichkeiten als in Kleinfamilien bieten (vgl. Lehmann 1999/98f). Im empirischen Teil der Arbeit wird anhand der teilnehmenden Beobachtung und unter Einsatz von Experteninterviews, der Alltag der landkommunitären Gemeinschaft „Ulenkrug“ in Mecklenburg-Vorpommern rekonstruiert. Die Akteure der Gemeinschaft bekräftigten hier eine gemeinsame Verantwortung für die Kindererziehung und -betreuung, ohne jedoch einen einheitlichen Erziehungsstil im Umgang mit ihren oder an-

---

<sup>16</sup> Die Lebenswelt kann als empirisch beobachtbares Komplementärkonstrukt zum System verstanden werden. Die Fragmentierung der Lebenswelt stellt eine Folge der Rationalisierung der drei Welten (soziale, subjektive, objektive Welt) dar. Durch den Zerfall von Ideologien, Glaubenssystemen und/oder moralischen Ordnungssystemen und Wertvorstellungen verlieren die drei Weltbezüge ihre synthetische Wirksamkeit. Auf kultureller Ebene heißt das Sinnverlust; sozial wird vom Verlust der Integrationsfähigkeit gesprochen und auf der Ebene der Subjekte besteht eine potenzielle Gefahr von Anomie (vgl. Habermas 1989/441-472).

deren Kindern zu verfolgen (vgl. Lehmann 1999/106). Ein weiteres Fazit der Untersuchung ist, dass Landkommunen einen positiven Ort für kindliche Sozialisationsprozesse darstellen, was hauptsächlich in der Nichttrennung von Privatheit und Öffentlichkeit begründet gesehen wird. Kinder können aufgrund des Netzes an alltäglichen Sozialbeziehungen ein hohes Maß an Selbstständigkeit und sozialen Kompetenzen erwerben (vgl. Lehmann 1999/106f).

Einem Randphänomen, das sich auch im sozialen Kontext der Landkommunen aufspüren lässt, widmen sich Kropp und Ulferts (1997) in ihrer Untersuchung zum Wagenleben. Das Leben in ausgebauten Bauwägen oder umfunktionierten Zirkuswägen kann als Reaktion auf die gegen Ende der achtziger Jahre zunehmend erstarrte und politisch bald isolierte Hausbesetzerbewegung verstanden werden. So genannte Wagendörfer gehören seitdem nicht mehr nur zum Bild deutscher Großstädte. In vielen Landkommunen wurde und wird das Leben im Wagen mit dem Traum von individueller Freiheit, Autarkie und Selbstbestimmung verbunden. Die Vorteile, die der Verbreitung der Idee vom Wagenleben sicherlich entgegenkommen, bestehen zum einen darin, dass die Bau- und Zirkuswägen relativ kostengünstig zu erwerben sind. Zum anderen garantiert die fahrbare Behausung vor allem Spontaneität, Mobilität und Flexibilität. Scheitert ein Projekt oder gibt es unlösbare Konflikte, ist der Wageninhaber jederzeit in der Lage, ohne besondere Kosten und Ausgaben abzureisen (vgl. Kropp & Ulfert 1997/Kap.3/11)<sup>18</sup>. Zwischen den einzelnen Landkommunen scheint für Wagenbesitzer mittlerweile ein gewisser 'Tourismus' zu bestehen, weshalb man bei solchen Akteuren auch von 'modernen Nomaden' sprechen kann.

Eine Theoriearbeit legt Krannich (1996) vor, indem er das Interesse an den Grundlagen einer zukunftsfähigen Gemeinwesenperspektive verfolgt. Dafür entwickelt der Autor idealtypische Prozessstationen, die Gemeinwesenorientierte Projekte und Initiativen durchlaufen, wobei er sich am Modell einer „lokalökonomischen Praxis“ (Birkhölzer 1994) orientiert. Bei der zentralen Frage nach den Merkmalen für die Lebensfähigkeit von Systemen bezieht sich Krannich auf den erkenntnistheoretischen Hintergrund Maturanas sowie auf Niklas Luhmanns Theorie Sozialer Systeme. Letzterer wird vorgeworfen, dass es ihr lediglich um die Betrachtung abstrakter Systeme und Systemkonstrukte gehe, während Maturanas Fragestellung immer schon an deren Lebensfähigkeit interessiert ist (vgl. Krannich 1996/49). Über eine „Ökologische Prozessanalyse“ (Krannich 1996/51) expliziert er einige charakteristische Organisationsmerkmale für Gemeinwesenorientierte Projekte.<sup>19</sup> Neben der „Selbstorganisation“, die in seiner Arbeit als

---

<sup>17</sup> Untersucht wurden die Landkommunen „Finkhof“ (Arnach, südlich von Biberach), die „Yamagishi-Vereinigung“ (Gut Oberrode bei Bad Hersfeld) und das „LebensGut“ Pommritz (in der Oberlausitz).

<sup>18</sup> Vgl. hier [http://wagendorf.de/studien/kropp/Kap3\\_1.htm](http://wagendorf.de/studien/kropp/Kap3_1.htm); (Stand: 20.07.07).

<sup>19</sup> Unter einer „Ökologischen Prozessanalyse“ versteht Krannich ein Analyseverfahren, welches für das Erfassen komplexer Systeme, die Funktionsprinzipien der Natur zu verstehen und die dahinter liegenden Muster ausfindig zu machen versucht

Schlüsselbegriff fungiert, zählen zu den Organisationsprinzipien lebensfähiger Systeme: „Vernetzung“, „Kooperation“, „Vielfalt“, „Rückkopplung“, „Durchlässigkeit“, „Wechselwirkung“, „Flexibilität“, „Eigendynamik“ und „Begrenzung“ (vgl. Krannich 1996/52f).

Abschließend lässt sich sagen, dass die in den letzten Jahren entstandenen Forschungsarbeiten ein sehr heterogenes Bild von der Landkommunenbewegung zeichnen. In den quantitativen Studien konnten bislang keine verlässlichen Zahlen festgestellt werden, was als Zeichen einer hohen Dynamik von Gemeinschaftsgründungen und -auflösungen zu werten ist. Dazu kommt das Problem, dass einige landkommunitäre Projekte nicht in Netzwerken organisiert sind und sich u.a. deshalb schlecht aufspüren lassen. So könnte es z.B. vorkommen, dass man beim Recherchieren auf eine Landkommune stößt, die selbst Insidern oder Forschern, die sich seit Jahren für die Landkommunenbewegung interessieren, unbekannt ist. Bei den qualitativen Arbeiten zu landkommunitären Gemeinschaften kann kritisch angemerkt werden, dass sie häufig nur eine oder mehrere Landkommunen beschreiben. Es dreht sich dann meist um ein spezifisches Thema, bei dem interessant wird, welche Haltung die Akteure der Landkommunen zu diesem Thema entwickeln und wie sie damit in ihrem praktischen Alltag verfahren (z.B. Fragen der Erziehung, Umgang mit Konflikten). Dass die Forschung über die neue Landkommunenbewegung noch in den `Kinderschuhen` steckt, zeigt auch, dass es den meisten Arbeiten an theoretischen und empirischen Zugängen mangelt.<sup>20</sup> Dadurch bekommen sie einen vorwiegend deskriptiven Charakter, denen es zumeist an analytischem Tiefgang fehlt. Eine umfassende systematische Untersuchung der Landkommunenbewegung ist bislang nicht erfolgt. So sind, um einige Fragen zum Forschungsfeld zu nennen, empirische Beiträge offen, die sich den sozialweltlichen Prozessen in Landkommunen widmen, ebenso genauere Studien, wie die Organisation der Arbeit und die Umsetzung der Arbeitsprozesse erfolgen. Vor allem aber weiß man relativ wenig über die Akteure, die sich dieser Bewegung anschließen und das Gemeinschaftsleben praktizieren sowie über ihre Motive, dies zu tun.

---

(vgl. Krannich 1996/50f). Diese werden daraufhin geprüft, ob sie „bezüglich der Funktionsprinzipien sozialer Systeme Hinweise geben können“ (Krannich 1996/51).

<sup>20</sup> Dem muss zugute gehalten werden, dass viele Studien im Rahmen von Diplomarbeiten entstanden sind, wodurch engere Vorgaben sowohl in der Zeitbegrenzung als auch in der Themendimensionierung gegeben waren.

## Kapitel 3

# Theoretischer Bezugsrahmen der landkommunitären Bewegung in Ostdeutschland

### 3.1 Aufnahme theoretischer Konzeptionen und Legitimationsbezüge der Landkommunenbewegung in Ostdeutschland

Die Landkommunenbewegung der neunziger Jahre ist dadurch gekennzeichnet, dass ihre Gestalt und Programmatik von bestimmten Theorieentwürfen beeinflusst ist. So kann einerseits von `theoretischen Grundlagen´ der landkommunitären Bewegung gesprochen werden, weil anthropologische und sozialwissenschaftliche Theorien zur Verfügung stehen, die für die theoretische Grundsteinlegung der ostdeutschen Landkommunenbewegung bedeutsam waren. Sie haben nicht nur Impulse gegeben, sondern füllen auch eine Legitimationsfunktion der sozialen Bewegung aus. Andererseits kann man von `geistigen Voraussetzungen´ sprechen, weil die Philosophien, Selbstdarstellungen und Leitbilder der einzelnen landkommunitären Gemeinschaften von diesen Theorien durchdrungen bzw. beeinflusst sind. Mit Rudolf Bahro, Johan Galtung und den `Bielefelder Soziologinnen´ Maria Mies, Claudia von Werlhof und Veronika Bennholdt-Thomsen werden drei theoretische Positionen vorgestellt, die von der Landkommunenbewegung adaptiert worden sind.<sup>1</sup>

#### 3.1.1 Rudolf Bahro: Die „Logik der Selbstaussrottung“ und landkommunitäre Gemeinschaften als Keimzelle von Gesellschaft

Es ist hier nicht der Ort, die beiden wichtigsten Monographien Rudolf Bahros, „Die Alternative“ (1977)<sup>2</sup> und „Logik der Rettung“ (1989) ausführlich darzustellen. Ansatzweise wurden diesbezüglich schon Versuche unternommen, die jedoch der Komplexität und Scharfsinnigkeit von Bahros Abhandlungen nur bedingt gerecht werden konnten (vgl. Herzberg & Seifert 2002; Hosang 2000; Mittermüller 1987/125-130; Wehling 1989/77-85). Dieses Defizit ist

---

<sup>1</sup> Im Folgenden geht es um eine Reformulierung der theoretischen Positionen der Protagonisten. Es werden hier lediglich die Perspektiven und Positionen der Protagonisten dargestellt, ohne diese im Besonderen kritisch zu diskutieren. Eine solche Auseinandersetzung würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Es existiert meines Wissens bislang keine Publikation, die die theoretischen Grundlagen der Landkommunenbewegung ausführlich darstellt und im Detail kritisch beleuchtet.

<sup>2</sup> Die Wirkung der „Alternative“ im Westen Deutschlands spiegelte sich in einer Vielzahl von Aufsätzen und Rezensionen wider (stellvertretend Abendroth 1978; Dutschke 1978; Mandel 1977; Marcuse 1978, 1980; Wolter 1978). Zur Aufnahme der „Alternative“ im Ostblock, die für die hier genannten Autoren in ihrem Land ein ähnliches Schicksal nach sich zog, wie es Bahro in der DDR ereilte (Brus 1978; Pelikan 1978; Vajda 1978).

hauptsächlich der Tatsache geschuldet, dass Bahro selbst ein streitbarer und bisweilen eklektischer Grenzgänger zwischen den Wissenschaftsdisziplinen war<sup>3</sup>, bietet doch insbesondere sein zweites, nicht so prominentes Hauptwerk „Logik der Rettung“ eine Disziplinübergreifende Synthese aus Anthropologie, Sozialphilosophie, Politik, Ökologie sowie alter und neuer Spiritualität. Einige Grundzüge aus dem Theoriegeflecht der „Logik der Rettung“ sollen jetzt aufgezeigt werden, da sie für die Wegbereitung der Landkommunenbewegung in Ostdeutschland eine entscheidende Rolle spielten.

Bahros Analyse verfolgt zwei Perspektiven, die unmittelbar im systematischen Zusammenhang stehen: Eine historische Rekonstruktion gegenwärtiger Erscheinungen der ökologischen und sozialen Krise, die er bis in die tiefen Bewusstseinsschichten des menschlichen Genotyps zurückverfolgt (1). Zum anderen formuliert Bahro ein radikales Umkehrprogramm, das über eine „Aufklärung nach innen“ zu einer „Politik des Bewusstseins und der ökologischen Rettung“ (Bahro 1989) führen soll (2). Insbesondere letzteres sorgte an den linken und rechten Flügeln der politischen Öffentlichkeit für reichlich Diskussionsstoff.

#### *(1) Die „Logik der Selbstausrottung“*

Bahro beschreibt im Abschnitt zur „Logik der Selbstausrottung“ (Bahro 1989/Kap. II/101-197) die ökologische und soziale Krise in ihrer Genese als eine „Inweltkrise“ (Bahro 1991/18) des Menschen. Diese Inweltkrise wird als ein langer Prozess des „Exterminismus“ (Thompson 1981) rekonstruiert.<sup>4</sup> Dabei stellt der Exterminismus die letzte Stufe innerhalb von sechs übereinander liegenden Schichten dar, wobei jede höhere Formation als ein neuer Ausdruck der Selbstzerstörung und als Transformationsergebnis der jeweils vorangegangenen gesellschaftlichen Entwicklungen verstanden wird. Die einzelnen Schichten beinhalten Bewusstseinsgestalten, die historisch aufeinander folgen und sich in der Menschheitsgeschichte manifestiert haben. Bahro nennt sie die „Koordinaten der Logik der Selbstausrottung“ (vgl. Bahro 1989/27ff, 101-197):

---

<sup>3</sup> Eine erste Biographie über Bahro ist von Herzberg & Seifert (2002) vorgelegt worden. Die Autoren zeichnen auf der Grundlage unterschiedlichster Materialien, Briefe, Mitschriften und Zeitzeugenaussagen, Bahros Lebensweg nach. Dabei nehmen sie auch die Entwicklung seines theoretischen Arbeiten und seiner praktischen Tätigkeiten ausführlich in den Blick.

<sup>4</sup> „Exterminismus“ kommt von >exterminate<, und heißt soviel wie ausrotten, vertreiben. Der Exterminismus-Ansatz stammt ursprünglich von Edward P. Thompson (1981) und findet dort überwiegend in einer militärisch-industriellen Rüstungskritik Anwendung. Bahro erweiterte diese Rüstungskritik zu einer grundsätzlichen Industrialismuskritik und bezog den Begriff „Exterminismus“ auf die massenhafte Vernichtung von Leben.

**Exterminismus**

(Negativer Gesamteffekt der historischen Psychodynamik)

**Industriesystem**

(Gesellschaft als Megamaschine)

**Kapitaldynamik**

(Erweiterte Reproduktion und Wachstumszwang)

**Europäische Kosmologie**

(Räumliche Expansion, Wissen, Macht und Beherrschen)

**Patriarchat**(Verlorene Balance zwischen Mann und Frau,  
ausgeprägter Logozentrismus)**Genotyp (conditio humana)**

(Menschlicher Egozentrismus)

Abb. 2: Skizze der „Logik der Selbstaussrottung“ (Quelle: Bahro 1989/107).

Innerhalb der Darstellung lagern die Bewusstseinsgeschichtlich jüngeren Formationen *Exterminismus*, *Industriesystem* und *Kapitaldynamik* oben. Der Ursprung der Zerstörung wird jedoch von Bahro viel tiefer in der *conditio humana* ausgemacht, im Genotyp, der den menschlichen Egozentrismus repräsentiert. Es folgt ein Stadium, das die verlorene Balance zwischen Mann und Frau in den Mittelpunkt stellt. Daraus erwuchs, so Bahro, ein ausgeprägter Logozentrismus, der seit über 5000 Jahren durch die Macht des *Patriarchats* dominant blieb und der keine Autonomie und Gleichberechtigung des Weiblichen gewährleistete. Diese Bewusstseinsverfassung hat sich in der zwischenmenschlichen Struktur objektiviert und ausgebreitet. Auf dieser Stufe des Männlichen hat sich der Wunsch des Beherrschens aufgebaut und dieses Begehren führte zur räumlichen Expansion und Teilung der Welt in Zentren und Peripherien. Im Rahmen jener *Europäischen Kosmologie* sollte die außereuropäische Welt von der Vernunft erobert werden und die politisch-militärische Praxis diente der Kolonialisierung anderer Völker. Die weltumspannende Ausbreitung wurde durch die Verbreitung des Christentums und später maßgeblich von den westlichen Wissenschaften vorangetrieben. Im Verhältnis zur Natur tritt der Mensch als ihr Beherrscher und Ausbeuter auf. Eine vierte Stufe in der Ursachentektonik stellt die *Kapitaldynamik* dar. In ihrem Zentrum stehen die Geldvermehrung, die erweiterte Reproduktion und der Wachstumszwang. Das Bedürfnis nach Unabhängigkeit

durch Waren produzierte monetäre Abhängigkeitsverhältnisse, die eng mit der exterministischen Gesamtstruktur verflochten sind. Die moderne Gesellschaft wird im Wesentlichen durch das *Industriesystem* bestimmt, das auf der Basis von Wissenschaft-Technik-Kapital-Staat, den Schaltstellen der Macht, gesteuert wird. Das expansive Industriesystem, die „Megamaschine“, wie sie von Lewis Mumford (1977) in seiner umfangreichen Publikation „Mythos der Maschine“ bezeichnet wurde, ist der Ort für die industrielle Massenproduktion und Konzentration von Kapital. Für Bahro stellt diese fünfte Schicht das „direkte Subjekt des Exterminismus“ (Bahro 1989/122) dar. Sie wird von ihm so umschrieben, weil die Dynamik und Effizienz des Industriesystems wie eine Matrix abläuft, die weitgehend unabhängig vom Menschen funktioniert. Diese fünfte Schicht ist es auch, die die massiven ökologischen Einschnitte hervorruft, die in Bahros Analyse zur Apokalypse führen. All diese Ursachen der Zerstörung führt Bahro auf eine „Inweltkrise“ (Bahro 1991/18) des Menschen zurück und deshalb sei auch der Mensch allein in der Lage, diesen Ursachen entgegenzuwirken. Bahro selbst: „Offensichtlich machen wir die Außenwelt, die >Umwelt< kaputt. Aber was da in Wirklichkeit vorgeht, ist primär eine *Inweltkrise* und keine *Umweltkrise*. Demnach muß ein Versuch, das Wesen der ökologischen Krise zu begreifen, von der Subjektivität handeln, davon also, warum, aus welcher inneren Verfassung, welchem inneren Antrieb der Mensch Leben und Erde zerstört, und von der inneren Verfassung, aus der wir uns noch retten können“ (Bahro 1991/18). Soweit grob zur Darstellung der „Logik der Selbstausrottung“.

## (2) Die „Logik der Rettung“

Gegenüber der „Logik der Selbstausrottung“ formuliert Bahro die Notwendigkeit eines Rettungsprogramms<sup>5</sup>, welches das Hervortreten der letzten Stufe, des Exterminismus, verhindern soll. Die Verhinderung der Auslöschung sämtlichen Lebens benötigt nach Bahro eine fundamentale Umkehrbewegung, eine Bewegung, die soziale und politische Alternativen nicht mehr im gesellschaftlichen System selbst suchen kann. Die Kritik, die er bspw. seiner ehemaligen Partei der GRÜNEN aber auch den sozialen Bewegungen entgegenbringt, besteht darin, dass sie mit ihren Aktionen zwar antikapitalistische und antimonopolistische Stimmungen produzieren, dass ihr politischer Protest jedoch die Megamaschine nicht in ihrer kapitalistischen Grundstruktur angreift. Bahro bezeichnete solche Kräfte als „dienstbare Geister“ (Bah-

---

<sup>5</sup> Insofern spricht Bahro hier von der „Logik der Rettung“ (vgl. Bahro 1989/Kap. III//201-321). Nach dem gesellschaftlichen Umbruch existierten im Institut für Sozialökologie sogar Vorstellungen, den Ostteil Deutschlands als ein einziges Landschaftsschutzgebiet auszurufen. Utopische Akzente, die DDR als einen subkulturellen Sektor für Subsistenz zu strukturieren, würden jedoch voraussetzen, dass kulturelle und wirtschaftliche Initiativen unter politischer Organisation gestellt werden und sich die politischen Institutionen für ein solches Vorhaben öffnen (vgl. Institut für Sozialökologie 1992/96f).

ro 1989/53), da sie durch ihren Aktionsradius das Industriesystem nur noch weiter am Leben halten und für neue Absatzmärkte sorgen (z.B. grüne Umwelt- und Ernährungspolitik).<sup>6</sup> Eine geistig entpolitisierte Gegenbewegung könne jedoch nicht mehr am gesellschaftlichen Status quo und auf Veränderungen innerhalb des Systems pochen. Das radikale Denken eines neuen Kulturentwurfes beinhaltet, so Bahro weiter, den konsequenten Ausstieg aus allen Strukturen des gesellschaftlichen Systems und den Rückzug in eine kommunitäre Lebenspraxis, in welcher der Weg zu quasi spirituellen und religiösen Bewusstseinschichten freigelegt werden müsse (vgl. Bahro 1989/284-300). Denn die „Ursache der drohenden Realapokalypse ist der Mensch selbst“ (Bahro 1991/12). An diesem Kontrapunkt tritt Bahros Fundamentalismus in Erscheinung: Die spirituelle Kommune wird als kulturelle Alternative gegen das übermächtige Industriesystem gestellt. Sie soll die Keimzelle einer neuen Gesellschaft darstellen.

„Mit der Einsicht in die Mitverantwortung für die Selbstzerstörung fängt ein politisches Verhalten, das rettend sein kann, gerade an. Was immer wir im Einzelnen tun oder lassen können, bekommt erst durch die Zuordnung auf das Ganze der menschlichen Praxis seinen Stellenwert zwischen Schädigung und Förderung des Lebens. Also ist die Wahrheit über uns selbst zu suchen die wichtigste politische Disziplin“ (Bahro 1989/24). Die *Politik des Bewusstseins* – eine „Subjektivität der Rettung“, wie sie Bahro (1989/237) nannte, folgt der gesamten Aufschichtung von der *conditio humana* bis in die *exterministischen Strukturen der Industriegesellschaft*. Diese „Aufklärung nach innen“ (Bahro 1989/301) geht mit einer Veränderung im Bewusstsein gleich. Die neue Politik trägt ihren Ausgangspunkt in einem Genotyp, der von einer anderen Bewusstseinsstruktur geprägt ist. Da die industrielle Zivilisation auf den vorangegangenen Kulturstufen aufbaut, muss die Umkehr an den absoluten Ursprung gebunden sein, d.h. eine Rückkehr zur menschlichen Natur von der sich abgespalten wurde (vgl. Wehling 1989/82). Die Überwindung des Egozentrismus fordert eine grundlegende Veränderung der Selbstauffassung des Menschen. Diese von Bahro formulierte Bewusstseinspolitik stellt sich gegen die kapitalistischen Imperative und befürwortet eine hauswirtschaftliche Ökonomie. Die industrielle Expansion und Massenproduktion soll voll und ganz der kommunitären Praxis weichen. Das physische Überleben, so Bahro, hängt dabei erstmalig in der Geschichte der Anthropologie von einer radikalen seelischen Veränderung des Menschen ab, wie es Erich Fromm (1976) in den „Seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft“ beschrieben hat.

---

<sup>6</sup> Umweltschutz und ökologische Modernisierung der Gesellschaft im Kontext nachhaltiger Nutzenerwägungen, so Bahro, würden die Realapokalypse nur zusätzlich absichern, indem sie bei ihren prinzipiell nicht hinreichenden Effekten ein tröstliches falsches Bewusstsein mit erzeugen (vgl. Bahro 1991/341ff). Die GRÜNEN, so sein Vorwurf, betrieben bei dem, was sie unter Umweltschutz und Ökologie verstehen, „bloß Kabinenputz auf der letzten Fahrt [der Titanic]“ (Bahro 1992b/72).

Während sich die *Politik des Bewusstseins* im Schema von unten nach oben bewegt, muss eine *Politik der ökologischen Rettung* entgegen der exterministischen Formationen von oben nach unten arbeiten. Die Politik der Rettung soll zu Veränderungen in den materiellen Fundamenten und in den sozialökonomischen Strukturen bis hin zur Sicherung der Praxis für Prozesse der Selbsterfahrung und kommunitäre Experimente führen.<sup>7</sup> Vor dem Hintergrund der Selbstveränderung der Subjekte müssen sich kommunitäre Gemeinschaften zwangsläufig vorübergehend in „Dissoziation von der übrigen Gesellschaft“ (Bahro 1989/105) bewegen. Nur so können sie ihre sozioökonomischen und spirituellen Kräfte freisetzen und einen Neubeginn der Kultur einleiten. Die Neukonstituierung des menschlichen Selbst wird zur wesentlichen Bedingung für eine Neuinstitutionalisierung von Gesellschaft (vgl. Bahro 1989/242). Die als Modell, ähnlich den Kloostergemeinschaften des Benediktinertums, verstandenen kommunitären Gemeinschaften haben ferner die Funktion, von der Massenproduktion auf einen lokalen Reproduktionsprozess um zu schalten. Auf diese Weise können sie sich dem expansiven Industriesystem entziehen. Die kontraktive statt expansive Arbeits- und Lebensweise jenseits der Kapitalakkumulation stellt für Bahro einen zentralen Aspekt der kommunitären Gemeinschaft dar. Kommunitäre Einheiten, in deren Mitte die spirituelle Gemeinschaft steht, bedeuten experimentell neue Arbeits- und Lebensformen. Ihre materielle und kulturelle Reproduktion spiegelt sich nicht nur in der Abkehr von der Arbeiter- und Angestelltenrolle wider, wie das Gustav Landauer schon Anfang des 20. Jahrhunderts forderte. Sie ist darüber hinaus frei von der Warenproduktion und drückt sich in Subsistenz aus. Der Schwerpunkt liegt dabei nicht allein auf einer ökonomisch befreiten Subsistenzwirtschaft, wie es demonstrativer noch der Ansatz der „Bielefelder Soziologinnen“ (Mies, Bennholdt-Thompson, von Werlhof) zeigen wird, sondern auf einer dezentral organisierten, autarken Gemeinschaft, deren Zweck nicht die Produktion von Existenzmitteln, sondern die Reproduktion der kommunitären Gemeinschaft selbst ist. Die Radikalisierung des Exterminismus-Ansatzes Thompsons durch eine klar formulierte Kritik Bahros am Industriekapitalismus fordert in diesem Sinne nicht nur die Bekämpfung der extremsten Auswirkungen und Nebenfolgen der industriegesellschaftlichen Entwicklung<sup>8</sup>, sondern die geistige Vorbereitung neuer Lebensformen sowie die Befähigung

---

<sup>7</sup> Das gesamte „rettungspolitische Programm“ (Bahro 1989/Kap. III/201-321) kann hier nur anhand einiger Grundsatzgedanken herausgestellt werden: Zu den Einstellungen einer Rettungspolitik zählen die Herausbildung eines neuen öko-spirituellen Bewusstseins ohne soziale oder politische Macht (dabei geht es nicht um einen bestimmten oder an bestimmte Dogmen gebundenen Wort-Glauben, sondern um die Entfaltung und die Bewusstheit der geistigen, psychischen und menschlichen Wesenskräfte), die Einsicht über die Wahrheit der ökologischen Krise, die institutionelle Erneuerung jenseits der Industriegesellschaft, die Dezentralisierung der Balance von menschlichem Leben/Verhalten und Natur, die Auflösung der kulturellen Grundwiderstände und die Prinzipien einer neuen Kultur.

<sup>8</sup> Was die Wachstumskritik anbelangt, stand Bahro nach dem gesellschaftlichen Umbruch neben einzelnen Intellektuellen der SED-PDS vor allem dem damaligen sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf (CDU) politisch nah. Bahro setzte sich z.B. mit der von Biedenkopf 1985 herausgebrachten Monographie „Die neue Sicht der Dinge. Plädoyer für eine freiheitliche Wirtschafts- und Sozialordnung“ auseinander (vgl. Bahro 1989/insbesondere 58-76). Seitdem begriff er Biedenkopf, im

gung der Individuen für ein Leben ohne industrielles Wachstum. Wenn Bahro Gemeinschaften als „Rettungsboote“ (Bahro 1992b/72) bezeichnete und über geistige Voraussetzungen einer kommunitären Lebenspraxis sprach, setzte er einen tief greifenden Reflexions- und Wandlungsprozess des Menschen voraus. Kommunitäre Praxis benötige eine andere Bewusstseinsverfassung, die sich ausschließlich an dem orientiert, was der Anthropologe und Evolutionsforscher Jean Gebser „ursprungsgegenwärtig“ (Gebser 1973) nannte.<sup>9</sup>

In Bahros Rettungsprogramm ist die Verwirklichung neuerer Wirtschafts-, Lebens- und Sozialformen in den Gemeinschaften unlösbar verbunden mit einer geistlich-spirituellen Verfasstheit des Menschen. „Spiritualität“ begriff Bahro nicht im Sinne der seit den achtziger Jahren in den westlichen Gesellschaften aufkommenden New-Age-Bewegung, sondern als einen menschlichen Kreuzungspunkt von Ich und Universum, in dem integrative Selbsterfahrungsmomente von Körper (Empfinden), Seele (Fühlen) und Geist (Denken) über Meditationsformen an das evolutionäre und universale Gegründetsein auf der Erde gebunden werden sollten: „Selbstfindung wird zur tragenden Bedingung dafür, sich von der Megamaschine zu emanzipieren [...]. Deshalb beginnt *Rettungspolitik* nicht mit Politik im üblichen Verstande, sondern mit einer in der Bedeutung vorgeordneten Praxis dogmenloser Meditation, die körperfreundlich, gefühlsbefreiend und denkschulend sein wird. Neue Kulturen sind immer aus solchen Innenräumen hervorgegangen, in denen als Subjektivität Gestalt annimmt, wofür gerettet werden soll und um die herum sich Lebenskreise anlagern konnten, die sich mit der Zeit sittlich wie materiell auch selber trugen“ (Bahro 1989/97).<sup>10</sup>

---

Kontrast zum wissenschaftlich-technologischen Fortschrittsdenker Lothar Späth, als Wachstumskritiker, der in seinem „ORDO-Programm“ (Biedenkopf 1985/insb. Kap. III/127-220) den Begrenzungsgedanken mit der Einführung einer ökologischen Wenderegierung verband. Obgleich Bahro Biedenkopfs ORDO-Gedanken in der Präferenz einer neuen Ordnungspolitik nah stand, reichte ihm die bloße Begnügung auf den Einbau äußerer Regulative nicht aus, weil Biedenkopf „das Wurzelwerk der ökologischen Krise nicht tief genug in unseren Kulturboden, in unsere Individualitätsform hinein verfolgt. Noch stellt er [Biedenkopf; d. Verf.] sich nicht der Aufgabe, den Motor abzustellen, sondern will nur vom höchsten Gang herunter und jedenfalls mit dem Fuß vom Gaspedal weg, will auch den Mitfahrern die Antreibung abgewöhnen“ (Bahro 1989/70). Im Vergleich zu Biedenkopf sah Bahro im Anschluss an seine Analyse des Industriesystems, die äußere Weltveränderung unlösbar verbunden mit der Notwendigkeit einer Selbstveränderung des Menschen, die er bis an die geistigen, psychischen und spirituellen Tiefenstrukturen der Anthropologie rück zu binden versuchte. So waren auch Bahros letzten Arbeiten vor seinem Tod im Dezember 1997 von zwei sich überkreuzenden Konzeptionen getragen; die eines spirituellen Kommunismus (unter folgendem Verständnis: „Kommunismus verstehe ich als Begleiterscheinung jeglicher spirituell fundierter Gemeinschaft“ Bahro in *Freitag*, Nr. 50 vom 08.12.1995) und eines „integralen Menschen“ (Bahro 1997/8-15). Hinsichtlich einer theoretischen Weiterausarbeitung des von Bahro verfolgten Konzepts des „integralen Menschen“, vgl. Hosang 2000.

<sup>9</sup> Bahro orientierte sich bei der Frage nach der Bewusstseinsverfassung an Gebser (1973). Gebser entwickelte ein anthropologisches Stufenmodell historisch durchlaufener Bewusstseinsverfassungen und ging davon aus, dass die Bewusstseinsverfassungen der Menschheit vom archaischen über das magische, mythische und mentale hin zum integralen Bewusstsein steigt. Gebser meinte, dass die letzte Stufe, eine integrale Bewusstseinsverfassung, nur durch Integration erreicht werden könne, in dem es seine Vorstufen und Gegensätze ein- statt ausschließt und alles Abgespaltene versöhnt. Dazu zählen Aspekte der Neuintegration von Mensch und Erde, Innen und Außen, Individuum und Kosmos, Politik und Ökologie, Weiblichem und Männlichem, Geist und Materie sowie Liebe und Wissen (vgl. Bahro 1989/271-278 nach Gebser 1973).

<sup>10</sup> Bahros relativ unscharfe Vorstellungen vom Begriff „Spiritualität“ wurden in seinem engeren Umfeld z.T. sehr kritisch betrachtet (Herzberg & Seifert 2002/570-582). Natürlich muss man Bahro unterstellen, dass er vor dem Hintergrund des historischen Erbes wusste, dass jede neue Kultur auf Religion gegründet war. So ist es wahrscheinlich, dass er davon ausging, dass „rein rationalistische Kommuneexperimente meist nur kurzlebig waren und schnell in sich zusammengefallen sind, während Kommunen mit einer religiösen Grundlage sich in der Regel als viel substanzieller und dauerhafter erwiesen haben“

### 3.1.2 Johan Galtungs Konzept der „Self-Reliance“

„Self-Reliance“ ist eine alternative Entwicklungskonzeption und -strategie, die von dem norwegischen Friedensforscher Johan Galtung (1983) vorgelegt wurde. Galtungs Self-Reliance-Konzept baut auf der Analyse über die strukturellen Merkmale kapitalistischer Gesellschaften auf. In Bahros Ursachentektonik der Zerstörung sind sie vor allem in den Formationen des *Industriesystems* und der *Kapitaldynamik* verankert (vgl. Galtung 1983/138ff):

- Der Kapitalismus ist kapitalzentriert, d.h. die ökonomischen Prozesse werden in den Begriffen des Kapitals gemessen (z.B. Produktivität).
- Die Besitzverhältnisse an Produktionsmitteln sind ausschlaggebend für die Arbeitsteilung (also zwischen jenen, die die Produktionsmittel besitzen und jenen, die nicht über sie verfügen).
- Der Kapitalismus orientiert sich zunehmend am Aspekt der Mobilität, d.h. das System beruht auf einer hohen Mobilität der Produktionsfaktoren, was sowohl den Ort der Verarbeitung als auch den der Vermarktung betrifft.
- Diese Mobilität kennt keine Grenzen. Der Kapitalismus ist expansiv ausgerichtet. Dabei ist dieser Expansionismus nicht nur in der ökonomischen Struktur verankert, sondern auch in der westlichen Kultur.

In seiner Theorie konstruiert Galtung zwei binäre Grundstrukturtypen, die in jeder Gesellschaft dialektisch aufeinander bezogen sind:

#### ALPHA-Strukturen

Ungleicher Tausch  
Vertikale Arbeitsteilung  
Penetration/ Abhängigkeit  
Fragmentierung  
Marginalisierung  
Segmentierung

#### BETA-Strukturen

Gleicher Tausch  
Horizontale Arbeitsteilung  
Autonomie  
Solidarität  
Partizipation  
Integration

Abb. 3: Charakteristik binärer Grundstrukturtypen (Quelle: Galtung 1983/77).

---

(Bruno Weil in einem Nachruf, erschienen in der Zeitschrift *graswurzelrevolution* (Nr. 225, Januar 1998), abgedruckt in Herzberg & Seifert 2002/600).

Wie in dem vereinfachten Schema ersichtlich, kennzeichnen ALPHA-Strukturen die Organisation der westlichen Gesellschaften. Die Charakteristika des ungleichen Tausches, der vertikalen Arbeitsteilung, der Penetration und Abhängigkeitsbildung, der Fragmentierung, Marginalisierung und Segmentierung werden hier nun in Kontrast zu einer alternativen Entwicklungsstrategie moderner Gesellschaften, der Self-Reliance, gestellt. Galtung kennzeichnet diese durch horizontal verlaufende BETA-Strukturen. BETA-Strukturen bestehen im Gegensatz zu den ALPHA-Strukturen aus mehreren kleinen Einheiten, die miteinander verwoben sind. Die westlichen Techniken sind verhältnismäßig gering von BETA-Strukturen durchdrungen. Sie spiegeln sich hauptsächlich auf der gesellschaftlichen Mikroebene wider, d.h. in Familien, verwandtschaftlichen Gruppen, Freundeskreisen, Vereinen etc.: Dabei ist „die Idee lokaler Self-Reliance im Sinne kleiner Gemeinschaften, die sich ganz auf ihre eigenen Kräfte verlassen, so alt wie die Menschheit selbst“ (Galtung 1983/47). Self-Reliance, was im weitesten Sinne so viel wie Unabhängigkeit bedeutet, ist eng an den Leitgedanken des „Sustainable Development“ angelehnt. Obwohl die Sustainability-Übersetzung in Deutschland uneinheitlich eingeführt worden ist, soll sie verstanden werden als „die Bezeichnung für eine Entwicklung, in der die Bedürfnisse heutiger Generationen befriedigt werden sollen, ohne die Bedürfnisse kommender Generationen zu gefährden. Mit diesem Leitbegriff verbindet sich die Erkenntnis, dass umweltpolitische Probleme nicht isoliert von der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung betrachtet werden können, sondern ein ganzheitlicher Ansatz erforderlich ist“ (Bund/Misereor 1996 nach Krannich 1996/11).

In den meisten Konzeptionen landkommunitärer Gemeinschaften der neunziger Jahre lassen sich BETA-Strukturen als Organisationsmerkmal antreffen. Sie fühlen sich einer horizontalen, statt vertikalen Arbeitsteilung verpflichtet und sind gekennzeichnet durch gleichen Tausch, durch Autonomie, Solidarität, Partizipation und Integration. Wie solche BETA-Strukturen hervorgebracht und gestärkt werden können, zeigt Galtung in seinem Konzept der Self-Reliance. „Entwicklung“ avanciert darin zu einem Schlüsselbegriff. Zunächst baut die Entwicklungsstrategie und -praxis auf einer Theorie der menschlichen Bedürfnisse auf, die nicht nur die materiellen Grundbedürfnisse und das ökonomische Wachstum berücksichtigt, sondern auch Bedürfnisse nach Freiheit, kreativer Arbeit, Geselligkeit, Freude und Lebenssinn einschließt (vgl. Galtung 1983/28). Ziel von Entwicklung ist es insbesondere, die nicht-materiellen Bedürfnisse wie Sinn, Identität oder Freiheit in den Mittelpunkt zu rücken. Sie orientiert sich dabei regional wie international am Menschen und nicht an den Dingen, die er herstellt, woraufhin Galtung zwei zentrale Thesen aufstellt: Eine self-reliante Entwicklung

kann nur durch Autonomie (1) und durch die Aufhebung der ungleichen Stellung von Zentrum und Peripherie initiiert werden (2) (vgl. Galtung 1983/28f).

(1) Autonomie bezieht sich im Self-Reliance-Konzept auf die Mobilisierung der Selbsthilfepotenziale. Mit Selbsthilfepotenzialen sind das eigene Land (bzw. das regionale Territorium), die Rohstoffe vor Ort, die lokalen Kooperationsbeziehungen und der Einsatz von eigenem vorhandenem Kapital gemeint.<sup>11</sup> Vor diesem Hintergrund bedeutet Self-Reliance, „daß man Güter soweit als möglich auf der lokalen Ebene selbst produziert, statt sie durch Tausch zu erstehen“ (Galtung 1983/28). Das Vertrauen in die eigenen Kapazitäten, bspw. in die Nahrungsmittelproduktion, steht dabei im Mittelpunkt des Konzepts. Galtung verfolgt den Gedanken, dass „die zentralen Länder keine Rohstoffe, Roharbeit oder Rohkapital mehr erhalten werden, denn die Peripherie [nicht nur die Dritte Welt, sondern auch die strukturschwachen Gebiete westlicher Gesellschaften; d. Verf.] benötigen diese nun für die eigene unabhängige (self-reliante) Entwicklung; auch wird kaum noch eine Nachfrage nach Expertenwissen und Fertigfabrikaten der Zentralen bestehen, vorausgesetzt die Produktion dient allein der Befriedigung der Grundbedürfnisse der marginalisierten Bevölkerung – genau diese Befriedigung kann das Zentrum nicht erfüllen“ (Galtung 1983/31).

(2) Das Self-Reliance-Konzept strebt die Überwindung von Unterentwicklung und Überentwicklung an, die auf der Grundlage der globalisierten Strukturen, aber auch der Strukturen bestehen, die im westeuropäische Gefälle von wohlstands- und strukturschwachen Gebieten sichtbar sind. Indem sich die Peripherien den Zentren allmählich entziehen, wird Self-Reliance nicht nur zu einem Mittel individueller, lokaler und nationaler Entwicklung, sondern auch zum Instrument eines grundlegenden Strukturwandels (vgl. Galtung 1983/29). Die Self-Reliance-Idee setzt dem wohlfahrtsstaatlichen Modell, das den „Typus des abhängigen Menschen“ (Krannich 1996) hervorgebracht hat, die Prinzipien von Integration und Partizipation entgegen. Sie strebt keine „Kluftüberbrückung“ (Galtung 1983/30) zwischen arm/reich oder Peripherie/Zentrum an, sondern zielt auf einen generellen Wandel der bestehenden gesellschaftlichen Strukturen.<sup>12</sup> Ökonomisch gesehen steht dem Self-Reliance-Konzept eine theoretische Perspektive besonders nah – die „Subsistenzperspektive“.

---

<sup>11</sup> An dieser Stelle darf nicht der Eindruck entstehen, Self-Reliance sei ausschließlich mit Autarkie, Selbstgenügsamkeit oder dem Ende aller Handelsbeziehungen verbunden. Abgesehen davon, dass das Self-Reliance-Konzept ohnehin nicht vollständig unabhängig sein kann, geht es darum, im Fall einer wirklichen Krise, eigenständige Strukturen aufweisen zu können, die einige Zeit die Lebensfähigkeit des jeweiligen lokalen, regionalen oder überregionalen Systems sichern (vgl. Galtung 1983/85ff). Einzelne Konzepte zur Regionalentwicklung (vgl. Aaronovitch u.a. 1996; Birkhölzer 1994, 2001/7-46) stellen diesen Gedanken bereits an den Anfang ihrer Überlegungen. Ich komme darauf noch, im nachfolgenden Exkurs zu sprechen.

<sup>12</sup> D.h. auch, dass der Kampf um Self-Reliance ein doppelter ist: Zum einen, BETA-Gemeinschaften zu errichten und zu stärken, die im Hinblick auf Nahrung, Kleidung, Wohnen, medizinischen und schulische Versorgung und andere Grundbedürfnisse so weit als möglich selbstversorgerisch und selbsttragend sind. Zum anderen heißt das, ALPHA-Strukturen, die sich in bestimmten, oft kleinräumig abgegrenzten Agglomerationsräumen konzentrieren, wo immer dies möglich ist, zu begrenzen, zu schwächen und diese in horizontale Kooperationsnetze umzugestalten (vgl. Galtung 1983/182).

### 3.1.3 Der Zusammenhang von Kapitalismus und Patriarchat und das daraus entwickelte Konzept der „Subsistenzperspektive“

Zur Erläuterung des Subsistenzansatzes, wie er maßgeblich von Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomsen und Claudia von Werlhof entwickelt wurde, sind einige wichtige Vorbemerkungen zu treffen. Im Kontext der vornehmlich marxistisch orientierten feministischen Soziologie wird ein Aspekt des Kapitalismus fokussiert, der in Bahros „Logik der Selbstausrottung“ oberflächlich schon thematisiert wurde – die Macht des *Patriarchats*<sup>13</sup>. Konsens der Autoren besteht darüber, dass sich der Kapitalismus ohne das Patriarchat nicht hätte entwickeln können oder genauer, dass es ohne Geschlechter kein Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital geben würde (vgl. Beer 1991 nach Treibel 1995/74). Die Protagonistinnen vertreten die Ausgangsthese, dass in kapitalistischen Gesellschaften die „drei Kolonien: Natur, Frauen und fremde Völker“ (Bennholdt-Thomsen & Mies & von Werlhof 1992) ausgebeutet und kolonisiert werden. Marx hat die Abschaffung der Ausbeutung und Unterdrückung durch die Überwindung der kapitalistischen Widersprüche erklärt, die im Privateigentum an Produktionsmitteln und in der Aneignung von Mehrwert begründet liegen. Die Aufhebung des Kapitalismus wird bei Marx durch die fortwährende Entwicklung der Produktivkräfte zur Gesetzmäßigkeit. Die Bielefelder Soziologinnen argumentieren nun, dass in der marxistischen Analyse die Arbeit der Frauen sowie der Menschen in den Kolonien nicht im Begriff der Produktivkräfte enthalten sind. D.h. die gesellschaftliche Entwicklungstheorie von Marx orientiert sich bei der Auflösung des Kapitalismus durch seine inneren Widersprüche allein am Modell der Lohnarbeit. Die Autorinnen zeigen das exemplarisch einmal an der geschlechtlichen Arbeitsteilung (1), ein anderes Mal an der internationalen Arbeitsteilung (2).

(1) Die so genannte traditionelle Arbeitsteilung der bürgerlichen Gesellschaft spiegelt sich in der klassischen Trennung von Beruf und Familie wider. Der Beruf und die darin definierte Lohnarbeit ist weltweit gesehen überwiegend durch das Männliche repräsentiert. Die Frau hingegen verbleibt im privaten Bereich, wo die Familie im Zentrum steht.<sup>14</sup> Stellt man diese bekannte theoretische These voran, wird deutlich, dass Frauen das auf Lohnarbeit basierte kapitalistische Prinzip nicht erfüllen. Vor diesem Hintergrund konstatieren Bennholdt-

---

<sup>13</sup> Der Begriff „Patriarchat“ wird hier nicht im naturalistisch-biologistischen Sinne verwendet, sondern als soziokulturell organisierter Gefühls-, Begriffs- und Handlungskomplex von männlichen wie weiblichen Individuen verstanden. Insofern Selbstorganisation auf biosozialen Strukturen aufbaut, besteht jedoch ein tiefenpsychologisch-kultureller Zusammenhang zwischen anthropologischen Besonderheiten des Männlichen und der Dominanz von Männern in gesellschaftlichen Bereichen sowie der Wirtschaft.

<sup>14</sup> „Nach der sogenannten traditionellen Arbeitsteilung, die mit der bürgerlichen Familie entstand, sind es vorwiegend Frauen, die für das emotionale Binnenklima in der Familie zuständig sind. So war es bis 1977 auch vom Gesetzgeber vorschrieben, im § 1356 des Bürgerlichen Gesetzbuchs: der Mann der Ernährer, die Frau das >Herz< der Familie“ (Beck-Gernsheim 1990/13).

Thomsen, Mies und von Werlhof (1992) in ihrem Beitrag zur „Hausfrauisierung“, dass die Hausfrau einerseits nicht als Produzentin angesehen wird, andererseits aber die kapitalistische Grundstruktur und Lohnarbeitsabhängigkeit des Mannes durch ihre häuslichen Tätigkeiten alimentiert. Die Hausfrau müsste erst entlohnt werden, um in das männlich geprägte Lohnarbeitsverständnis zu passen. Wird ihre Arbeit aber nicht vergütet, ist sie nahezu vollständig von der gesellschaftlichen Produktion ausgeschlossen (vgl. Bennholdt-Thomsen & Mies & von Werlhof 1992/6f). Man könnte auch von der Existenz zweier Ökonomien sprechen, einer „formellen und einer informellen“ (von Werlhof 1983/8), wobei letztere, die nicht auf Lohnarbeit basierenden Arbeitsverhältnisse, die Grundlage der Kapitalakkumulation bilden.<sup>15</sup>

(2) Mit der internationalen Arbeitsteilung verhält es sich ähnlich. Nicht nur Frauen, die nicht unter das Prinzip der Lohnarbeit fallen, stellen den „blinden Fleck“ (von Werlhof 1983) in der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie dar, sondern auch die Menschen in den Kolonien. Die eigentliche Kolonialisierung der Völker in den Peripherien, so von Werlhof (1992), begann mit der Vernichtung der Selbstversorgungsstrukturen und der Zerstörung der sozialen Beziehungen durch die Einführung des europäischen Modells der Warenproduktion.<sup>16</sup> Dabei wurden Arbeitskräfte und Rohstoffe zur Produktion von Mehrwert und Kapitalanhäufung praktisch zu Naturressourcen erklärt. Die Arbeit in der Dritten Welt wird dabei ebenso übersehen, wie der Raubbau der Natur. Ein Baum bspw. spendet Schatten, verhindert die Erosion und sorgt für ein ökologisches und klimatisches Gleichgewicht. In den Wirtschaftsstatistiken besitzt er hingegen keinen Wert. Erst wenn der Baum abgeholzt ist, erscheint er im Bruttosozialprodukt (vgl. Rudisch 1996/38). Durch die internationale Arbeitsteilung wird aber vor allem das Verhältnis zwischen Produzenten in der Dritten Welt und den Konsumenten in den Industrieländern verschleiert, so die These von Mies (1982, 1992). Denn die Konsumenten wissen nicht um die Bedingungen, unter denen produziert wird, und um die Armut und Ausbeutung, die in den Waren steckt. Hier besteht lediglich das Interesse ihres möglichst billigen Erwerbs. Die Produzenten wiederum wissen nicht, für wen und welchen Markt sie produzieren, da die Kaufkraft größtenteils nur in den reichen Ländern besteht. Dabei ist es im Wesentlichen die Aufrechterhaltung und Verschärfung der geschlechtlichen Ar-

---

<sup>15</sup> Als erste hat das Rosa Luxemburg in „Die Akkumulation des Kapitals“ (urspr. 1923) festgestellt: „Das Entscheidende ist [hier], daß der Mehrwert weder durch Arbeiter noch durch Kapitalisten realisiert werden kann, sondern durch Gesellschaftsschichten oder Gesellschaften, die selbst nicht kapitalistisch produzieren“ (von Werlhof 1983/9). Ganz ähnlich argumentiert Ivan Illich, wenn er die Anstrengungen der Hauswirtschaft, die Frauen leisten, als „Schattenwirtschaft“ (Illich 1980) bezeichnet, die unsichtbar bleibt und nicht wirklich als Arbeit angesehen wird, gleichwohl aber dazu beiträgt, die anerkannte Lohnarbeit im Hintergrund zu stützen oder überhaupt erst zu ermöglichen. Frauen leisten laut UNO weltweit zwei Drittel aller Arbeit, erhalten aber nur ein Zehntel des Welteinkommens und besitzen nur 1/100 der Produktionsmittel (vgl. Madörin 1991/3).

<sup>16</sup> Der größte Teil der Entwicklungshilfe kann von daher im Prinzip auch als Durchsetzung der Warenproduktion gegen weiter bestehende oder immer wieder bestehende Subsistenzproduktion bezeichnet werden (von Werlhof 1992/155).

beitsteilung, die es möglich macht, die in der Dritten Welt produzierten Waren so billig in den reichen Industrieländern zu verkaufen (vgl. Mies 1982/648f).<sup>17</sup>

Mit der Warenproduktion begann die Ausplünderung der bis dahin weltweit existierenden Subsistenzstrukturen. Carl Polanyi hat in „The Great Transformation“ (1978) einen regelrechten Krieg gegen die Subsistenz und Subsistenzbauern beschrieben, in dem ihre Arbeit in Europa durch Monetarisierung sowie durch die Einführung und Ausweitung des Steuersystems zerstört wurde (vgl. auch von Werlhof 1992/155f). Durch die geschlechtliche und internationale Arbeitsteilung, die mit Beginn der Warenproduktion verstärkt in den Gesellschaften Einzug hielt, wurde in Europa die Subsistenzwirtschaft als Produktionsform vernichtet oder präziser, der Warenproduktion untergeordnet. Die Subsistenzproduktion wurde für primitiv und rückschrittlich erklärt. Vor diesem Hintergrund erkannte Murray Bookchin (1990) den historischen Beginn des Kapitalismus „indem er den Widerstand der traditionellen agrarischen Welt gegen die Marktwirtschaft untergraben und überwunden hat“ (Bookchin 1990/49).<sup>18</sup> Allerdings besteht durch die Arbeitsverhältnisse, die nicht unter den kapitalistischen Arbeitsbegriff und das Lohnarbeitsprinzip fallen, weiterhin eine Subsistenzbasis, die das Fundament der kapitalistischen Produktion darstellt: „Also im Grunde eine Stützung der Warenproduktion, eine Subventionierung, weil ohne Subsistenz keine Warenproduktion. Wohl aber umgekehrt. Die Subsistenz wird geplündert, damit es überhaupt eine Warenproduktion gibt“ (von Werlhof 1992/156).

### Die „Subsistenzperspektive“

„Subsistenz“ (lat., das Bestehende durch sich selbst) wird überwiegend verwendet, „um vor-moderne, `primitive`, `stagnierende` oder `naturalwirtschaftliche` Gesellschaften zu kennzeichnen. Heutige Subsistenz – etwa im Bereich der ländlichen Subsistenzproduktion zur Selbstversorgung oder in der Hausarbeit – wird meist abwertend als `zurückgeblieben` oder `unterentwickelt` eingeordnet. [...] Zur Gegenwartsbewältigung oder gar Zukunftsgestaltung

---

<sup>17</sup> Vgl. hier die Aufsätze von Mies (1982) „Indische Frauen häkeln Spitzen für bürgerliche Wohnstuben“ oder „Asiatische Frauen, Mikroprozessoren und die dritte technologische Revolution“. Die „Dritte-Welt-Frau“ kann als billigste Arbeitskraft angesehen werden. Sie ist das schwächste Glied in der Kette, weil sie in einer Art Mehrfachmarginalisierung sowohl der internationalen als auch der geschlechtlichen Arbeitsteilung unterliegt.

<sup>18</sup> Verfolgt man die gesellschaftliche Entwicklung in Bezug auf die Veränderung innerhalb der Wirtschaftssektoren zurück, so lässt sich mit Geißler (1992) zusammenfassend sagen, dass noch 1850 ca. 60% der Erwerbstätigen im primären Sektor, d.h. in der Landwirtschaft beschäftigt waren. Im Zuge der Industrialisierung verzeichnete der sekundäre Sektor um die Jahrhundertwende (1890-1910) die meisten Beschäftigten. Seit 1950 ist im Westen Deutschlands eine rasante Entwicklung des Dienstleistungssektors zu verzeichnen, der den sekundären Sektor immer mehr ablöste (der tertiäre Sektor trägt 1989 einen Anteil von 55,4% aller Erwerbstätigen). Die eigentliche Produktion wurde in andere so genannte Billigländer verschoben. Die Produzenten sind zwischen 80% und 90% Frauen (vgl. Mies 1982/647).

erscheint sie als besonders ungeeignet. [...] Für uns ist Subsistenz sowohl das Gegenteil wie auch die dauernde Grundlage der modernen Industriegesellschaft“ (von Werlhof 1991/167). Es wurde bereits aufgezeigt, dass unter dem Stichwort Subsistenz ein grundsätzlich anderer Arbeitsbegriff als in der Marxschen Kapitalismusanalyse verwendet wird. Unter der Subsistenzperspektive dient die Arbeit lediglich der Subsistenzsicherung. Diese wird durch eine angemessene Subsistenzproduktion garantiert, die auf Herstellung und Austausch von Arbeits- und Lebensmitteln basiert. Der Schwerpunkt liegt nicht in der Produktion und im Tausch zum Zweck zukünftigen Geldgewinns, sondern im direkten Gebrauch und Verbrauch. Subsistenz wird von den `Bielefelder´ Soziologinnen nicht nur als Wirtschaftsweise verstanden, sondern als Modell einer umfassenden Lebensform, wie es innerhalb traditioneller Dorfstrukturen in unserem Kulturkreis vor ca. 150-200 Jahren der Fall war.<sup>19</sup> Im Gegensatz zur expansiven Lebensweise wird eine nachindustrielle Subsistenz als wirtschaftlich kontraktiv begriffen, d.h. „sie zieht die Funktion der materiellen und kulturellen Reproduktion auf kleine Lebenskreise zusammen“ (Bahro 1992a/16). Damit tritt die Subsistenzperspektive aus dem Schatten der Industriegesellschaft heraus, sie verlässt gewissermaßen die Struktur der Warenproduktion, die den Industriekapitalismus hervorgebracht hat und ersetzt diese durch die Bildung kleiner subsistenzorientierter Arbeits- und Lebensgemeinschaften.<sup>20</sup> In welcher Form auch immer (historisch gesehen veränderte sie ständig ihre Gestalt) kann die Subsistenzproduktion in Ursprung und Gegenwart ihrer Kultur immer und in allen Gesellschaftsformen eine dauerhafte Grundlage von Leben, Ökonomie und Gesellschaft darstellen, „wie es bisher eigentlich auch immer war und was von der industriellen Warenproduktion nicht zu behaupten ist. Das Industriesystem hat nur einen Ausgang, einen wirklichen Gegenpol: nicht die Lohn-

---

<sup>19</sup> Damit bewege sich, so die Autoren, die Subsistenzperspektive im Rahmen der Naturgleichgewichte. Durch Subsistenzproduktion soll versucht werden, ein neues, von vornherein nicht zerstörerisches Verhältnis zur Natur zu entwickeln. Dabei geht es nicht mehr um die Rettung einzelner Landschaftsflächen und Biotope wie es die Naturschutzbewegung einfordert und auch nicht um eine nachhaltige Entwicklung, wie es der Sustainability Development-Ansatz fordert, sondern um eine Auseinandersetzung mit der Grundlast des kapitalistischen Industriesystems. Die Subsistenzperspektive stellt die durch das Patriarchat hervorgebrachte bürgerliche Gesellschaft in ihren kapitalistischen Verlaufsformen der Kapitalverwertung radikal zur Disposition. Dazu zählen: Akkumulation, Vergesellschaftung der Produktion, Etablierung der Arbeitskraft als Ware, beständige technologische und organisatorische Innovation, wachsende Kapitalintensität und Urbanisierung.

<sup>20</sup> Der Subsistenzansatz wurde in den wissenschaftlichen Fachkreisen unterschiedlich diskutiert. In der Entwicklungspolitik hat die Subsistenzperspektive in den letzten Jahren aus unterschiedlichen Gründen an Bedeutung gewonnen (vgl. Evangelische Akademie Bad Boll 1995). Von einzelnen Subsistenzforscherinnen (Bennholdt-Thomsen & Mies 1997; Mies 1995a) wird sie als einzige zukunftsfähige Perspektive favorisiert. Andere Autoren, die zeitweise mit dem Subsistenzansatz arbeiteten (Evers 1983; Brüntrup 1995) distanzieren sich wieder. Ihre Hauptkritik bestand im Wesentlichen darin, dass Subsistenzwirtschaft kein entwicklungspolitisches Leitbild sein kann, weil je nach Möglichkeit immer eine arbeitsteilige Wirtschaftsform angestrebt wird, die ein höheres Nutzenniveau für alle Beteiligten mit sich bringt. Mit dem Anliegen einer „Entideologisierung der Subsistenzwirtschaft“ spricht Brüntrup der kontraktiven Wirtschaftsform lediglich eine „second-best-Alternative“ (Brüntrup 1995/66) zu. Vgl. hierzu die ausführlichen Protokolle der Tagung zur „Subsistenz-Ökonomie“ 1995 in Bad Boll (Evangelische Akademie Bad Boll 1995). Sie geben einen Überblick über das Für und Wider der Subsistenzperspektive. Auch die Begriffe „Subsistenz“, „Subsistenzwirtschaft“ und „Subsistenzökonomie“ werden dort aus entwicklungspolitischer, soziologischer, anthropologischer, ethnologischer, marxistischer, feministischer, ökonomischer oder agrarwissenschaftlicher Sicht oder aus Sicht der Solidaritätsbewegung kontrovers diskutiert (vgl. Brüntrup 1995/66).

arbeit und andere Formen der Warenproduktion, sondern eine davon befreite Subsistenz“ (von Werlhof 1991/172).

Die Subsistenzperspektive lässt sich in vielen Konzeptionen und Selbstdarstellungen kommunitärer Gemeinschaften wieder finden. Im Zuge der Entstehung ostdeutscher Landkommunen in den neunziger Jahren war die Subsistenzfrage von entscheidender Bedeutung. In Anlehnung an Mies (1995) sollen hier noch einmal einige Kernpunkte der Subsistenzperspektive zusammengefasst werden (vgl. Mies 1995a/41ff):

- Ziel der Wirtschaftsaktivität ist es nicht, Geld und Waren für einen anonymen Markt zu produzieren. Als wichtigste Wirtschaftsprinzipien stehen Selbstversorgung, Regionalität, Dezentralisierung sowie die Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse hauptsächlich durch Herstellung von Gebrauchswerten im Vordergrund.
- Alltag und Lebensstil werden als politische Handlungsfelder betrachtet.
- Die wirtschaftlichen Aktivitäten beruhen auf neuen Beziehungen a) zur Natur (Respekt, Kooperation, Reziprozität) und b) zwischen den Individuen (Gegenseitigkeit, Austausch, Solidarität, Zuverlässigkeit, Verantwortung).
- Die Subsistenzperspektive erfordert einen mehrdimensionalen Problemlösungsansatz. Sie bedingt ein verändertes Paradigma des Wissens, der Wissenschaft (jenseits der instrumentalistischen Wissenschaft) und der Technologie.
- Die Subsistenz führt zu einer Wiederannäherung von Kultur und Arbeit.
- Die Subsistenzperspektive widersetzt sich allen Bestrebungen nach Privatisierung, Zentralisierung und Kommerzialisierung.

### **3.2 Selbstverständnis und Ziele der neuen Landkommunenbewegung<sup>21</sup>**

Sozial und ökologisch zukunftsfähige Arbeits- und Wirtschaftsweisen benötigten schon immer Experimente. Landkommunen stellten in den siebziger Jahren der Bundesrepublik das radikalste Experiment dar, das die existierende Gesellschaft positiv zu überwinden versuchte (vgl. Seitz 1991/94). Insbesondere in gesellschaftlichen Krisenzeiten konnte der alternative Aktionismus eigene emanzipatorische Ideen hervorbringen und „utopische Energien“ (Habermas 1985/Kap.5/141-163) freisetzen. >Eine Landkommune< begreift sich auch heute als Gegenmodell zur modernen Industrie- und Warengesellschaft. Nur in den ländlichen Periphe-

---

<sup>21</sup> Im Folgenden beziehe ich mich auf Außendarstellungen und Leitbilder landkommunitärer Gemeinschaften.

rien abseits der Zentren und Metropolen, dahingehend besteht Konsens innerhalb der Landkommunenbewegung, ließe sich eine wirkliche Alternative zum Industriesystem entwickeln. Der Landkommunenbewegung ist es nach dem gesellschaftlichen Umbruch gelungen, Ziele ihrer Arbeits- und Lebenspraxis zu formulieren. Für die Alternativbewegung hat Walter Hollstein einmal Wertevorstellungen, wie Selbstorganisation der Bedürfnisse, Selbsthilfe, Solidarität, Basisdemokratie, Selbstverwirklichung, Arbeitslust, Kreativität und soziale Gerechtigkeit, beschrieben (vgl. Hollstein 1998/162). Sie treffen zweifelsohne auch für weite Teile der Landkommunenbewegung zu, erscheinen aber zu abstrakt und unpräzise, würde man damit die Ziele der Landkommunenbewegung insgesamt umschreiben wollen.

Viele der landkommunitären Gemeinschaften und Ökodörfer verstehen sich als „sozial-ökologische Modellprojekte“ und diese Selbstbezeichnung impliziert bestimmte Ansprüche mit experimentellem Charakter. Sie streben einen Arbeits- und Lebensentwurf an, der sich nachhaltig in die natürliche Umwelt integrieren und der sich durch Selbstversorgung und Eigenverantwortung tragen soll. Die Vorstellungen der einzelnen Landkommunen variieren von landwirtschaftlich-ökologisch bis hin zu spirituell orientierten kommunitären Gruppen. In der Regel verfügen sie über eine eigene, intern geregelte Kommunikations- und Diskussionskultur. Sie laufen auf eine subsistenzorientierte Gebrauchs- und Versorgungskultur hinaus, die alle Lebensbereiche einzuschließen versucht. D.h., dass man sämtliche >Verantwortungen< nicht an die Funktionsbereiche der Gesellschaft abgeben, sondern Bereiche, wie Wirtschaft, Kultur, Erziehung etc. möglichst selbst aufbauen und abdecken will. Häufig lassen sich dezentrale und kooperative ökonomische Strukturen antreffen. Auch die Suche nach Anbindung und Integration in der Region ist typisch für die Landkommunen (vgl. Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft Ökodorf e.G. 1997/1). Im Folgenden sind die zentralen Ziele vorgestellt, wie sich sie in vielen Leitbildern und Selbstdarstellungen von Landkommunen finden lassen<sup>22</sup>:

- Angestrebt wird eine kontraktive Wirtschaftsweise mit einem hohen Anteil an Selbstversorgung und direktem regionalen Austausch, zumeist durch den Aufbau einer ökologischen Landwirtschaft, Handwerk, kleinen Betrieben mit angepasster Technologie, Bildungsangeboten, Tagungsbetrieb und alternativer medizinischer Versorgung.
- Ökologisch orientieren sich landkommunitäre Gemeinschaften an einer naturnahen und nachhaltigen Siedlungs- und Wirtschaftsweise mit weitgehend geschlossenen Energie- und Materialkreisläufen, Ressourcenschonung, der Schaffung und dem Erhalt

---

<sup>22</sup> Vgl. zusammenfassend Eurotopia (1995/8-10) und Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft Ökodorf e.G. (1997/3).

von Biotop- und Artenvielfalt sowie der Vernetzung von Siedlungs-, Landwirtschafts- und Landschaftsstrukturen.

- Die wirtschaftliche und soziokulturelle Entwicklung richtet sich an Konzepten der Regionalisierung (oder dem Aufbau lokaler Strukturen bzw. den wirtschaftlichen Kreisläufen ohne Zwischenhändler) aus. Erstrebt ist die Reproduktion in der Nahstruktur.
- Die im Modell der Lohnarbeit horizontal organisierte Arbeitsteilung weicht einer vertikalen Arbeitsteilung und die Arbeiten der Gemeinschaft unterliegen der Gleichbewertung.
- Die Selbstversorgung stellt für die Landkommunen das maßgebliche Fundament eines neuen Kulturentwurfs dar. Subsistenz steht dabei nicht im Zeichen der Ärmlichkeit oder des Rückschritts, sondern dient als Strategie zur Überwindung der kapitalistischen Produktionsbedingungen und des Lohnarbeitsprinzips.
- Es wird auf die Entwicklung und den Einsatz alternativer (und konvivialer) Techniken und auf dezentrale Konzepte zurückgegriffen.
- Landkommunen streben eine Verbindung von Leben und Arbeiten sowie die Integration von Individuum und Gemeinschaft an. Sie verfügen über eigenverantwortliche Lebensbereiche und direkte Kommunikations- und Entscheidungsstrukturen. Sie schaffen Lebens- und Kommunikationsformen, die die soziale Akzeptanz eines jeden einzelnen Mitgliedes einholt und dadurch ein hohes Maß an Selbstbestimmung garantiert.
- Landkommunitäre Gemeinschaften zielen auf eine Lebensform, die auf kollektiver Verantwortung füreinander beruht. Zweckbetriebe und sonstige Lebensbereiche sind von daher nicht hierarchisch strukturiert. In vielen Gemeinschaften besteht eine gemeinsame Verfügung über die Produktionsmittel, die Einkünfte fließen in eine gemeinsame Kasse.
- Sie bieten im Hinblick auf das Verhältnis der Geschlechter Experimente für ein neues Zusammenleben.
- Landkommunen zielen auf einen friedlichen und gewaltfreien Umgang mit der Natur. Das Leben im Einklang mit der Natur ohne Zerstörung und Raubbau sowie eine quasi öko-spirituelle Verbundenheit kennzeichnen viele kommunitäre Gruppen auf dem Land.

### 3.3 Gemeinschaft als Zwischenstufe zwischen Individuum und Gesellschaft. Zur Rahmung eines praktikablen Gemeinschaftsbegriffs

Im Anschluss an die Darstellung des Selbstverständnisses und der Ziele der neuen Landkommunenbewegung kann nun gefragt werden, ob sich ein Gemeinschaftsbegriff formulieren lässt, der auch für die bevorstehende empirische Untersuchung brauchbar ist? Prinzipiell kann die Gemeinschaft als ein mesostrukturelles Gebilde zwischen Individuum und Gesellschaft verstanden werden. Dem Gemeinschaftsbegriff fehlt es an Präzision und analytischer Schärfe. Das hat zum einen dazu geführt, dass man zu Recht dem Gemeinschaftsbegriff mit Skepsis begegnen musste. Zum anderen, das hat die Geschichte gelehrt, führte die Idealisierung des Gemeinschaftsbegriffs zu seiner politisch-propagandistischen Instrumentalisierung (z.B. durch den Nationalsozialismus).

Victor Turner (1998) hat in seinem Aufsatz „Liminalität und Communitas“ in Anlehnung an G.A. Hillery festgestellt, dass 94 Definitionen des Begriffs `Gemeinschaft` existieren, wobei es außer der Vorstellung, dass Menschen in Gemeinschaft verbunden sind, keine Übereinstimmung hinsichtlich des Wesens von `Gemeinschaft` gibt (vgl. Turner 1998/259). Daraus kann mehr oder weniger geschlussfolgert werden, dass es dem Gemeinschaftsbegriff an wissenschaftlicher Deutlichkeit mangelt. In aller Kürze soll dennoch auf vier Interpretationsversuche von `Gemeinschaft` zurückgegriffen werden, die bis heute nicht an Aktualität verloren haben:<sup>23</sup>

#### *Ferdinand Tönnies (30-er Jahre)*

Ferdinand Tönnies (1935/1988) betrachtete `Gemeinschaft` konsequent unter dem Gesichtspunkt einer pointiert vorgetragenen Dialektik zur `Gesellschaft`.<sup>24</sup> `Gemeinschaft` wird dabei in einem ganz ursprünglichen Sinne als soziale Beziehung zwischen Menschen verstanden, während `Gesellschaft` als ein ökonomisches Nebeneinander der Menschen erklärt wird. `Gemeinschaft` hinterlässt in den Ausführungen Tönnies das Bild eines lebendigen Organismus, wohingegen `Gesellschaft` ein mechanisches Aggregat und Artefakt darstellt (vgl. Tönnies 1988/4). Gemeinschaftliches Leben, sagt Tönnies „von den geschichtlichen Formen der Gemeinschaft, d.h. des dauernden und echten Zusammenlebens der Menschen, ist gegenseitiger Besitz und Genuss, und ist Besitz und Genuss gemeinsamer Güter“ (Tönnies 1988 nach Buber 1985/52).

<sup>23</sup> Bei der Auswahl der Verfasser, die sich dem Gemeinschaftsbegriff zugewendet haben, wurde hauptsächlich darauf geachtet, dass ihre Arbeiten in unterschiedliche Zeitepochen des letzten Jahrhunderts fallen.

<sup>24</sup> Ebenso sah Max Weber (1976) Gemeinschaft und Gesellschaft in einem dialektischen Spannungsverhältnis. Gesellschaft wird mit `Vergesellschaftung` innerhalb einer Interessengemeinsamkeit verbunden, die `Vergemeinschaftung` hingegen basiert auf Gefühlsgemeinsamkeit einer sozialen Gruppe.

*Martin Buber (50-er Jahre)*

Ende der fünfziger Jahre entwickelte Martin Buber in „Pfade in Utopia – Über Gemeinschaft und deren Verwirklichung“ (1947 in hebräischer Erstfassung) eine sozialphilosophische Theorie von Gemeinschaft. Buber verfolgte zunächst das Anliegen, „die Gedanken des, von Marx und den Marxisten so benannten >utopischen Sozialismus<, und insbesondere dessen Postulat einer Erneuerung der Gesellschaft durch Erneuerung ihres Zellengewebes, genetisch darzustellen“ (Buber 1985/17). Als vier Grundsatzprinzipien von Gemeinschaft nennt er den *gemeinsamen Bodenbesitz*, die *gemeinsame Arbeit*, die *gemeinsame Sitte* und den *gemeinsamen Glauben* der Gruppe: „Nicht Staat, nur Gemeinde kann rechtmäßiges Subjekt gemeinschaftlichen Bodenbesitzes, nicht Staat, nur Genossenschaft rechtmäßiges Subjekt gemeinschaftlicher Produktion werden. Nicht in der Gesellschaft, nur in Kameradschaften kann neue Sitte wachsen, nicht in der Kirche, nur in Brüderschaften neuer Glaube gedeihen“ (Buber 1985/272f). Die Gemeinschaft als die Basisgemeinde einer neuen Gesellschaft lässt sich nicht willentlich und auch nicht als Zielprojekt aufbauen, sondern sie wird als Ergebnis menschlicher Begegnungen verstanden, als Resultat eines wahrhaften Dialogs, der jede Unaufrichtigkeit ausschließt (vgl. Bartsch 1990/21): „Gemeinschaft [...] ist das Nichtmehr-ebeneinander, sondern Beieinander einer Vielfalt von Personen, die, ob sie auch mitsammen sich auf ein Ziel zu bewege, überall ein Aufeinanderzu, ein dynamisches Gegenüber, ein Fluten von Ich und Du erfährt – Gemeinschaft ist, wo Gemeinschaft geschieht“ (Buber 1985/299). Sowohl Tönnies als auch Buber scheinen in ihrer Vorstellung von ‚Gemeinschaft‘ stark an der Struktur und an der Formulierung ihrer Bedingungen interessiert.

*Klaus-Bernd Vollmar (70-er Jahre)*

Mit dem Aufkeimen der westdeutschen Landkommunenbewegung in den siebziger Jahren orientierte sich Klaus-Bernd Vollmar bei seinem Definitionsversuch von kommunitären Gemeinschaften am Begriff der Pariser Commune von 1871. Er konstatierte, dass Gemeinschaften das gewohnte tradierte Sozialverhalten zur Disposition stellen und „hinter den nicht mehr hinreichenden Formen des Zusammenlebens [...] die historisch verdrängten Wurzeln unentfremdeter menschlicher Gemeinschaft [suchen]“ (Vollmar 1979/19). Vollmar sieht die kommunitäre Gemeinschaft in einer Abgrenzung zu anderen Begriffen, wie dem „Kollektiv“ oder der „Wohngemeinschaft“<sup>25</sup>: „Eine Kommune ist im Unterschied zum sozialistischen Kollektiv eine Gruppe, in der die Pflichten der Mitglieder subjektiv gerecht verteilt werden, das bedeutet, dass die Rechte alle subjektiv gleich sind. [...] Wesentlich für die Kommunen ist, dass

die in ihr lebenden Personen gemeinsame Zielvorstellungen realisieren wollen und sie diese auch im gewissen Maße realisieren können. [...] Im Grunde müßte so eine Kommune zumindest das Privateigentum an Produktionsmitteln aufheben und die Produktion und Reproduktion in der Gruppe unter dem Primat der Kooperation durchführen. Das Ziel solcher Kommunen wäre ein Höchstmaß an sozialer Interaktion, ihre innere Struktur wäre von einem komplexen System von Wechselbeziehungen auf allen Ebenen gekennzeichnet. So wird die Gruppe auf den einzelnen normenbildend wirken, wie jeder einzelne gleichberechtigt die Normen der Gruppe bestimmt“ (Vollmar 1979/21f).

#### *Rudolf Bahro (90-er Jahre)*

Rudolf Bahro sah den Ausweg der gegenwärtigen Gesellschaft aus der ökologischen und sozialen Krise in der Ausrichtung der inneren Energien auf die kommunitäre Gemeinschaft und ihr geistiges Projekt. Eine Vergesellschaftung kann seiner Ansicht nach nur eine Chance in Einheiten von überschaubarer Größe haben, „so dass sie sich wesentlich auf unmittelbare Kommunikation zwischen den Menschen gründen kann. Solche `Basisgemeinden´ als Grundeinheiten des sozialen Lebens, in denen am ehesten Individuation und verlässliche Kooperation, echte Autorität und herrschaftsfreier Umgang miteinander vereinbar sind, werden wieder Gemeinschaftserfahrung möglich machen“ (Bahro 1992c/9). Die autarke Gemeinschaft wird hier als ein sozial-kulturelles Experiment verstanden, das darauf hinauslaufen muss, von der Massenproduktion weltweit auf einen Reproduktionsprozess im Nahbereich überzugehen: „Basisgemeinden – in Gestalt eines netzwerkartigen Verbundes von Gleichgesinnten und -empfindenden, die überall lokale Knotenpunkte kommunitären Zusammenlebens bilden – werden die erste Daseinsweise der neuen Kultur als einer wirklichen sozialen Formation sein“ (Bahro 1989/441). Der Akzent bei Bahros Programmatik liegt in einer kontraktiven, subsistenzorientierten Arbeits- und Lebensweise jenseits der Kapitalakkumulation und Warenstruktur. Im Kern der kommunitären Gemeinschaft steht eine quasi religiöse Orientierung, die ihren Ursprung in einer öko-spirituellen und meditativen Praxis trägt (vgl. Bahro 1989/23). Vollmer und Bahro, das scheint die Positionen der letzten beiden Autoren zu einen, halten an *der Gemeinschaft* als konkreten, an Praxis orientierten Gegenstand zur Veränderung und Überwindung der Gesellschaft fest.

---

<sup>25</sup> Kollektive nennen sich zumeist politisch arbeitende Gruppen, während Wohnkollektive, die sich häufiger in Städten ansiedeln, eine grob markierte politische Weltanschauung teilen (vgl. Vollmar 1979/17).

*Versuch einer Begriffsbestimmung landkommunitärer Gemeinschaften nach 1990*

An dieser Stelle wäre es lohnenswert, eine Definition von Gemeinschaft anzubieten, die sich auf Landkommunen nach dem gesellschaftlichen Umbruch 1990 konzentriert. Dieser Versuch birgt Schwierigkeiten in sich, weil die landkommunitären Gemeinschaften durch unterschiedliche, nicht immer trennscharfe Ausrichtungen gekennzeichnet sind.<sup>26</sup> Eine Gemeinsamkeit besteht darin, dass die meisten Landkommunen Anfang oder im Laufe der neunziger Jahre gegründet wurden. Auch zehren sie von ähnlichen Konzepten und Theorieressourcen, die eingangs skizziert wurden. Bisweilen gesellen sich noch andere theoretische Konzepte hinzu, die hier keine Erwähnung gefunden haben (feministische, anarchistische und spiritualistische Ansätze, Bioregionalismus etc). Doch konnte sich die Landkommunenbewegung im Verlauf der neunziger Jahre immer mehr ausdifferenzieren. Die Landkommunen begannen sich zu spezifizieren, zu modifizieren und voneinander abzugrenzen. Betrachten ein Teil der Gemeinschaften ihren Schwerpunkt entlang therapeutischer oder religiöser/spiritualistischer Wertorientierungen, in deren Mitte die Heilung oder der vereinte Glaube steht (*gemeinsamer Glaube*), begreifen sich andere Landkommunen als politisch-anarchistische Gruppen (*gemeinsame politische Arbeit*) oder als radikalökologisch ausgerichtete Subsistenzprojekte (*gemeinsame Arbeit und Ökonomie*). Und das ist nur eine sehr grobe, fast unzulässige Einteilung. Denn die meisten Gemeinschaften sind 'Mischgemeinschaften', die verschiedene Themenbereiche in ihren Alltag integrieren. Diese Heterogenität und Multidimensionalität erklärt, dass Autoren, wie Vollmer oder Bahro bei ihren Definitionsversuchen der Landkommune relativ zurückhaltend geblieben sind. Selbst Rolf Schwendter, der im Forschungsgebiet der Subkulturen (Schwendter 1993) arbeitet, ist bei seiner Definition der kommunitären Gemeinschaft äußerst vorsichtig, wenn er darunter schlicht einen „jeglichen Zusammenschluß von Personen zwecks umfassender gemeinsamer Gestaltung von Arbeits- und Lebenszusammenhängen“ (Schwendter 1990/36) versteht. Vor dem Hintergrund der Heterogenität und der verschiedenen Zugänge, die sich bei einer näheren Betrachtung der Landkommunen ergeben, scheint es durchaus problematisch von >der< Landkommunenbewegung zu sprechen. Ebenso schwierig ist, dass man sich mit der Formulierung eines Gemeinschaftsbegriffes, der für die Bewegung der Landkommunen zutreffen könnte, relativ schnell angreifbar macht. Dieses Problem lässt sich hier nicht wirklich auflösen, man kann es vorerst nur benennen.

Dennoch, was verstehe ich unter einer landkommunitären Gemeinschaft? Für die empirische Untersuchung, die in dieser Arbeit erfolgt, wird folgende Definition vorgeschlagen: Die

landkommunitäre Gemeinschaft stellt ein soziales Arrangement von Akteuren in ländlichen Regionen dar, die ihre spezifischen Lebens-, Arbeits-, Aktions-, Diskurs- und Kommunikationsformen als Alternative zur strukturellen Ordnung der fortgeschrittenen Industriegesellschaft begreifen. In Anlehnung an Dangelmeyer, der in seiner Studie drei landkommunitäre Gemeinschaften zu ihren „Gemeinschaftlichen Lebens- und Wirtschaftsweisen und ihrer Umweltrelevanz“ (Dangelmeyer 2004) untersuchte, sollen für eine Abgrenzung der von mir betrachteten Landkommunen folgenden Kriterien herausgestellt werden.<sup>27</sup>

1. Das Leben in einer bewusst gegründeten und/oder gewählten Gemeinschaft in einer ländlichen Region in Ostdeutschland.
2. Die Freiwilligkeit der Mitgliedschaft und des Zusammenlebens.
3. Ein im kollektiven Selbstverständnis verankerter gesellschaftskritischer Gegenentwurf.
4. Ein auf Dauer angelegtes Konzept der Gemeinschaft.
5. Eine Gruppe von mindestens fünf erwachsenen Mitgliedern.
6. Ein zumindest in Teilen gemeinsames Wirtschaften und Arbeiten.

Für eine Definition des Begriffs Landkommune lassen sich ferner bestimmte Kriterien ins Feld führen, die enzyklopädischen Ursprungs sind und die für die von mir untersuchten landkommunitären Gemeinschaften ebenso zutreffen:<sup>28</sup> Demnach fußen die meisten (Land-)Kommunen (bzw. Lebensgemeinschaften) auf den Grundsätzen:

- Gemeinsame Ökonomie,
- Konsensprinzip,
- keine Hierarchie,
- ökologisches Leben.

Die Grundsätze beschränken sich auf das gemeinsame Zusammenleben, also auf eine Regulierung des internen Lebens der Bewohner, während sie aber nicht zwingend auf Persönlichkeitsmerkmale der Bewohner hinweisen.<sup>29</sup>

---

<sup>26</sup> Eine in allen Einzelheiten geführte Untersuchung des Gemeinschaftsbegriffs anhand der bestehenden ländlichen Arbeits- und Lebensgemeinschaften und Ökodörfer Ostdeutschlands würde an dieser Stelle eine eigene Arbeit beanspruchen.

<sup>27</sup> Vgl. [http://www.usf.uni-kassel.de/glww/texte/ergebnisse/6verwertung4b\\_gruenerweg.pdf](http://www.usf.uni-kassel.de/glww/texte/ergebnisse/6verwertung4b_gruenerweg.pdf); (Stand: 01.07.07); Punkt 3 wurde von mir ergänzt.

<sup>28</sup> Hier folge ich den Ausführungen der Internet-Enzyklopädie Wikipedia, [http://de.wikipedia.org/wiki/Kommune\\_\(Lebensgemeinschaft\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Kommune_(Lebensgemeinschaft)); (Stand: 05.09.07).

<sup>29</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Kommune\\_\(Lebensgemeinschaft\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Kommune_(Lebensgemeinschaft)); (Stand: 05.09.07). *Gemeinsame Ökonomie* meint die gemeinschaftlich selbstbestimmte, nicht hierarchische Organisation der Arbeit, die Verständigung über die gemeinsame Produktion, über Bedürfnisse und Konsumption sowie über das Gemeinschaftseigentum. Das *Konsensprinzip* betrifft alle anstehenden Entscheidungen, die im Plenum von allem Beteiligten mitgetragen werden müssen (das Veto eines Akteurs kann also eine Konsensentscheidung verhindern bzw. diese auf einem späteren Zeitpunkt vertagen). Das Konsensprinzip dient dem

Ein Vorteil dieser angelegten Kriterien liegt darin, dass in der Untersuchung eine relativ breite Auswahl der landkommunitären Gemeinschaften erfolgen kann. Ferner kann sich von streng religiösen, klösterlichen oder rein spiritualistischen Gemeinschaften abgegrenzt werden, deren Bedingungsrahmen und Kriterien für eine Untersuchung viel enger und präziser gefasst werden müssten (z.B. im Hinblick auf soziale Hierarchien).

Wenn hier von der landkommunitären Gemeinschaft die Rede ist, entspricht dieser Terminus dem im Alltag verwendeten Begriff der Landkommune. Beide Begriffe verwende ich synonym. In der vorliegenden Arbeit stellen die Bezeichnungen *landkommunitäre Gemeinschaft* und *Landkommunenbewegung* zwei zentrale Begriffe dar. Beide sind eng miteinander verbunden, doch implizieren sie unterschiedliche soziale Handlungssysteme. Eine *landkommunitäre Gemeinschaft* agiert als eine in sich geschlossene Gruppe, die eine `gemeinsame Geschichte´ verbindet. Sie lässt sich durch kleine unmittelbare Interaktionseinheiten charakterisieren und produziert jeweils spezifischen Binnenstrukturen sowie bestimmte Arbeits-, Aktions- und Kommunikationsformen aus sich heraus. Von der sozialen Bewegung der Landkommunen oder der *Landkommenbewegung* wird gesprochen, da die Tatsache besteht, dass die landkommunitären Gemeinschaften über ihre Mobilisierungsressourcen eine übergreifende kollektive Identität stiften, gesellschaftliche Wandlungsprozesse anstreben und aktiv dafür eintreten. Möglicherweise entspricht die neuere Landkommunenbewegung einer weitgehend „marginalisierten Bewegung“ (Forschungsgruppe NSB 1996/2) bzw. einem „latenten Bewegungsbereich“ (Roth 1994/193), der sich im öffentlich wahrnehmbaren Bewegungsdiskurs abbildet. Denn sie hat im Vergleich zur Alternativ- und zur Ökologiebewegung geringe Akteurszahlen und Mobilisierungsressourcen vorzuweisen. In der Landkommunenbewegung sind einige Parallelen zu den Vorstellungen der Alternativ-, Friedens- und Ökologiebewegung kaum zu übersehen, weshalb sie z.T. „advokatorische Allianzen“ (Forschungsgruppe NSB 1996) der anderen sozialen Bewegungen benötigt, um aus ihrem Nischendasein herauszutreten.

### *Landkommunitäre Gemeinschaften als soziale Welt*

Wenn landkommunitäre Gemeinschaften miteinander interagieren, weisen sie nicht nur Merkmale sozialer Bewegungen auf, sondern sie sind zugleich auch das Produkt einer oder verschiedener „sozialer Welten“ (Strauss 1978, 1982). Der Begriff „soziale Welten“ zielt auf „ein Bündel von gemeinsamen oder verbundenen Aktivitäten oder Interessen, die untereinan-

---

Aufbau einer konstruktiven Diskussionskultur und wird aufgrund der gleichberechtigten Positionen aller als Mittel zum Abbau von *Hierarchien* verstanden. Aufgrund der gemeinsamen Ökonomie und Haushaltsführung wird das *ökologische Leben* in der Kommune in der Regel als Energie- und Ressourcenschonender angesehen.

der durch ein Netzwerk von Kommunikation verbunden sind“ (Kling & Gerson 1978 nach Strauss 1982/172).<sup>30</sup> Soziale Welten entstehen dort, wo Menschen sich bemühen, ihre jeweiligen Perspektiven zu koordinieren, zu verschränken und gemeinschaftlich zu handeln (vgl. Soeffner 1991b/6). Gerhard Riemann fasst soziale Welten als „Kommunikationszusammenhänge unterschiedlicher (lokaler bzw. internationaler) Ausdehnung“ zusammen, „die aus *bestimmten Sinnquellen* schöpfen [kursive Hervorhebung in der Folge von mir, weil die Begriffe zentrale Aspekte im Konzept der sozialen Welten darstellen; d. Verf.], *spezifische Kernaktivitäten* aufweisen, Prozesse der *Segmentierung* (in Subwelten) und *Überschneidung* (mit anderen sozialen Welten) durchlaufen, durch Auseinandersetzungen in *Binnen- und Außenarenen* geprägt sind, *Technologien* und *Territorien* benutzen, Organisationen hervorbringen und sich durch bestimmte *Rekrutierungs-, Sozialisations- und Ausschließungsprozesse* (>non-authenticating processes<) kennzeichnen lassen“ (Riemann 1987/35). Jeder Mensch kann im Alltag unterschiedlichen sozialen Welten angehören (z.B. der Welt der Oper, des Schach, des Balletts, des Baseballs, des Briefmarken-Sammelns, des Bergsteigens etc.), insofern man ihn auch als „Grenzgänger“ (Soeffner 1991b/6) zwischen den verschiedenen sozialen Welten bezeichnen kann. Angehörige einer sozialen Welt sind Teilhaber eines besonderen Handlungs-, Wissens- und Sinnsystems, das sie im Tages- und Lebenslauf aufsuchen, durchschreiten oder auch nur streifen können (vgl. Honer 1993/30). Ihre *spezifische Interessenlagerung und Aktivitätsfokussierung* unterscheidet sie von denen anderer sozialer Welten.

---

<sup>30</sup> Ich stütze mich hier und im Folgenden auf den Aufsatz „Social Worlds and Legitimation Processes“ (Strauss 1982) bzw. auf die Übersetzung „Soziale Welten und Legitimationsprozesse“, die unveröffentlicht von Gerhard Riemann geleistet wurde. Der Terminus „soziale Welten“ („Social worlds“) wurde bereits in den Monographien der frühen Chicagoer Schule geprägt (Cressey 1932; Whyte 1943/1981; Zorbaugh 1929), ist dort allerdings auf den Alltag und das Selbstverständnis der Betroffenen bezogen, weitgehend ohne analytische Schärfe geblieben. Unter strukturfunktionalistischer Perspektive formulierte Robert Merton aus den Fragmenten zu sozialen Welten in den fünfziger Jahren eine „Theorie der Bezugsgruppen“ (Merton 1949/1957), später profitierte auch Pierre Bourdieu in den „Feinen Unterschieden“ (Bourdieu 1984) vom Sozialen Welten-Ansatz. Eine erste systematische Sozialwelt-Analyse legte der Chicago-Soziologe Howard Becker vor; einmal in seiner teilnehmenden Beobachtungsstudie über die „Tanzmusiker“ (Becker 1963/Kap. 5 und 6/71-91, 92-108), ein anderes Mal in seiner Untersuchung von „Kunst-Welten“ (Becker 1982). So beschreibt Becker in „Art worlds“, dass Kunst in enger Verbindung zu einem Arbeitsansatz steht (Kunst als Aktivität, Handwerk und Arbeit), der vor allem durch komplexe Interaktionszusammenhänge gekennzeichnet ist. Die Betrachtung dreier Kunstgattungen (Musik, Literatur und Bildende Kunst) ließ Becker zu der Annahme kommen, dass Kunstwelten dichte soziale Welten darstellen, die auf einen hohen Grad an Arbeitsteilung angewiesen sind (das Bild des geborenen künstlerischen Einzelgängers wird widerlegt) und die Visionen und höhersymbolische Sinnwelten hervorbringen (vgl. Becker 1982/14-28). Kunst-Welten, so Becker, bestehen aus Personen, deren Aktivitäten für die Herstellung der charakteristischen Arbeiten nötig sind, welche diese Welt und andere als Kunst definiert. Die Mitglieder (members) von Kunstwelten koordinieren ihre Aktivitäten, indem sie sich auf einen Körper konventionellen Verstehens (body of conventionell understanding) berufen, der in der allgemeinen Praxis und den regelmäßig benutzten Artefakten (artefacts) verankert ist. Konventionen machen kollektive Aktivitäten einfacher und weniger zeitaufwendig, sie machen unkonventionelle Arbeit nicht unmöglich, nur schwieriger und aufwendiger. Kunst-Welten verfügen über keine festen Grenzen (boundaries), sie bleiben fluide Gebilde sowohl in Hinblick auf die Personen als auch in Bezug auf die Definition von Kunst (vgl. Becker 1982/34-39). Eine Sozialweltstudie neueren Ursprungs stellt z.B. die Untersuchung von Ulf Brüdigam über die „Star-Trek-Fans“ dar (Brüdigam 2001). Eine Studie über die soziale Welt von „Graffiti-Sprühern“ ist im Entstehen begriffen. Sie wird aktuell von Oliver Schnoor geleistet, der „Lebensgeschichten und Sozialwelten von Graffiti-Sprühern“ (Arbeitstitel, Forschungskolloquium Magdeburg 17.04.07) mit biographie- und bildanalytischen Methoden untersucht.

Innerhalb der Landkommunen existiert eine Kultur, die sich zum einen als eigene soziale Welt versteht und als solche präsentiert (Theorien, Selbstdarstellungen, legitime Ordnung) und die zum anderen gleichermaßen auch verschiedene andere soziale Welten oder Subwelten beherbergen oder hervorbringen kann. Das für Landkommunen wichtige Thema >Ernährung< liefert dafür ein treffendes Beispiel: Es lässt sich grob zeigen, dass man in der Landkommunenbewegung der konventionellen Landwirtschaft, Tierhaltung und Ernährungsweise den Kampf angesagt hat, während die Bewegung im Gegensatz dazu den ökologischen Anbau, artgerechte Tierhaltung und eine mit ökologischen Erzeugnissen sichergestellte Verpflegung proklamiert (moralische Implikationen, Theorien, Studien etc). Dafür muss sie verhältnismäßig dauerhafte, durch relativ stabile Routinen arbeitsteilig abgesicherte, d.h. institutionalisierte Wahrnehmungs- und Handlungsräume schaffen. Allerdings treffen sich auch in Landkommunen Akteure, denen dieser breite Konsens in der ökologische Perspektive >Ernährung< nicht ausreicht, der ihnen zu allgemein, zu inkonsequent, zu unmoralisch usw. erscheint. Es wäre nichts Besonderes, wenn man in einer Landkommune auf Akteuren trifft, die sich vom Rest der Gemeinschaft dadurch unterscheiden, dass sie sich als Verfechter spezifischer Ernährungsgewohnheiten verstehen (Vegetarier, Veganer, Anhänger makrobiotischer Ernährung etc.). In anderen Belangen (z.B. Gesundheit, Kindererziehung, ökologisches Bauen etc.) können jedoch die Anhänger solcher selbst verordneter Ernährungsweisen vorzüglich mit Akteuren kommunizieren, die deren Kost und Ernährungsphilosophie ganz und gar nicht teilen. Hintergrund dafür ist, dass sie sich in einer anderen sozialen Welt gemeinsam wieder finden, z.B. der Welt des ökologischen Bauens (Minke 1994), die sich vor allem der Lehmbauweise verpflichtet und deren Theorien und Methoden die Akteure befürworten. Im Rahmen von kleinen oder größeren Bauprojekten können sie ihr Interesse und Wissen austauschen, können Vorstellungen und Techniken des Lehmbaus zusammen realisieren und so eine kleine Nische und Spezialisierung innerhalb der Landkommune besetzen. Liebhaber der Lehmbauweise wissen, dass es außerhalb und unabhängig von den Landkommunen eine soziale Welt des Lehmbaus gibt, deren Grundlagen, Techniken und Kompetenzen sie in die soziale Welt der Landkommunen hineinragen, an der sie ebenfalls teilhaben.

Allerdings kann das Aufeinandertreffen verschiedener sozialer Welten oder Subwelten auch zu unversöhnlichen Spannungen, zur *Absonderung* und in der Folge zur *Abspaltung* einer Gruppe führen (vgl. Strauss 1982/173f). Am Beispiel >Ernährung< illustriert, können sich z.B. die Anhänger der veganen Kost in der Landkommune zunehmend fremd und unverstanden fühlen. Ihre Interessen und Überzeugungen werden vom Großteil der Gemeinschaft vergleichsweise wenig beachtet (in seltenen Fällen missachtet). Ja nachdem wie dieses Thema

behandelt wird und wiederkehrende Konflikte gelöst oder nicht gelöst werden können, werden die Auseinandersetzungen einen Einfluss auf die Gemeinschaft haben. Dabei können die Perspektiven so grundverschieden und verfeindet sein, dass sie das soziale Klima empfindlich stören. Die Vehemenz ihrer Kritik an der Tierhaltung und am Verzehr tierischer Produkte treibt die Gruppe der Veganer möglicherweise sogar in die Isolation. Zumindest *geht sie auf Distanz* zur Landkommune, denn sie stellt die Legitimation der sozialen Welt, deren Erkenntnismechanismen und Erkenntnisgenerierung in Frage. Das ist auch der Punkt, an dem sich ihr Drang nach einer Etablierung mit eigenen Vorstellungen, Definitionen und Grenzen verstärken kann. Sie möchte ihre Philosophie und Lebenseinstellungen, die eng mit dem Thema Ernährung zusammenhängen, fokussieren und behaupten, spürt aber, dass die Mehrheit und Praxis der Landkommune, in der sie sich befinden, dafür keinen Raum zur Verfügung stellt. Möglicherweise zahlenmäßig angewachsen, beschließt die Gruppe der Veganer die Landkommune zu verlassen und sich einer veganen Lebensgemeinschaft anzuschließen bzw. eine eigene Veganer-Gemeinschaft zu gründen. Damit eröffnen sich Möglichkeiten, konsequent auf die Haltung von Nutztieren sowie auf den Verzehr tierischer Produkte zu verzichten. Sie wird diese Verzichtshaltung als ein Grundprinzip, z.B. in ihrer Verfassung oder in ihrem Leitbild formulieren, begründen und damit eine deutliche Abgrenzung zu anderen Gemeinschaften vornehmen. Sie wird diesen und andere *Standards setzen*, ihre *Grenzen markieren* und eigenen *Arenen der Auseinandersetzung ausbilden* (vgl. Strauss 1982/173f). Auch wird sie wahrscheinlich nicht gewillt sein, Akteure aufzunehmen, die ihre Grundprinzipien gefährden. Aber sie wird möglicherweise Akteure integrieren, die früher oder später danach streben, den gemeinsamen Aktivitätskern zu verlassen, weil sie eigene Ziele und Vorstellungen anstreben, eigene Theorien, Standards und Grenzen formulieren, die sich in und mit der veganen Lebensgemeinschaft nicht mehr vereinbaren lassen.

## ***Exkurs: Praktische Voraussetzungen landkommunitärer Gemeinschaften in den neuen Bundesländern***

Nachdem auf theoretische Voraussetzungen, auf die Sinnbezüge und konzeptionellen Überlegungen der Landkommunenbewegung eingegangen wurde, sollen nun einige Bemerkungen zu praktischen Voraussetzungen erfolgen, die für die Entstehung landkommunitärer Gemeinschaften in Ostdeutschland bedeutsam waren. An anderer Stelle wurde bereits auf den spezifischen Zusammenhang zwischen strukturschwachen Regionen der neuen Bundesländer und der Gründung landkommunitärer Gemeinschaften gerade in solchen Gebieten hingewiesen.<sup>31</sup> Nach dem gesellschaftlichen Transformationsprozess schienen die politischen und institutionellen Strukturen besonders förderlich oder auch offen, was die ostdeutsche Landkommunenbewegung für sich nutzen konnte.

### *Zur Situation strukturschwacher Regionen in den neuen Bundesländern*

Karl Birkhölzer, ein Vertreter der Interdisziplinären Forschungsgruppe „Lokale Ökonomie“, sprach infolge des politischen Umbruchs von einer „gespaltenen ökonomischen Entwicklung“ (Birkhölzer 1994). In Ostdeutschland kristallisierten sich einerseits Produktionsinseln (Agglomerationsregionen) heraus, in denen sich wirtschaftliche Wachstumsprozesse konzentrieren konnten. Andererseits entstanden Regionen, die tendenziell vom wirtschaftlichen Ruin bedroht waren und häufig als entindustrialisierte Räume zurückgeblieben sind. Diese einseitige ökonomische Entwicklung im Land hatte für einige Regionen in den neuen Bundesländern dramatische Konsequenzen. Die Region prägende Industriebranchen brachen als etablierte Produktionszentren plötzlich weg, weswegen diese Gebiete aus der überregionalen Arbeitsteilung heraus fielen und auf ihre am Ort vorhandenen Reproduktionsmöglichkeiten zurückgeworfen waren (vgl. Birkhölzer 1994/30).<sup>32</sup> Ökonomisch gesehen, waren diese Gebiete uninteressant. Denn sie befanden sich an der Peripherie des gesellschaftlichen Produktionsprozesses

---

<sup>31</sup> Schaut man z.B. noch einmal auf die Landkarte, Abbildung 1 unter Kapitel 2.3.1, lässt sich zweifelsohne eine Konzentration landkommunitärer Gemeinschaften in strukturschwachen Regionen der neuen Bundesländer erkennen. Das trifft z.B. für die Altmark und das Mansfelder Land (Sachsen-Anhalt), für die Märkische Schweiz (Randbereich Berlin/Brandenburg), den Fleming und das Oderbruch (Brandenburg), für große Teile Mecklenburg-Vorpommerns oder die Niederlausitz und Südliche Oberlausitz (Sachsen) zu.

<sup>32</sup> Statistisch betrachtet, verschob sich in der DDR der dominierende produktive Wirtschaftssektor zugunsten des tertiären Sektors. Die Aufschwünge im tertiären Sektor sind auf den Transformationsprozess zurückzuführen, da in der früheren DDR die Dienstleistung als unproduktiv und als zusätzlicher Kostenfaktor für die materielle Produktion angesehen wurde. Die Unflexibilität und Defizite im Dienstleistungssektor der DDR (insbesondere im Kredit-, Versicherungs-, Banken- und Rechtswesen) ließen nach 1989 eine gewaltige Modernisierungswelle aufkommen. Die Wirtschaftsstruktur der DDR entsprach, so Geißler (1992) ungefähr der der BRD im Jahre 1965. Der primäre Sektor ist derzeit nur noch mit ca. 2 Prozent bis

und standen vor tief greifenden sozialen und ökonomischen Strukturproblemen.<sup>33</sup> Dabei konnten sich die gewaltigen Rationalisierungsprozesse nur mit einem horrenden Anstieg der Arbeitslosigkeit vollziehen. Ivan Illich benannte ein solches Phänomen einmal mit „modernisierter Armut“ (Illich 1988) und meinte damit den Rückfall großer Bevölkerungsgruppen in die Abhängigkeit staatlicher Sicherungssysteme.

Der wirtschaftlich-räumlichen Differenzierung folgte eine soziale Segregation in Wohlstandszonen und Peripherien. In letzteren konzentrierten sich Arbeitslosigkeit, Armut und soziale Probleme. Eine Vertreterin der Raumentwicklung spricht von „Schrumpfungsprozessen“ (Roch 2002) in diesen Gebieten, die empirisch belegt, durch Geburtenrückgang und selektive Abwanderung gekennzeichnet waren und wohl immer noch sind.<sup>34</sup> Die für die Herausbildung von „Krisenregionen“ (Birkhölzer 2001) typischen Grundmuster a) andauernde Massenarbeitslosigkeit, b) zunehmende Verarmung der privaten und öffentlichen Haushalte und c) die Zerstörung der Infrastruktur und der natürlichen Umwelt traten bald an die Stelle des wirtschaftlichen Aufschwungs, wie er von der Politik nach dem gesellschaftlichen Umbruch versprochen wurde (vgl. Birkhölzer 2001/30).<sup>35</sup> Es wurde dann davon ausgegangen, dass es sich bei der krisenhaften Entwicklung um vorübergehende Erscheinungen handelt, die mit den klassischen Instrumenten der Strukturpolitik überwindbar sei. Insofern wurden im beschäftigungs- und sozialpolitischen Sektor entsprechende Förderrichtlinien für strukturschwache Gebiete erstellt, vermehrt Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaften eingesetzt, um Teile der Bevölkerung über Weiterbildungen, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Lohnkostenzuschüsse oder Strukturanpassungsmaßnahmen etc. „mittel- oder langfristig wieder an den ersten Arbeitsmarkt zu binden. Dabei blieb jedoch unberücksichtigt, dass die betroffene Region von daher zur Krisenregion geworden ist, weil die drastischen Beschäftigungseinbrüche zum Verlust der Konkurrenzfähigkeit und damit zur Ausgrenzung der ganzen

---

4 Prozent der Erwerbstätigen vertreten, deren Arbeit lediglich unter hohen Subventionsmaßnahmen am Leben erhalten wird (vgl. Geißler 1992).

<sup>33</sup> Im Anhang habe ich einen Kurzbericht verfasst, der die Situation der strukturschwachen Region „Südliche Oberlausitz“ exemplarisch einzufangen versucht. Dabei liegt der Schwerpunkt nicht nur auf einer Darstellung objektiv bestehender Defizite und Schwächen der Region, sondern widmet sich auch ihren Potenzialen und Entwicklungsmöglichkeiten (siehe Punkt 3, Anhang).

<sup>34</sup> Eine von der Regionalen Planungsstelle Bautzen (2001) vorgelegte Studie zu den „Stärken und Schwächen der Region Oberlausitz“, lässt entlang der demographischen Entwicklung der Region erkennen, dass eine hohe Abwanderung, vor allem von Personen im erwerbsfähigen Alter zwischen 15-40 Jahren zu verzeichnen ist, die als Fachkräfte in anderen Regionen, besonders in den alten Bundesländern, Vorteile geboten bekommen (höheres Einkommen, Sicherheit von Lohnzahlungen, geringere Arbeitszeit etc. (vgl. Regionale Planungsstelle Bautzen 2001/5). Beispiel zwei: Stendal, die größte Stadt in der Altmark-Region, hatte 1990 noch eine Einwohnerzahl von 50.000 Personen zu verzeichnen. Im Jahr 2004 sank die Zahl auf 38.000 und hatte gemessen an den Quadratmetern pro Kopf die geringste Besiedlungsdichte einer Stadt in Sachsen-Anhalt aufzuweisen. Hier kumulierten verschiedene Probleme. Neben der besonders geringen Bevölkerungsdichte bestand eine hohe Abwanderung, eine hohe Arbeitslosigkeit, überdurchschnittlich viele Auspendler und eine wenig diversifizierte Wirtschaftsstruktur (vgl. MITTELDEUTSCHE ZEITUNG vom 22.08.05, S.22; <http://www.mz-web.de/iba>; Stand 01.07.07).

<sup>35</sup> Die Entstehung von Krisenregionen ist nicht nur für die ostdeutschen Länder spezifisch, sondern existiert europaweit. Michael Cooley (1992) sprach in seiner Studie „European Competitiveness in the 21st. Century“ davon, dass es in Europa ca.

Region aus der überregionalen Arbeitsteilung geführt haben.<sup>36</sup> Weder Investoren `von außen´ noch die traditionellen staatlichen Interventionen `von oben´ konnten die erhofften Regenerations- und Restrukturierungsprozesse in den Krisenregionen beleben. In der Regel blieben potenzielle Investitionstätigkeiten im privaten und ersten Sektor aus, da diese Gebiete meist keine geeigneten Anreize und Bedingungen für einen wettbewerbsstarken Produktionsstandort bereithielten. Auch die arbeitsmarkt- und strukturpolitischen Konzepte hatten keine passende Antwort auf diese Herausforderung. Zum einen konnte das Produktionswachstum nicht die entsprechende Kapitaldecke und die Arbeitskraftressourcen im Sinne einer langfristigen Entwicklungsperspektive konzentrieren. Zum anderen berücksichtigten die zentral gesteuerten Prozesse und Finanzierungsprogramme nur selten die individuellen Besonderheiten und endogenen Potenziale dieser Regionen. Da die Förderrichtlinien für gewöhnlich auf „vorübergehende Vermittlungsaufgaben bzw. Übergangsarbeitsmärkte“ (Birkhölzer 2001/16) abzielten, konnten die strukturschwachen Regionen auch nur übergangsweise bzw. kurzzeitig davon profitieren. Als ebenso problematisch erwies sich, dass das Vertrauen und die Hoffnung der regionalen Bevölkerung in die Unterstützungshilfen über die Jahre verloren gegangen ist und in vielen Fällen zu Pessimismus und Resignation geführt haben.

### *Offene Gelegenheitsstrukturen in der Nachwendezeit*

Innerhalb der sozialen Bewegungsforschung hat man sich fortlaufend dafür interessiert, wodurch soziale Bewegungen entstehen und welchen Veränderungen sie im Laufe ihrer Entwicklung unterworfen sind. Man hatte damit begonnen, die Akteure sozialer Bewegungen als „rationale Akteure“ (Miethe & Roth 2000/11) zu begreifen, die durch ihre Beteiligung an sozialen Bewegungen einen aktiven Beitrag zum gesellschaftlichen Wandel leisten wollen. Ein besonderes Interesse in der Bewegungsforschung genießt der Ansatz politischer Gelegenheitsstrukturen bzw. „Political-Process-Ansatz“ (McAdam 1982; Tarrow 1991). Beim Ansatz politischer Gelegenheitsstrukturen geht man davon aus, dass zu unterschiedlichen Zeitpunkten gute Möglichkeiten für Akteure bestehen, ihre eigenen politischen Vorstellungen und Ziele

---

100.000 Orte und Gemeinden gibt, die unter den technologischen und wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen als nicht mehr konkurrenzfähig aufgegeben werden müssten (Cooley 1992 nach Birkhölzer 2001/21).

<sup>36</sup> In der Raumentwicklung geht man dabei von einem zirkulären, sich selbst verstärkenden Prozess aus. Dieser ist geprägt vom Niedergang der industriellen Wertschöpfung, dem Verlust an Image und Selbstwertschöpfung, der Verschwendung von Humankapital, der finanziellen Überforderung bei der Unterhaltung überkommener, groß dimensionierter Infrastrukturen und bei der Beseitigung von Altlasten sowie von zunehmender sozialer Desintegration und wirtschaftlicher Perspektivlosigkeit (vgl. Roch 2002).

mit Aussicht auf kollektiven Erfolg umzusetzen (vgl. Miethe 2006/77).<sup>37</sup> Nach Tarrow, der sich wesentlich um eine Weiterentwicklung des Political-Process-Ansatzes bemüht hat, sind politische Gelegenheitsstrukturen „konsistente – jedoch nicht notwendig formale oder dauerhafte – Parameter für soziale oder politische Akteure, die ihre Aktionen entweder ermutigen oder entmutigen“ (Tarrow 1991/651). Er kennzeichnet politische Gelegenheitsstrukturen am „Grad der Offenheit oder Geschlossenheit der politischen Institutionen; [an der; *eckige Klammern im Folgenden von mir, d. Verf.*] Stabilität oder Instabilität politischer Bindungen; [am] Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein von Verbündeten und Unterstützergruppen; und [an der] Spaltung innerhalb der Eliten bzw. deren Toleranz oder Intoleranz“ (Tarrow 1991/652).

In Anknüpfung an Tarrow (1991) vertrete ich die These, dass die Landkommunenbewegung bestimmte politische Gelegenheitsstrukturen, die sich infolge des gesellschaftlichen Umbruchs 1990 eröffneten, nutzen konnte. Das tat sie hauptsächlich in den strukturschwachen Regionen der neuen Bundesländer. Dort waren optimale Bedingungen und Möglichkeiten für die Realisierung der kommunitären Lebenspraxis vorzufinden. Zum einen erkannte man schnell, dass solche Regionen mit gravierenden Strukturproblemen zu kämpfen hatten (heruntergewirtschaftete oder geschlossene Betriebsstandorte, hohe Arbeitslosigkeit in der Bevölkerung, fehlende Investitionen, Abwanderung etc.) und dass diese Krisenerscheinungen wohl noch weitere Jahre anhalten würden. Zum anderen verstand man die strukturellen Defizite der Region nicht als Belastung, sondern als Chance für die Etablierung der eigenen landkommunitären Ideen und Projekte. In diesem Zusammenhang argumentierte Bahro, dass „`Unterentwicklung`“ ein Vorteil sein könne, der den Aufbruch in eine andere Kultur begünstigt, „wenn man sie nicht einseitig, in der Perspektive konventioneller (industrieller) oder auch postindustrieller Entwicklung sieht“ (Bahro 1995/176). Zu diesem Zeitpunkt schien die kommunale/regionale Politik schon vage zu prognostizieren, dass sich die Bedeutung und das Selbstverständnis strukturschwacher Regionen, nicht mehr einseitig an ökonomischem Wachstum ausrichten und messen lassen konnte. Vor diesem Hintergrund war ein gewisser „Grad der Offenheit“ (Tarrow 1991/652) politischer Institutionen gegenüber der Partizipation von Gruppen der Landkommunenbewegung in solchen Gebieten vorhanden.<sup>38</sup>

---

<sup>37</sup> Ingrid Miethe bietet im Anschluss an Tarrow (1991) einen kurzen Überblick über die Entstehung und Ausdifferenzierung des Political-Process-Ansatzes, was hier nicht weiter verfolgt werden braucht (vgl. Tarrow 1991/650-653; Miethe 2006/77-79).

<sup>38</sup> In gewisser Weise könnte man die Zeit nach dem Mauerfall und vielleicht auch noch nach der letzten Volkskammerwahl Anfang des Jahres 1990 als eine kurze Phase der „Communitas“ (Turner 1989) bezeichnen, in der viele neue Ideen und Formen der Solidarität kursierten und unterstützt wurden, bevor dann die sozialstrukturellen Mechanismen nachgriffen und jene

In den Dörfern und Gemeinden, die in den Jahren nach der Wende am Verkauf leer stehender Höfe und Gebäude interessiert waren, stieß man – von wenigen Ausnahmen abgesehen – insgesamt auf positive Reaktionen und Hoffnungen, insbesondere wenn die kommunitäre Akteursgemeinschaft ein wirtschaftliches Konzept vorzeigen konnte. Parallel dazu stand die Vergabe von Ländereien durch die Treuhand bzw. ihre Nachfolgesellschaft, der „Bodenverwertungs- und verwaltungs-GmbH“ aus. Der Landkommunenbewegung gelang es, von den Rationalisierungsprozessen in den strukturschwachen Gebieten zu profitieren. Zahlreiche Gebäude, Maschinen und Werkzeuge, die unter modernen Produktionsbedingungen als veraltet galten, konnten zu günstigen Konditionen erworben werden. Bis in die heutige Gegenwart blieben vielerorts solche Ressourcen und Gebrauchswerte – „konviviale Techniken“, wie sie Ivan Illich in seinen These zur „Selbstbegrenzung“ (Illich 1980) bezeichnete, ungenutzt. Manche Gemeinden zeigten aber auch Widerstand und verweigerten ihre Zustimmung auf den Zuzug einer Landkommune, wenn die Skepsis an den Vorstellungen der fremden Initiative überwog oder gar ein Sektenverdacht aufkam. Häufig aber standen politische Schlüsselakteure (z.B. in den Gemeinderäten, Landratsämtern oder den Staatsministerien) den kommunitären Vorhaben aufgeschlossen gegenüber, was nicht zuletzt auf den politischen Einfluss einzelner Protagonisten der Bewegung zurückzuführen war. Mit Rudolf Bahro, Dieter Duhm und etwas entfernter auch Claudia von Werlhof standen solche „einflußreichen Verbündeten“ (Tarrow 1991/652) zur Verfügung.<sup>39</sup> Auch wussten die einzelnen landkommunitären Projekte die regionalen und überregionalen Fördermöglichkeiten sowie Aufbauhilfen-`Ost´ zu nutzen, die Anfang und Mitte der neunziger Jahren noch relativ umfangreich bestanden haben, bevor sie gegen Ende des Jahrzehnts in einen Prozess der institutionellen Schließung gerieten.

Die meisten Landkommunen fühlten sich einer Zusammenarbeit mit regionalen Initiativen oder Organisationen verpflichtet. Das trifft insbesondere für die Stiftung von wirtschaftlichen Kooperationen zu, da sich in den strukturschwachen Regionen immer mehr kleinteilige Handwerks- und Agrarstrukturen durchsetzten, die auf privatunternehmerischer oder genossenschaftlicher Basis organisiert waren.<sup>40</sup> Dieser `Rückzug´ in die Selbsthilfe förderte, gerade

---

Communitasphase wieder zum Erliegen kam. Möglicherweise ließen sich kooperatistische Orientierungen, die aus der DDR-Gesellschaft stammten, gut in diese Communitasphase integrieren und etablieren.

<sup>39</sup> Tarrow geht es weniger darum, dass „einflußreiche Verbündete existieren, sondern vielmehr um die Frage, ob sie von einer potentiellen Protestgruppe als solche wahrgenommen werden“ (Tarrow 1991/652). Auf die Kontakte von Bahro zum damaligen sächsischen Ministerpräsidenten Biedenkopf (CDU) bin ich bereits eingegangen. Eine gemeinsame Arbeit ergab sich auch zu dessen Staatssekretär im Sächsischen Ministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Forsten, Hermann Kroll-Schlüter. Ebenso einflussreich waren seine Verbindungen zur PDS, ihren örtlichen Basisgruppen und der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Auch unterhielt Bahro Kontakte zu größeren Unternehmern, wie z.B. zu Karl-Ludwig Schweißfurth, einem Wurstfabrikanten, der die deutsche Bioversorgung seit Jahren prägte und eine gleichnamige Stiftung ins Leben rief. Eine Zusammenarbeit mit Claudia von Werlhof ergab sich im Rahmen des Kolloquiums „Subsistenzperspektive“ am 23. Januar 1993 (veranstaltet vom Institut für Sozialökologie der Humboldt-Universität Berlin).

<sup>40</sup> Nach Angaben des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten werden in den neuen Bundesländern bereits 59,9% der landwirtschaftlichen Nutzfläche in kollektiven Rechtsformen bewirtschaftet, davon 35,9% durch eingetra-

weil diese Regionen dem „Gesetz der peripheren Vernachlässigung“ (Kohr 1995) unterliegen, den Aufbau einer regionalen Entwicklung und den Subsistenzgedanken, der in landwirtschaftlich geprägten Kulturregionen noch weit bis in das 20. Jahrhundert präsent war. In den ländlichen Regionen betrieb ein Großteil der Bewohner noch zu DDR-Zeiten neben ihrer Berufsausübung eine auf Subsistenz basierte `Untergrundökonomie`. Hintergrund dafür war die Mangelwirtschaft sowie der defizitär ausgebildete Dienstleistungssektor. Das kam den Landkommunen und ihren praktischen Lebensvorstellungen sehr entgegen. In strukturschwachen Regionen bestanden also spezifische Erfahrungen und Kompetenzen in Bezug auf die Subsistenzperspektive, die sich von jeher auf Nachbarschaftshilfe und tradierte Formen gegenseitiger Solidarität und Partizipation stützen konnte. Dabei könnten die Erfahrungen der „Gemeinwohlorientierung“ (Hoerning 1999), wie gegenseitige Verantwortung und Hilfe, Solidarität und Kooperation, so sehr diese Sinnelemente auch im Staatssozialismus der DDR zu Schlagworten verkommen und missbraucht worden sind, durchaus wieder positiv zur Geltung kommen. Die realsozialistischen Verhältnisse glichen in wirtschaftlicher, politischer und kultureller Hinsicht zwar einer „vormodernen Retardation“ (Bahro 1979). Doch infolge der wirtschaftlich-technologischen Engpässe gab es lokale und regionale Stoff- und Energiekreisläufe sowie entsprechend lebensnahe soziale Strukturen und Lebensstile, deren Erfahrungen und Wissensbestände für eine nachhaltige Entwicklung wieder interessant werden könnten.<sup>41</sup>

### *Regionale Entwicklung oder*

*„Wer eine neue Ordnung denken will, muß den Mut haben,  
aus der alten Ordnung herauszutreten“<sup>42</sup>*

Das folgende Beispiel, ursprünglich aufgegriffen von Karl Birkhölzer (1994), kann verdeutlichen, welche Selbsthilfepotenziale an einem Ort freigesetzt wurden, um eine eigenständige regionale Entwicklung ins Leben zu rufen.<sup>43</sup> Es handelt sich um die Rekonstruktion eines

---

gene Genossenschaften (vgl. Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten 1995/5). Die Wandlung ehemaliger LPGs zu ökologisch produzierenden Agrargenossenschaften war und ist bislang nicht ethisch-ökologischen Motiven oder der Suche nach alternativen gemeinschaftlichen Arbeitsformen geschuldet. Sie kann auf eine kollektive ökonomische Überlebensstrategie von konventionell denkenden Agrariern in ungünstigen Lagen zurückgeführt werden (vgl. Adler 2000/6).

<sup>41</sup> Hosang (2000) geht davon aus, dass der gesellschaftliche Umbruch insofern einen historischen Neubeginn hätte darstellen können, weil hier auf höchstem Niveau die materiell-technischen Voraussetzungen bei gleichzeitiger Freisetzung vom Produktionsprozess entstanden sind. Ferner, so Hosangs These, litten die ostdeutschen Bürger weniger als ihre westdeutschen Nachbarn unter der vom Konkurrenzsystem verursachten Entfremdung und würden vor diesem Hintergrund vielleicht eher die für eine freie Assoziation erforderlichen solidarischen, kommunikativen und seelischen Qualitäten mitbringen (vgl. Hosang 2000/16).

<sup>42</sup> Aus dem Prolog: „Die neue Sicht der Dinge. Plädoyer für eine freiheitliche Wirtschafts- und Sozialordnung“, von Kurt Biedenkopf (Biedenkopf 1985/9).

<sup>43</sup> Eine Darstellung weiterer Beispiele liefert die Broschüre „Tat-Orte – Gemeinden im ökologischen Wettbewerb“, die von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt in Kooperation mit dem Deutschen Institut für Urbanistik (2000) herausgegeben wurde.

Modells, das der kleinen Gemeinde Wulkow bei Frankfurt/Oder mit ihren 150 Einwohnern zu einem neuen Selbstverständnis verholfen hat:

„Bereits zu DDR-Zeiten vernachlässigtes Gebiet, verloren die Einwohner mit dem Zusammenbruch der örtlichen LPG (einem früheren Gutshof) und dem Abbau der Elektronikproduktion in Frankfurt/Oder unmittelbar nach der Wende ihre Arbeits- und Einkommensmöglichkeiten. [...] Die Alternative hieß nur: Flüchten oder Standhalten? Um aber bleiben zu können, mußten die Bewohner die `Flucht nach vorne` antreten: Sie erklärten sich zur `ökologischen Modellgemeinde` und rüsteten den ehemaligen Getreidespeicher des Gutshofes zu einem symbolischen `Ökospeicher` und Hoffnungsträger für die Entwicklung der Gemeinde um. Ökologischer Umbau als Motor lokaler Entwicklung? Wulkow präsentierte die Ergebnisse: ein funktionierender Ökomarkt mit regionaler Ausstrahlung, ein Energiesparhaus als Gemeindehaus, ein Hackschnitzelheizkraftwerk zur Versorgung und eine Pflanzenkläranlage zur Entsorgung, eine Teichwirtschaft mit Fischbruthaus, ein internationales Seminarzentrum für ländliche Entwicklung usw., kurz: die Entwicklung von Lebensqualität in einem ursprünglich abgeschriebenen Dorf, was auch daran ersichtlich ist, daß neue Bewohner zuziehen“ (Birkhölzer 1994/15).

Wie im Kapitel geschildert, steht das von Galtung entwickelte Konzept der Self-Reliance als ein Umkehrschluss von der Abhängigkeit der ALPHA-Strukturen. Sein Konzept richtet sich daran aus, BETA-Einheiten in dezentralen teilautonomen Gemeinschaften, Partnerschaften, Nachbarschaften etc. innerhalb der dominierenden ALPHA-Strukturen zu beleben, um so die „Umriss eines neuen oder dritten Wirtschaftssektors“ (Birkhölzer 1994/9) zu konturieren.<sup>44</sup> Eben diesen Sektor zieht auch die Landkommunenbewegung auf sich. Neben der Subsistenzperspektive setzt sie im Rahmen ihrer wirtschaftlichen Praxis auf lokale Strategien, auf Ansätze der ökonomischen Selbsthilfe und alternativen Ökonomie sowie der Regionalisierung.<sup>45</sup> Man könnte auch sagen, die Region stellt den wichtigsten, weil direkten wirtschaftlichen und sozialen Austauschpartner für die Landkommunen dar. Mit regionalen Wirtschaftsansätzen streben landkommunitäre Gemeinschaften den direkten Kontakt sowohl zwischen den Produzenten als auch zwischen Produzenten und Verbrauchern an. Das kann sich bspw. in der Direktvermarktung, dem Aufbau von Erzeuger-Verbraucher-Gemeinschaften oder der Mobilisierung von Tauschsystemen niederschlagen. Bedeutsam für die Aktivierung solcher Entwicklungsprozesse ist, „daß Teilbereiche der Produktion, die durch die Industrialisierung aus dem landwirtschaftlichen Primärsektor und aus der hauswirtschaftlichen Produktion herausgelöst

---

<sup>44</sup> Mitte der neunziger Jahre ist ein neuer Sammelbegriff entstanden: der so genannte „Dritte Sektor“. Er bezeichnet neben dem Markt (als ersten Sektor, der privat organisiert ist) sowie dem Staat (als zweiten Sektor, der öffentlich bzw. kommunal organisiert ist) einen dritten Arbeitsbereich der Gesellschaft. Dieser dritte Bereich umfasst verschiedene Aktivitäten und Ansätze alternativer Ökonomie. Diese liegen vor allem in der lokalen und gemeinnützigen Ökonomie begründet, d.h. in sozial ausgerichteten Unternehmen, Beschäftigungsgesellschaften, Wohlfahrtsverbänden, Nonprofit-Organisationen sowie der ehrenamtlichen Arbeit. Dieser Dritte Sektor ist mit der Aufgabe vertraut, neue Arbeits- und Sozialformen nach den Prinzipien der Eigeninitiative, des selbstbestimmten Handelns und des Gemeinnsinns zu erproben (vgl. Hesse 1998/41ff).

<sup>45</sup> Solche und andere Konzepte im Zusammenhang mit den neuen sozialen Bewegungen werden u.a. von Beywl (1987) und Schaper (1987) thematisiert.

wurden, heute im Sinne einer sozial-ökologischen Strategie wieder verstärkt von Handwerk, Land- und Hauswirtschaft übernommen werden“ (Müller 1998/21).<sup>46</sup> Eine regionale Entwicklung gekennzeichnet folgende Kriterien:

- Die Schaffung neuer Arbeits- und Einkommensmöglichkeiten am Ort (in der Region).
- Die Mobilisierung der endogenen Potenziale, vor allem der Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten der lokalen (regionalen) Bevölkerung.
- Die Orientierung auf den Binnenmarkt, hauptsächlich auf die unversorgten Bedürfnisse und somit einer Wiederherstellung lokaler (oder regionaler) Wirtschaftskreisläufe (vgl. Birkhölzer 2001/8).

Eine Sammelbezeichnung für die Gesamtheit aller auf die Entwicklung eines Ortes (einer Region) bezogenen wirtschaftlichen Aktivitäten, führte Karl Birkhölzer mit dem Begriff der „lokalen Ökonomie“ (Birkhölzer 2001/8) ein. Dabei zielt der Ökonomiebegriff auf alle Formen der Produktion und Reproduktion menschlicher Lebensbedingungen, worin z.B. die Hausarbeit oder andere Formen unbezahlter Arbeit eingeschlossen sind (vgl. Birkhölzer 2001/24f). Diese Vorstellungen von Ökonomie und regionalem Austausch teilen landkommunitäre Gemeinschaften. Auch sie praktizieren Wirtschaftsformen, die die Schaffung dauerhafter regionaler Wirtschaftskreisläufe zur Befriedigung der regionalen Bedürfnisse (nach Waren, Dienstleistungen und Arbeitsplätzen) unter Nutzung der regionalen Ressourcen (materielle, finanzielle und Fähigkeiten der Arbeitskräfte) anstreben.<sup>47</sup>

---

<sup>46</sup> Das hat das Beispiel der Region „Waldviertel“ in Niederösterreich gezeigt. Dieser strukturschwachen Region ist es gelungen, ihre endogenen Potenziale so zu mobilisieren, dass sie neue Entwicklungsperspektiven aufzeigen konnte. Regionale Initiativen, Organisationen, Innovatoren und politische Schlüsselakteure konnten die brachliegenden Potenziale, Qualifikationen und vor allem die Erfahrungsbestände der Bevölkerung im Rahmen einer nachhaltig ausgerichteten Konjunktur regionaler Branchen wieder einsetzen (vgl. Maier 2001).

<sup>47</sup> Ein „Erfolgsgeheimnis liegt in der Stärkung lokaler Kreisläufe, die dafür sorgen, daß Arbeit am Ort entsteht und die Einkommen am Ort zirkulieren – vom Markt zu den Haushalten, von den Haushalten zum Kraftwerk bzw. zur Kläranlage, die Einnahmen finanzieren Arbeitsplätze und Zulieferer, die Einkommen fließen zu den Erzeugern, zum Wirt und zu anderen Dienstleistern, von den Erzeugern zum Markt und zurück in die Haushalte. Nach einer Faustregel sollte jede Mark möglichst dreimal am Ort umgesetzt werden, bevor sie nach draußen verschwindet“ (Birkhölzer 2001/16).

## Kapitel 4

### Theoretisch-methodologische Ausrichtung der Untersuchung

#### 4.1 Biographieforschung als Bezugsrahmen. Einleitende Bemerkungen

Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Lebensgeschichten von Akteuren, die sich nach 1990 der Landkommunalebewegung in den neuen Bundesländern angeschlossen haben. Die Arbeit knüpft thematisch an zwei Forschungsfelder an. Zum einen ist das die Bewegungsforschung, zum anderen die Biographieforschung. Eine Biographie erhält aus den subjektiven Erfahrungen, die das Individuum im Laufe seines Lebens macht, zeitliche und räumliche Konturen, aber auch spezifische Vorstellungen, Bewertungen und Sinnzuschreibungen, die man zusammengefasst als „biographisches Wissen“ (Alheit & Hoernig 1989) bezeichnen kann. Ostdeutsche Akteure, die heute in Landkommunen leben, können auf eine Biographie zurückblicken, in der selbstorganisierte Projekte, wie landkommunitäre Gemeinschaften, so gut wie keine Rolle spielten. In der DDR war eine solche unabhängige Lebensform kollektiv geteilter Überzeugungen und Sinnbezüge jenseits der Gemeinschaftsvorstellungen des sozialistischen Staates undenkbar. Es handelt sich hier also um lebensgeschichtliche Verläufe, in der die Beteiligung an einer Landkommune etwas biographisch Neues bedeutet. Landkommunitäre Gemeinschaften stellen darüber hinaus allgemein betrachtet ein gesellschaftliches Randphänomen dar, das im Hinblick auf die Erlebens- und Erfahrungsperspektiven der beteiligten Akteure bislang kaum erforscht ist.

Menschen aus Landkommunen, die ihr Leben rückblickend betrachten, kommen in der Regel, wenn sie danach befragt werden, nicht um eine Darstellung umhin, wie sie zu diesem sozialen Arrangement gekommen sind und was sie dabei in besonderer Weise für Motive bewegt haben. Nehmen sie einmal Anlauf, ihr „biographisches Gewordensein“ (Marotzki 1995/58) zu rekapitulieren, besteht eine Präsentationsleistung auch darin, die Partizipation an einer Landkommune in den Sinnzusammenhang der eigenen Lebensgeschichte einzubetten. Es ist möglich, dass sie aus der Gegenwartsperspektive frühere lebensgeschichtliche Erfahrungen in einem anderen Zusammenhang sehen und vielleicht zu neuen Interpretationen und Beurteilungen vorstoßen. Und doch beginnt sich für viele Akteure, die in eine Landkommune eintreten, gravierendes zu verändern. Die meisten Veränderungen beziehen sich auf das alltägliche Leben, das nicht mehr allein gestaltet wird, sondern mit anderen Personen kollektiv geteilt und organisiert werden muss. Die Landkommunenbewegung unterscheidet sich von anderen sozialen Bewegungen vor allem dadurch, dass ihre Akteure nicht nach getaner Arbeit

oder im Anschluss an gemeinsame Aktivitäten nach Hause gehen. Bei den meisten sozialen Bewegungen werden die Teilnehmer nur von Zeit zu Zeit durch das gelegentliche Interesse, das sie gemeinsam verfolgen, zusammengebracht.<sup>1</sup> Bei den Landkommunen handelt es sich jedoch um eine spezifische Lebensform, bei der die Grenzen zwischen Privatheit und Kollektivität verwischen. Die Landkommunenbewegung beansprucht für sich, `Arbeit` und `Leben` – Bereiche die in der historischen Entwicklung des Kapitalismus auseinander gefallen sind –, wieder zusammenzuführen und die daraus entstehenden Effekte zu nutzen. Natürlich entsteht daraus gleichermaßen eine Vielzahl von Problemen, die gelöst oder zumindest bearbeitet werden müssen. Das Landkommunaleben kann als ein Engagement mit `Full-Time`-Charakter angesehen werden, wenn man bedenkt, dass sich >Gemeinschaft< in einem Gefüge äußerst vielschichtiger Arbeits- und Lebensprozesse abspielt, das nicht an bestimmte Uhrzeiten oder Termine gebunden ist. Vielmehr ist der Vollzug des Alltags von komplexen Wechselwirkungen gemeinschaftlicher Arbeits- und Lebensprozesse durchdrungen. Prozesse der Arbeit und des sozialen Zusammenlebens müssen in einer Gemeinschaft organisiert werden, und zwar so, dass sich die Interessen und Aktivitäten innerhalb der Gemeinschaft nicht grundlegend spalten. Das ist gemeint, wenn ich etwas unscharf von gravierenden Veränderungen im Leben spreche, die Personen ereilen, wenn sie einer Landkommune beitreten. Jeder Mensch, der sich einer Landkommune anschließt, trägt den Kontext seiner biographischen Vergangenheit und Prägung in die Gemeinschaft hinein – zumindest ein Stück weit. Jeder, der sich für ein Leben in einer Gemeinschaft entscheidet, tut das vor dem Hintergrund ganz unterschiedlicher lebensgeschichtlicher Erfahrungs- und Verarbeitungsprozesse. Jeder, der sich von einer Landkommune angezogen fühlt, verfügt über eine offene oder insgeheime Affinität, aus der sich die Anziehungskraft des kollektiven Lebensentwurfs begründet.

---

<sup>1</sup> Ein zentraler Unterschied zu anderen sozialen Bewegungen besteht darin, dass die Akteure in den Landkommunen nicht nur auf ein Ziel oder einen Zweck gerichtet hin zusammen arbeiten, sondern bewusst auch einen kollektiven Lebensentwurf ansteuern. Für Akteure der Landkommunenbewegung kann die Grenze zwischen der gemeinsam organisierten Arbeit und dem sozialen Zusammenleben relativ fließend sein, sich z.T. sogar manchmal auflösen. In jedem Fall gibt es eine deutlich geringer ausgeprägte Sphäre der Privatheit als in sozialen Bewegungen, für die die Trennung zwischen der kollektiven Arbeit in einer Gruppe und dem privaten Leben des Einzelnen viel klarer abgesteckt ist. Das Problem von Nähe und Distanz zu den jeweiligen Aktivitäten in der kollektiven Bewegung scheint dort, wenn vielleicht auch nur räumlich gesehen, einigermaßen bereinigt. Denn vor oder nach der Arbeit – z.B. der Organisation eines Projekts gegen den Betrieb eines Atomreaktors (Anti-Atomkraftbewegung), den Vorbereitungen einer Demonstration gegen Anbauflächen mit genmanipulierten Pflanzen oder einer EU-weiten Unterschriftenaktion gegen die Urwaldabholzung im mittleren Amazonasgebiet (Greenpeace oder andere Initiativen aus der Ökologiebewegung) oder der Mobilisierung von Aktionen gegen die Globalisierung im Rahmen der neueren Attac-Bewegung oder anderen Netzwerken und Nichtregierungsorganisationen (Anti-Globalisierungsbewegung) –, widmen sich die Personen ihrem Beruf, ihrer Familie, ihrem Freundeskreis, ihrem Hobby oder anderen Bereichen des privaten Lebens. Dies trifft zwar in beruflicher Hinsicht vereinzelt auch auf Personen zu, die in landkommunitären Gemeinschaften leben. Ihrem Wesen nach aber zeichnet sich die Landkommunenbewegung dadurch aus, dass sie Arbeit und soziales oder auch privates Leben gerade nicht als strikt getrennte, unabhängig voneinander existierende Handlungsbereiche begreift. Sie hegt also ein besonderes Interesse an dem Versuch, die für gewöhnlich nur schwer miteinander kompatiblen Bereiche von Arbeit und Leben zusammenzuführen. Mit diesem Grundanliegen verbinden sich einige sehr praktische Vorteile, auf die die Protagonisten der Landkommunenbewegung selbst hinweisen und auf die in der Arbeit schon hinreichend eingegangen wurde (vgl. Kap 3.2).

An solche individuellen und kollektiven Erfahrungswerte heranzutreten, verlangt ein methodisches Vorgehen, das einen Einblick in die subjektiven Sichtweisen der Akteure gewährleistet. Spricht man von subjektiven Sichtweisen und davon, wie sich aus diesen individuellen Perspektiven der `Weg´ oder auch die verschiedenen Prozesse des Eintritts in eine landkommunitäre Gemeinschaft gestalten, wird deutlich, dass dafür ein Verfahren aus der qualitativen Sozialforschung benötigt wird. Um sich den Motiven und Beweggründen für ein Leben in einer landkommunitären Gemeinschaft analytisch zuzuwenden, scheint es erforderlich, die Rekonstruktion da anzusetzen, wo sich Menschen in der Ganzheitlichkeit und Zeitlichkeit ihrer sozialen Existenz zeigen (vgl. Bahrtdt 1987/77). Genau das, so ein zentraler Ausgangspunkt meiner Untersuchung, kann in autobiographischen Erzählungen geschehen. Biographieforschung als Bezugsrahmen bietet sich an, weil sie auf die Differenziertheit des alltäglichen Geschehens sowie auf die grundlegende Prozesshaftigkeit des sozialen Lebens und der biographischen Erfahrungsaufschichtung abzielt. Die Betrachtung und Auswertung empirischer Materialien, wie Briefe, Tagebücher, Memoiren, Autobiographien oder auch lebensgeschichtlich orientierten Interviews, steht im Zentrum der biographischen Forschung (vgl. Schulze 1997/328). Die Biographieforschung hat sich im Laufe der letzten drei Jahrzehnte als eine eigene theoretisch fundierte und methodische Richtung innerhalb der qualitativen Sozialforschung etabliert. Apitzsch (2000) geht sogar von einer Etablierung der Biographieforschung in fast allen Bereichen der Sozialwissenschaften aus. Allerdings kann bislang nicht im überzeugenden Maße davon gesprochen werden, dass sich eine `biographische Perspektive´ innerhalb der deutschen Bewegungsforschung hat durchsetzen können (vgl. Miethel & Roth 2000/17).

## **4.2 Bewegungsforschung und Biographieforschung oder: Wofür könnte die Biographieforschung der Bewegungsforschung nützlich sein?**

In meiner Arbeit spreche ich von einer landkommunitären Bewegung, die sich in Ostdeutschland in den letzten siebzehn Jahren entwickelt und gefestigt hat. Dabei geht es um die Akteure, die sich nach 1990 dieser sozialen Bewegung angeschlossen haben und deren lebensgeschichtlichen Verläufe im Mittelpunkt der Untersuchung stehen. Folgerichtig scheint an dieser Stelle der Versuch, eine Brücke zwischen der Bewegungsforschung und der Biographieforschung zu schlagen, denn die bevorstehende Studie bewegt sich im Schnittfeld beider Forschungsfelder.

In Deutschland sind es insbesondere die Soziologie und die Politikwissenschaften, die sich der Bewegungsforschung angenommen haben. Im Rahmen ihrer Theoriebildung setzen sie voraus, dass soziale Bewegungen unlösbar mit kollektiven Identitäten und sozialem Wandel verbunden sind (Roth & Rucht 1987; Raschke 1991; Rucht & Blattert & Rink 1997). Im Vergleich zur amerikanischen Bewegungsforschung, insbesondere dem Collective-Behavior-Ansatz der Chicago School (Snow & Davis 1995; urspr. Blumer 1939; Whyte 1943), der sich weitgehend einem sozialisationstheoretischen Ausgangskonzept verschreibt und dabei auch auf lebensgeschichtliche Daten zurückgreift, ist diese Art des empirischen Zugangs in der deutschen und europäischen Bewegungsforschung bislang kaum erfolgt.<sup>2</sup> Eine Ursache der Abstinenz biographischer Methoden in der deutschen Bewegungsforschung scheint zu sein, dass sich das Interesse häufig nicht auf die Einzelakteure bezieht, die der jeweiligen sozialen Bewegung angehören (Mikroebene). Eine größere Aufmerksamkeit genießen die sozialen Gruppen und ihre kollektiven Aktivitäten bei der Gestaltung gesellschaftlicher Wandlungsprozesse (Makroebene). So legen z.B. Rucht & Blattert & Rink (1997) eine quantitative Studie zum Strukturwandel sozialer Bewegungen vor, wobei die Autoren ihr Hauptaugenmerk auf die Akteursgruppen, ihre Organisationsstrukturen sowie auf die zunehmenden Institutionalisierungsprozesse richten. Andere Studien betrachten organisatorisch-strukturelle Rahmenbedingungen (Rucht 1994), Prozesse der Bürokratisierung, der Vermachtung und Entradikalisierung (Roth 1994) oder Motivvokabulare sowie Strategien zur Mitgliederwerbung und den Kommunikationsformen in sozialen Bewegungen (z.B. Christmann 1997 für die Ökologie- und Umweltbewegung, Green 1979 über Feministinnen, Blain 1989 über Aktivisten der Friedensbewegung, Benford 1993 über die atomare Abrüstungsbewegung). Diese Studien setzen jedoch immer die Aktionen von Gruppen oder die eines Ausschnitts der kollektiven Bewegung voraus, weswegen die einzelnen Akteure als selbstverständliche Mitglieder von Gruppen wahrgenommen und empirisch behandelt werden. Hingegen sind die Bedingungen für die Zugehörigkeit der Personen sowie die Gründe ihres Engagements in den Gruppen sozialer Bewegungen relativ wenig erforscht. Untersuchungen, die Motivlagen für die Beteiligung an sozialen Bewegungen ausleuchten oder die ihren Einstellungen und Fragen nach einem politischen oder nicht politischen Sozialisationskontext auf den Grund gehen, stellen lediglich Ausnahmen dar (vgl. Miethe & Roth 2000/14). Um diese Kluft zu überbrücken, kann die Biographieforschung möglicherweise nützliche Zugänge und Anregungen liefern. Helena Flam (1997) ist z.B. eine Vertreterin der Bewegungsforschung, die für den Einsatz der

---

<sup>2</sup> Einen Überblick zum Stand der amerikanischen Bewegungsforschung, die im Gegensatz zur deutschen Bewegungsforschung vornehmlich im Bereich der Soziologie angesiedelt ist, bieten die Beiträge von Miethe und Roth (2000/Kap. I/7-24; Kap. II/129-132).

(auto)-biographischen Forschung plädiert, wenn es darum geht, die Sinnwelten und Wertepräferenzen von Akteuren sozialer Bewegungen zu erforschen.

Andere Probleme scheinen im Wissens- und Methodentransfer zwischen den Disziplinen sowie in einem generellen Skeptizismus zu bestehen, der qualitativen Methoden gegenüber aufgebracht wird. Einige Schwierigkeiten sollen nur kurz angedeutet werden: Fischer Rosenthal (2000) und Miethe & Roth (2000) stellen fest, dass in den Untersuchungen zu sozialen Bewegungen neben den strukturellen und organisatorischen Faktoren auch stärker sozialpsychologische Impulse einfließen müssten. Dass die `verstehende` Soziologie maßgeblich an der Entwicklung biographischer Analyseverfahren (Schütze 1981, 1987c; Rosenthal 1995) und der Konzeptualisierung von `Biographie` als einer zentralen Kategorie sozialwissenschaftlicher Forschung (Schütze 1981, 1995; Fischer 1978) beteiligt ist, steht außer Frage. Die verschiedensten empirischen Forschungsbeiträge der letzten Jahre belegen eine regelrechte `Konjunktur` in der Anwendung biographischer Methoden. Was die `verstehende` Soziologie betrifft, hat sich diese allerdings in den letzten Jahren zunehmend aus der Bewegungsforschung zurückgezogen und die Erforschung sozialer Bewegungen den Politikwissenschaften überlassen.<sup>3</sup> Die Politikwissenschaften wiederum scheinen das breite Spektrum und die methodischen Instrumentarien sozialwissenschaftlich-qualitativer Forschung, die biographischen Methoden eingeschlossen, weitgehend unberücksichtigt zu lassen (Mohr 1990). Ausnahmen bilden die Arbeiten von Miethe (1999) und Degen (2000) zur Untersuchung von DDR-Friedens- und Oppositionsgruppen auf der Grundlage des biographieanalytischen Zugangs. Die dürftige Ausschöpfung qualitativer Methoden bei der Analyse sozialer Bewegungen oder einzelner Bewegungssegmente ist hier der Kritik geschuldet, dass die Analyseverfahren, gemessen an den Ergebnissen, einfach als zu aufwendig angesehen werden (vgl. Rucht & Blattert & Rink 1997/92, 85-95).<sup>4</sup> Soziale Bewegungen erlangen meist nur im Rahmen quantitativer Untersuchungen Bedeutung. Hingegen finden die kollektiven Aktivitäten auf der Mikroebene – also der Frage, wie soziale Bewegungen aus der Perspektive der Akteure in Erscheinung treten und gedeutet werden, kaum Beachtung. So weiß man z.B. wenig darüber, mit welcher Art von internen Problemen und Veränderungen soziale Bewegungen zu kämpfen haben oder welche Schwierigkeiten und Paradoxien etwa bei der Mobilisierung und Umset-

<sup>3</sup> So existierten bspw. in der Anfangszeit der Erforschung neuer sozialer Bewegungen, die weitgehend unter dem Dach der Deutschen Vereinigung für politische Wissenschaften (DVPW) organisiert waren, auch Arbeitsgruppen innerhalb der Gesellschaft für Soziologie (DGS) (vgl. Miethe 2000/9).

<sup>4</sup> Beiläufig gibt es m.E. wenig Hinweise für die von Rucht & Blattert & Rink vertretene Auffassung, dass in der deutschen Bewegungsforschung der qualitative Zugang innerhalb empirisch ausgerichteter Arbeiten zu den neuen sozialen Bewegungen dominiert. Der Verweis auf die methodologischen Präferenzen qualitativer Forschung ist im Allgemeinen klar, scheint aber im Konkreten und zwar bezogen die Erforschung sozialer Bewegungen nicht ausreichend. Bei meinen Recherchen zu empirischen Arbeiten innerhalb des Forschungskontextes sozialer Bewegungen blieb der Schwerpunkt auf qualitativen Zugang meist eine Seltenheit.

zung gezielter Aktionen auftreten. Dabei, so meine These, müssten Mikro- und Makroebene stärker miteinander verzahnt werden. Vor dem Hintergrund des allgemeinen Konsens in der Bewegungsforschung, dass soziale Bewegungen auf gesellschaftlichen Wandel oder auf die Verhinderung gesellschaftlichen Wandels intendieren, kann die Perspektive der Akteure, Hinweise auf die Verschränkung von Prozessen der individuellen Identitätsbildung und des kollektiven Handelns geben. Dieser Zusammenhang lässt möglicherweise auch Rückschlüsse auf die Relevanz sozialer Bewegungen im Kontext größerer gesellschaftlicher Wandlungsprozesse zu, weswegen sich die Biographie- neben der Lebenslaufforschung<sup>5</sup> als ein mögliches Bindeglied verstehen kann, „die auseinanderklaffenden Makro- und Mikroansätze in den Sozialwissenschaften wieder in einen Reflexions- und Forschungskontakt miteinander zu bringen“ (Fuchs & Kohli & Schütze 1988/5). Qualitative oder auch biographische Forschung kann hier einen Beitrag leisten, wenn man die Perspektive der Subjekte zu erfassen versucht, um soziale Bewegungen intensiver zu erforschen. Biographieanalysen können sich besonders gut eignen, um Studien zur Prägung von Lebensgeschichten durch die Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Bewegungen und sozialen Welten durchzuführen (vgl. Reim & Riemann 1997/228).

### 4.3 Einige grundlegende Positionen qualitativ-biographischer Forschung

Qualitativ-biographische Forschung wurde im letzten Vierteljahrhundert in Deutschland insbesondere in der Soziologie und der Erziehungswissenschaft betrieben und als eigenes Forschungsgebiet etabliert.<sup>6</sup> Bei der Frage nach den theoretischen Grundlagen stützt man sich in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung neben einigen Klassikern der neuzeitlichen Pädagogik, wie Rousseau, Comenius, Schleiermacher, Pestalozzi und vor allem Carl Philip Moritz (vgl. Schulze 2002/22), auf die Arbeiten Wilhelm Diltheys zum „Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“ (Dilthey 1910). Geschichtlichkeit blieb

---

<sup>5</sup> Zur Lebenslaufforschung, vgl. Kohli & Robert 1984; Voges 1987; Brose & Hildenbrand 1988; Brose & Wohlrab-Sahr & Corsten 1993.

<sup>6</sup> Das belegen die zahlreichen Beiträge aus der Erziehungswissenschaft und der Soziologie, die mit der Biographieforschung ein gemeinsames Forschungs- und Methodenspektrum teilen. Zum Stand der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung; vgl. Krüger & Marotzki 1995; Schulze 1997, 2002; Marotzki 1999. Zur soziologischen Biographieforschung; vgl. Fischer-Rosenthal 1991a; Apitzsch 2000; Schütze 2005. Unterschiede in der erziehungswissenschaftlichen und soziologischen Biographieforschung gibt es in den historischen Traditionen und Grundlagentheorien. Während die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung stark von der hermeneutischen Theorettradition, von geisteswissenschaftlichen Strömungen sowie von kasuistischen Einflüsse geprägt ist, stützt sich die soziologische Biographieforschung auf theoretische Grundlagen der Phänomenologie, der Wissenssoziologie, des Symbolischen Interaktionismus und der Ethnomethodologie. Entsprechend verschieden sind auch die Ausgangspositionen, an Lebensgeschichten heranzutreten. Einige Vertreter der Biographieforschung aus dem erziehungswissenschaftlichen Feld, wie z.B. Schulze (1999), betrachten das Subjekt als Produzent und Produkt seiner Biographie. Lebensgeschichten spiegeln hier „die ureigenste Individualität und unverwechselbare Einzigartigkeit eines Biographieträgers“ wider, während es in der Soziologie häufiger „um die soziale Eingebundenheit und das systematisch Vergleichbare einer individuellen Existenz geht“ (von Wensierski 1994/105).

bei Dilthey nicht beschränkt auf eine Perspektive äußerlicher kollektivhistorischer Entwicklungen. Vielmehr führte er sie auf den Menschen zurück, der die Geschichte durch sein Dasein und Wirken hervorbringt. Für Dilthey war der Erkenntnisgegenstand der Geisteswissenschaften nicht allein an der menschlichen Vernunft und einem abstrakten Erkenntnisobjekt (Kant) auszurichten, sondern in den direkten *Erfahrungen* des subjektiv denkenden und fühlenden Individuums begründet. Diese Erfahrungen, so das von Dilthey formulierte Erkenntnisziel, könne man sich durch *Verstehen* vor Augen führen. Die Aufgabe der Geisteswissenschaften betrachtete er vor allem darin, menschliche „Lebenseinheiten“ (Handlungen, sprachliche und nicht sprachliche Ausdrucksformen) verstehen zu lernen oder mit seinen Worten „nachzuerleben und denkend zu erfassen“ (Dilthey 1982/Bd. V/340 nach Marotzki 2000/178). Dilthey ging davon aus, dass die Entwicklung des Menschen davon abhängt, welche Bedeutungen das Individuum den gelebten Erfahrungen beimisst und wie es sein Leben in einen sinnstiftenden Gesamtzusammenhang bringt: „Jedes Leben hat einen eigenen Sinn. Es liegt in einem Bedeutungszusammenhang, in welchem jede erinnerbare Gegenwart einen Eigenwert besitzt, doch zugleich im Zusammenhang der Erinnerung eine Beziehung zu einem Sinn des Ganzen hat“ (Dilthey 1968c/Bd. VII/199 nach Marotzki 2000/180)<sup>7</sup> Folgt man Dilthey weiter, kann sich ein solcher Erlebnis- und Erfahrungsbegründeter Sinnzusammenhang in jeder Biographie oder erzählten Lebensgeschichte, in einem Tagebuch oder in Briefen etc. niederschlagen (vgl. Dilthey 1992/VII/247).

Auf die Entwicklung der interpretativen Soziologie hatte neben der Sozialphänomenologie (Schütz 1971a, 1981; Schütz & Luckmann 1979) und der Wissenssoziologie (Mannheim 1964b, 1980; Berger & Luckmann 1987), insbesondere die Theorieströmung des Symbolischen Interaktionismus erheblichen Einfluss. Es ist hier nicht möglich, diese grundlagentheoretischen Voraussetzungen auch nur in Umrissen vorzustellen.<sup>8</sup> Im Folgenden soll es genügen, auf einige Annahmen und Konzepte aus der Forschungstradition des Symbolischen Interaktionismus zurückgreifen, insofern sie für die biographische Perspektive von Bedeutung sind.

---

<sup>7</sup> In der neueren Literatur wurde dieser von Dilthey formulierte Zusammenhang auf den Begriff „Biographisierung“ gebracht. Biographisierung kann auch als eine Form des Sich-selbst-Begreifens verstanden werden, bei der man kritisch hinter die eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen blickt. Winfried Marotzki z.B. stellt ihn in Anlehnung an Dilthey dar, als „jene Form der bedeutungsordnenden, sinnherstellenden Leistung des Subjekts in der Besinnung auf das eigene gelebte Leben [...]. Eine sinnstiftende Biographisierung gelingt nur dann, wenn das Subjekt in der Lage ist, in retrospektiver Einstellung Zusammenhänge herzustellen, die es erlauben, Ereignisse und Erlebnisse in sie einzuordnen und Beziehungen untereinander wie auch zur Gesamtheit herzustellen. Auf diese Weise arbeiten wir ständig daran, unser Leben konsistent zu machen, Linien in das *Material unserer Vergangenheit* zu legen, die ordnen und Zusammenhänge stiften. Linien trennen, heben hervor, konturieren, zeigen Richtungen an. Gelingt es uns nicht, Linien in unsere Biographie zu bringen, dann sagen wir umgangssprachlich: >Ich bekomme das alles nicht mehr zusammen<. Wenn in dieser Weise das Linienlegen, die Zusammenhangsbildung misslingt, dann kann zu Recht von einer Krise, einer existenziellen Sinnkrise, gesprochen werden. Menschliche Entwürfe tragen die Signatur des Individuellen und sind nur bedingt verallgemeinerbar“ (Marotzki 2000/180).

<sup>8</sup> Vgl. für den Symbolischen Interaktionismus, Joas 1988; Schütz 1987a; für die Wissenssoziologie und Sozialphänomenologie, Berger & Luckmann 1987; Grathoff 1989; Bohnsack 1999.

Bereits von den Feldforschern der frühen Chicago-Schule der Soziologie wurde eine Forschungsperspektive verfolgt, die die Handlungen der Betroffenen sowie ihre Sicht auf den Alltag und ihre Lebensgeschichte zum Ausgangspunkt nahm, um z.B. soziale Problemlagen (wie Armut, Obdachlosigkeit oder Bandenkriminalität etc.) im Zuge der fortschreitenden Urbanisierungsprozesse der amerikanischen Gesellschaft am Beginn des letzten Jahrhunderts zu beschreiben. Die bekannteste Studie aus dieser Zeit ist sicher die von Thomas und Znaniecki über die Situation der polnischen Landbevölkerung und die Probleme polnischer Aussiedler in Chicago auf der Grundlage autobiographischer Materials (social facts) und Briefen (Thomas & Znaniecki 1918-1920/1927).<sup>9</sup> Auch die vom amerikanischen Pragmatismus geprägten George H. Mead und William I. Thomas erklärten soziales Verhalten in Abhängigkeit von den subjektiven Interpretationen und Deutungen durch die an Interaktionen (Mead 1968/Kap. II/81-122) und Situationen (Thomas 1965) beteiligten Akteure. Mit der Entdeckung der biographischen Perspektive für soziologische Fragestellungen und der Entdeckung von Einzelfallanalysen als soziologisch relevantes Quellen- und Analysematerial, begründeten die frühen Arbeiten der Chicago-Soziologie eine empirische Sozialforschung, die die Trennung zwischen psychischer Innerlichkeit (Strukturen des Bewusstseins) und sozialer Äußerlichkeit (Sozialität) zu überwinden versuchte (vgl. Grathof 1989/89). Allerdings, so konstatiert z.B. Schütze, glichen die umfangreichen Forschungsarbeiten der zwanziger Jahre noch einem „eindringliche[n] und umsichtige[n] Erkundungs-, Analyse- und Berichtstil `aus erster Hand`“ (Schütze 1987a/527). In der Frage nach der methodischen Herangehensweise gingen einige Vertreter der `zweiten Generation` der Chicago-Schule (Hughes, Becker, Glaser, Strauss) dann wesentlich systematischer vor, als es in den frühen Arbeiten der Chicago-Schule der Fall war. Sie konnten sich auf die theoretischen und methodologischen Grundsätze stützen, wie sie von Herbert Blumer (1973) für den Symbolischen Interaktionismus herausgearbeitet wurden.<sup>10</sup>

<sup>9</sup> In „The Polish Peasant in Europe and America“, einer Beschreibung gewaltiger kultureller Transformationsprozesse um die Jahrhundertwende, griffen Thomas & Znaniecki erstmals auf eine Biographie, den ausführlichen Lebensbericht von Wladek Wiszyniecki, zurück (vgl. dazu auch Fischer-Rosenthal 1991b/115-118; Joas 1988/430ff). In der „Saatbeetphase“ (Schütze 1987a/520) der Chicago-Soziologie von 1910-1935 entstanden ausgedehnte Forschungsmonographien. Zu nennen sind hier: H.W. Zorbaugh „Gold Coast and the Slum“ (1929) über die Probleme der Ghettoisierung in den amerikanischen Städten, der Obdachlosigkeit und Prostitution; C.R. Shaws „The Jack-Roller“ (1930/1966) über kriminelle Laufbahnen von Jugendlichen sowie F.M. Trasher „The Gang“ (1927/1959) und P.G. Cressey „The Taxi-Dance Hall“ (1932/1972). Etwas später, in den vierziger Jahren entstand W.F. Whytes ethnographische Studie „Street Corner Society“ (1943/1981) über Leben und Kultur ethnischer Straßengänge in „Cornerville“, einem von italienischen Einwanderern bewohnten Problemviertel in Boston (hier die biographischen Betrachtungen der Lebensgeschichten von „Doc“ (den „Nortons“ und den „corner boys“) sowie Chick Morelli (und den `höher` gestellten „college boys“; Whyte 1943/1981/7-98). Arbeiten neueren Ursprungs in der Tradition früherer Forschungsberichte der Chicago-Schule stammen z.B. von L. Wacquant über die soziale Welt der „Hustler“ (hier das Interview mit „Rickey“; Wacquant 1997/194-204) oder über das Boxermilieu in einem der schwarzen Ghettoviertel von Chicago (Wacquant 2003).

<sup>10</sup> Nachdem Blumer den Begriff „symbolische Interaktion“ erstmals in einem 1937 veröffentlichten Artikel unter dem Titel „Social Psychology“ einführte, konnte er später den Symbolischen Interaktionismus in seiner theoretischen und methodologischen Gestalt von anderen Ansätzen der Soziologie abgrenzen (Blumer 1973). Die Grundannahmen Blumers sollen hier kurz noch einmal vorgestellt werden: (1) Menschen handeln Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen, die diese Dinge, Personen oder Handlungen anderer Personen für sie besitzen. Diesen Bedeutungen, die die Dinge für die Menschen

Die Feldforschungstradition des Symbolischen Interaktionismus fortsetzend, entwickelten Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss die Methodologie der „grounded theory“ (Glaser & Strauss 1967). Bei ihrer „Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie“ (Glaser & Strauss 1967, 1979) lehnten sich Glaser und Strauss an Blumers methodologische Positionen an, entwickelten ihre Methodologie aber auf der Grundlage eigener Forschungsstudien in Krankenhäusern. In „Awareness of Dying“ (1965a) und „Time for Dying“ (1968) richteten sie ihre Untersuchungen explizit an der sozialen Realität des Alltagslebens der Patienten aus, der sie sich auf der Basis von Beobachtungs- und Interviewmaterial zuwandten. Ausgehend von Einzelfallanalysen kamen Glaser und Strauss dem Prinzip einer sich schrittweise im Forschungsprozess herauskristallisierenden Theoriegenerierung auf die Spur. Das Alltagsleben der Betroffenen wurde nicht als gegeben vorausgesetzt, sondern als äußerst vielschichtiger Prozess der Erzeugung von Realität durch Kommunikation aufgefasst. In der Darstellung entfernten sich Glaser und Strauss zunehmend von der Stilistik naturalistischer Beschreibungen früherer Forschungsberichte der Chicago-Schule und setzten den Fokus explizit auf die Generierung von theoretischen Modellen. Mit der „grounded theory“ (Glaser & Strauss 1967) konnten sie eine fundierte Ausrichtung und Strategie qualitativ-empirischer Sozialforschung begründen. Im Kern der Methodologie der grounded theory steht eine „in der Empirie verankerte (grounded)“ (Glaser & Strauss 1979/108), auf qualitativen Daten (z.B. Interviews, Befragungen, Beobachtungen etc.) basierende Theorie, die aufgrund ihres in der sozialen Realität verankerten Charakters auch nur dort aufzuspüren ist. Ihrem Verständnis nach geht es nicht um die Überprüfung oder Begründung bestimmter verifizierbarer oder falsifizierbarer Ausgangstheorien (Popper 1971), sondern um die nicht voneinander lösbare Beziehung von Theorie und Aufnahme empirisch wahrnehmbarer Welt, um den Prozess des Entstehens und des Entdeckens von Neuen, also von solchen „Konzepten und Hypothesen, die für einen bestimmten Forschungsbereich relevant sein könnten“ (Glaser & Strauss 1979/91).<sup>11</sup>

---

einnehmen, wird ein eigenständiger zentraler Stellenwert zugesprochen. (2) Bedeutungen tragen einen sozial geschöpften Charakter, d.h. die Bedeutung der Dinge entsteht aus der sozialen Interaktion. (3) Die Bedeutungen werden in einem interpretativen Prozess zwischen den handelnden Personen und den sie umgebenden Dingen und Personen angewendet, aufrechterhalten und umgewandelt (vgl. Blumer 1973/81, auch 81-85). Hier setzt auch einer der zentralen Kritikpunkte am Symbolischen Interaktionismus an. Seinen Vertretern wurde vorgeworfen, sie würden den Kontext der von gleichberechtigten Subjekten in Interaktionen erzeugten Aushandlungswirklichkeit idealisieren. Damit, so die Kritik, unterschätze der Symbolische Interaktionismus bestimmte in Interaktionsprozessen wirksame Mechanismen der Macht, des Zwangs oder der spezifischen Interessenfokussierung (zur Aufnahme der Kritik am Symbolischen Interaktionismus, vgl. Joas 1988).

<sup>11</sup> Der Symbolische Interaktionismus als eigenständige Theorieströmung wurde in den Sozialwissenschaften der Bundesrepublik erst relativ spät, zu Beginn der siebziger Jahre aufgenommen. Für den Forschungskontext und die Methodenentwicklung innerhalb der interpretativen Soziologie waren die Aufbereitungs- und Übersetzungsarbeiten der „Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen“ (Matthes & Meinefeld & Schütze & Springer & Weymann & Bohnsack 1973/1980) von zentraler Bedeutung. Klaus Mollenhauer (1972) kommen ähnliche Verdienste für die Auseinandersetzungen in den Erziehungswissenschaften, Hans Thiersch (1977/insb. 24-33, 34-74) speziell für die Sozialpädagogik zu.

Die interaktionistischen Grundlagen und das Verfahren der grounded theory sind seither Bezugsrahmen für zahlreiche Arbeiten, die sich der qualitativ-empirischen Sozialforschung verschrieben haben. Im Kontext des „interpretativen Paradigmas“ (Wilson 1973) hegt diese Forschungsausrichtung ein Interesse an den individuellen Perspektiven der Befragten. Im Zentrum des interpretativen Paradigmas stehen die Schlüsselbegriffe >Interaktion< und >Situation<, wobei eine methodologische Grundposition darin besteht, Interaktionen oder Ausgänge von Interaktionsprozessen als einen interpretativen Prozess anzusehen. Soziale Wirklichkeit wird damit als eine durch die Interpretationsleistungen der Subjekte in Bezug auf die Situation und die wechselseitige Interaktion erzeugte verstanden. Jegliche „Situationsdefinitionen und Handlungen [müssen] als Interpretationen [angesehen werden], die von den an der Interaktion Beteiligten an den einzelnen `Ereignisstellen´ der Interaktion getroffen werden, und die in der Abfolge von `Ereignisstellen´ der Überarbeitung und Neuformulierung unterworfen sind“ (Wilson 1973/61).

Die qualitativ-biographische Forschung hat es sich zur Aufgabe gemacht, lebensgeschichtliche Erfahrungs- und Erkenntnisprozesse zu untersuchen, die Menschen im Laufe ihres Lebens erworben und ausgelegt haben. In Anlehnung an das interpretative Paradigma könnte man genauer sagen, sie interessiert sich für die spezifischen Arten von Selbst- und Weltdeutung der Befragten und versucht ihre Sicht auf den Alltag und soziale Wirklichkeit zu erfassen. Das menschliche Individuum wird auf seine Fähigkeiten angesprochen, „Erfahrungen zu haben, zu machen, zu verarbeiten und erzählend mitzuteilen“ (Schulze 1997/325). Weiter wird davon ausgegangen, dass sich lebensgeschichtliche Erfahrungen im Prozess des Lebensablaufs aufschichten, wobei Erfahrungen stets an spezifische Situationen gebunden sind und Erlebnisse dann einen Bedeutungs- und Sinngehalt erlangen, wenn sie vom Biographieträger interpretiert und ihm so als umschreibbare Erfahrung fasslich werden. Alheit & Hoerning (1989) sprechen von „biographischem Erfahrungswissen“, das sich in jeder unverwechselbaren Biographie ansammelt und als Ressource zur Steuerung und Durchführung künftiger Handlungen oder „zukünftiger biographischer Projekte“ (Hoerning 1989) zur Verfügung steht. Dabei stellen: „Lebenserfahrungen und daraus gewonnenes biographisches Wissen [...] innerhalb einer Biographie die Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft der Lebensgeschichte dar“ (Hoerning 1989/148). Wie u.a. von Wensierski schlussfolgert, heißt das, dass „Lebensgeschichten [...] immer aus dem Heute heraus konstruiert [sind]. Sie müssen dazu aber stets auf `biographisches Wissen´ (Alheit 1989) zurückgreifen, dem die Zeitstruktur des damaligen Erlebens und der damaligen Erfahrung unauflöslich `eingeschweißt´ ist“ (von Wensierski 1994/106). Personen, die nach ihrer Lebensgeschichte befragt werden,

müssen also auf Erfahrungen und Ereignisse rekurren, die sich in der Vergangenheit abgespielt haben. Autobiographische Erzählungen bieten eine Möglichkeit, sich dieser lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Ereignisse der Vergangenheit zu erinnern, sie sich vor Augen zu führen. Qualitativ-biographische Forschung versucht, jene Ereignis- und Erfahrungsspezifischen Auslegungs- und Darstellungsaktivitäten im Datenmaterial offen zu legen. Im Mittelpunkt sorgfältiger Analyseverfahren stehen die biographischen Prozesse, die Verkettungen und Erfahrungsmodalitäten lebensgeschichtlicher Ereignisse sowie die sequenzielle Abfolge von Zustandsänderungen in der Identität des Biographieträgers. Biographische Forschung zieht dabei Erkenntnisse sowohl aus psychologischen Theorien, die die Ursache für Handlungen und Verhaltensweisen in den früheren Erfahrungen des Individuums suchen als auch aus soziologischen Theorien, die sozial bedingte Ursachen, soziale, institutionelle oder gesellschaftliche Zusammenhänge, Widersprüche und Ereigniskonstellationen aufzuzeigen versuchen. Dabei nimmt das Individuum bestimmte Haltungen oder Positionen ein, die sein So-Sein und seine Selbst- und Weltvorstellungen in besonderer Weise kennzeichnen.

#### **4.4 Methodologische und biographietheoretische Grundlagen des narrativen Interviews**

In der Hauptsache erlangte die qualitativ-biographische Forschung der letzten Jahre Bedeutung in unterschiedlichen Verfahren der Datenerhebung und Datenanalyse (Schütze 1981, 1983; Oevermann 1980; Rosenthal 1987, 1995). Das „narrative Interview“, wie es von Fritz Schütze (Schütze 1983) entwickelt wurde, war häufig methodologischer Ausgangspunkt für die Bearbeitung unterschiedlichster Forschungsfragen sowie der Erkundung sozialer oder professioneller beruflicher Welten.<sup>12</sup> Der Zugang zu zeitlich und thematisch unterschiedlichen „Ebenen der Erfahrungsbildung im Alltag“ (Bohnsack 1999/106) steht dabei im Zentrum der Methodologie des narrativen Interviews, wobei Schütze einerseits in Anlehnung an Labov

---

<sup>12</sup> Eine kleine Auswahl von Untersuchungen auf der Grundlage autobiographisch-narrativer Interviews sei hier nur am Rand erwähnt: (a) *Offenlegung subjektiver Sichtweisen*, z.B. auf gesellschaftliche oder kollektivhistorische Transformationsprozesse (von Wensierski 1994), auf Schicksale und Leidenserfahrungen von Soldaten im zweiten Weltkrieg (Schütze 1989), das subjektive Befinden und Erleben gesellschaftlicher Institutionen oder Einrichtungen (z.B. der Psychiatrie, Riemann 1987; einem erziehungswissenschaftlichem Studium, Grunert 1999), auf Generationenbeziehungen (Krüger & Ecarus 1993; Ecarus 1998) oder die subjektive Wahrnehmung von Armut und die Bedeutung der Inanspruchnahme von Hilfeleistungen (Leibfried u.a. 1995); (b) *Theoriegenerierung sozialer Bewegungen* (z.B. der DDR-Friedens- und Oppositionsgruppen (Mieth 1999; Degen 2000) oder spezifischen Fankulturen im Kontext der Erforschung medialer Bildungsräume (Bsp. Star-Trek-Fans, Brüdigam 2001); (c) *Professionalisierung und Praxisreflexion professioneller Berufe*, z.B. in der Suchttherapie (Reim 1996), in der Krebsnachsorge (Engelmeyer 1997), in der psychosozialen Beratung zur pränatalen Diagnostik (Ackermann 2005), in der ambulanten Altenpflege (Schilling 2003); (d) *der Erwachsenenbildung* (Nittel & Marotzki 1997) oder (e) *im Rahmen des ehrenamtlichen Engagements* (Jakob 1993). Einen Überblick bieten auch einige zusammenfassende Beiträge, wie die von Dewe & Ferchhoff & Radtke 1992; Combe & Helsper 1996; Jakob & von Wensierski 1997; Helsper & Krüger & Rabe-Kleberg 2000.

und Waletzky (1973) eine sprachsoziologisch begründete *Theorie des Erzählens* (4.4.1) herausarbeiten konnte und andererseits eine empirisch fundierte *Biographietheorie* (4.4.2) entwickelte.

#### 4.4.1 Erzähltheoretische Aspekte autobiographischen Stegreiferzählens

Hintergrund der verschiedenen Verfahren, die in der Forschungspraxis Anwendung finden, sind im Wesentlichen zwei unterschiedliche Positionen in der zeittheoretischen Betrachtung und Beschreibung biographischer Erfahrungen. Soziale Wirklichkeit betrachtet in der Dimension der temporal geordneten Struktur lebensgeschichtlicher Erfahrungen, führte in der Biographieforschung zu einer kontroversen Auseinandersetzung, die auch unter der Überschrift „Homologie von Erzählung und Erfahrung“ (Bude 1985) bekannt ist. Gemeint ist dabei zum einen das, was der Biographieträger an Lebensgeschichte erfahren hat und zum anderen das, was er aus der Perspektive der Gegenwart als lebensgeschichtliche Erfahrungen betrachtet und rekapituliert. Mit diesen Positionen sind zwei Konzeptionen verbunden, die von Wensierski (1994) zum einen als „generative“, zum anderen als „rekonstruktive“ Verfahren bezeichnet: „Generative Verfahren basieren auf der Annahme einer `Homologie´ zwischen biographischer Erfahrungsaufschichtung und retrospektiver Erzählstruktur. Ihr Vorgehen ist dementsprechend protentiv auf die sukzessive Entfaltung einer `biographischen Gesamtformung´ (Schütze) gerichtet. [...] Rekonstruktive Verfahren gehen demgegenüber von einer gegenwartsspezifisch bestimmten biographischen `Globalstruktur´ (Fischer 1978) bzw. `Lebenskonstruktion´ (Bude 1985a, 1987) aus. D.h. `die Gegenwartsperspektive determiniert, was das Subjekt in der Rekonstruktion seines Lebenslaufs als lebensgeschichtlich relevant begreift, wie es die einzelnen Erfahrungen thematisch und zeitlich miteinander verknüpft und inwiefern Vergangenheit, Gegenwart oder antizipierte Zukunft die Deutung seines Lebens bestimmen´ (Rosenthal 1987/140)“ (von Wensierski 1994/106). Sicher ist, dass biographisches Erzählen eine Handlung in der Gegenwart des Erzählers darstellt, die Perspektive der Gegenwart jedoch an die Erinnerungsstruktur seiner lebensgeschichtlichen Erfahrungen gebunden ist. Schütze geht davon aus, dass „der „lebensgeschichtliche Erfahrungsstrom [...] in erster Linie >analog< durch Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebensablauf wiedergegeben und erst sekundär >digital< durch unterstützende Resymbolisierungen des Erfahrungsablaufs mittels abstrakter Kategorien und

Prädikate dargestellt [wird]“ (Schütze 1984a/78).<sup>13</sup> Hingegen vertreten Fischer (1978) und auch Rosenthal (1987) die Ansicht, dass Biographie erst aus dem Heute heraus konstruiert wird. Für letztere beiden ist Biographie sozusagen ein Ideenkonstrukt der Gegenwart, von der aus der Biographieträger seine Lebensgeschichte retrospektiv `zusammenstellt´ (vgl. Fischer 1978/322). Die Rekonstruktion der Lebensgeschichte betrachten sie dabei in Abhängigkeit von der konkreten Interaktionssituation und Interaktionsdynamik, die sich zwischen Erzähler und Zuhörer im Gespräch ergibt. Daran an, schließen sich Nassehi und Bude, die Schütze vorwerfen, die erzähltheoretische Auffassung zu idealisieren und dem `Narrativismus´ zu verfallen. Ersterer Autor bezweifelt grundsätzlich, dass „Biographien oder biographische Texte soziale Prozesse der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität darstellen“ (Nassehi 1994/49). Bude unterstellt dem Erzähler, dass dieser, wenn er sich „mit dem Phantasma seiner Geschichten umhüllt“ (Bude 1985/332), keinen authentischen und geordneten Zugang zu seiner Lebensgeschichte findet. Damit legt er Erzähltexten eine gewisse Fiktionalität nah, nämlich die, dass wir vielfältige Erfahrungen machen können, die sich jeglicher Darstellung in Form von Erzählungen entziehen (vgl. Bude 1985/334). Max Frisch hat eine solche Position in der extremen Haltung seiner Hauptfigur des gleichnamigen Romans „Gantenbein“ münden lassen: „Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält“ (Frisch 1975/45). Auf der Basis seiner empirischen Befunde argumentiert Schütze jedoch damit, dass es „erstaunlich“ sei, „in welchem hohem Maße die narrative Erfahrungsskapitulation gerade in ihrem >Wie<, d.h. in der formalen Struktur ihrer Darstellungsvollzüge, eine systematische Geregeltheit und Ordnung aufweist. Insbesondere *die analogen Elemente dieser Ordnung sind in ihrem Kern nicht auf die interaktive Dynamik und Gesprächsorganisation der kommunikativen Situation [...] zurückzuführen*, sondern auf die Struktur der wieder erinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung“ (Schütze 1984a/79). D.h. man kann zwar den Biographieträger in gewisser Weise als einen Konstrukteur betrachten, der durch die Form der biographischen Rekonstruktion als Gestalter der Struktur seiner Lebensgeschichte aktuell in Erscheinung tritt. Doch kann sich der biographische Erzähler weder der zeitlichen noch der Prozesshaften Ordnung der biographischen Erfahrungsaufschichtung entziehen.<sup>14</sup> Schütze hat das neben den „Zugzwängen des Erzählens“

<sup>13</sup> Schütze führt zwar die Struktur der biographischen Erzählung auf die Struktur der wieder erinnerten Erfahrungsaufschichtung zurück, hat aber in diesem Zusammenhang meines Wissens weder von einer „Homologie von Erfahrung und Erzählung“ gesprochen noch ist er davon ausgegangen. Unabhängig dessen lässt sich der Begriff >Homologie< nicht nur mit Übereinstimmung, sondern auch mit Strukturähnlichkeit übersetzen. Vgl. dazu Rosenthal 1995/132; Riemann 1986/149, hier insbesondere die Fußnote 19, S. 154f.

<sup>14</sup> Es gibt ohne Frage kein Erleben unabhängig von subjektiven Interpretationen. Dabei ist die Darstellung der Ereignisse des Biographieträgers stets retrospektiv: „Alle berichteten Ereignisse werden vom Geschichtenerzähler vom zentralen Gesichtspunkt eines bereits bekannten End- bzw. Zielzustandes her konstruiert und berichtet. Der Geschichtenerzähler ist in der Position eines Historikers, der die zu berichtenden Ereignisse als vergangene überschaut und deshalb auch um ihre jeweiligen

(Schütze 1984a), auf die ich gleich noch zu sprechen komme, anhand der Orientierung an allgemeinen Ordnungsprinzipien, den „kognitiven Figuren der Erfahrungsrekapitulation“ (Schütze 1984a) begründet: „Die *kognitiven Figuren des Stegreiferzählens* sind die elementarsten Orientierungs- und Darstellungsraster für das, was in der Welt an *Ereignissen und entsprechenden Erfahrungen aus der Sicht persönlichen Erlebens* der Fall sein kann und was sich die Interaktionspartner als *Plattform gemeinsamen Welterlebens* wechselseitig als selbstverständlich unterstellen. Die retrospektive Erfahrungsrekapitulation kann nicht ohne die Aufordnungsfunktion der kognitiven Figuren auskommen; ohne sie könnte der Erzähler keine Erzählsegmente, die Verkettung dieser und Bezüge auf narrative Gesamtgestalten im aktuellen Erzählvorgang hervorbringen“ (Schütze 1984a/80f).<sup>15</sup> Die Diskussion soll an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden. Ich möchte mich nur abschließend einer Position anschließen, die von Wensierski (1994) m.E. stilistisch gut auf den Punkt gebracht hat: „Sichtbar wird bei den Einwänden gegen Schütze vor allem eins: Ganz im Gegensatz zu dessen ursprünglichen Intention wird die soziale Wirklichkeit des Handelns und Erleidens der Individuen bei Schützes Kritikern offenbar nicht als prozeßhaftes Geschehen begriffen, sondern immer schon von ihrem Ende, von ihrem Resultat her gedeutet. Die sogenannte Gegenwartsperspektive schrumpft dabei zu einer zeitlosen Augenblicksaufnahme, der alles gegenwärtig ist, nur nicht die Zeitstruktur der eigenen Genese. Ein zentrales Moment jeder Gegenwartsperspektive ist aber die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen in den lebensgeschichtlichen Erinnerungen. Auch wenn alle Erinnerungsarbeit stets ein Handeln in der Gegenwart ist, ist die Frage nach der Rekonstruktion lebensgeschichtlicher Erfahrung doch noch nicht mit dem Hinweis auf die Gegenwartsperspektive beantwortet, sondern im Gegenteil gerade erst aufgeworfen. [...] Alle lebensgeschichtliche Erfahrung [...] ist unhintergebar immer schon in einer – diachronen und synchronen – zeitlichen Struktur organisiert, die sehr wohl im Rahmen biographischer Forschung rekonstruiert werden kann (und muß!“) (von Wensierski 1994/112f).<sup>16</sup>

Bei der weiteren Darstellung einiger erzähltheoretischer Aspekte der Methodologie des narrativen Interviews stütze ich mich im Wesentlichen auf drei Aufsätze von Schütze aus den Jah-

---

Folgen und ihre jeweilige Bedeutung weiß (Danto 1968). Er kann deshalb aus dem tatsächlich abgelaufenen Ereignisstrom das herausheben, was aus seiner Sicht für die Erreichung des Endzustandes der in einer historischen Gesamtfigur erfaßten Ereignisabfolge besonders wesentlich ist“ (Schütze 1976b/11f). Zur Unterscheidung der Phänomene >Geschichte< und >Erzählung<; vgl. ausführlich Schütze 1976b/7-15.

<sup>15</sup> Ich kann die kognitiven Figuren der Erfahrungsrekapitulation hier nur kurz benennen, aber aus Platzgründen nicht näher erläutern: (1) Biographie- und Ereignisträger; (2) Ereignis- und Erfahrungsverkettung; (3) Situationen, Lebensmilieus und soziale Welten als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse); (4) die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte (vgl. Schütze dazu 1984a/Abs. 3/84-108).

<sup>16</sup> Die Zuspitzung der Diskussion lässt sich in den Aufsätzen von Osterland (1983), Bude (1985), Bourdieu (1990), Nassehi (1992, 1994), Koller (1993), Corsten (1994), Wohlrab-Sahr (1999) und z.T. auch Kuczynski (1989) nachlesen. Die Diskussion hat auch Claudia Seeling (2000) in ihrer Diplomarbeit über Biographie als „Abbild oder Konstrukt“ zusammengetragen (vgl. Seeling 2000/Kap.6/56-86).

ren 1982, 1983 und 1984a. Im Konzept des narrativen Interviews, das wurde bereits angedeutet, geht Schütze davon aus, dass der Erzähler seine Lebensgeschichte so versucht zu rekapitulieren, wie sie ihm widerfahren ist. Das heißt nicht, dass mit dem Konzept alles erfasst wird, was der Biographieträger tatsächlich als sein persönliches Lebensschicksal erfahren hat. Es kann jedoch auch nicht davon ausgegangen werden, „daß für die soziologische Theoriebildung all das irrelevant ist, was mit individuellem Lebensschicksal zu tun hat. Negative Ereignisverkettungen wie Arbeitslos-Werden, Alkoholiker-Werden, Psychiatrischer-Patient-Werden sind nicht jenseits des Umstandes begreifbar, daß sie die Identität des Biographieträgers zentral angreifen und gerade unter dem Aspekt des persönlichen Schicksals wirksam sind. Vieles, manchmal alles, hängt davon ab, wie der Biographieträger die negative Ereignisverkettung erfährt und wie er sie theoretisch verarbeitet“ (Schütze 1983/283f). Um solche Prozesse und Ereignisverflechtungen genauer zu untersuchen, wird spontanen Stegreiferzählungen eine besondere Bedeutung zugeschrieben. Im Unterschied zu Beschreibungen oder Argumentationen dient autobiographisches Stegreiferzählen dazu, dass sich der Befragte „dem narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrungen [...] überlassen“ kann und „keine kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie nimmt“ (Schütze 1984a/78).

In der Konzeption des narrativen Interviews spielen die „Zugzwänge des Erzählens“ (Schütze 1982/571-577) eine entscheidende Rolle. Sie werden im formalen Aufbau einer autobiographischen Stegreiferzählung wirksam und sorgen dafür, dass die Dynamik des Erzählvorgangs vom Erzähler nicht mehr bewusst, d.h. im Sinne einer auf Vortäuschung oder kontrollierten Selbstdarstellung bedachten oder fingierten Geschichte gesteuert werden kann. Mit Berger & Luckmann ließe sich auch sagen, dass damit Möglichkeiten eingegrenzt werden, bei denen der Erzähler Versuche unternimmt, seine Lebensgeschichte „auf Vordermann“ (Berger & Luckmann 1987/171) zu bringen. Bringt der Erzähler die Bereitschaft auf, von sich zu erzählen, ist er gezwungen, „seine Erinnerungen zwischen einem notwendigen Minimum (Detailierungszwang) und einem relevanten Maximum (Kondensierungszwang) als eine sinnvolle Totalität von Erfahrungszusammenhängen (Gestaltschließungszwang) zu präsentieren (von Wensierski 1994/109): Der Zwang, die *Gestalt zu schließen* heißt, „der Informant muß den Gesamtzusammenhang und die einzelnen Situationen der erlebten Geschichte als Episoden oder historische Ereigniskonstellationen durch das Darstellen aller wichtigen Teilereigniszusammenhänge in der Erzählung repräsentieren“ (Schütze 1984a/571). Im Rahmen der begrenzten Erzählzeit, bei der sich der Sprecher auf das Wesentliche des von ihm Darzustellenden beschränken muss, bewirkt der *Kondensierungszwang*, „daß der Tendenz nach all das und

nur das an Handlungsabläufen (einschließlich ihrer Orientierungen) erzählt wird, was für die Gesamtgestalt eines biographisch-episodalen und/oder historischen Ereignisablaufs an Ereignisknotenpunkten relevant ist“ (Schütze 1982/575). Ein *Detaillierungszwang* beginnt in dem Moment einzusetzen, wo der Erzähler bestimmte Ereignisse, Übergänge oder Erlebnisse anspricht, auf die er, um sie plausibel und in dem von ihm gemeinten Zusammenhang darzulegen, ausführlicher eingehen muss. Im Zuge des Detaillierungszwanges „werden die aktuellen Handlungsorientierungen des Erzählers und seiner Interaktionspartner als zum damaligen Zeitpunkt Handelnder weitgehend rekonstruiert. Nur so ist in der Erzählung der plausible Übergang von einem Ereignisknotenpunkt zum nächsten möglich, denn ohne die Darstellung der damaligen Handlungsorientierungen des Erzählers und seiner Interaktionspartner könnte innerhalb eines durch menschliche Handlungen konstituierten Interaktionsfeldes nicht verstanden werden, wie die Ereignisknotenpunkte überhaupt zustande kamen und welche Konsequenzen sie für neue Handlungsorientierungen und Ereigniskonstellationen hatten“ (Schütze 1982/575). Da der Erzähler während des Erzählvorgangs nicht oder nur wenig den Aufbau seiner Erzählung reflektiert, kann es passieren, dass er sich in den Zugzwängen des Erzählens verstrickt. Die Zugzwänge können in „kombinierter Auswirkung“ dazu führen, „daß der Erzähler getrieben ist, auch über Ereignisse und Handlungsorientierungen zu sprechen, über die er aus Schuld- bzw. Schambewußtsein oder auf Grund seiner Interessenverflechtung lieber schweigen würde. Bewußte oder unbewußte Versuche der Eliminierung derartiger Ereignisse oder Handlungsorientierungen aus der narrativen Darstellung bzw. ihre entstellende oder schlichtweg falsche Wiedergabe bringen den Erzähler von der klaren Orientierung am roten Faden des faktischen Ereignisablaufs ab“ (Schütze 1982/576). Solche Verstrickungen, die z.B. kurze Irritationen beim Sprecher, symptomatische Markierer (plötzliches Husten oder Räuspern an kritischen Stellen) oder längere Pausen der Sprechaktivität hervorrufen, die aber auch in einem unerwarteten Erzählabbruch enden können, so wenn der Erzähler plötzlich ein schmerzhaftes Erlebnis vor Augen sieht, über das er eigentlich nicht sprechen möchte, bleiben dem Zuhörer nicht verborgen. Auch der Erzähler selbst würde die Wirksamkeit der Zugzwänge bemerken, und das umso gravierender, je stärker er eigene Handlungsbeiträge zu verbergen versucht. Thematisierungsabbrüche finden häufig in Sprechmodi, wie „Na ja, es ist halt so“ oder „Mhm, ist ja auch egal, ist nicht so wichtig“ Ausdruck. Der propositionale Gehalt, „über etwas“ Auskunft zu geben, wird hier ausgespart. Dies kann z.B. auch geschehen, wenn der Biographieträger nicht bzw. noch nicht in der Lage ist, eine emotionale Distanz zu jenem Ereignis herzustellen, die es benötigt, um das Ereignis problemlos in die biographische Gesamtgestalt einzuordnen oder er möglicherweise sogar vor grundsätzlichen Schwierigkeiten steht,

seine Lebensgeschichte entlang eines `roten Fadens` zu präsentieren.<sup>17</sup> Ein anderes Mittel, brisante Themen oder Verletzungserfahrungen nicht zu thematisieren, sind bestimmte Ausweich- oder Vermeidungsmanöver, bei denen allerdings eine „verschärfte autonome Kontrolle der Sprechaktivität“ einsetzt, die dem Informanten die Tendenz aufzwingt, „den Grad der Narrativität bzw. expliziter Indexikalisierung seiner Darstellung bis auf ein Minimum absinken zu lassen“ (Schütze 1982/578).<sup>18</sup>

Ist der Erzähler erst einmal ins Sprechen gekommen, erscheinen die narrativen Erzählabschnitte einer Stegreifdarstellung von besonderem Interesse. Das rührt von daher, weil narrative Sequenzen im Unterschied zu nicht-narrativen Darstellungspassagen (wie z.B. Argumentationen), „nicht theoretisch-reflexiv überformt“ (Bohnsack 1999/110) sind. Schütze nimmt hier an, dass gerade die narrativen Textpassagen wichtige Hinweise auf die Struktur der Erfahrungsaufschichtung liefern, insofern eine Unterscheidung der Textsorten bzw. Kommunikationsschemata (Kallmeyer & Schütze 1977) bedeutsam ist. Solche Textsorten, nämlich die der Erzählung, der Beschreibung und der Argumentation, gilt es in der Analyse eines narrativen Interviews gesondert zu betrachten und auf ihre funktionale Einbettung in den Darstellungszusammenhang hin zu prüfen. Im Auswertungsverfahren ist dieser Arbeitsschritt auch unter dem Stichwort der „formalen Textanalyse“ (Schütze 1983/286) bekannt. Gerhard Riemann (1986, 1995) hat sich darüber hinaus mit der Funktion besonders auffälliger argumentativ-theoretischer Passagen in biographisch-narrativen Interviews beschäftigt. Basierend auf seiner Untersuchung lebensgeschichtlicher Verläufe von psychiatrischen Patienten (Riemann 1987) konnte er herausstellen, dass das häufige Auftreten des Kommunikationsschemas der Argumentation nicht selten auf ein recht problematisches Verhältnis des Biographieträgers zu seiner Lebensgeschichte hindeutet. Aus der Analyse einiger seiner Interviews wurde deutlich, dass die Betroffenen im Verlauf der Argumentationssequenzen eigenen Theorien entwickelten (Selbsttheorien) oder auf Theorien aus professionellen Wissenssystemen (Medizin, Psycho-

---

<sup>17</sup> Die Orientierung an einem `roten Faden`, einer inneren Geschichte mit Erzählungen und mit Markierungen der subjektiven Relevanz von Situationen und Ereignissen sowie deren zeitliche und soziale Einbettung, können Zeugnis einer umfassend geleisteten biographischen Arbeit sein. Umgekehrt können fortlaufend chaotische Darstellungsstrukturen, kryptische, geraffte oder den Erzählfaden ständig verlierende Präsentationsaktivitäten mit vielen eingeschobenen „Hintergrundkonstruktionen“ oder „Hintergrundserklärungen“ (Schütze 1987c/222) auf Probleme in der Lebensgeschichte oder auf Schwierigkeiten in der Be- und Verarbeitung lebensgeschichtlicher Prozesse und Erfahrungen hindeuten.

<sup>18</sup> Schütze greift hier auf das Konzept der Indexikalität von Garfinkel (1973) zurück. Ausgangspunkt der Ethnomethodologie Garfinkels ist es, die Regeln der Organisation des praktischen Alltagshandelns ausfindig zu machen. In den „Krisenexperimenten“ (Garfinkel 1973/IV/201-209, insb. 206f) versuchte er die prozedurale Ausstattung von Interaktionsprozessen sowie die Mechanismen und Methoden zu bestimmen, mittels derer die Interaktionsmitglieder die konkrete Situation und soziale Wirklichkeit um sich sinnhaft strukturieren und ordnen (vgl. Bergmann 2000/51f). Die Verständigung untereinander erfolgt dabei über die Verwendung sprachlicher und nichtsprachlicher >Zeichen<, durch die sich situativ eine gemeinsam geteilte Bedeutung erschließen lässt. Hintergrund dessen ist Garfinkels Annahme, dass die >Zeichen< Eigenschaften aufweisen, die innerhalb der Wissensbestände von Mitgliedern einer Ethnie auf vielfältige Kontexte hinweisen (Indexikalität). Werden nun >Zeichen< fehlerhaft verwendet oder fehlerhaft entschlüsselt, kann das die Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion massiv gefährden und zu einer Störung der Interaktion führen (vgl. Seeling 2000/24, 20-31; Garfinkel 1973/210-214).

therapie etc.) zurückgriffen und diese in Problembereiche führten, die für sie biographisch relevant waren (Riemann 1986/113f).

Auf die Erhebungstechnik des autobiographisch-narrativen Interviews und das Analyseverfahren möchte ich erst im nächsten Kapitel eingehen. Dort bietet es sich stärker an, Datenerfassung und Datenauswertung mit dem hier verfolgten Forschungsinteresse und den konkreten Fragen der Untersuchung zu verknüpfen. Zuvor scheint es wichtig, das biographietheoretische Konzept der „Prozessstrukturen des Lebensablaufs“ (Schütze 1981) zu erläutern. Das kann in aller Kürze geschehen, denn in vielen vorliegenden biographieanalytischen Arbeiten (stellvertretend Riemann 1987; von Wensierski 1994; Reim 1996) oder biographietheoretischen Diskussionsbeiträgen (stellvertretend Reim & Riemann 1997; Bohnsack 1999; Marotzki 2000) ist darauf schon ausführlich eingegangen worden.

#### 4.4.2 Das Interesse an den Prozessstrukturen des Lebensablaufs

Im Rahmen der biographietheoretischen Überlegungen des autobiographisch-narrativen Interviews<sup>19</sup> nimmt Schütze an, dass es elementare Formen von Prozessstrukturen gibt, die im Prinzip in allen Lebensläufen anzutreffen sind. Die artikulierte Lebensgeschichte ist im Sinne des interpretativen Paradigmas von den Deutungen und Interpretationen des Biographieträgers abhängig. Sie stellt den Rahmen der lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung dar, die durch die Erfahrungshaltung des Biographieträgers gegenüber Ereignisabläufen ausgedrückt wird. Biographische Prozessstrukturen können als Resultat einer solchen biographischen Erfahrungsaufschichtung angesehen werden (vgl. Schütze 1984a/110). Die interpretativen Anstrengungen, die der Biographieträger gegenüber den lebensgeschichtlichen Ereignissen vornimmt, sind in den Kontext faktischer Prozessabläufe seines Lebens eingebettet. Sie können durch autobiographische Stegreiferzählungen hervorgehoben werden. Dort gelangen „nicht nur der >äußerliche< Ereignisablauf, sondern auch die >inneren Reaktionen<, die Erfahrungen des Biographieträgers mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern zur eingehenden Darstellung. Zudem werden durch den Raffungscharakter des Erzählvorgangs die großen Zusammenhänge des Lebensablaufs herausgearbeitet, markiert und mit besonderen Relevanzsetzungen versehen“ (Schütze 1983/285f). Zu den „Prozessstrukturen des Lebensablaufs“ zählen:<sup>20</sup>

---

<sup>19</sup> Die folgenden Ausführungen beziehen sich in etwas veränderter Version auf eine methodologische und methodische Auseinandersetzung, die ich im Rahmen meiner Diplomarbeit geführt habe (vgl. Leuchte 1999/Kap. 3, insbesondere Abschnitt 3.1/21-25).

<sup>20</sup> Ich stütze mich hier auf eine grobe und unvollständige Zusammenfassung des Aufsatzes von Schütze „Prozessstrukturen des Lebensablaufs“ (Schütze 1981).

*(1) Biographische Handlungsschemata*

Biographische Handlungsschemata beinhalten vom Subjekt ausgehende geplante, durchgeführte und evaluierte Aktivitäten. In der Erzähldarstellung weisen Handlungsschemata eine Erfahrungsstruktur auf, aus der erkennbar wird, ob es sich um einen erfolgreichen oder erfolglosen Versuch handelt, sie zu realisieren (vgl. Schütze 1984a/92ff). Bei der Prozessstruktur des biographischen Handlungsschemas kann es sich um unterschiedliche Varianten handeln. Grundtypen biographisch relevanter Handlungsschemata können sein (vgl. dazu Schütze 1981/75-84):

- Biographische Entwürfe,
- Biographische Initiativen zur Änderung der Lebenssituation,
- Episodale Handlungsschemata des Erlebens von Neuem mit nachträglicher biographischer Relevanz,
- Situative Bearbeitungs- und Kontrollschemas von biographischer Relevanz,
- Handlungsschemata markierter biographischer Irrelevanz (wie z.B. `time off`-Phasen, die zumeist einen experimentellen Charakter tragen und keine weitreichenden Konsequenzen haben, z.B. ein Freisemester vor dem Studium).

*(2) Institutionelle Ablaufmuster und -erwartungen des Lebensablaufs*

Der Biographieträger sieht sich hier bestimmten institutionellen Ablaufmustern seiner Lebensgeschichte gegenüberstehen. Institutionelle Ablaufmuster sind vorgegeben. Ihre Vorgaben entsprechen gesellschaftlichen, organisatorischen und/oder normativen Rahmenbedingungen, mit denen das Subjekt konfrontiert ist und die meist nur entgegen genommen und/oder anerkannt, nicht aber wesentlich beeinflusst oder verändert werden können. Zu den institutionellen Ablaufmustern und -erwartungen des Lebensablaufs zählen (vgl. dazu Schütze 1981/67-70):

- Familienzyklus, d.h. lebens- und familienzyklische Ablaufmuster (z.B. die Realisierung von wichtigen Lebensetappen, wie Schulzeit, berufliche Ausbildung, Familiengründung, Kinder etc. – so genannte „gesamtgesellschaftliche Institutionalisierungen“ (Schütze 1981/68),
- Ausbildungs- und Berufskarrieren (sie entsprechen „institutionsbereichsspezifische Institutionalisierungen“ (Schütze 1981/68),
- Besondere Karrieren (z.B. eine Karriere als begabter Sportler, aber auch negative Fallkarrieren, z.B. Suchtabhängigkeit).

*(3) Verlaufskurven*

„Wenn biographische Handlungsschemata das intentionale Prinzip des Lebensablaufs und institutionelle Erwartungsmuster wie das des Lebenszyklus das normativ-versachlichte Prinzip des Lebensablaufs repräsentieren, so stehen Verlaufskurven für das Prinzip des Betriebswerdens durch sozialstrukturelle und äußerlich-schicksalhafte Bedingungen der Existenz“ (Schütze 1981/145). Schütze spricht hier in Anlehnung an Aristoteles und in Bezugnahme auf das von Glaser & Strauss entwickelte „Trajectory“-Konzept (Glaser & Strauss 1968; dazu auch Soeffner 1991a) von „Prozessen des Erleidens“, die eine konditionale Struktur aufweisen, d.h. „die Betroffenen vermögen nicht mehr aktiv zu handeln, sondern sie sind durch als übermächtig erlebte Ereignisse und deren Rahmenbedingungen getrieben und zu rein reaktiven Verhaltensweisen gezwungen“ (Schütze 1995/126). Verlaufskurvenprozesse sind häufig ungeordnete, vom betroffenen weder durchschaubare noch steuerbare Prozesse. Dennoch unterliegen sie einer gewissen sequenziellen Gliederung und durchlaufen bestimmte Stadien, die aufeinander folgen können, aber nicht zwangsläufig müssen. Am Höhepunkt der Entfaltung einer Verlaufskurve kann es z.B. zur „Entstabilisierung der Lebenssituation“ oder gar zu einem „Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung“ (Schütze 1995/130) kommen, bevor der Betroffene Möglichkeiten sieht, seine Erleidensprozesse zu erkennen, sie zu verstehen und theoretisch so zu verarbeiten, dass er zu neuen Haltungen und Definitionen seiner Lebenssituation und seiner Identität gelangt. Für die Kontrolle, Bearbeitung und Überwindung einer Verlaufskurve sind solche „wirksamen handlungsschematischen Interpretations-, Interventions- und Reorganisationsimpulse“ (Schütze 1981/103) geradezu unerlässlich.<sup>21</sup>

<sup>21</sup> Das Verlaufskurvenkonzept sowie die Stadien und Mechanismen der Entfaltung von Verlaufskurven können hier nur begrenzt dargestellt werden:

(a) Aufbau eines Verlaufskurvenpotenzials, ausgelöst z.B. durch eine biographische Verletzungsdisposition, durch die Erfahrung einer Kränkung, Enttäuschung, Stigmatisierung etc.

(b) Dominanz und Überwältigung der Erfahrungen des Schocks und der Desorientierung, wobei die Aufrechterhaltung des Alltags zunehmend schwerer wird; hier beginnt auch die Grenzüberschreitung von einem intentionalen zu einem konditionalen Zustand sozialer Aktivitäten.

(c) Versuch des Bewahrens eines labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung unter dem dominanten Druck des Verlaufskurvenpotenzials; angesichts des Fehlens wirksamer Handlungskompetenzen bleiben neue Lebensarrangements prinzipiell instabil.

(d) Entstabilisierung der Lebenssituation bzw. des vorangegangenen labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung; Entstehung einer „kumulierten Unordnung“ (Strauss 1967) aufgrund des labilen Gleichgewichts und der nicht mehr kontrollierbaren Verkettung von Alltagsproblemen; der Betroffene gerät ins „Trudeln“ (Schütze 1995/129, er wird mit Erfahrungen der Fremdheit konfrontiert, d.h. „er versteht sich nicht mehr, weil er nicht mehr so handeln kann, wie er früher handeln konnte“ (Schütze 1995/129).

(e) Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung, verbunden mit der Unfähigkeit zu jeglichen Handlungen und sozialen Beziehungen, verbunden mit sich einstellende Selbstzweifeln und Selbstablehnung.

(f) Versuch einer theoretischen Verarbeitung des Orientierungszusammenbruchs und der Verlaufskurve.

(g) praktische (handlungsschematische) Versuche der Bearbeitung und Kontrolle der Verlaufskurve; Entwickeln von Bearbeitungs- und Entkommensstrategien durch den Betroffenen (zum Verlaufskurvenmodell vgl. Schütze 1981/98-103, 1995/129-131 und ff).

#### *(4) Biographische Wandlungsprozesse der Selbstidentität*

Wandlungsprozesse können in Anlehnung an das von Anselm Strauss (1968/Kap. V/143-160) erarbeitete Konzept der „Wendepunkte“ verstanden werden, als Wendungen in der Erfahrung, „die ein Individuum zu Bestandsaufnahme, Revision, Neubewertung, Neuverstehen und Neu-beurteilung zwingen. Lebensgeschichtliche Ereignisse, die auf den Biographieträger einströmen, können aus der Innenwelt heraus als systematische Veränderungen seiner Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten erfahren werden“ (Schütze 1984a/92). Im Rahmen von Wandlungsprozessen können einmal „Prozesse der Entfaltung von Kreativitätspotentialen der Selbstidentität“ eine Rolle spielen, ein anderes Mal „findet eine Umschichtung der lebensgeschichtlich-gegenwärtig dominanten Ordnungsstruktur des Lebensablaufs statt“ (Schütze 1981/103). Wandlungsprozesse implizieren eine Erweiterung von Handlungs- und Orientierungsmöglichkeiten, deren Ursprung im Gegensatz zu Verlaufskurven im biographischen Subjekt selbst liegen. Im Gegensatz zu Handlungsschemata können sie vollkommen überraschend eintreten und/oder den Betroffenen zu lebensgeschichtlichen Veränderungen aufrufen (zur Prozessstruktur biographischer Wandlungsprozesse, vgl. auch Schütze 1981/103-129, Schütze 1991, Schütze 2001, Schütze 2005/220ff).

Die Untersuchung lebensgeschichtlicher Verläufe von Akteuren der Landkommunenbewegung auf der Basis autobiographisch-narrativer Interviews richtet den Blick auf solche Prozessstrukturen, die Schütze als ein empirisch fundiertes ‚Gerüst‘ des Lebensablaufs herausgearbeitet hat. Mit der Frage, wie Akteure in die Landkommunenbewegung hineingelangen, wird auch eine grundsätzliche Frage nach den biographischen Voraussetzung und den vorge-meinschaftlichen Erfahrungen aufgeworfen. Dabei werden die Prozessstrukturen jedoch nicht „dem empirischen Material übergestülpt“ (Riemann 1987/29). Vielmehr geben sie Orientierungshilfen, wenn es darum geht, die lebensgeschichtlichen Erfahrungsprozesse und Erfahrungshaltungen der Betroffenen herauszufiltern und mögliche Kategorien ausfindig zu machen. Das soll in der Weise passieren, wie sich die Erfahrungsprozesse und Interpretationsleistungen im kommunikativen Akt einer autobiographischen Stegreiferzählung darbieten, in denen über das Geschehene und die Bedeutung von sozialen Handlungen gesprochen wird. Würde man eine andere Vorgehensweise wählen und die Akteure z.B. direkt nach ihren Motiven und Beweggründen für ihre Beteiligung an einer Landkommune befragen (in etwa: „Warum bist Du hier?“, „Was hat Dich hierher geführt?“ oder „Warum hast Du Dich für ein Leben in der Gemeinschaft entschieden?“), so würde man wahrscheinlich eine Vorlage liefern, bei der unter Einsatz zahlreicher Argumente das eingefangen und reproduziert wird, was

die Landkommunenbewegung ohnehin für sich beansprucht oder besser, was ihren kollektiven Sinnhorizont auszeichnet. Womöglich bekäme man ein ganzes Repertoire von Standardargumenten und Generalisierungen aus dem theoretischen und konzeptionellen Begriffsapparat der sozialen Bewegung vermittelt. Darüber hinaus könnte man relativ leicht ein Vokabular von „*Weil*-Motiven“ (Schütz 1971b) herauspräparieren, wobei die befragten Akteure ihre Entscheidungen nachträglich, also mit Blick auf das bereits vollzogenen Handlungsgeschehen, reflektieren und begründen würden.<sup>22</sup> Allerdings wäre es schwierig, aus dem lehrbuchartigen Vertreten von Ansichten und Argumenten, Hypothesen und Kategorien zu entwickeln, die der zeitlichen Strukturiertheit aller biographischen Prozesse Rechnung tragen können. Eine solche Perspektive erscheint aber erforderlich, will man bestimmte Lebensentscheidungen und soziale Prozesse im Kontext der Beteiligung an Landkommunen analysieren und verstehen. Nur ein offenes methodisches Vorgehen, so meine Vermutung, ermöglicht es, die Perspektiven der Befragten und ihren Blick auf soziale Wirklichkeit einzufangen.

---

<sup>22</sup> „*Weil*-Motive“ ist eine begriffliche Formulierung, die von Alfred Schütz eingeführt wurde. Schütz unterschied zwischen *Um zu*-Motiven und *Weil*-Motiven und zielte dabei auf den Aspekt der Zeitverschiebung, unter dem eine Motivationskette betrachtet werden muss. *Um zu*-Motive finden sich in einem gedanklichen Entwurf vor die eigentliche Handlung gestellt. Hier wird eine in der Phantasie bereits abgeschlossene Handlung gewissermaßen vorentworfen. Es werden die einzelnen Handlungsschritte sowie ein bereits vorweggenommenes Handlungsergebnis entwickelt. Das Handeln erhält seinen aktuellen Sinn vom zugrunde liegenden Entwurf (vgl. Schütz 1971b/Bd.1/77-110, insbesondere 77-83). Das Handlungsziel steht also vor dem Handeln fest und die Handlung erfolgt, um entsprechend das Ziel zu erreichen. Ein zeitlich verschobenes Motiv von Handlungen stellen hingegen *Weil*-Motive dar. Im Nachhinein fragt der Akteur nach den Entstehungsbedingungen seines aktuellen Entwurfs. Der Akteur liefert eine nachträgliche Begründung, in dem er die dem Entwurf zugrunde liegende Einstellung reflektiert. Die in der Vergangenheit bestehenden Einstellungen des Akteurs sind für die Handlungsmotivation relevant („Ich habe so gehandelt, weil...“). Schütz & Luckmann (1979/266) weisen allerdings darauf hin, dass Einstellungen nahezu keine spezifischen Erinnerungen enthalten, dass sie zudem schwer thematisierbar sind und von daher mehr unbewusst als Motive in der Form spezifischer *Weil*-Motive wirken. Wird also bei den *Um zu*-Motiven die Motivationskette als vom Handlungsziel bestimmt betrachtet, erscheint bei den *Weil*-Motiven das Handlungsziel selbst motiviert (vgl. Schütz & Luckmann 1979/263).

## Kapitel 5

### Anlage und Umsetzung der empirischen Studie

#### 5.1 Die Untersuchungsperspektive. Hypothesen und Fragestellungen

„Ökoknaller“, „Ökospinner“, „Müslifresser“, „Hungerleiber“, „Filzläuse“, „hoffnungslose Weltverbesserer“, „Eigenbrödler“, „Aussteigertypen“ – das sind nur einige Titulierungen, die Außenstehende bisweilen verwenden, um Personen in Landkommunen zu charakterisieren, zu etikettieren. Fragt man alteingesessene Dorfbewohner nach dem Treiben nebenan, wird sich entweder darüber amüsiert oder gleich ganz der Stimme enthalten. Viel will man dazu nicht sagen, schon gar keine persönliche Stellung beziehen. Überwiegt eine argwöhnische Haltung, die aus ihrer Verborgenheit heraustritt, sind nicht selten Äußerungen zu hören, wie: „Was die da machen, erinnert an Großmutterns Zeiten“, „Die wollen das Rad neu erfinden“, „Die stricken alle, machen alles selbst“, „Wer da mit wem zusammen ist, ist völlig unklar“, „Die benutzen gemeinsam nur einen Schrank“, „Ewig lange Diskussionen am Küchentisch“ oder „Nett sind die, aber immer dreckig, immer schmutzdelig, und die Kinder erst...“.<sup>1</sup> Doch was sagt dieser Blick, die Perspektive `von außen` wirklich aus? Was sind das für Akteure oder besser, was steckt in diesen Akteuren, die das Rad neu erfinden wollen und sich dabei auf vergangene Zeiten berufen? Akteure in Landkommune haben eine biographische Vorgeschichte, ein Leben vor der Landkommune, das in diesem Zusammenhang nicht uninteressant scheint, insbesondere dann, wenn es sich um Akteure mit ostdeutscher Vergangenheit handelt. Aufgrund ihrer DDR-Sozialisation verfügen sie über Erfahrungen, die, von wenigen Ausnahmen abgesehen<sup>2</sup>, nichts mit dem Landkommuneleben zu tun haben. Das heißt freilich nicht, dass diese Personen keine gemeinschaftlichen Erfahrungen gemacht haben. Im Gegenteil, war doch das Prinzip >Gemeinschaft< und die Gemeinwohlorientierung unter der sozialistischen Weltanschauung und Staatsherrschaft ein übergeordnetes, universales, ein institutionalisiertes, aufgezwungenes und verinnerlichtes Orientierungsschema (vgl. Hoerning 1999).<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Das sind nur einige wenige Aussagen, die ich am Rande der Forschungsarbeiten in den Landkommunen aufschnappen konnte.

<sup>2</sup> Ich selbst hatte im Rahmen dieser Arbeit die Möglichkeit, ein autobiographisch-narratives Interview mit einem Mann mittleren Alters durchzuführen, der in einer anthroposophischen Gemeinschaft in der DDR aufgewachsen ist.

<sup>3</sup> Im Laufe ihres Lebens können ausnahmslos alle Akteure verschiedene Arten von Beteiligungen oder Mitgliedschaften in sozialen Rahmungen vorweisen, z.B. in einer staatlichen Organisation, wie der FDJ, in einem Arbeitskollektiv, im Sportverein oder im Gemeindeaktiv der Kirche. All diese sozialen Rahmungen, so höchst unterschiedlich, so politisch aufgeladen und z.T. aufgezwungen sie auch gewesen sein mochten, waren mit Mitgliedschaften und eindeutigen Erwartungsansprüchen verbunden. Wenn man sich je nach biographischer Situation und Orientierung für eine Zugehörigkeit entschieden hatte, konnte man in der Regel Erfahrungen mit Gemeinschaft machen. Positive wie negative. Meist ergaben sich schnell Möglichkeiten, an der spezifischen Sinnwelt zu partizipieren, sei es aus weltanschaulicher Überzeugung oder um sich Vorteile für die berufliche Karriere zu verschaffen, um sportliche Ansprüche und Leistungen in einem Mannschaftsgefüge geltend zu machen

Gegenstand meiner Untersuchung sind Lebensverläufe von ostdeutschen Akteuren der Landkommunenbewegung. Anliegen soll es sein, die biographischen Verläufe zu analysieren und die subjektiven Beweggründe und Motivlagen für die kommunale Lebensform herauszuarbeiten, und zwar so, wie diese sich im Kontext ihrer erzählerischen Einbettung in die Lebensgeschichte zeigen. Dabei möchte ich zwei Ausgangspunkte aus dem letzten Kapitel noch einmal unterstreichen. Sie sind für die Untersuchung von zentraler Bedeutung:

(1) Zum einen wird davon ausgegangen, dass Motive und Beweggründe, sich in landkommunale Gemeinschaft hineinzubegeben, zu großen Teilen biographisch verankert sind. Einen Hintergrund bietet die von Erika Hoerning formulierte These, dass lebensgeschichtliche Erfahrungen in der Biographie „Prägungen und Muster [hinterlassen], die das zukünftige biographische Projekt >vorstrukturieren<“ (vgl. Hoerning 1989/153). Erfahrungen, die für die Biographie bedeutsam sind und zu biographischen Wissensbeständen werden, stellen nicht nur einen lebensgeschichtlichen Ordnungsrahmen und eine Verbindungslinie zwischen Vergangenheit und Zukunft der Lebensgeschichte dar. Biographische Wissensbestände dienen auch als Basis, als eine wichtige Ressource, um zukünftige Orientierungen und Handlungen abzustecken bzw. zu planen.<sup>4</sup> Meist ist damit eine Intentionalität von Handlungen oder auch der jeweiligen Handlungsschritte verbunden. Um „verfügbare Ziele [...], gewisse Möglichkeiten künftiger praktischer oder theoretischer Tätigkeit“ (Schütz 1971a/Bd.1/11) zu erschließen und zu verfolgen, kann stets auf einen biographischen Wissensvorrat zurückgegriffen werden (vgl. Schütz 1971a/Bd.1/9-11, Schütz 1971b/Bd.1/87-88; Gurwitsch in Schütz 1971/Bd.1/XXV; Schütz & Luckmann 1979/Bd. I/210).

(2) Ferner wird davon ausgegangen, dass sich lebensgeschichtliche Erfahrungen durch ein narratives Erzähl- und Analyseverfahren rekonstruieren lassen. Artikulierte Erzählungen, Beschreibungen, Argumentationen und Reflexionen zur eigenen Biographie schlagen sich in subjektiven Sinnbildern und Deutungsmustern nieder und können als solche untersucht werden. Sie stehen im Zentrum des biographischen Wissens und im Kern des empirischen Interesses. Für die Untersuchung biographischer Verläufe von Akteuren der ostdeutschen Landkommunenbewegung soll mit dem autobiographisch-narrativen Interview ein Verfahren angewandt werden, das Datentexte erzeugt, „welche die Ereignisverstrickungen und die lebens-

---

oder um sich unter dem Dach der Kirche gesellschaftspolitischen Themen zuzuwenden. Einige Meinungen behaupten, dass vielen Menschen aus der damaligen DDR, den nach der Wende größtenteils verloren gegangenen Vorstellungen von Gemeinschaft nachtrauern (Maaz 1990; Hosang 2000).

<sup>4</sup> Hoerning geht davon aus, dass „biographische Wissensbestände [...] den (weiteren) Verlauf der Lebensgeschichte [strukturieren]. Je nach Anlaß und Situation werden diese biographischen Wissensbestände wieder belebt und >überarbeitet< als Unterstützung und/oder Behinderung in aktuellen Handlungssituationen beziehungsweise in die Planungen von Lebensperspektiven einbezogen“ (Hoerning 1989/148). Vor diesem Hintergrund könnte man bspw. die Annahme formulieren, dass sich Akteure, die den früheren Umwelt- und Ökologiegruppen in der DDR angehörten, über eine gewisse Disposition oder Hineigung zu solchen Ökogemeinschaften verfügen.

geschichtliche Erfahrungsaufschichtung [...] lückenlos reproduzieren“ (Schütze 1983/285). Der Fokus ist also nicht auf die konzeptionellen Überlegungen und Leitbilder der Landkommunen gerichtet. Auch soll es nicht, wie in der Studie von Bansamir (1996), um eine Evaluation der Projektlandschaft kommunitärer Gemeinschaften gehen. Vielmehr wird sich auf das biographische Gewordensein, auf die subjektiven Perspektiven und individuellen Sinn- und Bedeutungsgehalte der Beteiligten der Landkommunenbewegung konzentriert. Lebensgeschichten können Auskunft über die Strukturbildung biographischen Wissens geben und darüber hinaus einen selektiven Einblick in die sozialweltlichen Prozesse einer Landkommune ermöglichen. Eine Biographie ist nicht mit dem Eintritt in die Landkommune abgeschlossen, weshalb sich hier, wenn auch eingeschränkt, Informationen erwarten lassen. Auf der „Grundlage von qualitativen Primärmaterialien“ (autobiographisch-narrative Interviews eingeschlossen) können „Erscheinungen der gesellschaftlichen Realität – soziale Prozesse, soziale Einheiten individueller und kollektiver Natur, soziale Rahmen sowie die Relationen zwischen diesen Erscheinungen – [...] erhoben und untersucht werden“ (Schütze 1987a/525).

Eine *zentrale Fragestellung* der Untersuchung ist die, welcher Zusammenhang zwischen den individuellen Lebensgeschichten und den Motivlagen ostdeutscher Akteure für ihre Beteiligung an der Landkommunenbewegung besteht? Das wissenschaftliche Interesse an biographischen Dispositionen und biographisch relevanten Voraussetzungen für die landkommunitäre Lebensform führt *weitere Fragen* mit sich: Wie gelangen Personen in die landkommunitäre Bewegung? Wie, d.h. über welche biographischen Wege wird man zum Akteur einer landkommunitären Gemeinschaft? Welche Funktion und Bedeutung trägt eine Landkommune für die Biographie des Einzelnen? Ist die Entscheidung für den gemeinsamen Arbeits- und Lebensentwurf eine Flucht aus bestehenden gesellschaftlichen Realitäten? Ist sie eventuell aber auch gebunden an eine bestimmte Utopie, z.B. ein Festhalten an sozialistischem/kommunistischem Ideengut und somit politisch inspiriert? Oder werden im Anschluss an den gesellschaftlichen Umbruch in einer solchen Lebensform biographische Ressourcen und Kreativitätspotenziale eröffnet bzw. freigesetzt. Werden neuartige Handlungsinitiativen ergriffen und biographische Projekte langfristig in Angriff genommen? Welcher Grad an Identifikation mit der kollektiven Idee und Vorstellung von Gemeinschaft geht damit einher?

Im Kontext der Bewegungsforschung kann weiter gefragt werden, vor welchem Hintergrund biographischer Verläufe sich landkommunitäre Gemeinschaften in Ostdeutschland zusammensetzen? Was zeichnet die Gemeinschaftsbildung aus? Lassen sich besondere Kompetenzen sowie Selbst- und Weltbilder von Akteuren landkommunitärer Gemeinschaften analy-

tisch fassen und lässt die systematische Aufbereitung subjektiver Erfahrungs- und Wissensbestände theoretische Rückschlüsse auf das Forschungsfeld sozialer Bewegungen zu?

Der Forschungsprozess ist von folgenden Themenkomplexen geleitet. Es besteht ein Interesse an:

1. der Herausarbeitung elementarer Prozessstrukturen des Lebensablaufs, den vorgemeinschaftlichen Dimensionen, biographisch und alltagskulturell erworbenen Prägungen (z.B. sozialisatorische Bedingungen, Beteiligung an sozialen Gruppen, Bildungsprozesse etc.),
2. den sozialen Prozessen des Eintritts und der Einsozialisation in die landkommunitäre Bewegung sowie ihre Auswirkungen auf den weiteren Lebensverlauf (z.B. Prozesse und Probleme der Integration in eine Landkommune. Wie wird der Eintritt und das Leben in der Landkommune thematisiert?),
3. den Motivlagen und Beweggründen für ein Leben in der Gemeinschaft, so wie diese in autobiographischen Stegreifdarstellungen eingebettet sind (Wie ist der Eintritt in die Landkommune motiviert? Lassen sich evt. konkrete biographische Entwürfe/Handlungsschemata herausarbeiten oder dominieren normative Vorstellungen, an die sich angepasst wird?),
4. der Frage, wie die Orientierung an der kollektiven Idee und Vorstellung von Gemeinschaft im Rahmen der biographische Gesamtformung zum Ausdruck gelangt?
5. der Verflechtung lebensgeschichtlicher Prozesse mit den sozialen Prozessen und kollektiven Handlungsmustern einer landkommunitären Gemeinschaft (Wie wird kollektives Bewusstsein hervorgebracht und wie wirken sich kollektive Mechanismen auf die individuellen Biographien aus?).

Und schließlich – das aber nur eingeschränkt (insofern die autobiographischen Erzähltexte Hinweise darauf liefern) –, an einigen Problemen, wie sie innerhalb von sozialweltlichen Prozessen in Landkommunen auftreten, (z.B. Abläufe und Schwierigkeiten bei der Organisation des sozialen Alltags, Formen der Arbeitsteilung, kollektive Veränderungen und Wandlungsprozesse etc.).

Mit diesen Fragestellungen kann nun zur Vorstellung des empirischen Forschungsdesign übergeleitet werden. Dabei muss dargestellt werden, welche Vorgehensweise zur Bearbeitung der Forschungsfragen praktikabel erscheint. Hat man sich, wie in diesem Fall, für ein biographieanalytisches Verfahren und die Durchführung autobiographisch-narrativer Interviews entschieden, gilt es zu überlegen, welche Personen befragt werden sollen und wie das Auswahlverfahren vonstatten geht (5.3). Des Weiteren ist zu klären, wie die Erhebung und Aufbereitung des empirischen Materials erfolgen, d.h. auf welche Weise befragt, welche Fragen und wie diese gestellt

werden. Es müssen Aussagen zur Auswertung der Interviews getroffen werden. Dabei muss erläutert werden, wie sich mögliche Kategorien aus der Bearbeitung und dem Vergleich der Fälle herauskristallisieren, ob und wie sich diese im weiteren Verlauf des Forschungsprozesses bewähren bzw. nicht bewähren. Ähnliches trifft für die Schritte der Theoriebildung zu. Die Analyseergebnisse müssen auf den Grad und die Grenzen ihrer Generalisierbarkeit hin geprüft werden (5.4). Zuvor möchte ich jedoch kurz schildern, wie der Kontakt zur Landkommunenbewegung und das wissenschaftliche Interesse an diesem Thema zustande gekommen ist (5.2).

## 5.2 Der Zugang zum Feld

Selbst kam ich erstmals und zunächst nur indirekt im April 1994 mit der Landkommunenbewegung in Berührung. In den neuen Bundesländern schossen die Landkommunen wie Pilze aus dem Boden – es war die Zeit des Aufbruchs und der Euphorie. An der Berliner Humboldt-Universität war mit dem Institut für Sozialökologie eine Plattform gegeben, die einerseits ein akademisches Lehr- und Forschungsgebiet besetzte, andererseits aber auch als Koordinierungsstelle für neue bzw. sich neu formierende Gruppen der Landkommunenbewegung auftrat. Insbesondere die Veranstaltungen Bahros zur Sozialökologie im Rahmen des >Studium Generale< waren ein Publikumsmagnet für Studenten, Künstler, Sozialwissenschaftler, Philosophen, aber auch Naturwissenschaftler – eine sehr gemischte Zuhörerschaft.<sup>5</sup> Ich besuchte insgesamt drei seiner Vorlesungen, die erste im Sommersemester 1994 zum Thema „Einrichtungen für eine Politik der ökologischen Umkehr“ (montags 18-20 Uhr, meist aber bis nach 21 Uhr). Bahro war eine charismatische Persönlichkeit und verstand es, die Leute im Auditorium maximum in seinen Bann zu ziehen. Anderen galt er als politischer Ideologe und Stratege, als eine streitbare und schillernde Figur der deutsch-deutschen Ökobewegung. Dennoch war man allgemein gespannt, was Bahro und seine Mitarbeiter meinten, wenn sie von „Neuen Lebensformen“, von der „kommunitären Idee“ oder von „Subsistenzgemeinschaften“ sprachen.

Am Rande dieser Veranstaltungen lernte ich eine Person kennen, die bereits persönlichen Kontakt zu einer Landkommune pflegte. Im Sommer 1994 schlug sie mir vor, an einem Workshop in jener Landkommune teilzunehmen. Der fünftägige Workshop stand im Kontext ökologischen Bauens – eine zutiefst praktische Angelegenheit. Die Akteure der Landkommunen

---

<sup>5</sup> Bahro hielt zwischen Januar 1990 und Juli 1997 mehr als 80 Vorlesungen an der Humboldt-Universität; vgl. dazu Herzberg & Seifert 2002/506-516. Herzberg und Seifert bemerken, dass es sich bei dem Institut für Sozialökologie von Beginn an um eine „Orchidee“ in der deutschen Wissenschaftslandschaft handelte. Die Entstehung des Instituts führen beide Autoren maßgeblich auf Bahros exponierte Stellung zurück – weil ihm aufgrund seines habilitierten Status eine Professur gebührte und er einen hohen Bekanntheitsgrad genoss -, aber vor allem, weil die DDR etwas an ihm gutzumachen hatte, in dem sie ihm Rehabilitierung und Privilegien einräumte (vgl. Herzberg & Seifert 2002/487). Zur Konzeption und zu den Themenkomplexen des Instituts für Sozialökologie; vgl. Bahro 1991/307-366, zum Umkreis und zur Arbeit des Instituts; vgl. Herzberg & Seifert 2002/483-505.

ne trafen wir Seminaristen meist nur zu den Mahlzeiten im provisorischen Speiseraum. Dort kam man allerdings schnell ins Gespräch. Nun wurde es konkret. Innerhalb kurzer Zeit erfuhr ich vieles über das Leben in der Subsistenzgemeinschaft – für mich etwas völlig Neues und Fremdes. Bemerkenswert erschien mir von Beginn an die biographische Unterschiedlichkeit der an der Landkommune beteiligten Personen. Unter den Beteiligten befanden sich Personen mit christlichem Sozialisationshintergrund, Mitglieder ehemaliger politischer Oppositionsgruppen, frühere Wehrdienstverweigerer, genauso wie einstige Nachwuchskader oder Funktionsträger aus staatlichen Institutionen und politischen Eliten der DDR. Es stimmte mich nachdenklich, wie bei der Verschiedenartigkeiten der Beteiligten, eine funktionierende Gemeinschaft gelingen sollte. Ebenso auffallend war die Offenheit und Bereitwilligkeit einzelner Akteure, von sich zu erzählen. Es herrschten kaum Berührungängste. Irgendwie schien man auch als Außenstehender dazuzugehören. Manchmal fiel es in den z.T. hitzigen Diskussionen schwer, die Distanz zu wahren, aber man wurde nicht vereinnahmt oder etwa durch Bekehrungsversuche in die Enge getrieben. Während des Workshops erfuhr ich, dass in der Gemeinschaft Möglichkeiten für einen Praktikumseinsatz bestanden. Im Laufe des darauf folgenden Jahres besuchte ich die Gemeinschaft noch zwei weitere Male. Danach kamen wir überein, dass ich im Frühjahr 1996 ein halbjähriges Praktikum in der Gemeinschaft absolvieren kann. Die Praktikumszeit war im Rahmen meines erziehungswissenschaftlichen Hauptstudiums eingeplant, nur galt es als relativ ungewöhnlich, pädagogische bzw. sozialpädagogische Praxiserfahrungen in einer Landkommune zu sammeln. Ursprünglich sollte ich am Aufbau eines >freien Kinder- und Jugendzentrums< mitwirken. Diese Idee zerschlug sich dann später vor Ort, weil in der Landkommune Unklarheiten darüber herrschten, wie man die Bildungsarbeit mit den Kindern und Jugendlichen angehen und finanzieren wollte.

Mein Praktikumseinsatz bekam nun eine unerwartete Wendung: Um mich nützlich zu machen, `heuerte` ich in der >Landwirtschaft< an. Die >Landwirtschaft< – ein ökologisch-organisch wirtschaftender Arbeitsbereich innerhalb der Landkommune –, war in verschiedene Teilarbeitsbereiche untergliedert. Neben dem Ackerbau, der Gärtnerei und der Tierhaltung existierten die produktverarbeitenden Zweckbetriebe Käserei und Bäckerei. Personeller Bedarf bestand in der Bäckerei, die als einer der wenigen Betriebe, sogar etwas Geld abwarf, weil die Backwaren an Verbrauchergemeinschaften, Bioläden oder auf Bauernmärkten in der Umgebung verkauft wurden. Ich ließ mich einarbeiten und übernahm bald die Verantwortung für den Bereich. Nachmittags arbeitete ich meist noch in der Kuhhaltung. Ich verlängerte das Praktikum von sechs auf insgesamt zwölf Monate. Das ist deshalb nicht unwichtig zu erwähnen, weil so deutlich wird, wie ein intensiverer Kontakt mit einigen Akteuren der Gemein-

schaft zustande kam.<sup>6</sup> Als ich mein etwas entrücktes Studium wieder aufnahm, – ein loser Kontakt zu jener landkommunitären Gemeinschaft sollte auch danach nicht abbrechen –, interessierte mich das Phänomen der Landkommunen zunehmend als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Ich las `Gemeinschafts´-Literatur und begann relativ planlos Daten zu sammeln, zunächst sozialstatistischer Art, in dem ich z.B. die Altersspezifik, die Berufsabschlüsse oder die Verweildauer der Personen etc. in der Gemeinschaft dokumentierte. Auch machte ich regelmäßig Aufzeichnungen über die Entwicklungen, die strukturellen Veränderungen und Beschlüsse, die in der Gemeinschaft, vor allem auf Vereinsebene, gefällt wurden. Immer mehr wurden mir dabei die Komplexität, Vielschichtigkeit und Problematiken der sozialen Abläufe und Prozesse bewusst. Vor allem aber waren es die unterschiedlichen Herkünfte, Beweggründe und die biographische Verschiedenartigkeit der Personen, die in der Gemeinschaft an einem Strange zogen, die meine Neugierde weckten.<sup>7</sup> Um sich dem Thema jedoch systematisch zu nähern – auch das wurde schnell klar – benötigte es eine Methodenwahl jenseits statistischer Verfahren. Die Biographieanalyse als ein bewährtes Verfahren qualitativer Forschung erschien mir aufgrund ihres reichlichen Datenfundus und Analysepotenzials geeignet, „Handlungs- und Erfahrungsgeschichten“ (Fuchs 1984 nach Grunert 1999/92) in ihren Prozessen und Veränderungen einzufangen und herauszuarbeiten. Wichtig schien mir auch eine Vorgehensweise zu wählen, die Glaser & Strauss (1967) mit dem „Prinzip der Offenheit“ geprägt haben. Das „Prinzip der Offenheit“ setzt einen weitgehend unvoreingenommenen Blick auf den Untersuchungsgegenstand voraus und besagt, „dass die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat“ (Glaser & Strauss 1967 nach Hoffmann-Riem 1994/29). Ich selbst war zum Zeitpunkt der empirischen Arbeitsvorbereitungen kein landkommunitärer `Novize´ mehr. Über die wesentlichen Prozesse und Abläufe in der Landkommune wusste ich mittlerweile recht gut Bescheid, auch als die räumliche Nähe zur Gemeinschaft nicht mehr gegeben war. Auch kannte ich inzwischen eine Vielzahl Landkommunarden, die mir als Interviewpersonen geeignet schienen bzw. die für die Untersuchung in Frage kamen. Bei diesen Gedanken des Suchens, des inneren Vorbereitens, war dann auch klar, dass ich mich längst in einer Bewegung des Hin- und Herpendelns, in einer „Doppelrolle des eingreifenden Teilnehmenden und Forschers“ (Legewie 1991/191) befand.<sup>8</sup>

---

<sup>6</sup> Es kann bestätigt werden, wenn es hin und wieder heißt, dass man sich über die gemeinsame Arbeit am besten kennen lernt.

<sup>7</sup> Auf die spezielle Gemeinschaft bezogen, konnte ich dieses Interesse in meiner Diplomarbeit „Zur biographischen Verortung von Akteuren einer Arbeits- und Lebensgemeinschaft“ (1999) zum Gegenstand machen.

<sup>8</sup> Häufig ist der Forscher selbst unregelmäßiger bzw. involvierter Teil des Milieus, für das sein Forschungsinteresse rührt. Für die nicht immer unproblematische Zwischenposition des Forschers lassen sich zahlreiche Beispiele aufzählen. Ein prominenter

### 5.3 Kontaktaufnahme, Auswahlverfahren sowie einige Bemerkungen zur Spezifik der erhobenen Interviews

Die Studie basiert auf insgesamt fünfundzwanzig autobiographisch-narrativen Interviews, die mit ehemaligen Bürgern der DDR und heutigen Akteuren der Landkommunenbewegung durchgeführt wurden. Die Informanten wurden ausnahmslos in der jeweiligen landkommunitären Gemeinschaft aufgesucht und vor Ort interviewt. Insgesamt standen dabei vier Großgemeinschaften in Ostdeutschland zur Auswahl.<sup>9</sup> Sie befinden sich in den Bundesländern Sachsen, Sachsen-Anhalt und Brandenburg. Die Altersgruppe der Interviewpartner lag zum Zeitpunkt der Befragung zwischen fünfundzwanzig und siebenundfünfzig Jahren. Sie erreicht somit, was die Altersspezifik anbelangt, eine breite Streuung. Die Interviews wurden in zwei Erhebungsphasen durchgeführt: Die erste vollzog sich von Januar bis März 1999 in einer landkommunitären Gemeinschaft und umfasst insgesamt fünf autobiographisch-narrative Interviews. Eine zweite Interviewwelle erstreckte sich einmal über die Sommermonate, ein anderes Mal über die Wintermonate 2000 und erfolgte in drei Gemeinschaften. Insgesamt wurden hier zwanzig weitere Interviews durchgeführt. Die Verteilung der Interviewpartner auf die landkommunitären Gemeinschaften ist wie folgt: Im Landkommunenprojekt S. wurden vier Personen, im Projekt G. drei Personen, im Projekt U. vier Personen und in der Landkommune Z. wurden vierzehn Personen befragt. Die Gemeinschaft Z. bot sich besonders gut für die Durchführung von Interviews an. In ihr stellte sich der Zugang zu den Akteuren am unprob-

---

tes Beispiel sind *Victor W. Turners* Untersuchungen über die Ndembu (Turner 1957). Während des zweieinhalbjährigen Forschungsaufenthaltes bei den Ndembustämmen in Sambia durchlief Turner auch einige wichtige persönliche Veränderungen. Es scheint nicht von ungefähr, dass Turner vor seinem Tod wünschte, die Bestattung seines Leichnams nach den Riten der katholischen Kirche und den Trauerzeremonien der Ndembu zu vollziehen. *Howard S. Becker*, ein zweites Beispiel, konnte seine teilnehmende Beobachtungsstudie über die soziale Welt der Tanzmusiker Ende der vierziger Jahre (Becker 1963/1975/Kap. 5 und 6) u.a. wahrscheinlich deshalb so analysescharf durchführen, weil er sich zu einem großen Teil selbst als Musiker (Klavier) verstand und die Nähe zu den Tanzmusikern, den Tanzsälen und Nachtclubs der Stadt Chicago zweifelsohne gegeben war („Die meisten meiner Beobachtungen machte ich während der Arbeit, ja sogar auf dem Podium, als wir spielten“, Becker 1975/Kap. 5/75). Ein drittes Beispiel liefert *Loic J.D. Wacquant* mit seiner ethnographischen und interviewgeleiteten Studie über das Boxmilieu von Chicago (Wacquant 2003). Wacquant trainierte ab August 1988 drei Jahre lang, drei- bis sechsmal pro Woche mit den Amateuren und Berufsboxern eines Boxclubs in einem der schwarzen Ghettoviertel und bestritt auch um die dreißig öffentlichen Kämpfe, u.a. anlässlich der Chicago Golden Gloves. Eindringlich schildert Wacquant in seiner Monographie, dass die Freundschaft, die Solidarität und das Vertrauen, die er im >gym< erfahren hatte, so überwältigend waren, dass er zeitweilig mit dem Ausstieg aus seiner Universitätslaufbahn spielte, um in das Lager der Berufsboxer zu wechseln, vor allem aber, um mit seinen Boxfreunden zusammenbleiben zu können, („im Hinterzimmer zu sitzen, zu lachen, zu reden, und einfach mit ihnen zu leben, zu atmen und, wie ein Schwamm, die Atmosphäre der Halle aufzusaugen“, Wacquant 2003/10). Zu diesem Zeitpunkt, und das schien Wacquant enorm zu irritieren, hatte er bereits einen Ruf nach Harvard erhalten. Bei Wacquant scheint vielleicht am auffälligsten, dass er im Laufe seiner Forschungen die *Beobachterrolle* aufgab, immer weniger protokollierte und er zunehmend in die distanzlose *Teilnehmerrolle* und *Identifikation* des Boxers („going native“ Legewie 1991/192) überging.

<sup>9</sup> Unter Großgemeinschaften sollen hier Kommunitäten mit einer Populationsstärke von 15 bis 100 Erwachsenen verstanden werden (Kinder sind bewusst davon ausgenommen, da teilweise widersprüchliche Angaben bestanden). Solche Großgemeinschaften, in denen bereits feste Strukturen bestehen, stellen gewissermaßen die Hochburgen der Landkommunenbewegung dar.

lematischsten heraus.<sup>10</sup> Das forschungspragmatisch begründete „*Schneeballprinzip*“ (Fuchs 1984) konnte sich hier effizient durchsetzen. Durch das Prinzip der Weiterempfehlung von einem Befragten zum nächsten konnte in dem z. T. abgeschotteten Kontext der Landkommunenbewegung ein weitläufiges Spektrum von Varianten erschlossen werden. In den anderen drei Kommunen lebte eine große Anzahl von Gemeinschaftsmitgliedern aus den alten Bundesländern, die als Interviewpartner entfielen. Sie waren nach 1990 in Kommunen nach Ostdeutschland übergewechselt. Auch achtete ich darauf, dass mein Sample möglichst die *Breite und Vielfalt* der Landkommunenszene repräsentierte. Entsprechend diesem Prinzip waren die Auswahlkriterien Alter, Geschlecht, Ausbildung und Berufsausübung sowie die Dauer der Zugehörigkeit zur jeweiligen oder bereits gewechselten Gemeinschaft relevant.

Eine zweite Suchstrategie bestand im „*theoretical sampling*“ (Glaser & Strauss 1967). Dieses Auswahlverfahren orientiert sich am „Heranziehen von Beispielen von Vorkommnissen, Ereignissen, Handlungen, Populationen usw., das von der sich entwickelnden Theorie geleitet wird. Es wird eingesetzt zur Herstellung von Vergleichen zwischen diesen und innerhalb dieser Beispiele von Aktivitäten und Populationen usw.“ (Strauss 1991/49). Im Rahmen des zirkulären Prozesses von Erhebung und Analyse der Daten werden nach dem Theoretical Sampling hypothetische Kontrastfälle entworfen, die sich von den bis dahin explizierten Fällen unterscheiden und die dann nach und nach im Forschungsfeld aufgesucht werden. Bei der Auswahl der Personen konzentrierte ich mich also darauf, ein möglichst breites Spektrum an biographischen Geschichten zu erfassen, auf bislang noch ungekannte bzw. ungeklärte Aspekte in den biographischen Prozessverläufen zu achten und zu vergleichen, in welcher Form und in welchem Maße die landkommunitäre Lebensform lebensgeschichtlich motiviert sein könnte. Nach der ersten Fallbearbeitung habe ich entsprechend nach weiteren Fällen gesucht, in denen sich die hervorgebrachten Erkenntnisse und Hypothesen wieder finden, erweitern und modifizieren ließen. Auswahl und Erhebung verliefen also im Forschungsprozess teilweise mit der Auswertung parallel (insbesondere am Anfang aufgrund der zwei zeitlich versetzten Erhebungsphasen). In Anlehnung an Glaser und Strauss (1967) versuchte ich, gedanklich verschiedene Perspektiven einzunehmen, neue relevante Hypothesen und Kategorien zu bilden und diese an neu gewonnenen Daten zu überprüfen. Die ersten theoretischen Konzepte, die in der Untersuchung entwickelt wurden, mussten sich also jedes Mal am Datenmaterial empirisch bewähren, ggf. verworfen oder zurückgestellt werden. Glaser und Strauss gehen im idealtypischen Fall davon aus, dass man so zu einer schrittweise Ausschöpfung des Feldes, zu

---

<sup>10</sup> Allerdings machte ich auch andere Erfahrungen. In zwei Landkommunen, eine in Sachsen, die andere in Mecklenburg-Vorpommern gelegen (die Gemeinschaften H. und L.), erwies sich die Suche nach Interviewpartnern als schwierig. Mögli-

einer „theoretischen Sättigung“ (Glaser & Strauss 1967/61f, 111ff) gelangt, nämlich dann, wenn sich keine neuen aussagekräftigen oder auch grob widersprüchlichen Informationen mehr finden lassen.<sup>11</sup>

## **5.4 Erhebung, Aufbereitung und Auswertung autobiographisch-narrativer Interviews sowie Schritte der Theoriebildung**

### Erhebung und Aufbereitung

Mit allen Interviewpartnern aus den vier Landkommunen wurden zunächst Vorgespräche geführt. Darin erläuterte ich kurz das Forschungsunternehmen und mein Anliegen, dieses Vorhaben auf der Basis von Interviews realisieren zu wollen. Die Vorgespräche dienten dem gegenseitigen Kennenlernen. Ich wollte Vertrauen aufbauen, mögliche Ängste oder eventuell bestehende Skepsis abbauen. Das passierte meist, in dem sich allgemein über das Landkommuneleben, über andere Gemeinschaften, über die Bedingungen oder Aktuelles vor Ort unterhalten wurde. Da ich über Jahre Kontakt zur ostdeutschen Landkommunenszene aufgebaut, mehrere Akteure persönlich kennen gelernt habe und dadurch eine Vertrautheit wachsen konnte, spiegelte sich das auch in der Anrede (Duzen) wider. Die Informanten wurden fast ausschließlich in ihrer Privatwohnung, in ihrem Privatzimmer oder ihrem ausgebauten Bauwagen in der Gemeinschaft aufgesucht. Auf diese Weise wollte ich ein vertrautes Interviewumfeld (Privatsphäre) herstellen und mir gleichermaßen einen Eindruck von den persönlichen Lebensverhältnissen verschaffen. Den Befragten wurde Zeit für ihre Erzählungen eingeräumt. Auch wurde darauf geachtet, dass die Treffen nicht durch äußere Einflüsse oder andere Personen gestört werden konnten. Wichtig war mir, bei der Durchführung der Interviews nicht auf fremde Hilfe zurückzugreifen. Zum einen konnte ich aus dem Anspruch und den Fehlern, ein gelungenes autobiographisch-narratives Interview zu führen, lernen. Ich wollte die eigene Aufmerksamkeit schulen, wenn es im Rahmen der Interviews darauf ankam, die sequenzielle Struktur der Lebensgeschichte und Besonderheiten im Erzählverlauf in den Blick zu bekommen. Zum anderen überwog die persönliche Neugierde an den privaten Lebensverhältnissen

---

cherweise bestanden hier Vorbehalte gegenüber meinen Forschungsabsichten, die ich dann, obwohl sie nicht explizit geäußert worden sind, auch akzeptierte.

<sup>11</sup> Bruno Hildenbrand konstatiert in diesem Zusammenhang, dass das Verfahren der grounded theory einen hohen Grad an Effektivität aufweist, insbesondere weil mit einem Aufwandminimum an Datenerhebung ein Maximum an Datenanalyse und Theoriebildung zu erreichen ist (vgl. Hildenbrand 2000/41f). Hildenbrand merkt allerdings auch kritisch an, dass sich das Verfahren der wechselweisen Erhebung und Analyse von Datenmaterial in Deutschland noch nicht wirklich durchgesetzt hat und die klassische Abfolge – erst mehrere Interviews zu erheben und dann nacheinander analytisch zu untersuchen – immer noch zum Standard und Alltag der Forschung gehört (vgl. Hildenbrand 2000/42).

der Gemeinschaftsakteure. Über die Interviews hinaus, bekam ich so die Möglichkeit, das soziale Geschehen und die Abläufe in den Landkommunen zu beobachten.<sup>12</sup> Vier Interviews habe ich in ausgebauten Bau- oder Zirkuswägen geführt, was mir vor dem Hintergrund des Wissens, das ich im Auftrag sozialwissenschaftlicher Forschung unterwegs bin, in gewisser Weise kurios erschien. Aber jenseits dieser Kuriositäten merkte ich, dass jede Interviewsituation eine besondere, einzigartige war, mit der ich verantwortungsvoll umzugehen hatte. Ein Gespräch musste z.B. vorzeitig abgebrochen werden, weil die Erzählerin während ihrer Darstellung von einem schmerzlichen Ereignis überwältigt wurde und darum bat, die Situation der Befragung und das zwischen uns geschlossene Arbeitsbündnis aufzulösen. Aaron Cicourel hat in „Methode und Messung in der Soziologie“ (Cicourel 1970) auf den komplexen und zutiefst eigenen Charakter einer Interviewsituation hingewiesen. Interviewsituationen sind selbst Teil einer Handlungsaktivität und bedeuten eine spezifische Form der Interaktion, der Beziehungstiftung und gegenseitigen Erwartung, die in ihrem Verlauf nicht immer unproblematisch und fehlerfrei sind:

„Der Interviewer muß durch seine Intuition eine Gemeinschaft mit dem Befragten entwickeln, die ihn in die Lage versetzen wird, mit den Fragen der Studie offene Antworten hervorzulocken. Der Interviewer muß die Fähigkeit haben, Stimmungen und Gefühle, wie Angst, Argwohn und Aufrichtigkeit zu beurteilen, um die Versuchsperson nicht zu >verlieren<. Eine doppelte Verantwortlichkeit wird dem Interviewer zugeschrieben: er muß spontane Partizipation simulieren und gleichzeitig die Ansichten der Versuchsperson in bezug auf das Interview, den Beobachter und ihre Beziehung beurteilen. Inzwischen tut der Befragte das gleiche oder etwas Ähnliches, aber er mag nicht so darauf bedacht sein, die Interaktion aufrechtzuerhalten, und kann daher die vorteilhaftere Position haben. Eine oft implizierte Lösung für diese schwierige Aufgabe ist, die Handlungen des Interviewers im Voraus zu >programmieren<; ihm einen Interview-Leitfaden oder eine standardisierte Vorlage zu geben, die ihm sagt, wie Stimmungen, Angst, Feindseligkeit und so weiter zu antizipieren sind. Diese Ansicht nimmt an, dass >Natürlichkeit< immer in irgendeinem Sinne fingiert ist und daher Gefahr läuft, durchschaut zu werden. Die >Programme< sind für das Auftreten von Kontingenten entworfen, aber die Interpretation solcher problematischer Situationen verbleibt dem Interviewer. Die >Natürlichkeit< der Umwelt der Versuchsperson wird durch die Bedingungen des formalen Interviews affiziert. Die Augenblicks-Interpretationen, die der Interviewer machen muß, während er zur gleichen Zeit versucht, ein

---

<sup>12</sup> Während mit der analytischen Betrachtung von Interviews eine ‚Vogelperspektive‘, eine Art Beobachtung ‚von oben‘ auf etwas (auf einen Text und das darin repräsentierte Geschehen) eingenommen wird, bietet die ‚Froschperspektive‘ (‘inmitten‘

positives, >freundliches<, >aufrichtiges< Verhältnis zu kommunizieren, gefährden ihn am Anfang. Die Versuchsperson kann ihre Zeit dazu nutzen, den Interviewer auf seine >Aufrichtigkeit<, >Freundlichkeit<, Meinung und dergleichen hin zu >prüfen<, während der Beobachter unmittelbar ein vorbehaltloses Interesse an dem Befragten demonstrieren muß. Eine solche Interaktion kann mit der zwischen einem Autoverkäufer und einem prospektiven Käufer oder der zwischen dem Hausierer und der Hausfrau verglichen werden, weil sie nicht auf Gegenseitigkeit beruht. Die sozialen Positionen des Interviewers und des Befragten werden insofern einen variablen Status annehmen, als die Versuchsperson die Interview-Situation als eine Situation betrachtet, die sie zu verfolgen wünscht oder nicht, während der Beobachter es vermeiden muß, irgendein Bewusstsein von Statusungleichheit in Verlauf des Interviews zu kommunizieren. Mit Ausnahme vielleicht der Erhebung von Angaben zur Person ist das Interviewen komplex und schwierig, weil es die Darbietung, Einsetzung und Aufrechterhaltung von angemessenen und möglicherweise widerstreitenden Rollen notwendig macht. Die Skala möglicher Beziehungen ist in der Tat breit: wir dürfen alles finden, angefangen mit dem Verhältnis zweier >Fremder< bis zu dem zweier >Liebender<“ (Cicourel 1970/113f).

Für die Datenerhebung wurde auf die Technik des autobiographisch-narrativen Interviews (Schütze 1983) zurückgegriffen. Das Interviewverfahren ist darauf angelegt, autobiographische Erzählungen zu generieren und die befragte Person selbst bestimmen zu lassen, was ihr wichtig erscheint und in welcher Form sie darüber reden möchte. Über Interessenbekundende Gesten und Signale habe ich versucht, den Prozess des Erzählens anzuregen bzw. zu unterstützen (Blickkontakt, Aufmerksamkeit und Bestätigung signalisieren, zustimmendes Kopfnicken, Bemerkungen, wie „Aha“, „Mhm“ oder „Ja“ etc.). So erhoffte ich mir, möglichst tiefe Einblicke in die Perspektivität, d.h. in die Prozesse der biographischen Erfahrungsaufschichtung des Befragten zu bekommen. Der Erzähler sollte dazu gebracht werden, sich seiner Erzählung möglichst vollständig hinzugeben. Für das autobiographisch-narrative Verfahren sind genau diese Selbstläufigkeit des Erzählvorgangs und die damit einsetzende Wirksamkeit der Zugzwänge des Erzählens (Gestaltschließungszwang, Kondensierungszwang und Detaillierungszwang) von zentraler Bedeutung (vgl. Kap. 4.4.1).

Jedes Interview, das ich geführt habe, wurde auf Tonband aufgezeichnet und anhand eines Tonbandprotokolls, eines „Postskriptums“ (Witzel 1982) beschrieben. Hier wurden Aussagen zum Interviewverlauf, zur Gesprächsatmosphäre und zum Eindruck, den der Befragte hinterlassen hat, festgehalten. Darüber hinaus erfragte und dokumentierte ich den formalen

---

des tatsächlichen Geschehens/der faktischen Abläufe) ein engeres Involviertsein im landkommunitären Alltag, das vermutlich

biographischen Werdegang. Die Sammlung solcher Daten ist vor allem wegen zeitlicher Abfolgen und bestimmter Jahreszahlen, die nicht in den narrativen Erzählpassagen zum Ausdruck kommen, wichtig: „Der Datenbogen erlaubt insbesondere eine Kontrolle bzw. Ergänzung des narrativen Interviewmaterials, etwa bei Unklarheiten in der Chronologie der Ereignisse“ (von Wensierski 1994/120). Von den fünfundzwanzig Interviews wurden zwölf vollständig und unter Verwendung von Transkriptionsregeln mittleren Präzisionsniveaus verschriftlicht.<sup>13</sup> „Die interpretative Rekonstruktion von Einzelfällen macht eine vollständige Transkription der Interviewtexte notwendig, da zum Verständnis des Falles Wichtiges und weniger Wichtiges erst nach der Interpretation zu erkennen sind, eine Vorauswahl vermeintlich zentraler Stellen für eine Teiltranskription sich damit verbietet“ (Dunkel 1994/82). Die detaillierten Interpunktionsregeln wurden bewusst verwendet, um Informationsverluste zu minimieren und bei der Analyse auch auf nonverbale Äußerungen und Gesten achten zu können, vor allem wie und an welchen Stellen in der Stegreiferzählung Versprecher, besondere Betonungen, affektiv unterlegte Thematisierungsabbrüche (z.B. Stottern, Stammeln), phonetische oder dialektale Eigenheiten, Verzögerungsphänomene, wie kürzere oder längere Pausen etc. zum Einsatz kamen. Alle vorkommenden Angaben, die die Identität der Gesprächsteilnehmer erkennen ließen, wurden bei der Transkription der Interviews aus Gründen des Datenschutzes anonymisiert (Namen, Ortsangaben, wenn erforderlich, auch Zeitangaben).

Der Interviewbeginn erfolgte anhand eines Erzählstimulus, durch den der Informant aufgefordert wurde, sich an einen möglichst frühen Zeitpunkt seiner Biographie zurückzuerinnern und von da ab seine Lebensgeschichte zu erzählen. Diese Aufforderung sollte eine erste Erzählphase, die biographische Anfangserzählung, einleiten. Es wurde darauf geachtet, den Stimulus in sehr offener und einfacher Weise zu formulieren, um den Befragten nicht in eine Richtung zu lenken, bei der seine Präsentationsaktivitäten sofort ein Theorie-, Argumentations- oder Legitimationsniveau erreichen. Der Erzählinput lautete in der Regel: *Ich interessiere mich für Deine Lebensgeschichte. Bitte erinnere Dich möglichst lange zurück und erzähle mir ab einem bestimmten Zeitpunkt Dein Leben. Ich werde Dich erst einmal nicht unterbrechen, Dir nur zuhören und zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal nachfragen.* Häufig erfolgte nach dieser Frage eine Ratifizierung des Erzählschemas durch den Informanten (z.B. „Gut, ich fang mal an“). Dann begann die *Anfangserzählung*. Es kam auch vor, dass sich Interviewpartner durch diese Frage überrascht oder irritiert fühlten (z.B. „Wie? Mein Leben?“ oder „Na ist jetzt schwierig für mich wie konkret oder wie verallgemeinert?“). Trat dieser Fall ein, habe ich versucht, den Erzählstimulus, ruhig und mit

---

viel stärker von den Eindrücken und Affinitäten des Forschers geleitet wird.

<sup>13</sup> Die Transkriptionsregeln wurden in Anlehnung an Kallmeyer & Schütze (1978) verwendet. Sie sind im Anhang unter Punkt 4 aufgeführt.

einigen kurzen Umschreibungen noch einmal zu setzen. Danach hielt ich mich zurück, ließ den Erzähler ohne Zwischenfragen zu Wort kommen und beobachtete, ob sich eine Eigendynamik im Prozess des Stegreiferzählens entwickeln würde. Die Anfangserzählung erreichte eine je nach Erzähllaune und den narrativen Ausführungs- und Detaillierungsgraden unterschiedliche Zeitdauer (im Schnitt eine halbe bis drei Viertel Stunde). Diese erste Erzählphase war immer erst dann beendet, wenn der Befragte das selbst so andeutete. D.h. der Erzähler gab zu erkennen, wenn er mit seiner Anfangserzählung an ein natürliches Ende gelangt war. Häufig wurde dies mit einer so genannten Erzählkoda signalisiert, so wie es auch im Alltagsgespräch üblich ist (z.B. „So, das war es im Großen und Ganzen“ oder „Ja mehr fällt mit jetzt eigentlich nicht dazu ein“ oder „Vielleicht fragst Du jetzt am besten mal, was noch wichtig ist“). In einigen Fällen ist der Erzähler im Anschluss an die Koda noch einmal in eine Erzählphase gekommen, ohne von mir dazu aufgefordert zu sein. Das passierte meist, wenn er das Gefühl hatte, etwas im Rahmen des biographischen Gesamtbogens vergessen zu haben, was der Vollständigkeit halber noch nachzutragen war. Z.T. bestand hinterher auch das Bedürfnis, selbst eine Zusammenfassung der Lebensgeschichte anzubieten (z.B. „Ich würde nun zum Zusammenfassen neigen“). All diesen kleineren Erzählphasen wurde, ohne zu intervenieren, Raum gegeben. Danach setzte ich die Bilanzierungsfrage: *Du hast mir jetzt Dein Leben erzählt, kannst Du Dein Leben eventuell noch einmal zusammenfassen?* Nachdem der Erzähler darauf geantwortet hat, stellte ich noch eine weitere Bilanzierungsfrage. Sie lautete: *Wenn Du nun den bisherigen Ablauf Deines Lebens mit einem Bild vergleichen solltest, was für ein Bild würde Dir dazu einfallen?* Bei dieser Frage interessierte mich hauptsächlich, welche Formen der Symbolisierung des Lebens der Befragte auswählt. Ich wollte in Erfahrung bringen, ob und inwieweit die biographische Auseinandersetzung mit Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten oder Brüchen in der Wahl eines Lebensbildes zum Ausdruck kommen, „also sich in der Option für eine entsprechende Gestalt reproduzierten, oder es vielleicht sogar unmöglich machten, das Leben zu einer Gesamtgestalt zu verdichten“ (Brose & Wohlrab-Sahr & Corsten 1993/224).<sup>14</sup> Mich interessierte, ob die sprachliche Verwendung von Bildern, die biographische Gestaltschließung erleichtern kann und ob solche Darstellungsformen eventuell mit Ereignissen oder sozialen Prozessen aus narrativen oder bilanzierenden Erzählpassagen zusammengeführt werden. Die Symbolisierungen flossen ohne den Status einer eigenen Auswertung in die Fallinterpretationen ein. Aber ich achtete darauf, welches Bild gewählt wurde und verglich die Symbolisierungsgehalte mit den Inhalten insbesondere der narrativen Erzählpassagen der Stegreifdarstellung. Nach einer Zukunftsfrage (*Wie stellst du dir Deine weitere Zukunft vor?*) wurde in die zweite Phase der Erhebung übergeleitet.

<sup>14</sup> Hier wurde insbesondere auf metaphorische Aussagen, wie ‚Ewiger Kreislauf‘, ‚Berg- und Talbahn‘, ‚Labyrinth‘, ‚Jahr-

Im *immanenten Nachfrageteil* versuchte ich die Interviewperson an einen Punkt ihrer Darstellung zurückzuführen und bat sie darum, an bereits erwähnten Ereignissen oder lebensgeschichtlichen Phasen anzusetzen und mir noch einmal davon zu erzählen. D.h. es erfolgten Erkundigungen zu Stellen, die in der autobiographischen Erzählung eine mangelnde Plausibilität, die Lücken, Brüche, Vagheiten oder Ungenauigkeiten aufwiesen, weil „die zu berichtenden Gegenstände für den Erzähler schmerzhaft, stigmatisierend oder legitimationsproblematisch bzw. für den Informanten selbst undurchsichtig“ (Schütze 1982/285) sein können. Auch hier habe ich versucht, möglichst offen und erzählgenerierend nachzufragen (z.B. *Das mit Deinem Bruder habe ich vorhin nicht richtig mitbekommen. Könntest Du da noch einmal erzählen?*).<sup>15</sup>

Im abschließenden *exmanenten Nachfrageteil* sind Themen direkt angesprochen worden, die bislang nicht genannt bzw. nur oberflächlich berührt wurden, die mir jedoch für die Forschungsperspektive relevant erschienen. Hier kamen nun auch `Warum`-Fragen, Sinn- und Bedeutungsbezogene Fragen zum Einsatz, so z.B. nach den Motiven und Beweggründen, die den Biographieträger in die landkommunitäre Gemeinschaft geführt haben. Ich wollte dem Erzähler bewusst einige Argumentationen entlocken und die „Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte und Theoretiker seiner selbst“ (Schütze 1983/285) herausfordern. „Diese letzten Fragen/Antworten [hatten; d. Verf.] dann selbstverständlich einen anderen Stellenwert als die, die dem Relevanzsystem des Erzählenden entsprechen“ (Südmersen 1983/296).

Das Gespräch mit dem Interviewpartner endete meist in der Weise wie es begonnen hatte. Nachdem ich mich für das Gespräch bedankt und das Tonband ausgeschaltet hatte, wechselten wir noch einige Worte. Das Abschiednehmen war mit einem kurzen, bisweilen auch längeren Smalltalk verbunden. Manchmal sprachen wir über das Interview und diese für viele Akteure der Landkommunen ungewöhnliche Situation. Einige wenige Informanten signalisierten Interesse an ihrer Erzählung. Als ich dann erwähnte, dass das Tonbandgespräch, um es zu bearbeiten, in Textform verwandelt wird, äußerten sie den Wunsch, das Interview selbst noch einmal lesen zu wollen. Diesem Bedürfnis bin ich gefolgt und habe das Transkript zugesandt.<sup>16</sup> Zu den wenigsten Informanten besteht heute noch Kontakt. Viele, das ist in Nacherkundigungen deutlich geworden, haben sich aus der Landkommunenbewegung verabschiedet.

---

markt', `ständiger Kampf' etc. geachtet (vgl. Brose & Wohlrab-Sahr & Corsten 1993/224).

<sup>15</sup> Bezüglich der Vorgehensweise in der Erhebung ist auch hier festzuhalten, dass Begriffe wie „günstig“, „wichtig“ oder „bedeutsam“ einen höherprädikativen Charakter in sich bergen und möglichst zu vermeiden sind. Ihre Verwendung in Fragen kann das Zustandekommen von narrativen Erzähleinheiten und Geschichten versperren bzw. kann dem Informanten Meinungen, Einstellungen, Theorien, Argumentationen, Legitimationen abverlangen.

<sup>16</sup> Die in der Regel zwei- bis dreistündigen Sitzungen nahmen im Transkript einen Umfang zwischen 30 und 45 Seiten (einzeilig) ein.

## Auswertung und Schritte der Theoriebildung

Bei der Auswertung der Interviews wurde auf das Analyseverfahren zur Herausarbeitung biographischer Prozessstrukturen zurückgegriffen. Das Verfahren ist im Grunde nicht von der Methodologie des narrativen Interviews zu trennen, da es sich auf die Explikation von zeitlichen und prozesshaft angeordneten Strukturen konzentriert. Grundlage der Auswertung waren die transkribierten Interviews, denen ich mich im Rahmen selbständiger Analysearbeit widmete. Ferner konnte ich auf die Forschungskommunikation in der Magdeburger „Forschungswerkstatt zur Biographieanalyse, Interaktionsanalyse und Analyse sozialer Welten“ zurückgreifen.<sup>17</sup>

Nun konkret zur Vorgehensweise bei der Auswertung: Als erstes habe ich ein autobiographisch-narratives Interview ausgewählt, das mir für eine Bearbeitung interessant und ergiebig genug erschien. Entscheidend ist gewesen, ob das Interview einige deutliche Hinweise für die Bearbeitung meiner Forschungsfragen beinhaltete und ob die biographischen und sonstigen sozialen Prozesse, die im Zentrum der analytischen Aufmerksamkeit stehen, im Primärmaterial repräsentiert waren (vgl. Reim & Riemann 1997/232). Der Interviewtext wurde zunächst anhand formaler Rahmenschaltelemente in eine Abfolge von Erzählsegmenten untergliedert. Für das autobiographische Stegreiferzählen ist konstitutiv, dass die biographischen Erfahrungsbestände in der zeitlichen Reihenfolge, wie die Erfahrungen gemacht wurden, wieder erinnert, aktualisiert und in der Präsentation dargestellt werden. Die Grundidee der *Segmentierung* besteht darin, dass man jene zeitlich gegliederten Präsentationsaktivitäten zu erfassen versucht. Rahmenschaltelemente stellen in diesem Zusammenhang Begrenzungsmarkierer dar, die vom Erzähler selbstverständlich eingesetzt werden, um dem Zuhörer mehr oder weniger geordnete Darstellungseinheiten anzukündigen oder diese abzuschließen. D.h. wo eine Darstellungseinheit endet bzw. ein neues Segment beginnt, wird vom autobiographischen Sprecher selbst aufgezeigt. Relativ leicht zu identifizierende Rahmenschaltelemente für Segmentanfänge sind z.B. „und dann...“, „da fällt mir noch ein...“, aber auch neue Themeneinschübe oder Sprecherwech-

---

<sup>17</sup> Die interpretative Betrachtung einiger Ausschnitte meines Interviewmaterials erfolgte u.a. im Rahmen der von Fritz Schütze und Thomas Reim geleiteten Forschungswerkstatt in Magdeburg. Der Werkstattcharakter, die Anteilnahme und Begleitung durch andere an der Forschungswerkstatt Beteiligte, hatte wesentlichen Einfluss auf die Datenanalyse und Bearbeitung methodisch relevanter Fragen. Die Forschungswerkstatt half mir beim Erlernen der einzelnen Analyseschritte, wie sie auch im Rahmen zahlreicher anderer Forschungsprojekte immer wieder neu besprochen und eingeübt wurden. „Die Idee einer studentischen Forschungswerkstatt zur qualitativen Sozialforschung basiert auf der Einsicht, daß die grundlegenden qualitativen Verfahren der Datenerhebung und -analyse einen kommunikativen Charakter haben und die Wirksamkeit der zentralen Aktivitäten der Datenanalyse dadurch gesteigert werden kann, daß sie sich in der Interaktion einer Arbeitsgruppe entfalten können: Man entdeckt mehr im gemeinsamen – mündlichen – Beschreiben von Texten und die Darstellung wird facettenreicher. Darüber hinaus führt das dialogische Argumentieren – das Behaupten, Bestreiten, Bezweifeln, Begründen und Belegen – zu einer Differenzierung und Verdichtung von analytischen Abstraktionen, kontrastiven Vergleichen und theoretischen Modellen“ (Reim & Riemann 1997/227f; zur Forschungswerkstatt, vgl. auch Riemann 2005).

sel, für Segmentabschlüsse z.B. „...das war es dann eben“ oder „...so ging das dann aus“.<sup>18</sup> Abweichungen von der Erzähllinie, wie biographische Vor- und Rückgriffe, die vom Erzähler bewusst oder unbewusst unternommen werden, fallen in der Betrachtung der Textstruktur sofort auf. Wenn von der segmentarischen Abfolge abgewichen wird, hat das meist Gründe, so z.B. dass der Erzähler unangenehme Ereignisse zu umgehen oder aus der Erzählung auszusparen versucht. Eine solche Besonderheit schlägt sich häufig in so genannten „Hintergrundkonstruktionen“ (Schütze 1987c/222) nieder. Häufige Markierer für Hintergrundkonstruktionen sind: „ach da fällt mir ja noch ein...“ oder „das vergaß ich zu erwähnen...“.<sup>19</sup> Im Regelfall besteht ein Erzählsegment aus den kommunikativen Bestandteilen: formales Rahmenschaltelement/Eröffnung, Erzählergerüstsatz, Erzähldetaillierung, Ergebnissicherung und eigentheoretischer Kommentar bzw. Stellungnahme. Ein Beispiel: Kommt der Biographieträger in seiner Erzählung auf die Berufswahl zu sprechen, muss er im weiteren Darstellungsverlauf den damit verbundenen Entschluss konkretisieren. Er muss aufzeigen, wie die Entscheidung zustande gekommen ist, welche Gründe oder Einflüsse dahingehend eventuell eine Rolle spielten und welche Schritte unternommen wurden, das Vorhaben in die Realität umzusetzen. Sind diese kommunikativen Aktivitäten eingelöst, geht der Sprecher meist zu einer nächsten Darstellungseinheit über, bei der er bemüht ist, auf die Prozesse, Entwicklungen und Veränderungen eines neuen Erfahrungsabschnittes in seiner Geschichte einzugehen. Bei der Segmentierung wurden auch andere formale Gliederungsaspekte berücksichtigt, so z.B. ob mehrere Erzählsegmente einen größeren Darstellungszusammenhang (ein Suprasegment) umspannen oder ob kleinere Darstellungseinheiten (Subsegmente) ein bereits formal gerahmtes Erzählsegment unterteilend strukturieren (vgl. hier Schütze 1987c/109-114, 127). Ebenso wurden narrative und nicht-narrative Textsorten voneinander unterschieden (*formale Textanalyse* – erzählende, beschreibende, argumentierende und theoretisierende Erzählpassagen).

---

<sup>18</sup> Zu einer detaillierten Darstellung relevanter Rahmenschaltelemente zur Segmentierung von Erzähltexten; vgl. Schütze 1987c/37f. Den erzähltheoretischen Hintergrund für die Erzählsegmentierung bieten Labov & Waletzky (1973/111-125), die sich dem sprachlichen Aufbau, der Verflechtung und Zusammensetzung von Ereignissen oder Ereignisabfolgen im Zusammenhang einer darzustellenden Gesamtstruktur gewidmet haben.

<sup>19</sup> Hintergrundkonstruktionen sind Textphänomene, die häufig an Stellen auftauchen, wo sie entlang der eigentlichen Erzähllinie nicht vermutet werden. Hintergrundkonstruktionen sind meist dem Detaillierungszwang geschuldet. Sie unterbrechen die Erzähllinie meistens dann, wenn der Erzähler die Unordnung der selbst von ihm dargestellten biographischen Prozesse bemerkt und er inhaltliche Aspekte nachtragen oder korrigieren muss, um die Ordnung in der laufenden Erzähllinie wieder herzustellen. Der Erzähler kommt also, um die Plausibilität seiner Darstellung zu gewährleisten, nicht umhin, bestimmte Inhalte nachzuschieben, will er dem Zuhörer bspw. den Übergang von einem Ereignis A zum Ereignis B verständlich machen. Es wird dann notwendig, das zuvor Ausgelassene (oder Ausgeblendete) doch noch, wenn auch verspätet, in die Erzähl-darstellung einzubinden. Hintergrundkonstruktionen stellen ein Mittel der „Vergewisserungsarbeit“ dar, „die durch eine in die dominante Erzähllinie eingebettete Darstellungsaktivität Erzählsequenzen, Beschreibungspassagen oder auch Argumente nachliefern, welche die Darstellungsunordnung der Tendenz nach zu beheben in der Lage sind. Hintergrundserzählungen z.B. liefern die Darstellung von Ereignisverwicklungen nach, welche den Erzähler als Geschichtsträger damals kompromittiert hatten und die er deshalb aus seiner Erzähl-darstellung auszuklammern tendierte. Dadurch wurde aber die Darstellung unplausibel, und sie war zudem emotional nicht mehr nachvollziehbar. Die Hintergrundserzählung behebt diesen Darstellungsmangel und erlaubt ein erneutes emotionales und verständiges Mitgehen mit dem rekonstruierten Erlebnisstrom“ (Schütze 1987c/222).

Im Anschluss an die Segmentierung des Erzähltextes habe ich eine *strukturelle Beschreibung* erstellt. Die strukturelle Beschreibung entspricht einer inhaltlichen Feinanalyse und zugleich Untersuchung der sprachlichen Struktur der Erzählung. Sie fordert vom Forscher eine symbolisch imaginär vorgenommene Interaktion mit der Person, die `hinter` der Transkription steht. Er muss in gewisser Weise mit der biographischen Darstellung seines Informanten kommunizieren; „Interpretation ist so etwas, wie ein Gespräch mit einem Text“ (Schulze 1995/25). In der strukturellen Beschreibung kommt es darauf an, die innere Geordnetheit der Darstellung möglichst detailliert und lückenlos nachzuzeichnen.<sup>20</sup> Entsprechend wurde der Erzähltext nicht nur auf die segmentarischen Inhalte – das `Was` der Erzählung – hin durchgearbeitet, sondern auch auf den Erzählduktus, das `Wie` seiner Darstellung. „Dabei ist alles wichtig, was [im Erzähltext; d. Verf.] steht, auch die Wortwahl, (es ist z.B. ein Unterschied, ob die Erzählerin von >ich<, >wir< – wer ist dieses >wir< – >man< etc.) evt. Wiederholungen“ (Südmersen 1983/299). An Stellen mangelnder Plausibilität habe ich, wenn vorhanden, eigenes Kontext- bzw. Hintergrundwissen einfließen lassen. Das habe ich dann aber explizit im Text, meist in einer Fußnote, gekennzeichnet.

Nachdem die im Gesamtbogen repräsentierten Darstellungsaktivitäten Erzählsegment für Erzählsegment eingesehen und interpretiert wurden, habe ich in einem weiteren Arbeitsschritt versucht, die institutionell bestimmten Lebensstationen, Höhepunktsituationen, Handlungsabläufe, biographischen Wendepunkte, Wandlungen, Ereignisverstrickungen (vgl. Schütze 1983/286) zusammenzuführen. Im Rahmen der *analytischen Abstraktion* wurde eine *biographische Gesamtformung* erstellt, bei der die wesentlichen Grundzüge und das Zueinanderstehen der einzelnen Prozessstrukturen des Lebensablaufs berücksichtigt wurden. D.h. die im Arbeitsschritt der strukturellen Beschreibung festgehaltenen Erfahrungshaltungen des Informanten gegenüber lebensgeschichtlichen Prozessen werden hier nicht mehr in aller Ausführlichkeit am Interviewtext weiter verfolgt, sondern zu einer Verdichtung geführt, die auf die Wirksamkeit der biographischen Prozessstrukturen fokussiert ist. Ebenso spielen die Konstruktionselemente, Entfaltungsmechanismen und falltypischen Muster eine Rolle, die die sozialen und biographischen Prozesse begründen und durch die sie zum Ausdruck gelangen. So konnte die Abfolge der zentralen Prozessstrukturen in den einzelnen Lebensabschnitten bis zur gegenwärtig dominanten Prozessstruktur expliziert werden. In einem weiteren Schritt der analytischen Abstraktion wurden Aspekte *autobiographischer Thematisierung* herausgearbeitet. Hier bin ich der Fra-

---

<sup>20</sup> Wichtig ist hier das Sichtbarmachen, wie man in der Auseinandersetzung mit dem Textmaterial zu Einsichten hinsichtlich der Erfahrungsaufschichtung gelangt. In diesem wohl umfangreichsten Arbeitsschritt in der Auseinandersetzung mit dem empirischen Primärtext geht es darum, „die im jeweiligen Text repräsentierten biographischen und sonstigen sozialen Prozesse so genau wie möglich zu erfassen, d.h. ihren Phasenablauf, ihre Bedingungen und Folgen herauszuarbeiten“ (Riemann 1987/55).

ge nachgegangen, wie die Struktur der Selbstbeschreibung des Biographieträgers beschaffen ist, oder besser, wie er seine Identitätskonstruktion, die Vorstellungen, die er von sich selbst hat, anlegt. Eine solche Selbstthematisierung kann z.B. im Rahmen biographischer Arbeit erfolgen, in dem der autobiographische Erzähler mit den Erfahrungen, die er im Laufe seines Lebens gemacht hat, bestimmte Selbsterkenntnisse verbindet oder Einschätzungen zu seiner Person vornimmt. Möglich sind hier auch artikulierte Selbstkategorisierungen (z.B. „Ich war schon immer ein Angsthase“, „In der Familie bin ich immer der Versager gewesen“ oder „Ich bin ein rational denkender Mensch“) oder kontrastive Bewertungen (z.B. „bodenständig“/„kopflastig“, „realistisch“/„träumerisch“). Große Teile des *Nachfrageteils* wurden zur einfacheren Bearbeitung in einzelne Nachfragekomplexe unterteilt. Die Nachfragekomplexe bezogen sich meist auf lebensgeschichtliche Phasen (z.B. Schulzeit), auf bestimmte zentrale Ereignisse (z.B. Kündigung des Arbeitsplatzes) oder auf Beziehungskonstellationen (z.B. Verhältnis zur Schwester). Stellen, die zur Verdeutlichung oder zur Aufhellung von Undurchsichtigkeiten in der Stegreifdarstellung dienten oder die weitere Hinweise auf biographische Prozessstrukturen lieferten, wurden strukturell beschrieben und der Analyse hinzugefügt.

Die Arbeitsschritte der strukturellen Beschreibung und analytischen Abstraktion stellten eine wesentliche Grundlage dar, erste Kategorien zu entdecken und sie in der Analyse nachfolgender Interviews zu bestätigen (so z.B. die Fallübergreifende Kategorie<sup>21</sup> des „Moratoriums“) bzw. sie mit anderen, neuen analyserelevanten Kategorien (z.B. der „Selbstreflexion“, der „biographischen Arbeit“ oder der „sozialen Anerkennung“) zu konfrontieren. Die Kategorien sind in den Fällen selbst angelegt oder versteckt darin enthalten. Sie stellen aber immer auch eine gedankliche Abstraktion, eine Vorstellungs- und Möglichkeitsoperation des Forschers dar, mit der er versucht weiter zu arbeiten. Nach der Auswertung des ersten Interviews bestand also ein nächster Arbeitsschritt darin, *kontrastive Vergleiche* unterschiedlicher Interviewtexte heranzuziehen. Dafür spielten konkrete Prozesse und Bedingungen eine Rolle, wie die Interviewpartner in die Landkommunen hineingelangten.<sup>22</sup> Das schloss die Strategie des *minimalen Kontrasts* ein, die darauf insistiert, gegenüber dem Ursprungstext Ähnlichkeiten oder Abwandlungen in den biographischen Prozessstrukturen und den Eingangssituationen in

---

<sup>21</sup> Die Entwicklung einer Fallübergreifenden Kategorie ist immer mit der Frage verbunden, ob sich diese Kategorie auch in anderen Erzähltexten wieder finden lässt und auf welche Weise, durch welche Prozesse und Bedingungen sie dort zum Vorschein gelangt. Auch ist der Interpret und Autor bei der Entwicklung von Kategorien immer ein Stück weit ‚spielerisch‘ an die Kreativität der eigenen Vorstellungen und Deutungsexperimente gebunden, die er mit einer Kategorie oder der Verschränkung mehrerer Kategorien assoziiert. Überhaupt ist qualitative Forschung mit einer gewissen Unendlichkeit der Erkenntnisproduktion konfrontiert, d.h. bei jeden neuen Lesen des Primärtextes können sich neue Erkenntnisgenerierende Aspekte und manchmal auch Kategorien herausbilden. Das macht die Forschung einerseits ergiebig, andererseits aber auch zeitaufwendig.

<sup>22</sup> Die Kategorien wurden überprüft, bestätigt oder wieder fallengelassen, wenn sie sich im Datenmaterial nicht bewährten. Diesen Arbeitsschritt habe ich, was für die meisten Studien zutrifft, nicht schriftlich expliziert (vgl. Reim & Riemann 1997/234).

die landkommunitären Gemeinschaften festzustellen. Die Analyse eines zweiten, sehr ähnlichen Interviewtextes hat die Funktion, die aus der ersten Einzelfallanalyse gewonnenen Kategorien zu verdichten, sie ggf. zu modifizieren und von den Besonderheiten des Einzelfalls abzulösen (vgl. Schütze 1983/287). Nach der minimalen Fallkontrastierung wurden mit der Strategie des *maximalen Fallvergleichs* Texte größtmöglicher Verschiedenheit zum Ausgangstext herangezogen: „Der maximale theoretische Vergleich von Interviewtexten hat die Funktion, die in Rede stehenden theoretischen Kategorien mit gegensätzlichen Kategorien zu konfrontieren, so alternative Strukturen biographisch-sozialer Prozesse in ihrer unterschiedlichen lebensgeschichtlichen Wirksamkeit herauszuarbeiten und mögliche Elementarkategorien zu entwickeln, die selbst den miteinander konfrontierten Alternativprozessen noch gemeinsam sind“ (Schütze 1983/288). Auf der Basis des maximalen Fallkontrasts wurden den bereits erarbeiteten Kategorien gegensätzliche Kategorien gegenübergestellt. Das passierte z.B., wenn explizit selbst angesprochene Motive, Situationen des Eintritts und der Einsozialisation, wenn biographische Voraussetzungen oder die jeweils dominanten biographischen Prozessstrukturen, wie sie mit dem Beitritt zur Landkommune wirksam waren, in den Interviewtexten sichtbare Unterschiede aufwiesen. Anders gesagt, spielte eine Rolle, ob der Eintritt in die Gemeinschaft vor dem Hintergrund von massiven Verlaufskurvenerfahrungen (z.B. einer schmerzlichen Trennung vom Lebenspartner) erfolgte oder ob die Entscheidung als Ergebnis eines bewusst vollzogenen Handlungsschemas mit konkreten Vorstellungen (z.B. dem Aufbau eines Arbeitsbereiches) aufgezeigt wurde bzw. welche Handlungsschemata überhaupt mit dem Landkommuneleben verbunden waren. Wichtig war auch, ob im Vorfeld oder im Zuge der Beteiligung an der Landkommunenbewegung, Aspekte der biographischen Wandlung eine Rolle spielten oder, ob ganz frühe biographische Voraussetzungen bestanden haben, die das Selbstverständnis, z.B. eine spezifische Haltung zur Natur, der Naturbehandlung und Naturbenutzung prägten.<sup>23</sup>

Abschließend habe ich versucht, die Bestandhaltenden, d.h. die im Forschungsprozess bewährten Kategorien und Konzepte zu beschreiben. Bei diesem Analyseschritt spricht man auch von der Entwicklung eines *theoretischen Modells*, das auf die höchste Abstraktionsstufe im Verfahren abzielt. Das heißt, die unterschiedlichen theoretischen Dimensionen, die bereits in den Fällen angelegt sind, werden nun im theoretischen Modell systematisch erfasst und verglichen. „Ein theoretisches Modell entwickeln heißt, die verschiedenen theoretischen Kategorien,

---

<sup>23</sup> Um die Fälle zu ordnen bzw. zu systematisieren, habe ich gewissermaßen eine tentative Typologie zur Hilfestellung entworfen, d.h. die Einzelfälle sind mehr oder weniger gedanklich als Typen gekennzeichnet worden. Wichtig war mir dabei, auf das jeweilige Strukturprinzip zu achten, nämlich vor welchem biographischen Hintergrund und welchen lebensgeschichtlich aktuell wirksamen Prozessen die Akteure in die Landkommunen einmünden. Entlang dieser Fragen haben sich im Verlauf des Forschungsprozesses vier Eckfälle herausgebildet.

die in der bisherigen Untersuchung aufgetaucht sind, und sich bewährt haben, systematisch miteinander in Beziehung zu setzen. Die Skizze wird diskutiert, und ihre analytischen Kategorien werden mit Teilen aus weiteren Datenmaterialien, die während des kontrastiven Vergleichs vorgestellt worden sind, konfrontiert. Zielsetzung dieses Arbeitsschritts ist die sukzessive Überprüfung, Differenzierung und Verdichtung des theoretischen Modells – bis möglichst der Punkt seiner `theoretischen Sättigung´ (vgl. Glaser/Strauss 1967/61f u. 111ff) erfolgt ist“ (Reim & Riemann 1997/235). Obwohl die Einzelfallstudien präzise ausgearbeitet vorliegen, habe ich mich entschieden, im Modell keine großflächigen Abstraktionen anzustreben. Vor diesem Hintergrund möchte ich auch nicht von einem vollständig integrierten Prozessmodell sprechen, das allen Ansprüchen einer stringenten Theorieentwicklung mittlerer Reichweite gerecht wird.<sup>24</sup> In Anlehnung an Reim und Riemann, habe ich mich bei der Darstellung meiner Analyseergebnisse für eine theoretische „Skizze“ (Reim & Riemann 1997/235) entschieden, die die Unterschiedlichkeit der biographischen Wege, die in Landkommunenbewegung führen, hervorzuheben imstande sein soll. Es wird danach gefragt, welches analytische Potenzial in den Einzelfällen verborgen liegt und welche Kategorien sich aus den Biographieanalysen herauskristallisiert haben. Die Generierung von Kategorien, die Bestimmung ihrer Reichweite und Grenzen sowie ihre Überkreuzung zu Aussagesystemen theoretischer Art sollen die Konturen der theoretischen Skizze aufzeigen, in der die biographischen Prozesse der Akteure und die sozialen Prozesse in landkommunitären Gemeinschaften erfasst und soweit möglich miteinander in Beziehung gesetzt werden. Dabei geht es um die theoretische Verdichtung und das Aufeinanderbezogensein biographie- und bewegungsrelevanter Aspekte, wie sie im umfangreichen Datenvorrat ungeordnet und z.T. versteckt enthalten sind.

---

<sup>24</sup> Strauss weist darauf hin, dass der Forscher bei der Arbeit am theoretischen Modell nicht den Blick verlieren darf, das `Forschungsprodukt´ an eventuell noch unvollendeten Stellen pragmatisch zu schließen (vgl. Strauss 1994/271-273). Die Anforderungen, wenn er im Kontext der Entwicklung einer Theoriebildenden Konzeption arbeitet, scheinen mir besonders in vier Punkten deutlich zu werden, die Paul Atkinson in einem Kommentar an die Publikation von Strauss (1994) gerichtet hat: „Diese Seite der Forschungsarbeit [der finale Abschluss eines qualitativ ausgerichteten Forschungsprojekts; d. Verf.] – alle Fäden zusammenzubringen – ist eines der schwierigsten Dinge überhaupt. Abgesehen davon, dieses Ziel wirklich zu erreichen, ist es schwer, die richtige Mischung zu finden aus (a) dem *Glauben*, daß die Integration erreicht werden kann und wird; (b) der Erkenntnis, daß man an der Integration *arbeiten* muß und sie nicht auf romantischer Inspiration beruht; (c) daß die Integration nicht mit der Lösung eines Rätsels oder eines mathematischen Problems vergleichbar ist, sondern *geschaffen* werden muß; (d) daß man nicht immer *alle Fäden* in einer einzigen Version zusammenbringen kann und daß aus einem Forschungsprojekt verschiedene Versionen der Integration hervorgehen können“ (Atkinson nach Strauss 1994/273). Allerdings, so lässt sich hier bemerken, muss eine `Theorie mittlerer Reichweite´ in der Lage sein, zwischen detaillierten Beschreibungen und Deutungen, die dem analytischen Fallmaterial entspringen, und den daraus entwickelten Kategorien und Konzepten zu vermitteln. Bei allen Arbeitsschritten der empirischen Erkenntnisgenerierung können sich jedoch immer auch Fehler einschleichen, auf die Schütze (2005) hinweist: „Solche systematischen Fehler der Erkenntnisarbeit sind: Mangel an pragmatischer Brechung und sozialer Kontextualisierung; Ausblendungen von schwierigen Prozessabläufen, -phasen, oder -aspekten; Verzicht auf die Beachtung der formalen Aufzeigemarkierer; Reduktion der Perspektiventriangulation; Missachtung des Prozess- und Präsentationscharakters der sozialen Realität; Absehen von den latenten Funktionen und Folgen von Handlungsmaßnahmen, usw.“ (Schütze 2005/238, hier auch Schütze 2005/237-240).

## 5.5 Darstellungsweise und Forschungspragmatik

In der Darstellung meiner Fallanalysen entschied ich mich für folgende Variante: Einen zentralen Einzelfall („Georg Menze“) habe ich in aller Ausführlichkeit präsentiert. Durch das Aufzeigen der *Erzählsegmentierung*, das Anfertigen der *strukturellen Beschreibung* sowie der *analytischen Abstraktion*, bestehend aus *biographischer Gesamtformung* und Aspekten *autobiographischer Thematisierung*, möchte ich die Verfahrensweise und die einzelnen Analyseschritte transparent und meine Interpretationen intersubjektiv nachvollziehbar machen (Kapitel 6). Jeder andere Fall hätte die gleiche Funktion erfüllen können. An der Lebensgeschichte von „Georg Menze“ ließen sich jedoch die Entfaltung, Komplexität und Wechsel der biographischen Prozessstrukturen besonders prägnant herausarbeiten. Drei weitere Falldarstellungen („Bärbel Jonekeit“, „Susanne Klatt“ und „Nils Schuck“) erfolgen im Anschluss daran als biographische Fallporträts (Kapitel 7). Ein biographisches Fallporträt stellt ein Konglomerat aus Elementen der strukturellen Beschreibung und der biographischen Gesamtformung dar. D.h. in der Fallpräsentation sind sowohl beschreibende als auch analytische, auf die biographischen Prozessstrukturen fokussierte Darstellungsteile enthalten. An Stellen, die für den biographischen Gesamtbogen bedeutsam waren, habe ich immer wieder auf Teile aus der strukturellen Beschreibung zurückgegriffen und detaillierte Interpretationen angeboten. Das soll bewirken, dass die Entwicklung und Veränderung biographischer Prozessstrukturen des Lebensablaufs sowie ihrer Bedingungs- und Entfaltungsmechanismen nachvollziehbar werden, während der Blick `quer` auf die Fallentfaltung, d.h. auf die wichtigsten sozialen und biographischen Prozesse vor allem forschungspragmatische Gründe hatte. Die Form der komprimierten Darstellung in Fallporträts diente der Abkürzung des Verfahrens und der besseren Lesbarkeit, ohne dabei die Haupterzähllinie, falltypischen Muster oder wichtige Falldetails auszusparen, die für die biographische Gesamtformung relevant waren. Anhand von Teilüberschriften habe ich hier die wichtigsten biographischen Themen und Prozessstrukturen hervorgehoben, habe Parallelitäten, Überschneidungen, Wechsel oder Veränderungen deutlich zu machen versucht. Andere Interviews wurden nicht exhaustiv, also vollständig analysiert. Das traf für Fälle zu, in denen sich auf der Basis des minimalen Kontrasts Ähnlichkeiten und Parallelen abzeichneten („Hans-Peter Joost“, „Franzi Theuerkorn“, „Carsten Bracher“) oder die den Status eines Sonderfalls einnahmen („Reinhard Weißendorn“). Was diese Fälle anging, wurde die biographische Prozessgestalt ebenfalls auf Porträts beschränkt, die in der Arbeit nicht dargestellt sind.<sup>25</sup> Allerdings leisteten diese Fälle ebenso einen Beitrag für die Entwicklung der theoretischen

---

<sup>25</sup> Für diese Porträts wurden nur stichpunktartige strukturelle Beschreibungen erstellt.

Skizze, wie das analytische Potenzial der präsentierten Einzelfälle, weshalb bei der Darstellung meiner Ergebnisse der Fallbearbeitung nicht auf ihren Gehalt verzichtet wurde.

Bei der Verwendung von Erzählsegmenten oder Ausschnitten aus den Interviewtexten ist deren Ursprung exakt angegeben (*Name; Segment X, Seite Y/ Zeile Z oder Zeilen Z1-Z8*). Im Fall „Georg Menze“ stehen diese Angaben am Beginn eines jeden neuen Erzählsegments, während sie im segmentarisch fortlaufenden Interpretationsprozess nicht noch einmal erwähnt werden. Durch das vollständig abgebildete Segment ist die Transparenz zum Primärtext gewährleistet. Sind doch Angaben eingefügt, beziehen sich diese meist auf nachträgliche Erläuterungen oder Einschübe aus dem Nachfrageteil (z.B. *NF 1, Seite Y/ Zeile Z*)<sup>26</sup>, die für den spezifischen Ereignis- und Darstellungszusammenhang im Segment von Bedeutung waren. In den biographischen Fallporträts erfolgten die Angaben ebenso, wenn die Entscheidung getroffen wurde, ein Erzählsegment oder Textausschnitt in aller Ausführlichkeit für die Interpretation hinzu zu ziehen. Ansonsten ist hier mit Originalzitaten gearbeitet worden, die die Verbindung zu den Kommunikationsaktivitäten in den Primärmaterialien herstellen. Im Datenerhebungsteil können alle acht verwendeten autobiographisch-narrativen Interviews eingesehen und die Verwendung von Textstellen im Rahmen des Interpretationsgeschehens nachvollzogen werden.

Bei der Darstellung meiner theoretischen Skizze fallen vielleicht zwei Dinge etwas aus dem Rahmen. Zum einen war es mir ein Bedürfnis, die theoretischen Schlussfolgerungen nicht vollkommen von den Fällen zu lösen. Deshalb habe ich mich auch für die Darstellung einer theoretischen Skizze entschieden, die nicht immer von Falldetails entlastet ist.<sup>27</sup> Ein Vorteil dieser Vorgehensweise liegt darin begründet, dass so die Ausdifferenzierung der Kategorien und ihr systematischer Aufeinanderbezug gut nachzuvollziehen sind. Ferner konnte ich auf diese Weise Fälle einbinden, die nicht in der Arbeit aufgeführt sind. Bei der Aufstellung meiner Ergebnisse habe ich, wo es im Rahmen dieser Fälle angebracht war, auf Zitate oder Erzählsegmente aus dem Transkript zurückgegriffen. Ein Nachteil besteht freilich im möglichen Zustandekommen von Redundanzen, die sich aber im Kontext des methodischen Verfahrens nie ganz ausschließen lassen. Das betrifft hauptsächlich die vollständig in der Arbeit präsentierten Falldarstellungen.

---

<sup>26</sup> Das kann ebenso auch für Texteingänge zutreffen, die von Bilanzierungsfragen (z.B. *B 1, Seite Y/Zeile Z*) oder Zukunftsfragen (z.B. *Z 1, Seite Y/Zeile Z*) her stammen.

<sup>27</sup> Im Regelfall ist die Explikation eines theoretischen Modells darauf angelegt, die individuellen Merkmale und Prozesse abzudunkeln und mehr die allgemeinen Merkmale und Prozesse hervorzuheben.

## Kapitel 6

### Fallstudie Georg Menze

*„Also ein Motor sozusagen der Eigenverantwortung war das ich erfahren habe was ich nicht mehr haben wollte ne.“<sup>1</sup>*

#### 6.1 Georg Menze

*Georg Menze* ist zum Zeitpunkt des Interviews vierunddreißig Jahre und lebt seit knapp sechs Jahren in der landkommunitären Gemeinschaft Z. Er gehört gewissermaßen der ‚Pioniergeneration‘ an, die das Landkommuneprojekt ins Leben gerufen und in den ersten Jahren aufgebaut hat.

Zum ersten Mal traf ich Georg Menze im Sommer 1996. Wie es für die meisten Akteure in der Landkommunenbewegung zutrifft, begegneten wir uns sofort per ‚Du‘. Obwohl der Praktikumsseinsatz eigentlich für den Aufbau eines Jugendbildungszentrums vorgesehen war, gelangte ich auch in einzelne Arbeitsbereiche, die der Landwirtschaft zugeordnet waren. Zur Gruppe der Landwirtschaft zählten damals im weitesten Sinne acht Personen, u.a. auch Georg, dessen Aktivitäten sich auf die Haltung der Ziegen, die Käserei und anfänglich schon auf die Vermarktung der am Hof produzierten Nahrungsmittel (Hofladen, Bauernmärkte in der Umgebung) konzentrierten. Georg gilt in der Gemeinschaft als ein Mensch mit klaren Vorstellungen, was sich u.a. in seiner Sachkompetenz und seinem verlässlichen Auftreten widerspiegelt. In den Sommermonaten, insbesondere wenn bei günstigem Wetter die Ernte eingefahren wurde, ergab sich hin und wieder eine Zusammenarbeit zwischen uns. Etwas besser kennen lernen sollte ich ihn jedoch erst viel später, als mich das wissenschaftliche Interesse an den Landkommunen als Gegenstand soziologischer Forschung bereits erfasst hatte. Der zwar insgesamt oberflächliche, aber stets angenehme Kontakt mit Georg verhalf im Februar 1999 dazu, dass er mir seine Bereitschaft zu einem Interview zusicherte. Nachdem ich ihm allgemein von meinem Vorhaben erzählte, schien es für ihn selbstverständlich, mir darin Unterstützung zu gewähren, ohne dabei jedoch ein tieferes Interesse am Thema zu bekunden. Da ich um seine begrenzte Zeit wusste, bat ich ihn darum, den Termin für unser Gespräch auf einen der wenigen seiner freien Vormittage zu legen. Nachdem Georg den ersten Interviewtermin aus Zeitgründen kurzerhand absagen musste, vereinbarten wir einen zweiten Vormittag, an dem das Treffen dann auch zustande kam.

---

<sup>1</sup> Zit. Georg Menze; NF 13, 28/26-27.

Das Interview findet in einem kleinen, nur spärlich eingerichteten Gästezimmer innerhalb des Hauptgebäudes statt. Ich hatte dieses Zimmer zwecks meiner Forschungsarbeiten in der Landkommune für zwei Wochen angemietet. Im Raum befinden sich ein Dauerbrandofen, ein schmaler Schrank, ein Tisch und zwei Holzstühle. Auf dem Tisch stehen ein Kännchen Kaffee, zwei Tassen sowie das noch ausgeschaltete Tonbandgerät und mehrere Kassetten. Das einzige Fenster im Raum erstreckt sich nach Osten, der an diesem frühen Wintertag mit Sonne aufwartet. Es ist gleichermaßen die Seite vom Hofgebäude, an die der so genannte Holzplatz anschließt, eine größere Freifläche, auf der das Brennholz für den Winter aufbereitet wird. Dies begründet auch die später hin und wieder lauten Geräusche, die unmissverständlich von einer Kreissäge her rührten, den Interviewverlauf aber schließlich nicht wirklich störten. Wir unterhalten uns zunächst über die Entwicklung und Veränderungen, die es in der Landwirtschaft gab, ohne dies jedoch unnötig auszuweiten. Anschließend beginne ich ausführlicher darzustellen, was mich am Thema der Landkommunenbewegung interessiert und worum es mir im Folgenden geht. Als ich ankündige, dass in diesem Zusammenhang die lebensgeschichtlichen Erfahrungen für mich von besonderem Interesse sind, meint er, dass er diese Art des Zugangs spannend findet und bisher gar nicht wusste, dass ich mich mit solchen Sachen beschäftige. Weiter sagt er, er habe die Vorstellung, dass man auf diese Weise unheimlich viel über einen Menschen erfahren, dass man sich durch den Einblick in eine Biographie vielleicht sogar „bestimmte Verhaltensweisen“ gut erklären könne. Zu guter Letzt bemerkt er noch, dass ihm gerade einfiel, dass er eigentlich viel zu wenig um die Lebensgeschichten der Anderen in der Gemeinschaft weiß, was er zuweilen sehr bedauere, aber einige würden aus irgendwelchen Gründen auch Schwierigkeiten haben, sich zu öffnen (in seiner Erzählung nimmt er ansatzweise darauf noch Bezug; vgl. auch S. 29/29-30/2). Ich äußere daraufhin den Wunsch, dass ich auch über das gemeinschaftliche Leben gerne mehr erfahren würde. Ferner versichere ich ihm, seine Informationen vom Tonband vertraulich zu behandeln und die Anonymität seiner Person zu wahren. Mit einer deutlich abwinkenden Handbewegung signalisiert er mir, dass ihm das nicht so wichtig sei und dass in der Hauptsache doch etwas dabei herauskommen soll. Es gäbe jetzt von seiner Seite auch keine weiteren Nachfragen mehr, wir könnten mit dem Gespräch beginnen. Im Anschluss an diese Situation reiche ich ihm das Mikrofon, was sich mühelos am oberen Teil seines Arbeitshemdes befestigen lässt. Schließlich schalte ich das Tonbandgerät ein und eröffne das autobiographisch-narrative Interview mit der klassischen Einstiegsfrage.

Das Interview nimmt eine Dauer von einhundertundvierzig Minuten ein. Georg tritt mir gegenüber offen auf, er spricht klar und deutlich und versucht im Nachfrageteil, präzise auf

meine Fragen zu antworten. Während des Interviews wirkt er bisweilen souverän, fast schon abgeklärt, was den Eindruck erweckt, als könne er seine Erzähldarbietung jederzeit und ohne Probleme noch einmal abrufen. In der biographischen Haupterzählung schildert Georg seine Lebensgeschichte nur bis zu dem Zeitpunkt, an dem das Landkommuneprojekt Z. seinen Anfang nahm und seine eigene Beteiligung an der Landkommune sicher feststand. Die Haupterzählung umfasst dreißig Erzählsegmente und endet mit der Erzählkoda („und so fing das dann an ja“; S. 14/8). Auf eine Darstellung der weiteren Entwicklung seiner Lebensgeschichte in der Landkommune kommt Georg erst in der letzten Phase des Nachfrageteils zu sprechen. Es hätte sich im Anschluss an die Erzählkoda sicherlich angeboten, jenen ausgelassenen Teil seiner lebensgeschichtlichen Darstellung bis in die Zeit der Gegenwart durch den Einsatz eines weiteren Erzählstimulus hervorzulocken. Stattdessen schließe ich zwei Fragen an, in denen der Erzähler aufgefordert wird, seine soeben präsentierte Lebensgeschichte zusammenzufassen (vgl. die Bilanzierungssegmente B1, S. 14/9-20 und B2, S. 14/21-30). Der Nachfrageteil orientiert sich dann an insgesamt zwölf Nachfragekomplexen, in denen die dargebotenen lebensgeschichtlichen Phasen sowie die zentralen Themen der Stegreifdarstellung von mir erneut aufgegriffen werden (vgl. NF 1-12, S. 14/31-32/49). Dabei kann ein Nachfragekomplex, z.B. zur Kindheit oder der Zeit beim Militär, mehrere narrative Einzelfragen beinhalten, sofern sich Anschlüsse an seine selbst gewählte Erzählung herstellen lassen. Dies trifft insbesondere für Stellen in der Prozessdarstellung zu, die sich mir nicht ganz erschlossen hatten oder bei denen es an Plausibilität mangelte. In der strukturellen Beschreibung der Anfangserzählung fließen solche Passagen aus dem Nachfrageteil immer dann in den Erzählzusammenhang des jeweiligen Segments ein, wenn sie zu einem näheren Verständnis und zu einer Klärung bislang undurchsichtiger Sachverhalte oder Deutungen beitragen. Der letzte Komplex des Nachfrageteils, in dem das Leben in der Landkommune die entscheidende Rolle spielt, wird in größeren Abschnitten explizit aufgezeigt und strukturell beschrieben (vgl. NF 12, S. 24/32-32/47). Dies schien vor allem sinnvoll, weil neben der Darstellung seines weiteren biographischen Werdegangs, in diesem Nachfragekomplex auch Problemandeutungen zur sozialen Organisation und Entwicklung der Landkommune enthalten waren. Dies erfolgt im Anschluss an die Beschreibung der beiden Bilanzierungssegmente, womit auch die strukturelle Beschreibung endet. Am Ende des Interviews bedanke ich mich bei Georg für seine Offenheit. Er schaut mich daraufhin an, lächelt etwas verschmitzt und erwidert abschließend „Bitte“ (vgl. 32/48-49). Als ich dann das Aufnahmegerät ausschalte, steht er sogleich von seinem Stuhl auf und meint, er müsse nun auch seiner Arbeit nachgehen. Wir verabschieden uns mit dem Hinweis, dass wir uns die Tage sicher noch über den Weg laufen werden.

Sowohl in der autobiographischen Stegreiferzählung als auch im Nachfrageteil, gibt es einige erzählstrukturelle Auffälligkeiten. So bleibt die gesamte Darstellung z.B. stark fokussiert auf seine berufsbiographische Entwicklung und den Übergang in die landkommunitäre Gemeinschaft, wo hingegen die Familie und das private Leben kaum thematisiert und bisweilen auch ausgeblendet werden. Über weite Strecken sind erzählende und berichtende Darstellungsteile im Interview enthalten. Hin und wieder wird das Kommunikationsschema der Argumentation dominant, es bestimmt aber nicht die Erzählstrukturen. Bei einigen Argumentationsschemata bedient sich Georg den von der Landkommunenbewegung kontrollierten Interpretamenten, so u.a. wenn es um Gesellschaftskritik und unmittelbar damit verbunden um die Sinnhaftigkeit und Relevanz der sozialen Bewegung geht. Eine Haupterzähllinie ist gut erkennbar. Im Aufbau der Erzählsegmente sind neben einigen Hintergrundkonstruktionen, auffallend viele Kommentarteile eingelagert. Sie sind häufig so aufgespannt, dass die unterschiedlichen Erfahrungsebenen von früher zu heute differenziert zum Ausdruck kommen und jene verschiedenen Perspektiven miteinander verglichen, bewertet und zusammen geführt werden. Die Kommentarteile sind sprachlich geprägt von der Gegenwart seiner Beteiligung an der kollektiven Bewegung, von der er aus auf sein Leben zurückblickt. Vor diesem Hintergrund stellt die Schilderung der Lebensgeschichte den Versuch einer aufrichtigen inneren Auseinandersetzung des Mannes dar, sein Leben und seine eigene Verstrickung in ganz unterschiedlichen Institutionen und Organisationen kritisch zu reflektieren. Die z.T. schmerzhaft biographische Arbeit Georg Menzes ist dabei nicht von einer Darstellungsrhetorik gekennzeichnet, die melodramatische, ironische oder anklagende Züge trägt. Der Erzähler verfolgt weder eine narzisstische Selbstdarstellung, in der etwaige Erfolge oder Leidenserfahrungen besonders herausgestellt werden, noch werden persönliche Enttäuschungen heruntergespielt oder Gefühle der Verantwortung von sich weg geschoben. Die biographische Erzählung ist an den entsprechenden Stellen vielmehr durch ein konsequentes Von-sich-Sprechen in authentischer Betroffenheit gekennzeichnet, wodurch zentrale Aspekte eines abgewogenen und in sich reinhörenden Verarbeitungsprozesses seiner Lebensgeschichte deutlich werden. Die Sorgfalt, mit der die biographische Arbeit betrieben wird, kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der anhaltende Prozess seiner Selbstauseinandersetzung mit vereinzelt Schwierigkeiten verbunden ist.

## 6.2 Biographischer Werdegang

Georg Menze wird 1965 in einer Kleinstadt in Sachsen geboren. Der Vater ist Offizier und Fluglehrer bei der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR. Die Mutter arbeitet als Lehrerin. Georg hat eine vierzehn Jahre jüngere Schwester. In seiner Familie erfährt er eine strenge sozialistische Erziehung. Georg interessiert sich schon frühzeitig für die Dinge beim Militär. Sein besonderes Hobby liegt in der Fliegerei.

Ab 1971 besucht Georg die zehnklassige Polytechnische Oberschule. 1983 legt er das Abitur auf der Erweiterten Oberschule ab. Als Offiziersbewerber absolviert Georg an einer Offiziershochschule sein Studium für Elektronik und Elektrotechnik. Noch während des Studiums tritt Georg der SED bei. 1987 wird er zum „Jungen Leutnant“ beim Flugbodenpersonal befördert, zwei Jahre später zum „Oberleutnant“ ernannt.

Mit dem gesellschaftlichen Umbruch 1989/90 wird die NVA der Bundeswehr angegliedert. Für Georg sind die Umstrukturierungen mit mehreren Ortsversetzungen und Weiterbildungen verbunden. Die Ausbildung zum so genannten „Europäischen Fluglotsen“ ist dabei von zentraler Bedeutung. Während einer Weiterbildung beim Bundessprachenamt bricht Georg seine militärische Berufslaufbahn ab und entscheidet sich 1992 für den Ausstieg aus der Bundeswehr. Eine berufliche Alternative zum Militär sieht Georg in der Landwirtschaft. So begibt er sich gemeinsam mit Freunden auf die Suche nach einem geeigneten landwirtschaftlichen Hof. Im Zuge der aufkommenden Landkommunenbewegung in Ostdeutschland schließt sich Georg Gruppen an, die sich in Vorbereitung solcher kommunitären Lebensformen auf dem Land befinden. Er nimmt an größeren Meetings der Landkommunenbewegung teil. Wenig später ist Georg Gründungsmitglied einer Landkommune. Anfang der 90er Jahre gründet diese einen gemeinnützigen Verein und bezieht bald darauf einen landwirtschaftlichen Hof. Hier ist Georg über verschiedene Fördermaßnahmen vom Arbeitsamt am Aufbau eines landwirtschaftlichen Betriebes beteiligt. In der Landkommune lernt Georg 1994 seine Freundin kennen. Ein Jahr später wird die gemeinsame Tochter geboren. Georg trägt heute neben seiner Funktion als Gesellschafter des Betriebes Verantwortung für die Tierhaltung und für die Vermarktung der landwirtschaftlichen Produkte in der Region.

### 6.3 Strukturelle Beschreibung

#### *Anfangserzählung des autobiographisch-narrativen Interviews mit Georg Menze*

##### **Segment 1 (Seite 1/1-16)**

I.: Also G., ich interessiere mich für Dein Leben und Deine Lebensgeschichte bitte erinnere Dich zurück und erzähle mir Dein Leben ich würde Dich jetzt mal zu Wort kommen lassen und Dir zuhören

G.: Die gesamte Lebensgeschichte soweit ich mich zurückerinnere

I.: Na an irgendnem Punkt kannst ja anfangen

G.: Puhh hmh (..) naja interessant wurde s wahrscheinlich dann so (..) eh als ich die polytechnische Oberschule besuchte und ne Berufswahl anstand ne das is glaub ich (2) eh da da war dann so das Wirkungsfeld von was will ich eigentlich und, was will die Gesellschaft so um mich rum ne /I.: Ja/ (2) und irgendwie (räuspern) da ich aus einem Elternhaus komm, wo der Vater bei der Armee war da hat mich die Sache des, (2) naja des Militärs interessiert der Technik (2) naja der Verteidigung des Furetweiseinstehens und also, es war mir nicht fremd eh, zu dienen irgendeiner Sache ja (..) und, das hat sich bei mir ganz gut verbunden (..) also die Liehaberei für Technik speziell Flugzeuge, und (2) der Ernst der Sache der bei der Armee dahinter steckt so ne, und da bekam ich so die Klarheit ich möchte irgendwie bei der Armee mit nem mit der Fliegerei was machen, (2)

(1) Das erste Segment beginnt mit der Erzählaufforderung nach der Lebensgeschichte des Informanten Georg Menze (im Transkriptionsschema abgekürzt mit G.) durch den Interviewer (abgekürzt mit I.). Nachdem der Stimulus gesetzt ist, reagiert der Informant zunächst mit der Rückfrage, ob es sich beim Gesprächspartner tatsächlich um die „gesamte Lebensgeschichte“ handele, die für ihn von Interesse sei. Der Interviewer antwortet darauf nicht direkt, sondern gibt dem Informanten zu verstehen, dass dieser den Zeitpunkt selbst bestimmen könne, von dem aus er gewillt ist, seine Lebensgeschichte zu schildern. Nach dieser kurzen unkomplizierten Aushandlungssituation scheint für den Informanten nun klar zu sein, worum es im Folgenden geht, jedenfalls gelangt er ins Erzählen.<sup>2</sup>

Unter Einsatz einer Erzählpräambel („Puhh hmh (..) naja interessant wurde s wahrscheinlich dann so“) beginnen die Darstellungsaktivitäten mit den Erinnerungen an die Berufswahlentscheidung, der Konkretisierung des Berufswunsches und ersten Impulsen für ihre Umsetzung. Das gesamte Erzählsegment ist fokussiert auf die berufsbiographische Thematik.<sup>3</sup> Der

<sup>2</sup> Im Folgenden ist sowohl die Rede vom Erzähler als auch von Georg Menze, die freilich ein und derselben Person entsprechen.

<sup>3</sup> Dass der Erzähler den Einstieg in die Stegreifdarstellung mit seiner Berufswahl bei der NVA beginnt, kann zunächst dem Phänomen geschuldet sein, dass männliche Erzähler im Allgemeinen ihre Lebensgeschichte häufig mit der Berufsbiographie identifizieren, da sich die biographische Binnensicht oft erst angesichts der äußeren sozialen Prozeduren des Lebenslaufs entwickelt (vgl. Alheit & Dausien 1985/59). Der Stoßseufzer am Anfang der Erzählung („Puhh hmh“) spricht jedoch auch für eine kurzzeitige Überforderung. Die anschließende Erzählfokussierung auf Aspekte des beruflichen Werdegangs kann die Funktion eines Rahmens einnehmen, in dem sich der Erzähler sicher fühlt bzw. von dem er mit einer gewissen Sicherheit sprechen kann.

Grundgedanke des Erzählers besteht in der Bekundung seiner Überzeugung, die in der Familie (väterlicherseits) bestehende Tradition militärischer Berufsausübung fortzuführen. Der berufsbiographische Plan erhält eine naturwüchsige Plausibilität durch die Person des Vaters, der mit der Aufbaugeneration der DDR in Verbindung gebracht werden kann und bei der Nationalen Volksarmee (NVA) tätig gewesen ist. Die Mutter hingegen wird hier nicht thematisiert und dies vermutlich deshalb, weil sie im Zusammenhang mit der Berufswahl nicht so eine entscheidende Rolle gespielt hat wie der Vater. Allerdings erhält der Vater kein ‚Gesicht‘, sondern wird als eine Art biographische Orientierungsfigur für den eigenen Lebensentwurf in die Erzähldarstellung gebracht. Auf eine ausführliche Darstellung der Familienkultur und des sozialen Alltags in der Familie wird ganz verzichtet.

Besonders auffallend im Segment ist Gegenstanordnung von Ich und Gesellschaft („was will ich eigentlich und, was will die Gesellschaft so um mich rum ne“). Im Anschluss daran wechselt das Kommunikationsschema; der Erzähler beginnt fortan zu argumentieren („und irgendwie (räuspern) da ich aus einem Elternhaus komm...“).<sup>4</sup> Assoziativ wird das Interesse am Militär und der Technik an das prägende Elternhaus, insbesondere den Vater, rückgekoppelt. Aus dem gerafften Hintereinanderschalten der Teilaktivitäten (des Militärs, der Technik, der Verteidigung, des Für-etwas-Einstehens), in denen sich die unmittelbare Affirmation, „irgend-einer Sache“ zu dienen, zu begründen scheint, deutet sich an, dass Georg bereits im mittleren Jugendalter (er dürfte ca. 14 oder 15 Jahre alt gewesen sein) die Ansicht vertritt, seine individuelle Entwicklungsgeschichte an einer höheren gesellschaftlichen Gestaltungsordnung auszurichten und sich an deren Werten und Normen orientieren zu wollen. Im Erzähltext sinkt das Detaillierungsniveau rapide an der Stelle ab, wo das Elternhaus bzw. der Vater mit dem Militär in Verbindung gebracht wird. In der Folge verzichtet der Sprecher auf eine Darstellung des sozialen Prozesses, wie er durch das Elternhaus oder besser durch den Vater nun faktisch mit dem militärischen Beruf in Berührung gekommen ist. Dafür wird jener soziale Prozess unter Zuhilfenahme abstrakter Prädikate nur noch als Summe präsentiert und dabei die eigene motivleitende Haltung zu ihm aufgezeigt („da hat mich die Sache des, (2) naja des Militärs interessiert der Technik (2) naja der Verteidigung des Für-etwas-Einstehens“). Insbesondere die Verwendung der höhersymbolischen Prädikate des „Für-etwas-Einstehens“ und der „Verteidigung“ zum Schutze

---

<sup>4</sup> In dem sich der Erzähler bei der Darstellung der ersten Phasen seines Lebens überwiegend solchen Prozessen zuwendet, die seinen beruflichen Werdegang bei der NVA berühren, ist auffällig, dass die narrativen Erzählpassagen stark mit argumentativen Erzählabschnitten konkurrieren, z.T. sogar vollständig durch das Argumentationsschema verdrängt werden. Mit Blick auf die Gesamterzählung besteht von daher am Ende die Notwendigkeit, „die eigentheoretischen, argumentativen Einlassungen des Informanten zu seiner Lebensgeschichte und zu seiner Identität [...] unter Ansehung des Ereignisablaufs, der Erfahrungsaufschichtung und des Wechsels der Prozeßstrukturen, systematisch auf ihre Orientierungs-, Verarbeitungs-, Deutungs-, Selbstdefinitions-, Legitimations-, Ausblendungs- und Verdrängungsfunktion hin zu interpretieren“ (Schütze 1983/286f).

des Staates weist darauf hin,<sup>5</sup> dass bei Georg offenbar Vorstellungen existierten, in denen die eigene Subjektivität möglichst mit den kollektiven Erwartungen und Interessen der sozialistischen Gesellschaft überein laufen sollte. Zudem entsprechen diese Begriffe gewissen Kategorisierungen, in denen Teile der kollektiven Identität und symbolischen Sinnwelt der NVA zum Ausdruck gelangen. Die Anordnung von Ich und Gesellschaft steht also nicht in einer dynamischen Gegenüberstellung, sondern in einem harmonischen Einklang, der ab diesem Zeitpunkt und wohl für einige Zeit im Voraus festgelegt schien.

Auch wird erkennbar, dass es für Georg ein ganz persönliches Hobby und Interesse an der Fliegerei gibt. So greift das eigene Steckpferd exakt in die beruflichen Orientierungen des Vaters, der sicher nichts gegen die Berufswahl seines Sohnes einzuwenden hatte. Gegen Ende des ersten Segments wird dann auch angekündigt, dass das Militär gewissermaßen als Plattform für das Einlösen des hier angedeuteten biographischen Handlungsschemas betrachtet wird; nämlich über die Armee zur Fliegerei zu gelangen und sich dabei einer gesellschaftlichen Aufgabe verschreiben zu wollen. Alternative berufliche Ideen oder Entwürfe, die außerhalb des Militärs liegen, werden nicht formuliert.

Mit dem Einstieg in die Stegreiferzählung hat Georg sogleich den Fokus auf seine berufsbio-graphischen Orientierungen und Ziele gesetzt, worin auch der Schwerpunkt des gesamten ersten Erzählsegments liegt. Seine Auseinandersetzung mit der Berufswahl, das Interesse für die Fliegerei und die Entscheidung für einen Beruf im Militärwesen, wurden von ihm im Wesentlichen auf den Einfluss des Vaters zurückgeführt. Der thematische Auftakt beinhaltet unweigerlich auch eine grobe zeitliche Festlegung, mit der die autobiographische Erzähldarstellung begonnen wurde. Dieser Zeitpunkt kann ungefähr auf das letzte Drittel seiner Schulzeit datiert werden, einer Zeit, als die Frage nach den Vorstellungen von der beruflichen Zukunft an die Jugendlichen herangetragen wurde. Mit dem hier noch einmal kurz paraphrasierten Einstieg in die Stegreifdarstellung ist nicht entgangen, dass der Erzähler kein Wort über seine Kindheit verloren hat und zeitlich betrachtet, relativ spät erst aus seiner Lebensgeschichte zu erzählen bereit ist. Im Nachfrageteil, als Georg von mir noch einmal auf seine Kindheit hin angesprochen wurde, hat er diese Aussparung am Beginn seiner Erzähldarstellung scheinbar

---

<sup>5</sup> Durch den Einsatz der höheren, prädikativen Begriffe (Kamlah & Lorenzen 1967/27-31, 45-69) wird hier eine detaillierte Beschreibung verhindert, die für den Zuhörer eine Möglichkeit hätte darstellen können, den sozialen Prozess, den Georg im Zusammenhang mit seiner Auseinandersetzung um die Berufswahl durchlaufen hat, exakt nachzuvollziehen. Durch die hintereinander geschalteten Prädikate wird jedoch genau dieses Vorstellungsvermögen des Zuhörers nicht angeregt. Vielmehr geht es um die Ausschüttung jener abstrakten, aber für den Erzähler anscheinend mit Bedeutung aufgeladenen höhersymbolischen Begriffe. „Hörsymbolisch ist ein Begriff dann, wenn er nicht nur im Sinne einer abstrakten Klasse bzw. Schematisierung (vgl. Kamlah und Lorenzen 1967: 92f., 99), sondern darüber hinaus als Hinweis auf Vorstellungsgehalte in einer symbolischen Sinnwelt außerhalb der alltäglichen Existenzwelt verstanden werden muss (vgl. Schütz 1962: 229-234, 343)“ (Schütze 1987c/171).

nicht vergessen, denn ohne auf diesen 'blinden Fleck' hingewiesen worden zu sein, begründet er das Fehlen einer expliziten Kindheitsdarstellung folgendermaßen:

NF 1, 14/31-40

I.: Mhm gut, eh du hast am Anfang deine Schulzeit erwähnt und auch von deiner Armeezeit gesprochen kannst du vielleicht noch etwas zu deiner Kindheit und Schulzeit sagen

G.: Na ich fing vorhin deswegen an an dem Punkt der letzten Schuljahre an weil mir das recht einfach fällt (...) mhm das hab ich recht bewusst erlebt, (...) wo ich och anfang mir erste Bilder vom Leben zu machen und och erste Entscheidungen treffen musste mit der Berufswahl ne, (...) das davor das ist manchmal so als würde ich das erst heute noch immer versuchen zu reflektieren um es zu begreifen ne, (...) mhm es fällt mir also wesentlich schwerer zu erzähl'n zu erklär'n wie die Kindheit so war, also klar is mir geworden das–

[Der plötzliche Erzählabbruch erfolgt hier aufgrund einer eingeworfenen Zwischenfrage meinerseits, die nicht als glücklich bezeichnet werden darf, weil sich eine Art Ergebnissicherung anzubahnen schien; d. Verf.]

Erkennbar wird aus dieser argumentativ untersetzten Erzählpassage jetzt, dass es dem Erzähler deutlich leichter fällt, von einer „bewusst erlebten“ Zeit zu sprechen (d.h. von jener lebensgeschichtlichen Phase, mit der auch die Stegreiferzählung beginnt), als von der Zeit, die davor liegt und die Lebensabschnitte seiner Kindheit und frühen Jugendphase betrifft. Mit der Grenzziehung zwischen dem 'davor' und dem 'danach' oder besser 'ab dann' hat Georg einen Zeitpunkt bestimmt, den er mit dem Erwachen eines Bewusstseins assoziiert und von dem ausgehend, es für ihn lohnenswert scheint, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Durch die Markierung dieser Grenze entsteht der Eindruck, dass es sich bei seiner frühen Entwicklungsgeschichte um Erfahrungen handelt, die für ihn mit bestimmten Schwierigkeiten verbunden sind und über die er nicht weiter Auskunft erteilen möchte. Denn der Erzähler gibt zu verstehen, dass er sich dahingehend in einem bereits länger anhaltenden („noch immer“), aber noch nicht abgeschlossenen Prozess der inneren Auseinandersetzung befindet, wodurch er sich in der Interviewsituation nicht in der Lage sieht, die Zeit 'davor' sprachlich offen zu legen. Die unübersehbare Auslassung der Kindheitsthematik am Beginn der Haupterzählung wird also nachträglich mit einer nicht abgeschlossenen Reflexionsphase begründet. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass er seine Kindheit hier nicht thematisiert. Es ist an dieser Stelle nur zu vermuten, dass die auf das Fehlen persönlicher Erklärungsgewissheit zurückgeführte Ausblendung der ersten lebensgeschichtlichen Etappen nicht aus formalen oberflächlichen Gründen erfolgt ist.<sup>6</sup> Auch wurde Georg dahingehend weder zu einer Stellungnahme noch zu

<sup>6</sup> Eine Ausblendung muss nicht zwangsläufig immer den Versuch einer bewusst initiierten oder vorgenommenen Selbstverschleierung bedeuten. Sie kann auch das Ergebnis „einer mehr oder weniger bewussten Neigung zum 'Nicht-mehr-darandenken-Wollen' [darstellen; d. Verf.]. Entgegen dem ersten Anschein entlastet das Ausblenden aber nur oberflächlich. Es hat

einer Rechtfertigung gedrängt. (Er ist im Rahmen des immanenten Nachfrageteils lediglich gebeten worden, noch etwas zu seiner Kindheit und Schulzeit zu sagen – vgl. die offene Erzählaufforderung oben; NF 1, 14/31-40). Offenbar deutet die Formulierungsweise, nach der er sich sinngemäß selbst erst die betreffenden Erfahrungsprozesse seiner Kindheit erklären muss und sie auch nur unter Verwendung eines umfassenden Beiwerks an Erklärungen gegenüber dem Interviewer präsentieren würde, darauf hin, dass in der nicht thematisierten Kindheit ein gewisses Problempotenzial zu sitzen scheint. Vielleicht ist darin ein Grund zu sehen, dass ihm eine unbekümmerte freilaufende Darstellung seiner Kindheit so schwer fällt. Der Versuch des Erzählers, einen abschließenden erkenntnisgenerierenden Kommentar anzubringen („also klar ist mir geworden das–“), wird hier durch die ungünstigerweise eingebrachte Zwischenfrage des Interviewers unterbunden.

An späterer Stelle im Nachfrageteil, als ich erneut versucht habe, erzählgenerierend nachzufragen, wird ansatzweise dann doch auf die Kindheit und das Leben in der Ursprungsfamilie eingegangen. Man erfährt dort zunächst von einer Wochenkrippe, die Georg in den ersten Monaten seines Lebens besucht hat und worüber er sich, – als er im Nachhinein davon erfahren hat –, bestürzt zeigt. Die Familie ist mit häufigen Wohnortwechseln konfrontiert, was den beruflichen Aktivitäten des Vaters geschuldet ist. Auch ist der Vater aufgrund seines Berufes nur selten zu Hause. Dafür spricht eine Bemerkung, die als Einleitung in ein Erzählsegment des Nachfrageteils fungiert. Dort wird deutlich, wie die Abwesenheit des Vaters dazu führt, dass er von Georg fast einen Gästestatus zugesprochen bekommt: „ja ja ich eh ja ich hab n weniger in Erinnerung als liebevollen, Vater der sich mir hingibt und mit mir spielt, als mehr der, so der Besuch der in der Familie dann da is“ Georg Menze; NF 4, 15/31-33 –; das Segment wird weiter unten im Gesamten noch einmal vorgestellt, weil hier noch ein weiterer wichtiger Aspekt auftaucht. Nicht unproblematisch scheint dabei das maßgeblich vom Vater diktierte autoritäre Erziehungsmodell. Der Vater ist nämlich trotz seines häufigen Fernseins derjenige, der wenn auch `von außen` das Familienleben steuert. Der strengen Erziehung, die als unhinterfragbar galt, hatte sich auch die Mutter anzuschließen. Sie soll die erzieherischen Vorstellungen und Maßnahmen des Vaters während seiner Abwesenheit stellvertretend um-

---

zur Konsequenz, dass belastenden Erlebnisse nicht systematisch evaluativ und reflektorisch durchgearbeitet werden, dass der Betroffene also nicht eine grundsätzliche biographische Haltung zu ihnen entwickelt. Die Erlebnisse wirken gerade deshalb im vorbewußten Gefühls- und Denkhauhalt beständig weiter, ohne dass der Betroffene davon deutliche und gezielte Kenntnis nimmt. Sie können so eine bedrückende Lebensstimmung hervorrufen, und zumindest bewirken sie in der alltäglichen Orientierungs- und Handlungspraxis die Ausprägung mühevoller sowie diffus beschämender und Gewissensbisse hervorrufender Ausweich- und Umgehungsstrategien gegenüber potentiellen Interaktionspartnern, Handlungsmustern, sozialen Objekten, die an die belastenden damaligen Erlebnisse vorbewußt oder auch bewußt erinnern und Angst-, Niedergeschlagenheits- oder Ohnmachtgefühle vermitteln würden, wenn man ihnen nicht wirklich begegnen und sie deutlich in den Blick nehmen würde. Die Ausblendungspraktiken und Umgehungsstrategien zahlen sich mithin nicht aus“ (Schütze 1987c/219f).

setzen. Dies zeigt der folgende Ausschnitt, nach dem kurz zuvor bekannt wurde, dass die Eltern, als Georg 14 Jahre alt ist, noch eine Tochter bekommen: „ehm tja (räuspern) mein Elternhaus ähh würde ich so charakterisieren dass mein, Vater war ständig unterwegs, ich hatte mehr die Bindung zu meiner Mutter (..) und die war aber manchmal ziemlich genervt und ohnmächtig vermute ich heute, (..) eh ich erinner mich an spätere Situationen wo se dann dem Vater erzählte was der Lausbub wieder angerichtet hatte, und der dann wiederum Kraft seiner Wassersuppe so erzieherische Maßnahmen einleiten wollte, (..) heute würde ich es so auslegen dass er selbst der Mutter zum Munde geredet hatte, (3)“ Georg Menze; NF 3, 15/16-22). (Von einer besonderen Beziehung, die sich zur Schwester entwickelt hätte, kann nicht die Rede sein. Es entsteht der Eindruck, dass die Schwester lediglich in die Erzähldarstellung eingebunden wurde, weil ich direkt nach Geschwistern fragte.)

Vor dem Hintergrund dieser hier knapp aufbereiteten Informationen soll nur noch einmal auf die vom Erzähler gleich zu Beginn seiner Stegreifpräsentation eingebrachte Rolle und Bedeutung des Vaters hingewiesen werden, der in der Gestaltung des Alltags im Grunde genommen keine besonders große Rolle spielt, um so mehr aber ein hohes Ansehen genießt. Der starken Bewunderung und Idealisierung des Vaters, dem es in den Augen Georgs nachzuahmen gilt, scheint weder dessen eigentliche `Abwesenheit` noch die ab und zu von ihm aufgebotene Machtdemonstration im Wege zu stehen. Wie es in der einzigen aussagekräftigen Erzähldetaillierung zur Kindheit im gesamten Interview deutlich wird, ist sogar das Gegenteil der Fall. Nachdem der Erzähler kurz zuvor oben noch, und dies auch nur beiläufig, von einer stärkeren Bindung zur Mutter gesprochen hat, bringt er ausgelöst durch eine neue Nachfrage folgende Geschichte:

NF 4, 15/29-45

I.: Dein Vater war oft weg sagst du aber wenn er da war war er sehr deutlich da und erzieherische Maßnahmen eingeleitet also Bestrafung hast du angedeutet

G.: Ja ja ich eh ja ich hab n weniger in Erinnerung als liebevollen, Vater der sich mir hingibt und mit mir spielt, als mehr der, so der Besuch der in der Familie dann da is und, (lacht) und dann och hab mehr so n von der negativen Seite erlebt so, ich weiß er hat mit mir mal ne Eisenbahnplatte zusammengebaut aber, dass is ihm fast überm Hals gewachsen er hat das gar nicht richtig geschafft und dann, nur peu à peu hat er ma weiter gebaut also es war nich mit mir baun sondern er hat s dann alleine gebaut, (..) und irgendwie hab ich zwar dann auch gespielt damit aber, so richtig eh wir hätten s gemeinsam machen können und müssen wahrscheinlich, ne Eisenbahnplatte gemeinsam zu bauen, und gemeinsam och zu betreiben denk ich ne so (lacht) das war anders er hat die dann selbst gebaut hat se mir dann hingestellt so, hat viel zu lange damit gebraucht da war mein mein ganzer Enthusiasmus schon wieder weg

I.: Hast du dich als Kind gefreut wenn er mal wieder kam?

G.: Mhm das weiß ich nich mehr genau (..) ich denk schon also, in gewissem Sinne war er mein Vorbild ne, (..) er trug ne Uniform und ähm tat was Wichtiges war auch angesehen so in unserem Umkreis hatte och gute Freunde (4)

Der Interviewer greift hier einen bestimmten Erzählausschnitt des zuvor vom Sprecher selbst thematisierten Schwerpunkts der Erziehungspraxis der Eltern auf. Sprach der Erzähler dort pauschal von „erzieherischen Maßnahmen“, die insbesondere der Vater „Kraft seiner Wasserruppe“ (Georg Menze; NF 3, 15/20-21) auszuüben pflegte, war nun von Interesse, zu erfahren, was es mit diesen Interventionsaktivitäten auf sich hatte. Das direkte Ansprechen dieser Problematik zwingt den Informanten nun zu einer Plausibilisierungsdarstellung, um diesen Erfahrungsbereich auch für den Zuhörer zugänglich und verständlich zu machen. Dafür argumentiert der Erzähler zunächst, dass er den Vater nicht als liebevollen signifikanten Andern in seine Erinnerungen einschließen könne, was er damit begründet, dass der Vater wenig Bereitschaft zeigte, eine innige und vertrauensvolle Beziehung mit dem Sohn aufzubauen. In den kritischen Augen des Sprechers vermochte es der Vater nicht, adäquat auf die Bedürfnisse und Interessen seines kindlichen Daseins einzugehen und sich ihm über gemeinsame Spielaktivitäten zuzuwenden. Diese tendenziell vorwurfsvoll untersetzte Haltung kumuliert dann in der vom Erzähler präsentierten Wahrnehmung des Vaters als ‚Besucher‘ der Familie, durch die eine große Distanz zum Ausdruck gebracht wird und die auf die fehlende Verbundenheit und Teilbarkeit von schönen Erlebnissen und Erfahrungen hinweist. Das aus dem Transkriptionsschema heraus erkennbare flüchtige Auflachen des Erzählers, das sich kurz nach der sozialen Kategorisierung des Vaters als ‚Besucher‘ anschließt, lässt sich hier als Abneigung, gewissermaßen als eine Form offener Enttäuschung und Betroffenheit interpretieren. Denn so lässt sich im Anschluss daran nachvollziehen, dass der Vater in der Besucherrolle eine für Georg in erlebensspezifischer Hinsicht negative Zuschreibung erfährt. Sie sticht nun als ein Kontrast zu seinen unerfüllt gebliebenen Vorstellungen und Sehnsüchten von jenem Vater als hinwendungsvolle und fürsorgliche Bezugsperson hervor.

Aus der Erzählsituation heraus, den Vater eher „von der negativen Seite“ erlebt zu haben, merkt der Erzähler anscheinend nun, dass er eine selbsterlebte Geschichte präsentieren muss, die als Beleg<sup>7</sup> für das Zustandekommen seines negativen Bildes vom Vater taugt. Augenblicklich tritt dann die wichtige Funktion des Erzählens hervor, denn der Sprecher überlässt sich nun seinen Erinnerungen und vergegenwärtigt sich eine konkrete Situation aus seiner Kindheit, an der er das Unvermögen und die soziale Inkompetenz des Vaters in seiner Art und Weise, die Beziehung zu ihm zu gestalten, exemplifizieren kann. Gezielt stellt der Erzähler deshalb dar, wie der Vater während des gemeinsamen Aufbaus einer Eisenbahnplatte, allmählich in Ungeduld und Misslaune verfällt und dabei das eigentliche Verlangen des Sohnes nach aktiver Mitbeteiligung an den Basteleien gar nicht erfasst („dass is ihm fast übn Hals gewachsen er hat

---

<sup>7</sup> Belegerzählungen dienen weitestgehend dazu, eine angerissene Argumentation weiter plausibel zu machen (vgl. Kallmeyer & Schütze 1977/187).

das gar nicht richtig geschafft und dann, nur peu à peu hat er ma weiter gebaut also es war nich mit mir baun sondern er hat s dann alleine gebaut, (...)“). Genauer, der insgeheime Wunsch von Georg, die Eisenbahnplatte zusammen mit dem Vater aufbauen oder etwas abstrakter ausgedrückt, mit ihm in Interaktion treten zu wollen, wird nicht erwidert. Im Gegenteil, scheinen die Erwartungen nach einem Austausch und einer gemeinsamen Gestaltung der Interaktionssituation einseitig. Der Geschichte zufolge zeigt sich der Vater auch im Anschluss an die fertig gebaute Eisenbahnplatte nicht bereit, diese mit dem Sohn einzuweihen und zu betreiben; er entzieht sich somit einem möglicherweise wichtigen sozialen Ritual und Spiel, wodurch hätten Intimität und Zusammengehörigkeitsgefühl entstehen können („er hat die dann selbst gebaut hat se mir dann hingestellt so,“ → und der sich daran anschließende Abschlusskommentar, in dem der Sprecher seine enttäuschte Haltung aufzeigt; „hat viel zu lange damit gebraucht da war mein mein ganzer Enthusiasmus schon wieder weg“). Der Erzähler versucht in diesem Erlebnis, seinem damaligen Gefühl Ausdruck zu verleihen, vom Vater nicht in das von ihm gewissermaßen ersehnte Handlungsgeschehen integriert und somit auch in seiner Person ignoriert, vielleicht sogar missachtet worden zu sein. Denn Georg bleibt während der Arbeiten, die der Vater an der Eisenbahnplatte allein und eher widerwillig verrichtet, gänzlich außen vor und zwar so weit, dass er zum sensiblen Beobachter der Situation wird. Das Empfinden der eigenen Desintegration scheint möglicherweise ein Grund, warum Georg die situative Überforderung des Vaters so aufmerksam verfolgen kann. Im Kern der Darstellung steht seinem inneren Erleben nach aber die Verletzungserfahrung, die durch das Übergehen seines Wunsches nach liebevoller Zuwendung und Anerkennung, mit einer schwerwiegenden Enttäuschung verbunden bleibt.<sup>8</sup> Wichtig scheint mir an dieser Geschichte der Punkt, dass Georg den beruflich stark eingebundenen Vater nicht nur `objektiv` selten zu Gesicht bekommt. Der Vater – und das zeigen die Schilderungen vortrefflich –, wird von Georg auch während seiner besuchsweise Anwesenheit in der Familie als `abwesend` wahrgenommen. Dies kann sicher insofern schmerzlich sein, als dass die tatsächliche Abwesenheit des Vaters dazu führt, dass gerade dann eine besondere Freude und Erwartung aufkommt, wenn der Vater den vertrauten Ort der Familie betritt. Die Freude und Begeisterung potenziert sich sozusagen auf den Tag hin, an dem der Vater die heimatische Schwelle übertritt und für den erwartungsvollen Sohn präsent scheint. Umso tragischer ist es dann, wenn die darauf konzentrierten Hoffnungen und Sehnsüchte unerfüllt bleiben, der Vater emotional unzugänglich und distanziert in Erscheinung tritt und sich das Bild einer zuvor sicher geglaubten Wahrnehmung vom faktisch anwesenden Vater verzerrt. Ein Gebaren dessen, sich

---

<sup>8</sup> Es ist möglich, dass eine solche Situation zugespitzt formuliert, auch als Erfahrung des Entzugs von Anerkennung empfunden werden kann. Weiter unten kann andeutungsweise aufgezeigt werden, dass das gerade in der Konstellation dieser Vater-Sohn-Dyade mit einer besonderen Brisanz verbunden ist.

ein unbeschädigtes, vollkommenes Bild vom Vater zu erhalten, kann im Nicht-wahrhaben-Wollen, in der Ausblendung und Verdrängung dieser schweren Enttäuschung liegen. Mehr noch kann ein solcher Mechanismus dazu führen, den als abwesend erlebten Vater in extremer Weise zu idealisieren.

Diesen Gedanken hier ausgeführt zu haben, scheint nicht von ungefähr, wenn man den weiteren Verlauf der Erzählpassage verfolgt. Auf die Frage hin, ob sich Georg auf ein Wiederkehren des Vaters in die häusliche Umgebung gefreut hat, erfolgt ein plötzlicher Erinnerungsabriss, wodurch auch der Detaillierungsgrad schlagartig aufgehoben ist („mhm das weiß ich nicht mehr genau (..)“). Dieser auffallende Abriss des Erinnerungsstroms wird anschließend, wenn zunächst auch nur vage, dadurch relativiert, dass der Erzähler auf die grundlegende Bedeutung des Vaters als Vorbild hinweist („ich denk schon also, in gewissem Sinne war er mein Vorbild ne, (..)“). Die in diesem Kommentar eingebettete Argumentation scheint hier vor allem die Funktion zu haben, den Vater aufgrund seines angesehenen Status als biographische Orientierungsfigur anerkannt und verehrt zu haben. Dabei schienen dessen häufiges Fernbleiben und sein bisweilen teilnahmsloses, fast beziehungsloses Auftreten, wie sie von Georg in der episodischen Geschichte beschrieben wurden, in den Hintergrund zu treten und von der Dominanz idealisierter Vorstellungen überformt („er trug ne Uniform und ähm tat was Wichtiges war auch angesehen so in unserem Umkreis“). Gleichwohl der autoritäre Vater im Vergleich zur Mutter kaum im familiären Alltag präsent ist, nimmt er für Georg eine wesentlich höhere Bedeutung als die Mutter ein, was den omnipräsenten Charakter der Vaterfigur auszeichnet.<sup>9</sup>

## Segment 2 (Seite 1/16-31)

zwischendurch war ich dann och ma mehr so politisch engagiert oder eh ich dünkte mich politisch engagiert zu sein so es hab ich gemerkt diese, der kleine Klassenkampf in der Schule der immer stattfand ne zwischen den Roten und den nicht Roten, heute kann man s so sagen (räuspern) der brachte mich zu einem Stolz, einfach DDR Bürger zu sein das och zu rechtfertigen und, eh das och sinnbildlich und och als Mensch zu verteidigen ja=das was da war (..) soweit ich meine Großeltern und mein Vater verstanden habe, war das ne gute Sache diese DDR zu machen (..) und da war mir klar dass ich der ich mit diesen Vorfahren so groß geworden bin, och im Dienste dieser DDR was machen will (..) das ging bis hin das ich sachte okay dann mach ich eben nichts mit Fliegerei

<sup>9</sup> Erfüllt der im Grunde 'abwesende' Vater einerseits in nur unzureichender Weise die Sehnsucht des Sohnes nach Anwesenheit, Liebe und Zuwendung, wird er doch andererseits mit Stolz bedacht und als Vorbild idealisiert. Insbesondere die Idealisierung des Vaters aus der Perspektive des Sohnes verleiht dem Vater eine übermenschliche Größe, die er sonst nicht hat und auch nie erlangen wird. Sie setzt ein hierarchisch geordnetes Oben und Unten voraus, wobei nicht nur das Beziehungsgefüge asymmetrisch ist, sondern auch die Dialogstrukturen ungleich verteilt sind. Die Präsentation der Macht eines autoritären Vaters kann Gefühle der eigenen Nichtigkeit auslösen, zumindest gebietet sie Zurückhaltung und Respekt des jungen männlichen Geschlechts, die sich in extremer Form in kaum hintergebarter Bewunderung ausdrücken kann. Kafkas (1953) „Brief an den Vater“ trägt dafür symbolischen Charakter (vgl. Kafka 1996/7ff). Der Brief lässt eine fast durchgängige Offenbarung von Einzelheiten seiner Furcht vor der Übermacht des Vaters erkennen. Gleichmaßen holt er die Hochachtung und Ehrerbietung vor dem Vater immer wieder ein. Der in Kafkas Nachlass gefundene Brief hat seinen Vater nie erreicht.

sondern werd Politoffizier, un in der zwölften Klasse als ich mal eh Schwierigkeiten mit der Gesundheit hatte und die Musterung bei der NVA eh so vakant war, da dacht ich dann geh ich zur Stasi (...) dann war ich dort beim Bezirkskommando der Stasi und hab gefragt wie isses n, brauchter n Offizier oder so ich würd mich ausbilden lassen bei euch, (...) ne naja mhm das hat natürlich nicht geklappt die ham gesagt sie sind Berufsoffiziersbewerber bei der NVA, da kriegn wir sie nich mehr raus bleibn se mal dort ja, /I.: Mhm/

(2) Nachdem der Informant seine Berufswahlentscheidung implizit in Verbindung mit einem ungefähren Zeitpunkt gebracht hat, wird das Thema Schule neu aufgegriffen. Allerdings fungiert die Schule hier nur randständig als episodischer Rahmen, in dem der Erzähler anhand des „kleinen Klassenkampfes“ und der Polarisierung zwischen den „Roten und den nicht Roten“ seine grundsätzliche Vertrauenshaltung gegenüber der sozialistischen Gesellschaft, wie auch seinen Stolz, dieser DDR-Gesellschaft zugehört zu haben, zum Ausdruck bringt. Wichtig ist dabei, dass er dies auf eine Weise tut, in dem er selbst ausdrücklich Bezug auf seine sozialisatorische Prägung durch den Vater und die hier neu eingeführten Großeltern nimmt, die für den Prozess der Ausprägung seiner Loyalität und Überzeugung signifikant gewesen sein dürften („der brachte mich zu einem Stolz, einfach DDR Bürger zu sein das och zu rechtfertigen und, eh das och sinnbildlich und och als Mensch zu verteidigen ja=das was da war (...) soweit ich meine Großeltern und mein Vater verstanden habe, war das ne gute Sache diese DDR zu machen“). Eine Thematisierung der Mutter bleibt im Kontext dieser Darstellung erneut außen vor. Was es tatsächlich mit den spielerischen Auseinandersetzungen der peers in der Schule auf sich hatte, wird hier im eigentlichen Sinne nicht weiter ausgeführt.<sup>10</sup> Denn darum scheint es primär nicht zu gehen. In erster Linie geht es darum, anhand der Übernahme der Perspektiven der verwandten Sozialisationsagenten, die Entscheidung für den Militärberuf zu plausibilisieren und darüber hinaus zu unterstreichen, dass er bereit war, sich ganz in den Dienst der DDR-Gesellschaft zu stellen (vgl. die Bilanzierung: „und da war mir klar dass ich der ich mit diesen Vorfahren so groß geworden bin, och im Dienste dieser DDR was machen will“). Diese recht schematischen Illustrationen seiner frühen Selbst- und Weltorientierung treiben schließlich den Erzählfluss bis zu dem Punkt voran, dass zwei berufliche Wahlmöglichkeiten in die Darstellung einfließen; zum einen die Alternative des Politoffiziers in der

<sup>10</sup> Erst in einer Erzähldetaillierung aus dem Nachfrageteil erfährt man Näheres über den „kleinen Klassenkampf“ zwischen den „Roten und den nicht Roten“ gegen Ende der Schulzeit. Mit den „Roten“ sind die Jugendlichen aus Offiziershäusern gemeint, während die „Nicht-Roten“ aus Handwerker- oder Arbeiterfamilien stammen. Der Erzähler beschreibt hier die konfliktuösen Reibungsflächen zwischen den beiden schematisch eingeteilten Gruppen, wobei die Jugendlichen letzterer Gruppe immer wieder durch aufmüpfige und provozierende Aktivitäten gegen die gesellschaftliche Ordnung in Erscheinung treten. So demonstrieren einige von ihnen z.B. symbolischen Protest, indem sie das FDJ-Blauhemd nicht anziehen, über die DDR-Gesellschaft herspötteln und entsprechende Witze reißen. Die Offizierskinder, zu denen Georg zählt, begreifen diese betriebene Antistimmung der „Nicht-Roten“ als Diffamierung und Angriff auf ihre junge Identität und Zugehörigkeit, wodurch die Auseinandersetzung an Emotionalität und Schwere gewinnt, aber schließlich nicht in unkontrollierte Gewalt umschlägt. Interessant scheint hier aber vor allem die von Georg vorgenommenen undifferenzierte Einteilung und Wahrnehmung der zwei, einmal politische Konformität, ein anderes Mal politische Nonkonformität repräsentierenden Fraktionen, wobei er sich mit Besinnung auf seine Herkunft klar zu den „Roten“ bekennt (vgl. NF 6, 16/16-36).

NVA und zum anderen die einer Laufbahn bei der Staatssicherheit. Letztere stellt dann vor dem Hintergrund vorgegriffener Gesundheitsprobleme während des Abiturs in der zwölften Klasse eine echte Option dar, gleichwohl darauf eine Absage vom entsprechenden Bezirkskommando der Staatssicherheit erfolgt. Georg hatte sich bereits zuvor schriftlich für die militärische Laufbahn in der NVA verpflichten lassen. Die abschlägige Antwort von der Staatssicherheit erweist sich jedoch nicht als eine besonders einschneidende Negativerfahrung. Wäre dies der Fall gewesen, hätte der Erzähler vermutlich die Ablehnung in einer anderen Erzählform präsentiert und die mitunter möglichen problematischen oder verlaufskurvenartigen Erleidenserfahrungen gesondert dargestellt. So aber sind textstrukturell sowohl Planung als auch Ablehnung in einer Darstellungseinheit zusammen gezogen, was darauf hindeutet, dass Georg den Karriereplan bei der Staatssicherheit zwar als eine Alternative zur NVA in Erwägung gezogen hat, diese aber wiederum auch nicht dem ganz großen beruflichen Entwurf seines Lebens entsprach. Wichtig ist dem Anschein nach jedoch, dass Georg jene politisch-institutionellen Zusammenhänge mit einem relativ hohen Grad an Sinnstiftung assoziiert, in dessen sich der berufliche Arbeitgeber ruhig ändern kann, solange die 'Sache' an sich hoch bedeutsam bleibt. Eine weitere, hier nur flüchtig angelegte Lesart kann darin bestehen, dass Georg mit den beruflichen Ambitionen bei der Staatssicherheit eine erste Abgrenzung gegenüber den Familienmitgliedern anzustreben versuchte, in dem er weiter noch als sie in den institutionellen Kern, gewissermaßen in die innerste Sphäre der DDR-Gesellschaft, der Staatssicherheit, vorgezogen wäre.

### **Segment 3 (Seite 1/31-46)**

#### **mit Hintergrundkonstruktion**

noja und Flieger konnt ich nun nicht werden aufgrund eines einer Operation an meinem Oberschenkel die ich mit 6 Jahren hatte, und da (..) entschied ich mich für das nächstgelegene also Bodenpersonal Flugleitzentrum Fluglotse ja (..) heute sagt man Fluglotse damals hieß es, (..) ach wie hieß das eh Steuermannleitoffizier, oder Flugsicherungsfachkraft so also hatte verschiedene Bezeichnungen und, der gängigste Begriff heute ist Fluglotse (2) ja also war dort meine Profil klar für die nächsten Jahre ne Ausbildung inner Armee, zum militärischen Fluglotsen (..) klar war damit auch dass mein politischer Werdegang vorbestimmt war dass ich sicherlich Mitglied der Partei werden wollte (..) also ich wolltes und sollte damit auch dann ne, (..) und so ging dann also och meine Delegation zum zur zwölften Klasse also zur EOS (..) heute rückwirkend muss ich sagen wahrscheinlich auch aufgrund des Berufswunsches, /I.: Hmh/ ich war nich der beste Schüler aber ich war och kein schlechter Schüler aber ob ich of die EOS gekommen wär unter den damaligen Bedingungen weeiß ich nich genau auf jeden Fall dass ich Offizier werden wollte hat bestimmt, n positiven Ausschlag gehabt, /I.: Hmh/

(3) Zunächst führt der Erzähler hier aus, dass seine bereits angesprochenen Gesundheitsprobleme während des Abiturs zwar die Realisierung der militärischen Laufbahn in Gefahr, aber den beruflichen Plan in diese Richtung nicht vollständig zum Erliegen gebracht haben. Indessen wird eine in der Kindheit zurückliegende Oberschenkeloperation erwähnt, was dem Zuhörer plausibel machen soll, dass ihm aufgrund dieser physischen Einschränkung die Umsetzung seines Hobbys der Fliegerei im Rahmen des militärischen Berufs verwehrt geblieben ist. Deshalb wird in der Folge auch das biographische Handlungsschema anderweitig konkretisiert und die Entscheidung für eine Ausbildung zum Fluglotsen beim Bodenpersonal der NVA gefällt. Gleichmaßen aber scheint neben dem biographischen Handlungsschema nun eine zweite Prozessstruktur wirksam zu werden, da Berufskarrieren zum größten Teil dem Gesamtkomplex der institutionellen Ablaufmuster angehören, in denen Erwartungen vorgezeichnet sind.<sup>11</sup> Möglicherweise entsteht aus dem Grund auch der Eindruck, dass das Handlungsschema etwas Paradoxes bekommt, weil es lediglich benutzt wird, um in ein langfristiges institutionelles Karriereablaufschema einzutauchen. Denn der Intention für den Beruf als „Fluglotse“ folgt in der Darstellung ein Umschlagpunkt, ab dem von organisierten Elementen der Berufslaufbahn (das Profil) bei der NVA die Rede ist („ja also war dort meine Profil klar für die nächsten Jahre ne Ausbildung inner Armee...[usw.; d. Verf.]). Auch erfährt man ansatzweise schon von den selbstverständlichen Bedingungen, die mit der Militärlaufbahn einhergehen werden. Sie betreffen sowohl das Schema der Ausbildung, als auch die Vorahnungen einer geradlinigen politischen Gesinnung, wie sie z. B. mit der SED-Parteimitgliedschaft verbunden war. Der entsprechende Kommentar zu dieser Mitgliedschaft („also ich wollte und sollte damit auch dann ne“) unterstreicht dann nur noch einmal die übereinstimmende Perspektive<sup>12</sup> seines inneren Gewilltseins mit den Vorstellungen der gesellschaftlich-institutionellen Ordnung.

### **Die Hintergrundkonstruktion (Seite 1/40-46)**

Durch die Thematisierung der Berufswahlentscheidung und die zaghafte Aufzählung erster Karriereelemente hat sich der Erzähler in gewisser Weise selbst in den Zugzwang gebracht, dass er nun transparent machen muss, wie sich die militärische Ausbildung und die NVA-Laufbahn inhaltlich und zeitlich entwickelt haben. Im konkreten Fall schließt das ein, dass er nicht umhin kommt, auch die nötigen Voraussetzungen für den Zugang zur Militärlaufbahn

<sup>11</sup> Ausbildungs- und Berufskarrieren zählen innerhalb der Prozessstrukturen des Lebensablaufs nicht zu biographischen Handlungsschemata, sondern gehören dem Komplex der institutionellen Ablaufmuster an, in denen normative Erwartungen und z.T. routinisierte Handlungs- und Funktionsvollzüge vorgegeben sind, die es zu erfüllen gilt (vgl. dazu Schütze 1981/69f, auch 138-145).

<sup>12</sup> Als Perspektive wird hier „die organisierte Weltansicht einer Person über das, was sie hinsichtlich der Eigenschaften von Objekten, Ereignissen und von der menschlichen Natur als selbstverständlich annimmt, [bezeichnet]. [...] Sie ist ein kategoriales Grundschema, das der Erfahrung vorausgeht, sie definiert und leitet“ (Shibutani 1975/155f).

einzu beziehen. Insofern wird hier über eine Hintergrundkonstruktion<sup>13</sup> die Delegation zur EOS thematisch eingeholt, weil sie für jene Erläuterung unverzichtbar ist (die HGK beginnt ab: „und so ging dann also auch meine Delegation zum zur zwölften Klasse also zur EOS (...)“). Textstrukturell erfolgt im Anschluss an die Thematisierungseinleitung zur EOS-Teilnahme sowie der kurzen Pause [(..)] der Einschub eines retrospektiven Erzählkommentars, der mit „heute rückwirkend“ beginnt. Indem hier vom gegenwärtigen Erzählzeitpunkt aus zurückgeblickt wird, kommt eine zweite wichtige Perspektive zum Tragen. Sie beinhaltet, dass die Teilnahme an der EOS nicht mit dem Resultat eigener schulischer Leistungen assoziiert wird, sondern mit seinem konformen Verhalten hinsichtlich der Berufswahl. Und weil der Erzähler die eindeutige Formulierung seines Berufsoffizierswunsches als den zentralen Grund ansieht, der die EOS-Weichenstellung ermöglicht hat, kann er auch den Wert seiner tatsächlich erbrachten Leistungen sowie das eigene Leistungspotenzial schlecht einschätzen („ich war nicht der beste Schüler aber ich war auch kein schlechter Schüler“). Auch sind im Kommentarteil erste Spuren biographischer Arbeit<sup>14</sup> enthalten, die vermuten lassen, dass sich der Erzähler mit den hier genannten Prozessen auseinanderzusetzen versucht hat. Die Hintergrundkonstruktion endet mit dem Schluss des dritten Segments, in dem der Erzähler die katalysatorische Wirkung der vor offiziellen Stellen geäußerten Berufswahl bekräftigt.

#### Segment 4 (Seite 1/46-2/13)

na da war ich dann eingebettet in solche Offiziersbewerberkollektive wo man gemeinsam irgendwelche Kasernen besuchte und, also das hat mir nicht unbedingt so n Spaß gemacht aber, (...) also genau wusste ich eh nicht was auf mich zukommt mit der Berufswahl ja, ich wusste so aus m Leben meines Vaters dass das n sehr dynamischer Beruf is (...) dass ma mal hier hin versetzt wird und dahin kommandiert werden kann (...) aber diese Verantwortung die dahinter stand (...) das hat mich gereizt (...) und auch diese Klarheit was man da macht eigentlich das hat mir gefallen vielleicht wars auch n bisschen abgehoben (räuspern) also sich nicht mit der schnöden Produktion ausnanderzusetzen, (...) das war mir vielleicht damals zu simpel oder also es kam mir nie in Betracht Handwerker werden zu wollen, /I.: Mhm/ oder was mit Maschinen und Anlagen zu tun ham zu wolln, (...) ich war auch in den naturkundlichen Fächern war ich nicht der beste so Mathe Physik mhm war mir ziemlich schwierig, (...) und ich wusste dass da auch in Zukunft noch einige Knacker auf mich zukommen auf den Fächern so, (...) aber das Profil der Fliegerei is ja n Praktisches (...) wo die Theorie zwar am Anfang steht (...) aber dann das tägliche Umfeld eigentlich von der Praxis und, heute würde ich sagen durch das Management also gemacht wird ne, (...)

<sup>13</sup> Im Folgenden manchmal abgekürzt mit HGK.

<sup>14</sup> Als biographische Arbeit können Aspekte des Erzählens bezeichnet werden, die sich auf die Präsentation und Begründung des eigenen Lebensverlaufs beziehen. Sie weist in ihrer Erzählstruktur zumeist eine Mehrperspektivität mit Reflexivitätscharakter auf und impliziert eine in der Vergangenheit konstituierte (Erleben) und in die Gegenwart eingebundene Deutung (Interpretation) lebensgeschichtlicher Ereignisse und Erfahrungen.

(4) Im ersten Teil des vierten Darstellungssegments wird die Haupterzähllinie wieder aufgenommen, in dem die Zeit auf der Gymnasialschule mit einer qualifizierten vormilitärischen Ausbildung, die bereits auf den Offiziersberuf zugeschnitten ist, in Verbindung gebracht wird. Genauer, während der EOS-Zeit wird eine Art 'warming up'-Phase eingeleitet, in der alle Offiziersbewerber in Kollektiven verschiedene Kasernen aufsuchen und mit ersten Erfahrungen des Berufs konfrontiert werden. So ermöglicht diese militärische Vorphase scheinbar, dass Georg sein biographisches Handlungsschema erstmals im Stillen evaluieren kann, weil er hier von der Klarheit und Transparenz, wie auch von den speziellen Anforderungen und der Verantwortung, die der Offiziersberuf mit sich bringt, erfährt. Dazu kommt der Eindruck von der elitären Qualität des Berufes, worin für ihn offensichtlich ein besonderer Reiz besteht. Zumindest vermutet Georg in der NVA keinen simplen oder langweiligen Produktionszusammenhang, der die Exklusivität des Offiziersberufs in Frage stellen könnte. Dass er wiederum an den naturwissenschaftlichen Herausforderungen von Theorie und Technik innerhalb der Fluglotsenausbildung nicht vorbei kommt, scheint aufgrund seiner nicht weg zu definierenden Leistungsschwächen in den Fächern Mathematik und Physik zwar schwierig, aber nicht unlösbar. Die berufliche Planung hält also immer noch eine gewisse Neugier aufrecht, in der sich sein Interesse für Technik mit den praktischen und elitären Elementen des Militärs vermengt. Jedoch bleibt die situative Überprüfung des Handlungsschemas zunächst rein hypothetisch. In diesem Zusammenhang kommt eine mehr oder weniger leichte Verstimmung zum Ausdruck, dass ihn die Kasernenbesuche gar nicht so überzeugt hätten („und, also das hat mir nicht unbedingt so n Spaß gemacht aber, (..) also genau wusst ich eh nicht was auf mich zukommt mit der Berufswahl ja“). Doch hat diese Markierung im Erzähltext und die Betonung der Ungewissheit, die in gewisser Weise jede Berufswahl mit sich führt<sup>15</sup>, hier die Funktion, den späteren Erleidensprozessen an der Offiziershochschule vorzugreifen. Der Erzähler wird im nachfolgenden Segment genauer darauf zu sprechen kommen. Zum Zeitpunkt des Abiturs und der Aktivitäten rund um die Offiziersbewerberkollektive scheint Georg allerdings der NVA eine Art Vertrauensvorschuss geschenkt zu haben. Dieser Vertrauensvorschuss lässt sich primär auf sein im Elternhaus erworbenes Grundvertrauen gegenüber der Gesellschaft und ihren Institutionen zurückführen.

---

<sup>15</sup> Der Übergang in die Berufsausbildung wird hier als Statuspassage verstanden, als eine Bewegung in ein noch weitgehend unbekanntes soziales Terrain. „Jeder Statuswechsel, sei er freiwillig und gewünscht oder zwangsläufig und erlitten, beinhaltet das Moment der sozialen Ungewissheit, des Risikos. Schauen wir auf die Individuen, welche die Passage als Opfer oder als Akteure – oder einer Mischung von beiden Kennzeichnungen – durchlaufen, so bieten sich ihnen Chancen und bedrohen sie Gefährdungen, sie können eher selbstbestimmt den Weg meistern – oder auch scheitern –, sie können aber auch gedrängt und gedrückt werden und sich schnell an neue Gegebenheiten anpassen. Sie sind aber auf jeden Fall genötigt, in der Passage Strukturierungsleistungen zu erbringen, die sich entscheidend auf die Gestaltung des neuen Status, und damit des neuen Abschnittes ihrer (beruflichen) Biographie, auswirken können“ (Rabe-Kleberg 1999/50).

Auch können an dieser Stelle schon erste Andeutung zum institutionellen Ablaufmuster der Offizierslaufbahn vorgenommen werden: Höchstwahrscheinlich liegt es ganz im Sinne des Militärs, den Offiziersbewerbern die Klarheit und Durchsichtigkeit einer militärischen Laufbahn zu vermitteln. Im Zuge dessen erhält der dynamische Beruf ein anschauliches, zugleich aber auch verführerisches Profil, das eine Mischung aus anspruchsvoller Theorie, moderner Technik und verantwortungsvoller Praxis bereithält, worin sich die Anziehungskraft der herausgehobenen Position als Offizier begründet. Im argumentativen Kommentarteil des Segments zeigt der Erzähler diesen Zusammenhang so auf: „aber diese Verantwortung die dahinter stand (..) das hat mich gereizt (...) und och diese Klarheit was man da macht eigentlich das hat mir gefallen vielleicht wars auch n bisschen abgehoben (räuspern) also sich nich mit der schnöden Produktion ausanderzusetzen, (..)“. Doch gerade hinter den aufgezeigten Grundelementen der Anziehung besteht ein verbindlicher Kontrakt. Genauer, hinter der Einsicht und Transparenz über die Gestaltung einer Militärlaufbahn, wie auch hinter den Aufstiegsmöglichkeiten stehen klare Erwartungsvorgaben und Forderungen von Seiten der Militärorganisation, die zu diesem Zeitpunkt nur noch nicht praktisch zutage treten.<sup>16</sup> Allerdings hat man sich von Georg bereits die Unterschrift für eine langfristige Verpflichtung eingeholt und wie es aus der Hintergrundkonstruktion im dritten Segment deutlich geworden ist, wurde mit der Unterschrift ein allererster Teil des Kontrakts erfüllt. Seine Bereitschaft und geradlinige Selbstpräsentation sind Voraussetzungen dafür gewesen, überhaupt in die EOS und in die Offiziersbewerberkollektive hineinzugelangen. Auch hat vermutlich eben jene Unterschrift einen solch hohen Verbindlichkeitsgrad, dass es unmöglich schien, Georg im Anschluss an die beinahe fehlgeschlagene Musterung während des Abiturs, in eine andere institutionelle Struktur hinüber zu nehmen (vgl. die Absage einer Karriere bei der Staatssicherheit, die kurzzeitig als alternativer beruflicher Plan bestand; Ende des zweiten Segments). Zusammengefasst scheint es insbesondere in den ersten, argumentativ vorgetragenen Erzählpassagen der Stegreiferzählung um die Andeutung einer Verführungsstruktur durch die Militärorganisation zu gehen. In dem der Erzähler dies hier aufzeigt, kristallisieren sich ebenfalls schon erste Aspekte einer biographischen Auseinandersetzung und Bearbeitung dieser Problematik heraus.

### **Segment 5 (Seite 2/13-2/42)**

tja, naja und so hab ich dann die elfte zwölfte absolviert, und dann kam nach den Sommerferien die Verabschiedung und (..) ab zur Offiziershochschule

---

<sup>16</sup> Es kann hier die These gestützt werden, dass Georg zum Zeitpunkt seiner Verpflichtung nicht genau über die Gefahren seiner Abhängigkeit und biographischen Verfügbarkeit durch die NVA Bescheid wusste, wodurch er relativ leicht für die Anreize des Militärs empfänglich war.

I.: Kannst Du das ungefähr sagen wann das war?

G.: Na das war 1983 im Sommer im August (...) war dann sozusagen die Kindheit zu Ende, (lacht) das kann ich heute so sagen denn (räuspern) denn bei der Armee das war wirklich abruptes Verändern des ganzen Lebens ne (räuspern) mh die gingen nich zimperlich mit uns um, (...) sicherlich um uns daran zu gewöhnen heute würde ich sagen zu drillen, zu (2) zu dressieren auf widrige Lebensumstände /I.: Mhm/ und in der Tat hammstes ja geschafft so also wenn man widrige Lebensumstände schafft dann kann man vielmehr erkennen was es noch an guten Sachen gibt (...) eh beziehungsweise man kann sich anpassen an, an Widrigkeiten (...) also das ganze das Maß die Wertevorstellungen sind dadurch n bisschen verschoben wurden ne, also was man=was ich als Kind schon wenig bekam so so ganz direkte liebevolle Zuwendung (...) eh das war dann völlig abgeschnitten ne, also man war dann auf sich alleine gestellt, (...) und eigentlich statt Normalität war dann Extremes angesagt, /I.: Mhm/ also immer zusammen mit mindestens drei anderen Leuten auf einem Zimmer, (...) mit Drillerpfeife nur Kommandos angekündigt, sofort losrennen irgendwo stehen, (...) mhm zu lernen wie man mit anderen Menschen spricht so n Quatsch ne (...) also, dass ma nich normal n Menschen ansprechen kann sondern en Prozedere von Vokabular dort anbringen muss um sich bei jemanden anzumelden mit dem zu sprechen dann eh wieder wegzutreten und, also es war keen normales Kommunizieren sondern es war (2) darauf gerichtet dass der andere das Sagen hatte und ich immer der Bittsteller ne, /I.: Mhm/ und das dieses Problem durchzog sich ja die ganze Zeit an der Offiziershochschule vier Jahre lang, (...) und da hat ich dann immer die Hoffnung irgendwann bin ich Offizier und dann dreht sich mal n bisschen um dass ich nich immer in der in der Rolle des Passiven bin sondern auch in die Lage des Aktiven komme, (...) was ja och vorbestimmt war, eh als Offizier musste man ja dann die Verantwortung übernehmen musste selbst Entscheidungen treffen, selbst klare Befehle geben und Prozesse führn, (...) und och verantworten letztlich ne, /I.: Mhm/ (räuspern)

(5) Der Erzähler signalisiert noch einmal, dass er mit der Rahmung der EOS-Zeit, die im vorangegangenen Segment mit der Einbindung in die Offiziersbewerberkollektive ausgefüllt wurde, an ein Ende gelangt ist. Er beginnt die Erzählung in eine neue Thematik überzuleiten. Die Erzähldarstellung wird nun auf die Offiziershochschulzeit gelenkt. Ob das abrupte Einschalten der Zwischenfrage des Interviewers am Anfang dieses Erzählsegments, mit der er sein Interesse an einer zeitlichen Einordnung bekundet, glücklich ist oder nicht, sei dahingestellt. Positiv scheint zumindest zu sein, dass durch die Frageaufforderung keine unnötigen Irritationen entstehen und sich der Erzählfluss im Anschluss an die knappe Antwort des Informanten ungehindert fortsetzt.

Der Übergang in die Offiziershochschule erfolgt relativ unspektakulär nach den letzten Sommerferien, die im Erzähltext noch mit dem Abitur in Verbindung gebracht werden. Aus dem Postskriptum zum Interview ist bekannt, dass Georg 1965 geboren ist, d.h. mit Beginn der militärischen Ausbildung ist er achtzehn Jahre alt. Es ist insofern schon auffallend, dass der Erzähler gleich zu Beginn seiner Ausführungen einen retrospektiven Kommentar einschleift, in dem er mit dem Einstieg in die militärische Ausbildung gleichsam auf das Ende seiner Kindheit hinweist. An der Stelle hätte man vor dem Hintergrund seines Alters wohl

eher eine Formulierung vom Ende der Jugend oder der Jugendzeit erwartet. Hatte der Erzähler auch in den zurückliegenden Segmenten immer wieder versucht, einzelne, ab und zu bilanzierende Perspektiven aus der Gegenwart in die Erzähldarstellung einfließen zu lassen und diese Heute-Perspektiven z.T. mit seinen damaligen Sichtweisen zu kontrastieren, wird nun deutlich, warum er dies tat. Denn in diesem Segment geschieht rückblickend eine erste offene Auseinandersetzung mit seinen Erlebnissen und Erfahrungen im Militär. Wenn auch zögernd, ließ der Erzähler diese Auseinandersetzung in einzelnen Teilen der zurückliegenden Segmente bereits schon durchblicken. Hatte er da zwar überwiegend noch den Eindruck erweckt, sich in der Verantwortlichkeit und Zugehörigkeit eines elitären Zirkels zu wissen, kommt er mit den Erinnerungen an die militärische Praxis nicht umhin, die Schattenseiten der Organisation, des militärischen Alltagslebens und seine damit verbundenen Erleidenserfahrungen zu thematisieren. Deshalb erfolgt jetzt auch eine konkrete Berichterstattung<sup>17</sup> über die widrigen Umstände und Strapazen während der Ausbildung an der Offiziershochschule, die für ihn mit z.T. erschütternden Erfahrungen der Demütigung, der Bestrafung und Kontrolle, des Drills und Anerkennungsentzugs verbunden waren. Textstrukturell auffallend sind in den Ausführungen die immer wieder eingefügten Kommentarteile und Bilanzierungen. Dazu gehört vor allem, dass der Erzähler mit dem Eintritt in die NVA das „abrupte Verändern des ganzen Lebens“ markiert. Unter dem Zugzwang der Detaillierung malt er die entsprechenden Bedingungen für diese gewaltige Veränderung seines Lebens aus. Kritisch hinterfragt der Erzähler die Sinnhaftigkeit der dort verübten Handlungspraxis und den aufgedrängten Vorschriften- und Verhaltenskatalog. Darin enthalten sind:

- die körperlichen Schindereien und das „Dressieren auf widrige Lebensumstände“;
- die Beherrschung bestimmter Leistungs- und Verhaltensstandards;
- die Inkaufnahme von psychischen Stress- und Spannungssituationen;
- das Reagieren auf Kommandosprache „mit Drillerpfeife“;
- die Gestiken der Unterwerfung;
- die Einhaltung der Rangordnungssprache und das „Prozedere von Vokabular“;
- die Akzeptanz der sozialen Asymmetrie und Hackordnung, „dass der andere das Sagen hatte und [er; d. Verf.] immer der Bittsteller“; usw.

Dem eingeschobenen Kommentar muss besondere Beachtung geschenkt werden. Im Text heißt es: „also was man=was ich als Kind schon wenig bekam so so ganz direkte liebevolle

---

<sup>17</sup> Der Bericht kann als geraffte Erzählung mit niedrigem Indexikalitätsgrad bezeichnet werden. Häufig erfolgen Berichte in einer Art Telegrammstil. Sie stellen so Erzählungen dar, die „Ereignisse in Beschränkung auf eine uniliniare Ereigniskette ohne Herausarbeitung von Situationen darbieten“ (Kallmeyer & Schütze 1977/187).

Zuwendung (..) eh das war dann völlig abgeschnitten ne“. Der Kommentar bezieht eine Form der Selbstthematizierung des Erzählers ein, in der er eigene Zuwendungsdefizite im Elternhaus mit den teilweisen Entzugspraktiken sozialer Anerkennung im Militär in Beziehung setzt. Freilich hat dieser melancholisch gestimmte Kommentarteil in gewisser Weise die Funktion, die Erleidenserfahrungen beim Militär zu potenzieren, um so die einschneidende Veränderung seines Lebens kenntlich zu machen. Gleichmaßen aber beinhaltet diese beiläufige Bemerkung auch erste Aufzeigebemühungen von Kritik an den Eltern, die Georg während seiner Kindheit scheinbar nicht in ausreichendem Maße als selbstverständliche und liebevolle Bezugspersonen zur Verfügung gestanden haben. Bislang nahmen der Vater und die Großeltern lediglich in ihrer Rolle als berufliche Orientierungsvorbilder Gestalt an. Wenn die Familienmitglieder in die Darstellung einbezogen wurden, dann auffallend in Konnotation mit dem institutionellen System der DDR. In den Augen Georgs schienen diese Bezugspersonen zweifelsohne das institutionelle System stärker zu repräsentieren, als sie von ihm als ganz eigenständige individuelle Charaktere und Personen wahrgenommen wurden. Dieser kurze, aber wichtige Zwischeneinwurf, mit dem der Erzähler hier nachträglich auf ein Zuwendungsdefizit in seiner Kindheit aufmerksam macht, bleibt eine der wenigen Anhaltspunkte überhaupt, die in der biographischen Ersterzählung Auskunft über Georgs Kindheit geben.

Es ist spätestens in diesem Erzählsegment offenkundig, dass die erste Inspektion des biographischen Handlungsschemas durch die Kasernenbesuche etwas Vorgetäushtes beinhaltete. Zum damaligen Zeitpunkt hatte sich Georg noch in der Sicherheit gewogen, genau in das berufliche Feld hinein gesehen und die Bedingungen der ernsthaften Praxis erkannt zu haben. In Anbetracht des gesamten Darstellungszusammenhangs wird nun jedoch deutlich, dass es sich dabei um eine biographische Täuschung zugunsten der institutionellen Erwartungen des Militärs handelt. Denn durch seinen Idealismus und das Vertrauen in die NVA konnte er nur ungenügend einfangen, was die ganze erlebensspezifische Bandbreite von Restriktionen und Entbehrungen durch das Militär dann tatsächlich einnahm. Auch der praktisch in dieses Wissen eingeweihte Vater hat seinen Sohn dahingehend nicht hinreichend aufgeklärt. Umso massiver erlebt Georg das Wirksamwerden der institutionellen Zwänge, die über ihn hereinbrechen und seinen Lebensalltag nahezu vollständig bestimmen. Das berufliche Handlungsschema spielt hier nun keine besondere Rolle mehr. Es wird vielmehr abgelöst durch die phasenweise extreme Wirksamkeit des institutionellen Ablaufmusters, wie es die erfolgreiche Realisierung einer NVA-Laufbahn vorsieht. Allerdings scheint Georgs Vertrauen in die NVA so groß, dass er für seine Aufstiegsorientierungen bereit ist, die enormen Anpassungsleistungen zu erbringen und den Erleidensdruck in Kauf zu nehmen. Außer dem konsequenten Abbruch

seiner beruflichen Ambitionen besteht für ihn auch keine andere Alternative, weil die Offizierslaufbahn so konstruiert ist, dass sie fast ausschließlich von institutionellen Ablauf- und Erwartungsmustern bestimmt wird.

### Segment 6 (2/42-3/28)

ich hab nach vielen Jahren dann immer wieder mit Treffen von ehemaligen Mitoffiziersschülern, (...) ham wir festgestellt dass es war mh ne ganz beschissene Zeit, aber es war nich wichtige Lehrzeit, (...) also für das Leben sozusagen um das ganze zu begreifen ja (2) na mhm eh also das is schon so, (...) zum Teil dass das Rückgrat da noch gebrochen wird (ausatmen) des des lebendigen Menschen das is mir klar geworden, und andererseits aber auch die, das Reindrängen in Verantwortung (...) du musst jetzt die Verantwortung übernehmen für einen Prozess, (...) eh also so ganz simple Beispiele, (...) dir wird ne Lage geschildert oder die wird herbeigeführt, und dann nimmt man dich stellt dich hin (...) so handeln sie uff (...) und da stehste da ne, also so was passiert dir im normalen Leben kaum ja das is immer viel weicher viel nicht eh so ganz unklar meistens, bis heute der der Mensch steht nie vor der Situation so richtig, (...) jetzt handeln sie (...) es sei denn es passieren Dramen dass plötzlich jemand stirbt jemand an Baum fährt (...) oder, naja selbst bei Arbeitslosigkeit biste nie so richtig in diese Situation versetzt, und das hab ich bei der Armee lernen müssen (...) das is immer wieder, gemacht wurden mit uns ob of m fliegerischen Gebiet oder auf dem Gebiet der Menschenführung auf mitten im Walde oder so (...) Situationen wurden herbeigeführt, (...) mit der Maßgabe handeln sie Genosse Menze, /I.: Mhm/ und da musste dann was tun und dann haste gelehrt bekommen Handlungsalgorithmen abzuarbeiten, (...) musstest dann selbst kreativ werden, (räuspern) was einfallen lassen um letztlich die Situation zu meistern und dann darüber, Auskunft zu geben isses dir gelungen oder nich gelungen=und das war dann aber meistens dann auch so wenss dir nun nich gelungen war da dann ne Bestrafung dranhing, /I.: Mhm mhm/ und das is psychotherapeutisch ja auch ne sehr interessante Sache, (...) warum muss das immer alles bestraft werden? (...) aber es war klar dass es bestraft wird weil du die Verantwortung hattest und, es musste reglementiert werden so, (tiefes Atmen) (räuspern) (2) also es hing immer das Damok- Damoklesschwert so über den Dingen die du tatest weil immer irgendwelche Leute über dir warn die das ganze dann bewertet haben beurteilt haben ne, /I.: Mhm/ (3) es is im Prinzip eene unmögliche Lebenssituation solche möcht ich mir nich mehr aussuchen, und wenn ich in solche Situation käme würde ich se, verändern wollen (...) also, dass diese hierarchische Einteilung eines Prozesses ist mir heute unheimlich geworden (lacht kurz) weil du hast ja nur dein eigenen Spielraum und das ganze wieder ist in den Händen eines anderen eines über die Stehenden, /I.: Mhm/ das war im Prinzip auch n ganz starker Leitgedanke von mir, so nach der Wende etwas zu suchen etwas zu finden wo ich das nicht noch mal erlebe ja (3) (räuspern)

(6) In einem zeitlichem Vorgriff wird zu erkennen gegeben, dass das Kameradschaftssystem der Offizieranwärter auch viele Jahre später noch besteht. Rückblickend holt der Erzähler seine Erleidenserfahrungen während der harten vier Ausbildungsjahre erneut ein. Nur passiert dies jetzt in einer Form, in dem er seinen subjektiven Erleidensprozess in den Kontext einer kollektiven Schicksalsbetroffenheit stellt. Der Erzähler versucht also deutlich zu machen, dass nicht nur er die Extreme beim Militär kennen und spüren gelernt hat, sondern die meisten seiner peers

ebenso.<sup>18</sup> Insofern wird am Beginn des Segments auf den Aspekt der Teilbarkeit von Erlebenserfahrungen hingewiesen, wodurch die peers eine besondere Bedeutung erhalten. Im dazugehörigen Kommentar fällt dahingehend die sprachliche Verwendung des 'Wir' auf, die diesem Phänomen Nachdruck verleiht: „ham wir festgestellt dass es war mh ne ganz beschissene Zeit, aber es war nich wichtige Lehrzeit“. Wortgemäß werden an ihr zwei unterschiedliche Bilanzierungsrichtungen aufgefädelt: Die eine betrifft den kollektiven Erleidensprozess, den die peers gemeinsam nachzeichnen können und der von Georg immer wieder auch an die eigene subjektive Erleidensgeschichte herangeführt wird. Diese erste Betrachtungsweise entspricht dem als „ganz beschissene Zeit“ evaluiertem Kommentarstück, das vor allem in einer negativen Konnotation zu seiner Selbstentwicklung steht. Diese Erfahrungen tragen auch deshalb einen so nachhaltigen Erinnerungscharakter, weil – wie der Erzähler es berichtet –, fast jede Entscheidung oder militärische Operation von autoritären Vorgesetzten bewertet und im Falle des Scheiterns bestraft werden konnte. Auch dürften solche Ernüchterungen dazu beigetragen haben, dass Georg einige grundlegende Elemente seiner beruflichen Souveränitätsvorstellung (insbesondere die besondere Exklusivität des Militärs) relativieren musste. Der Wertung nach entgegen richtet sich das zweite Kommentarstück. Hier versucht der Erzähler, das 'Lehrreiche' der Erfahrungen aufzuwerten. Die Erfahrungsinhalte werden hier in positiver Weise in Beziehung zur eigenen Entwicklungsgeschichte gebracht, womit gleichsam das Ausmaß der vorangestellten negativen Bewertung eingeklammert wird. Das zweite Kommentarstück enthält dabei ansatzweise Harmonisierungsbemühungen, indem der Erzähler versucht, der harten Ausbildungszeit eine für sich begreifbare Sinnhaftigkeit jenseits der physischen und seelischen Qualen abzurufen. Dem zweiten Kommentarstück entsprechend, detailliert Georg, was er persönlich mit der „wichtige(n) Lehrzeit“ verbindet (das zuvor sprachlich zum Einsatz kommende „nich“ darf in diesem Fall nicht als Verneinung aufgefasst werden). Er bedient sich hier zweier von der Militärorganisation kontrollierter Interpretamente, nämlich dem der „Verantwortungsübernahme“ und dem der „Entwicklung von Handlungskompetenz“. Beide führt der Erzähler als ganz wichtige Lernprozesse und Kompetenzen an, die er für einen Teil seiner Persönlichkeitsentwicklung für außerordentlich wertvoll erachtet. So in etwa, die Entwicklung von Sachverstand, die Übernahme von Verantwortung, die Entwicklung von Verantwortungsbewusstsein über Entscheidungen und das Herstellen von Handlungsfähigkeit auch in schwierigen, komplexen Situationen. Insofern ist es einerseits nachvollziehbar, dass die Lernerfahrungen aus heutiger Sicht als für das

---

<sup>18</sup> „Als in-group betrachtet, ist die Armee durch einen ungewöhnlich hohen Grad des Zwanges charakterisiert, und zwar durch Disziplin, die eine kontrollierende normative Struktur autoritativ dem Verhalten des einzelnen auferlegt. Der Sinn für Pflicht und Kameradschaft, das Gefühl der Solidarität und Unterordnung sind diejenigen Charakterzüge, die der einzelne hier in hervorragendem Maß entwickeln muß – all dies jedoch im Rahmen der von der Gruppe auferlegten Mittel und Zwecke, die nicht der freien Wahl unterworfen sind“ (Schütz 1972b/83).

Leben „wichtig“ erkannt werden, weil hier der lebensgeschichtliche Erwerb bedeutsamer Kernkompetenzen im Vordergrund steht. Andererseits ist ebenso plausibel, dass diese Erfahrungen in ihrer erlebnisspezifischen Dimension – wenn man z.B. der Symbolik des schwebenden „Damoklesschwertes“ Beachtung schenkt –, mit großen Verunsicherungen und z.T. Ängsten einher gegangen sein dürften. Besonders dieses Erleben ist für Georgs Entwicklungsgeschichte einschneidend gewesen, was er so auch deutlich zum Ausdruck bringt („es is im Prinzip eene unmögliche Lebenssituation solche möcht ich mir nich mehr aussuchen, und wenn ich in solche Situation käme würde ich se, verändern wollen (..)“). Im Anschluss daran markiert der Erzähler erstmals in der Darstellung einen ungefähren Zeitpunkt („so nach der Wende“), der verbunden mit einem dieser Erkenntnis folgenden Motiv („n ganz starker Leitgedanke von mir“), auf eine lebensgeschichtliche Veränderung hindeutet („etwas zu suchen etwas zu finden wo ich das nicht noch mal erlebe“). Mit diesem wichtigen Kommentar endet das sechste Darstellungssegment.

Der Erzähler leitete dieses Segment damit ein, dass er auf die Relevanz des Kameradschaftssystems aufmerksam gemacht hat. Auch Jahre später, als die Gemeinschaft der Offiziersschüler bereits auseinandergesprengt ist, scheinen Teile dieses Peer-Systems noch freundschaftlich verbunden. In einem späteren Abschnitt im Nachfrageteil werden die unmittelbare Bedeutung der Teilbarkeit von gemeinsam durchlebten Erfahrungen und das solidarische Reziprozitätsverständnis der Offiziersfreunde in einen folgenden Sinn- und Erklärungszusammenhang gebracht:

NF 9, 18/3-17

G.: und ja (2) die intensivsten Freundesbänder ergaben sich dann an der Offiziershochschule, Armee hat ja was ganz Kameradschaftliches ne (..) durch das äußerliche Leid und den Druck den man erfährt, verbinden sich Charaktere man lässt sich aufeinander ein man wird ne eingeschweißte Bande so, und man kommt nicht umhin sich miteinander zu beschäftigen ne man muss dort, es letzte Hemd zum Teil fallen lassen, (..) man muss miteinander auskommen, und wenn man die Lust und den Mut hat dann m man sich öffnen füreinander ne das, sonst gehts nicht/ I.: Man lernt sich aufgrund der Enge kennen ne/ G.: Ja genau sonst lernt man sich hassen (..) und man, das kennt man ja auch bei der Armee dass die Leute dann unter der Dusche gebürstet werden oder, die miesesten Arbeiten aufgedrückt kriegen oder irgendwo hingestellt werden ne (..) einfach aus ähh (..) aus Feindseeligkeit ne, weil sich irgendeiner unbeliebt gemacht hat oder weil er unsympathisch ist ne (..) weil man mit ihm nicht auskommt ne da finden sich dann schnell die fiesesten Charaktere, (..) in einem um einen kühl zu stellen ne (..) naja aber da hatt ich keine Probleme, (..) ich hab immer irgendwie n Draht zu jemanden gefunden, und die guten Verbindungen der Offiziersschulzeit das warn ja dann schon bewusste Jahre ne 18/19/20/21/22 warn wir, also junge Männer wie wir kamen zusammen, litten unter der Armee, hatten den Willen Offizier zu werden in dieser Armee in diesem Staate, wir wollten gemeinsam in der Freizeit was machen, (..) wir merkten schnell dass wir den Mädels hinterher waren, wir verbrüdeten uns da auch so wenn s darum ging jemanden n Ausgang zu bewilligen dafür stand dann der andere noch mal Dienst damit der die Möglichkeit hatte was mit dem Mädels zu machen uns so, und zum Teil tauschten wir

uns unsre Sehnsüchte och aus so offen, naja wir führen dann zu unseren Hochzeiten also wenn mal jemand von unserer Truppe so n Polterabend hatte oder so, das verband schon ganz stark ne,

### Segment 7 (Seite 3/28-3/40)

hm naja also die Offiziersschulzeit war wie gesagt ne sehr harte (..) sehr mit Drill mit Bestrafung, (..) einhergehend mit der Beschränkung der persönlichen Freiheit, /I.: Mhm mhm/ (..) so das was n Jugendlicher in der Zeit eigentlich macht (..) das er sich mal gehen lässt das er ma so seine Grenzen ausprobiert im frechen frivolen Bereich so, das war dort überhaupt nicht möglich ne das war dort alles reglementiert (..) Ausgangszeit (..) das man überhaupt raus durfte und wenn dann nur in Uniform, allein schon das Uniformtragen das war ja ne Pflicht und war so ein Gürtel so ein ein Panzer ne, und jeder Mensch sah dir an du gehörst zu, zu dem System (..) du stellst was dar, (..) du musst das och repräsentieren und kannst das nicht in Dreck ziehn (..) naja und da wurde immer der große Zeigefinger gehoben dass das so sein möge und wehe dem wenn da einer in Uniform Mist baut dann hat der den ganzen Staat in Verruf gebracht und musste bestraft werden, (2) /I.: Mhm/

(7) Im Anschluss an die Eingangsbilanzierung, in der erneut versteckte innere Organisationsprinzipien der Militärinstitution (in diesem Fall Drill und Bestrafung) mit einer subjektiv als „hart“ empfundenen Offiziersausbildungszeit zusammengeführt werden, kommt im Laufe dieser Darstellung noch ein anderes recht bedeutsames Problem zum Vorschein. Dass der Zugang zu den institutionellen Ablaufmustern, die die Offiziersbewerber in die angestrebten Positionen bringen, steinig ist und dieser Weg insbesondere mit Erfahrungen verbunden scheint, bei denen es sich um das alltägliche Überschreiten von körperlichen und seelischen Schmerzgrenzen handelt, wurde bereits beschrieben. Das Problem, welches hier nun angedeutet wird, berührt in seinem Kern die Einschränkungen, die Georg im Hinblick auf seine ganz persönliche Entwicklung in Kauf nehmen muss. Denn zur gleichen Zeit, wie das institutionelle Ablaufmuster als die dominierende Prozessstruktur während der Ausbildung wirksam ist, scheint er sich in einer Phase der Selbstfindung und Individuierung zu befinden. Das heißt, der Grund für den hier vom Erzähler formulierten Widerspalt ist der, dass Georg in der NVA nur wenige Gestaltungsspielräume zur Verfügung stehen, um eine ganz eigene, vom Militär unabhängige Identität auszubilden. Die NVA fordert das Prioritätsrecht ein. Im Rahmen der Ausbildung ist eine vom Militär emanzipierte Entfaltung der Persönlichkeit kaum möglich. Georgs Entwicklung vollzieht sich fast ausnahmslos innerhalb der Prozesse, die vom institutionellen Ablaufmuster bestimmt werden. Man erfährt in diesem Segment also vor allem, dass neben den genannten Anpassungsleistungen auch immense Verzichtleistungen erbracht werden müssen. Eigene Interessen, Wünsche oder Sehnsüchte bleiben immer wieder hinter den geforderten institutionellen Erwartungen und Verbindlichkeiten zurückgestellt. So wird gleichermaßen ein Eindruck davon vermittelt,

wie doktrinär und eng die sozialen Erwartungsschemata in der NVA angelegt gewesen sein müssen. Zumindest dürften vereinzelte Ausscherversuche oder auch nur eine zu legere Selbstpräsentation in der Öffentlichkeit ausgereicht haben, um sogleich in den Verdacht zu geraten, sich dem Staat gegenüber nonkonform oder gar delinquent zu verhalten. Mit oder ohne Rechtfertigung wusste das institutionelle Droh- und Drucksystem darauf zu reagieren. Dass den Offiziersrekruten die Vorstellungen einverleibt wurden, sie seien Angehörige einer Elite, die die schützende Kraft der DDR-Gesellschaft repräsentiere, könnte die Umgangsformen im zivilen Leben gerade aufgrund eines damit induzierten Loyalitätsbewusstseins unterschwellig immer schon mit reguliert haben.

Aufschlussreich ist in diesem Segment der vom Erzähler gelieferte Einblick, der weitere Merkmale der Logik und Funktionsweise der institutionellen Ablaufmuster einer Offizierslaufbahn in der NVA offenbart. Der Kontrakt verlangt nicht nur Treuebekundungen und die fortwährende Bereitschaft, sich den jeweiligen Bedingungen des institutionellen Ablaufmusters zu fügen, womit eine entscheidende Voraussetzung für den Zugang und den Aufstieg in die höheren Positionen erfüllt ist. Er fordert vom angehenden Offizier ebenso das Zurückschrauben oder gar die Aufgabe eines großen Teils seiner subjektiven Autonomie. Über die Bewegungs- und Gestaltungsspielräume der Personen und ihres individuellen Daseins verfügen letztendlich allein die militärischen Vorgesetzten, die diese in der Regel knapp bemaßen. Abverlangt werden die Bereitschaft zu einem Gehorsam und die jederzeit Verfügbarkeit der Person für die Belange der Truppe.<sup>19</sup> Wie es der Erzähler darstellt, geht mit seiner Verpflichtung einher, dass er seine eigenen individuellen Entwicklungsbestrebungen in den Hintergrund stellen muss. Mehr noch ist Georg auf Kosten der Einschränkung der eigenen persönlichen Freiheit gezwungen, immer wieder Zugeständnisse und Kompromisse gegenüber der Organisation einzuräumen, selbst wenn er dahingehend nicht unbedingt einverstanden ist. Eine Entscheidung entgegen gesetzter Art würde ein erhebliches Risiko für die Laufbahn bedeuten. Von Seiten des Militärs sind dabei Kritik und Zweifel im Allgemeinen nicht erwünscht, weil die individuelle Meinungsbildung die Ausprägung eines nachdenklichen Bewusstseins und einer Vorstellung von sich selbst, auch unabhängig von der institutionellen Welt des Militärs voraussetzt. Damit würde gleichzeitig ein Grundstein gelegt, kritisch über die Verhältnisse und Zustände im NVA-Militär zu reflektieren. Im umgedrehten Fall, d.h. von der Perspektive des Einzelnen ausgehend, lässt es sich für einen Soldaten unter den sozialen Bedingungen in der NVA nur schwer leben, wenn er fortlaufend in

---

<sup>19</sup> Man könnte hier auch von einer bedingungslosen Anerkennung der Autorität sprechen, die personell von den jeweils höher gestellten Offizieren verkörpert wird. Eine immer noch vortreffliche Konzeption von >Autorität< bietet George Caspar Homans in den „Elementarformen sozialen Verhaltens“ (Homans 1968/Kap. XIV/240-269).

Distanz (und sei es nur inoffiziell in ironischer oder argwöhnischer Distanz) zu dem stünde, was er selbst täglich tut oder um sich herum erlebt. Zutreffend ist aber: Wer den einen Teil des Kontrakts erfüllt, der abgekürzt 'Anpassung und Verzicht' heißt, den befördert das institutionelle Ablaufmuster in die nächste Position, für die der Offiziersanwärter wiederum die entsprechenden Bereitschaften signalisieren muss. Georgs Entschluss, die Bedingungen dieses lang anhaltenden Kontrakts zu akzeptieren, scheint eine entscheidende Grundlage für die Umsetzung seiner vorgezeichneten Offizierslaufbahn. Vereinzelt Bedenken dürften dann aufgekommen sein, wenn seine Bestrebungen nach Emanzipation vom institutionellen Ablaufmuster reglementiert wurden. Das Gefühl der persönlichen Entsagung bekam in dem Maße Relevanz, wie die subjektiven Entwicklungsprozesse vom Militär immer wieder in Schranken verwiesen und unter Kontrolle gebracht wurden. Der Gewinn, wie Georg ihn in der Souveränität zu erkennen glaubt, gesellschaftlichen Status und berufliche Karriere vorzeigen zu können, rechtfertigt es für ihn, den Preis von 'Anpassung und Verzicht' zu zahlen. Es scheint eine gewisse Synthese aus Kalkül und Idealismus, die sein Vertrauen in die institutionellen Strukturen gefestigt hat und die so auch das Erleben der eigenen Grenzen erträglich macht. Mehr noch erlangen seine Erleidenserfahrungen auf der Basis dieser Synthese und der Vorstellung, einmal die 'Früchte seiner Arbeit' einfahren zu können, eine ganz eigene spezifische Sinnzuschreibung und Erklärungslogik.<sup>20</sup>

Wie man an späterer Stelle erfährt, gehört es ferner zum institutionellen Durchlaufprogramm eines Offizierschülers, dass sich mit der erfolgreichen Einsozialisierung in die soziale Welt der NVA (nach absolvierter Grundausbildung) die „scharfe Schule“ (19/31) allmählich lockert. Der Erzähler beschreibt diese in der NVA generativ weitergegebenen Gepflogenheit im Vorfeld „geregelter Statusübergänge“ (Strauss 1968/107)<sup>21</sup> folgendermaßen:

NF 10, 19/26-38

G.: also wir für mich war erstmal klar das hatte Tradition das hatte Bestand, das ham vor mir Leute aufgebaut, und das was ich nu erfahre das ist jetzt so das hat ja ein Ende nach der Offiziershochschulzeit danach bin ich Leutnant, und dann werde ich an eine Stelle kommen wo ich was zu sagen habe, (..) also ich konnte auch das Ende absehen, von dieser komischen sehr scharfen Schule, (..) also das hat mir och den Mut gegeben okay die vier Jahre die drei Jahre die zwei Jahre das eine Jahr schaffste hier noch, (..) im vierten Jahr lockerte sich och vieles das war och ne ganz interessante Sache wahrscheinlich methodisch, von Jahr zu Jahr lockerte man (..) irgendwelche Ansichten also man bekam mehr Ausgang man bekam och n Stückchen mehr Geld wieder, (..)

<sup>20</sup> Hier wird auch der Charakter einer autoritätsstrukturellen Gesellschaft deutlich, die bemüht ist, die Kollektivierung der Bevölkerung durch Prinzipien der symbolischen Wechselseitigkeit durchzusetzen, a) Anpassung, Verzicht, Gehorsam und Loyalität und b) Gratifikation, Aufstieg, Status, Beteiligung und Integration.

<sup>21</sup> Vgl. zum geregelten Statusübergang; Strauss 1968/Kap. 4.3, 107-117.

man durfte nun den etwas Jüngeren wieder Weisungen geben, (...) also die Hierarchie wurde weitergegeben fortgepflanzt ne das man in die Lage kam selbst weiter oben zu stehen und nach unten Weisungen zu geben

Der Erzähler hat weiter vorn schon aufgezeigt, wie die Statusübergänge durch das erfolgreiche Verrichten bestimmter Aufgaben und Befehle, durch die Erfüllung entsprechender Verhaltenserwartungen und die Einschränkung persönlicher Freiheiten strukturiert sind. Deutlich wird hier nun ferner, dass die Befolgung des Prinzips 'Anpassung und Verzicht' mit organisierten Elementen des Gratifikationssystems abgestimmt ist. Mit fortwährender Teilnahme und steigendem Identifikationsgrad erfolgen institutionelle Lockerungen und Belohnungen (Ausgang, Geld, Urlaub, diverse Sonderrechte). Aus der Gewährung von Privilegien und Weisungsberechtigungen gegenüber anderen, z.B. jüngeren Grundwehrdienstleistenden, konsolidiert sich möglicherweise auch ein inneres Gefühl von qualitativer Aufwertung und Anerkennung. Vorausgesetzt wird dabei die Einsicht in die Stabilität und Beständigkeit der sozialen Strukturen, die Loyalität und der Respekt gegenüber den Vorgesetzten wie auch die stillschweigende Akzeptanz bestimmter, ob als gerecht oder ungerecht empfundener Richtlinien und informeller Bräuche. Für den angehenden Offizier besteht hier vermutlich weitgehend der Zwang einer kritiklosen Übernahme von tradierten Fremdperspektiven in das eigene Denk- und Verhaltensrepertoire, um unter NVA-Bedingungen die gewünschte 'professionelle' Berufsidentität ausbilden zu können. Nicht anders ist die übertriebene Härte der Grundausbildung zu verstehen, wie sie der Erzähler im fünften Segment beschrieben hat. Es scheint gerade die Grundausbildung, jene erste besonders beschwerliche Zeit in der NVA, die den Charakter einer 'Schleuse' besitzt. Um ganz in den militärischen Sozialisationsprozess einzutauchen, muss zunächst die Schleuse Grundausbildung passiert, die darin eingebauten Widerstände müssen überwunden und verarbeitet werden.<sup>22</sup> Dieser Prozess kann für den jungen Heißsporn z.T. mit persönlichen Desillusionierungserfahrungen verbunden sein, insbesondere weil sein anfangs noch bestehender Idealismus oder seine idealistischen Vorstellungen von den Bedingungen der praktischen Ausbildung eingeholt und gebremst werden. Anzeichen einer solchen Erfahrung gebrochenen Idealismus und Ernüchterungen durch das hautnahe Erleben militärischer Praxis sind innerhalb des resümierenden Kom-

---

<sup>22</sup> In ihrer „Boys in White“-Studie über akademische Sozialisationsprozesse von Medizinstudenten und die Prozessabläufe im Studium der Medizin konnten Becker & Geer & Hughes & Strauss (1961/1977) aufzeigen, dass die Bearbeitung und Überwindung von systematisch in den Studienverlauf eingebauten Schwierigkeiten und Widerständen maßgeblich zur Entwicklung einer professionellen Handlungs- und Berufsidentität beigetragen haben. Sie konnten beobachten, dass die Studenten im Verlauf der Prozesse ihrer Einsozialisation in den Arztberuf mit Erlebnissen und Erfahrungen konfrontiert waren, die zu einer grundlegenden Veränderung ihrer Selbstidentität führten. Für die Realisierung des Medizinstudiums wurde von den Studenten erwartet, dass sie diese Geschehnisse und z.T. schmerzlichen Erfahrungen im Verlauf des Studiums biographisch verarbeiten können. Das Durchbrechen bestimmter Schleusen und Widerstände (z.B. im Rahmen des klinischen Vorstudiums oder der Prüfungsvorphase) führte trotz einiger bisweilen mit zynischen Reaktionen begegneter Erfahrungen der Desillusionierung, der Frustration und Ernüchterung gegen Ende des Studiums dazu, eine professionelle berufliche Identität auszubilden. Gleichwohl die Relevanz der Studieninhalte mit der Aufnahme einer Tätigkeit als praktischer oder niedergelassener Arzt zunehmend fraglich wurde, erwies sich das Medizinstudium als Horizonterweiterung mit dem Ergebnis einer ausgeprägten Verantwortungs-, Erfahrungs- und Wissensorientierung.

mentarteils im sechsten Segment enthalten gewesen: „na mhm eh also das is schon so, (..) zum Teil dass das Rückgrat da noch gebrochen wird (ausatmen) des des lebendigen Menschen das is mir klar geworden“ (Georg Menze, 2/46-48). Andere Formen der Gratifikation und Statusaufwertung bestehen im dosierten Zuwachs von Entscheidungsrechten, Verantwortung und Transparenz. Diese Ermächtigungen sind wiederum an einen Katalog bestimmter sozialer Regeln und Umgangsformen geknüpft, dessen Einhaltung für die weitere Aufstiegs- und Karriereplanung erforderlich ist. Georgs Erfahrungen im Umgang mit Führungsoffizieren belegen z.B., dass insbesondere an solchen Stellen ein sensibles Gespür entwickelt werden musste, an denen sich die Gestaltung und Organisation militärischer Praxis als problematisch erwies. Situativ galt es genau abzuwägen, welches spezifische Wissen und Hintergrundwissen wann eingesetzt werden durfte, ohne die Grenze von privatem und dienstlichem zu verletzen oder die eigene Verlässlichkeit und Loyalität aufs Spiel zu setzen. Der Meinungs austausch im Kreis der Offiziere und ihr Auftreten in der Freizeit, so auch im Rahmen privater Gespräche, schien nicht selten ein anderes zu sein, als jenes, das sich mit Dienstbeginn einstellte. Insofern waren, wie der nachfolgende Textausschnitt zeigt, eine strikte Einhaltung der Trennung von Freizeit und Dienstzeit sowie auch die sorgfältige Handhabung unterschiedlicher, z.T. nicht immer miteinander vereinbarere Wissensbestände von großer Bedeutung: „also um so höher man kam um so mehr wurde man in die Lage versetzt alles zu verstehen, (..) und och andererseits in die Lage versetzt darauf mit entscheiden zu können ne, /I.: Mhm/ aber das war so verknöchert und so unmenschlich aus meiner heutigen Sicht her ja, (...) wie ich vorhin schon sagte so einfach zu sprechen mit jemand über etwas war gar nicht möglich, (..) das war so wie die völlige schizophrene Trennung zwischen Freizeit und Arbeitszeit Dienstzeit, (..) in der Freizeit ging es ganz einfach sich mit jemand zu beschäftigen und man fand schnell einen Draht, (..) zusammen zu sagen naja das ist gut und das ist total schlecht hier also das müssen wir verändern oder so, und dann im Dienst schon mit Umlegen der Uniformhülle, war irgendwie (..) eine eingedrillte andere Lebensart, straff militärisch man wusste genau die Grenzen bis hierhin durfte man sich frei bewegen und, wenn man die Grenzen überschreiten wollte, musste man ein gewisses, Ritual spielen um dann die Möglichkeit zu bekommen unter, Umständen die einem nicht klar sind (..) etwas zu machen so ne, es war n Wagnis nach vorn zu stoßen“ (Georg Menze; Ausschnitt in NF 10, 20/7-20).

### **Segment 8 (3/40-4/14)**

ja also ich bild mir ein dort ziemlich verknöchert so in das weitere Leben rein gekommen zu sein so immer, steif und sehr selbstkontrolliert und naja s war auch n Unwohlsein so gegenüber solchen (..) gegen der freien lebendigen Welt so ne, und hab mir das versucht och zu rechtfertigen dass ich was Wichtiges tue etwas, Sinnvolles und

dass, das was ich mache eben gut is (..) ne das musst ich mir immer wieder och einreden, ich hatte keen Zweifel am großen Ganzen so, (..) aber dass mein persönliches Leben dabei n bisschen mies wegkam das hab ich damals nicht so richtig bemerkt ne (...) insofern stimmt es dass, dass die Gesellschaft diese jungen Leute benutzt um sie zu einem willkürlichen Instrument ihrer Sache zu machen ne, (2) und erst nach der Wende is mir ja klar geworden dass da mein Leben ganz schön benutzt wurde, /I.: Mhm/ einer Sache willen, eh (..) von der ich heute weiß dass das es so nicht gehen konnte dass das wirklich nur n Experiment war, /I.: Mhm/ wo ich heute denke dass das wirklich anders aufgezogen werden müsste (..) das is ja dann och n Thema von Z.-Gemeinschaft hier ne, wie schafft man überschaubare demokratische Strukturen wo Gleichberechtigung stattfindet wo, Transparenz da is wo auch der Letzte bescheid weiß was er da macht wo er sich eingliedert, wie das Gesamte funktioniert und wo das hinläuft ne, (3) naja und insofern war s halt ganz schön sinn- sinnlos für meine Persönlichkeitsentwicklung so als, als Erdenbürger aber eben ne Schule um zu verstehen wie die Zeit heute is, /I.: Mhm/ wie solche Machtmechanismen wirken wie wie sich Hierarchie auswirkt (..) ähm (2) ja wie Ideologien umgesetzt werden, und och heute das sind ja auch Ideologien von Demokratie und Freiheit, es is ja kein keine Demokratie und Freiheit im im rein menschlichen Sinne, (..) aber die die Strukturen sind ähnlich ne (..) also so ne der menschliche Fortschritt is heute kaum weiter als damals so ne, /I.: Mhm/ (räuspert) na ja (2)

(8) Zu Beginn des achten Segments positioniert sich der Erzähler zunächst zu sich selbst. Diese Stellungnahme weist dabei einen starken Bezug zu seinem Standpunkt in der Gegenwart auf. Aus dieser Perspektive glaubt der Erzähler, zu jener Zeit und an jenem Ort der militärischen Ausbildung, allgemein „ziemlich verknöchert [...] in das weitere Leben rein gekommen zu sein“, was er an den beiden, scheinbar an sich selbst bemerkten Persönlichkeitsausprägungen „immer steif“ und „sehr selbstkontrolliert“ festzumachen versucht. Im Anschluss daran erfolgt ein kurzer Wechsel von der gegenwärtigen Bewertungsperspektive in die Vergangenheitsperspektive. In deren Modus setzt sich der Erzählvorgang fort. Dabei kommen dem Erzähler Erinnerungen an ein vages Gefühl, welches er gemeinhin mit „Unwohlsein“ umschreibt und was ihn immer dann einzuholen drohte, wenn er mit „der freien lebendigen Welt“ in Kontakt kam; eine freie lebendige Welt also, die Georg bislang nur sehr begrenzt in Erfahrung hat bringen können. Die in der Erinnerung rekapitulierte Argumentation, anhand derer der Erzähler einen Einblick in die Legitimations- und Rechtfertigungsmuster seines eigenen Denkens und Tuns erlaubt („dass ich was Wichtiges tue etwas, Sinnvolles und dass, das was ich mache eben gut is (..) ne das musst ich mir immer wieder och einreden“), dienen hier vor allem der Kenntlichmachung seiner ungebrochenen Vertrauenshaltung gegenüber dem Institutions- und Organisationssystem. Diese vertrauensselige oder vertrauensüberschüssige Grundhaltung scheint maßgeblich verhindert zu haben, dass Georg die Verführungsstrukturen und Sogkräfte des Militärs durchblicken konnte, die ihn so tief in die institutionelle Abhängigkeit hineingetrieben haben. Dass ihm dieser komplexe Zusammenhang im Nachhinein ansatzweise deutlich geworden ist (der Zeitpunkt wird hier unpräzise mit „nach der Wende“

1989/90 angegeben), zeigt sich im entsprechend folgenden Kommentar, der grundsätzliche Aspekte einer Bewusstwerdung der starken Fremdbestimmung und schrittweise Funktionalisierung seiner Subjektivität durch die NVA beinhaltet („ich hatte keinen Zweifel am großen Ganzen so, (...) aber dass mein persönliches Leben dabei ein bisschen mies wegkam das hab ich damals nicht so richtig bemerkt (...), insofern stimmt es, dass die Gesellschaft diese jungen Leute benutzt um sie zu einem willkürlichen Instrument ihrer Sache zu machen (...), (2) und erst nach der Wende ist mir ja klar geworden dass da mein Leben ganz schön benutzt wurde, /I.: Mhm/ einer Sache willen, eh (...) von der ich heute weiß dass das es so nicht gehen konnte“). Die im Rahmen dieser Evaluation zum Ausdruck kommende traurige Erkenntnis bekommt hier deshalb einen authentischen Charakter, weil sie eingebettet in den gesamten Darstellungszusammenhang, weder in Form einer überdramatischen noch in Form einer ironischen oder gar sarkastischen Rhetorik erfolgt. Wäre dies der Fall gewesen, hätte man möglicherweise auf Schwierigkeiten innerhalb der Bearbeitungsprozesse dieser Problematik schließen können. Anders jedoch, versucht der Erzähler an der Bilanzierung deutlich zu machen, dass er erst im Nachhinein und über einen Prozess der Selbstbefragung imstande gewesen ist, die ideologische Behaftetheit und vor allem die persönlichen biographischen Bruchstellen des militärischen Berufs in den Blick zu bekommen. Gleichwohl Georg diese schmerzliche Einsicht klar zu sein scheint, bleibt an dieser Stelle offen, ob er auch die damit verbundenen sozialisationischen Prozesse erkannt und durchgearbeitet hat, die seine Identität so eng an das institutionelle Wesen der DDR-Gesellschaft geschmiedet haben. Denn sie tragen eine entscheidende Verantwortung dafür, dass Georg seinen beruflichen Werdegang, trotz aller spürbaren Signale, wie sie sich in seinen Erfahrungen des Erleidens und der Entbehrungen widerspiegeln, weiter fortgesetzt hat.

Im weiteren Verlauf blendet der Erzähler dann in einer Art Gegensatzanordnung zum fehlgeschlagenen politischen System der DDR erstmals den aktuellen lebensgeschichtlichen Ort Z.\* in die Erzählerdarstellung ein (\*der Buchstabe Z. steht hier für den Eigennamen der Landkommune, in der der Erzähler seit einiger Zeit lebt). Aus heutiger Perspektive wird konturenhaft eine Zielstellung der landkommunitären Gemeinschaft Z. thematisiert („das ist ja dann auch ein Thema von Z.-Gemeinschaft hier (...),“), die im Kontrast zu den autoritären Strukturen der DDR-Gesellschaft steht und – wie etwas später im Verlauf der Darstellung deutlich wird –, auch in kritischer Distanz zur Demokratie und Freiheit der Bundesrepublik begriffen wird. Wie der Erzähler bemerkt, scheint es ein zentrales Anliegen der Gemeinschaft Z. zu sein, sich intern mit Fragen der Demokratie, der Gleichberechtigung und der sozialen Transparenz auseinanderzusetzen, um darüber Verständigung herzustellen, wie man das soziale

Miteinander in der Gemeinschaft gestaltet. Allerdings ist diese mehr oder weniger schon inhaltliche Konkretisierung vom Z.-Gemeinschaftsprojekt hier insofern nur angerissen, als sie primär im thematischen Kontext der biographischen Arbeit und Bilanzierung seiner Erfahrungen der Armeezeit steht, zu der er sich kritisch positioniert. Der bilanzierende Kommentarteil weist jedoch in sich eine Widersprüchlichkeit auf: „naja und insofern war s halt ganz schön sinn-sinnlos für meine Persönlichkeitsentwicklung so als, als Erdenbürger aber eben ne Schule um zu verstehen wie die Zeit heute is“. Die Zeit während der militärischen Ausbildung wird vom Erzähler einerseits hinsichtlich seiner Selbstentwicklung als „sinnloser“ und von daher fast unbedeutender Lebensabschnitt deklariert, wobei dann auffällt, dass er andererseits eben jene Etappe als prägend oder lehrreich, im Sinne einer Schule, ‚um die Welt zu verstehen‘ ausweist.

### Segment 9 (Seite 4/14-44)

ja nach der Offiziersschulzeit die ich dann wirklich mit großer Erleichterung hinter mich gebracht hatte, kam dann die Offizierszeit Junger Leutnant, (2)

I.: Kannst das noch mal zeitlich n bisschen präzisieren?

G.: 1987 ja also vier Jahre Offiziershochschule von 83 bis 87 und dann, (..) eh Versetzung in den Dienstort wo man dann als Leutnant sein musste und das war für mich B.-Stadt /I.: Ja/ das war natürlich für mich was Schönes weil eh in dem Gebiet in dem ich ausgebildet wurde sind die Leute meistens in Wald versetzt wurden, die meisten Flugleitzentralen und, Führungsstäbe von von den Luftstreitkräften die lagen irgendwo offm Dorf mitten im Wald, (...) da sind zum Teil sehr schöne Bunkeranlagen ne also, die sehr geheimnisumwittert so sind und mit Sperrzonen und (..) eh, Sicherheitsanlagen und so och wieder n Reiz für n jungen Mann so ne, is ganz gut (..) hm aber ich kam Gott sei Dank nach B.-Stadt, das is ne Stadt das hat mir irgendwie gefallen weil, eh im Laufe der Offiziersschulzeit merkte ich bei mir ne sehr starke Ader so, der Kultur der Literatur des Theaters, /I.: Ja/ ich weeß heute das es zum Teil ne Pseudobefriedigung war für Dinge die mir eigentlich noch wichtiger gewesen wären, (..) es ich hab das nu och bemerkt bei vielen ähnlich gearteten Menschen, die auf sich zurückgeworfen werden mit vielen Problemen (..) dass die, (..) ähm so bisschen introvertiert sich mit Kultur und Literatur abgeben, und dass sich da ein ein eine Persönlichkeit entwickelt (..) und eine Kommunikation off einer sehr geistigen Ebene von, (..) naja (2) wo ich heute denke darüber zu sprechen was andere schreiben=was andere malen (..) oder eh was für Musik es gibt (..) dass is, nich primär in mir (..) dass kommt nich aus mir heraus sondern das is, (..) eh heute würde ichs als Pseudokultur be be bezeichnen ja, (2) aber jedenfalls war ich damals so auf dem Trip so, eh weil s für mich och überlebenswichtig war sich mit Literatur ich hab viel gelesen damals, eh (..) war dann och alleine eh viel entweder während der Offiziersschulzeit mit anderen Leuten mal ins Theater zu fahrn, darüber zu streiten oder dann als junger Leutnant in einem Ledigenwohnheim zu wohnen, das städtische Theater zu besuchen also B.-Stadt hat mir insofern gefallen dass da eben, Kultur war (..) es hatte n Theater es hatte n Kino hatte seiner Zeit vierzig Restaurants also Gastronomiestätten als kleine Stadt war das enorm viel, (..)

(9) Der Erzähler kennzeichnet hier zunächst mit „großer Erleichterung“ das Ende der Offiziersausbildungszeit und den Übergang in einen neuen militärischen Status. Als nunmehr „Junger Leutnant“ kann davon ausgegangen werden, dass Georg seine Offiziersschulzeit erfolgreich bestanden hat und dementsprechend in die nächst höhere Position befördert wurde. Auf Anfrage des Interviewers lässt der Erzähler den zeitlichen Ablauf des Statuswechsels noch einmal Revue passieren (1983-87 Offiziersausbildung, ab 1987 Offizierszeit „Junger Leutnant“), bevor er dann darstellt, dass die Rangerhöhung mit der Versetzung in einen anderen Dienstort verbunden gewesen war.

Im Nachfrageteil des Interviews erfährt man, dass Georg mit der Versetzung an den Dienstort B. in einer Flugleitzentrale der Luftverteidigung arbeitet. Als „Junger Leutnant“ trägt er hier die Mitverantwortung über die technische Ausbildung von fünfhundert angehenden Flugzeugführern sowie über einen Verkehrspark von einhundert Flugzeugen. Interessant ist in dieser Darstellung mit argumentativem Charakter, dass er besonderen Wert darauf legt, zu kennzeichnen, dass sich sein militärischer Auftrag und Aufgabenbereich auf ein Ausbildungsgeschwader und nicht auf ein Kampfgeschwader konzentrierte. In der Auseinandersetzung mit diesem Auftrag meint er, sich vergewissert zu haben, dass für den militärischen Ernstfall lediglich das Fliegen strategischer Ablenkungsmanöver unter sein Kommando gefallen wäre (vgl. hier NF 10, 19/41-20/5).

Während die meisten der peers, mit denen Georg die Ausbildung absolviert hatte, in ländliche Gegenden der Luftstreitkräfte oder Standorte in Waldgebieten abkommandiert werden, erfährt man in seinem Fall von der Versetzung nach B.-Stadt (wobei sich herausstellt, dass es sich bei B.-Stadt um eine mittlere Kreisstadt handelt). Etwas später erfährt man noch, dass Georg dort in einem Ledigenwohnheim (wahrscheinlich für Militärangehörige der künftigen Führungseliten) untergekommen ist. Die Versetzung in eine Stadt scheint grundsätzlich recht bedeutsam gewesen zu sein („aber ich kam Gott sei Dank nach B.-Stadt“).

Es kommen in der Erzähldarstellung zwei Perspektiven zum Tragen, die miteinander in Beziehung gesetzt werden: Zum einen wird die Perspektive aus damaliger Sicht angeführt, aus der heraus deutlich wird, dass die Versetzung nach B.-Stadt positiv aufgenommen wurde, weil eine ungeahnte Begeisterung an kulturellen Themen aufkam, die durch die Anwesenheit in der Stadt einen Bezug erhält (Theater, Kino, Restaurants und Kneipen). Sichtbar wird dieser Perspektive zufolge eine Unentbehrlichkeit der eigenen Auseinandersetzung mit Literatur sowie der Unterhaltungen mit Gleichgesinnten als eine der wenigen Möglichkeiten, dem ver-

regelten Militäralltag einen offenen zwanglosen Erfahrungsraum entgegenzusetzen. In einem Abschnitt im Nachfrageteil erörtert der Erzähler seine literarischen Vorlieben. Er offeriert hier, dass er gerade in dieser Zeit alles, was ihm „in die Hände“ kam, gelesen, besonders die russischer Klassiker Puschkin und Dostojewski „so richtig aufgesogen“ hätte (NF 8, 17/7-13). Zum anderen durchkreuzt der Erzähler diese Sichtweise mit einer Perspektive, die er retrospektiv auf sein damaliges Denken einnimmt. Entlang dieser glaubt er in seiner Vorliebe für die Themen des kulturellen und geistigen Lebens, eine – wie er sagt – „Pseudobefriedigung“ zu erkennen. Diejenigen „Dinge“, die ihm letztlich „eigentlich noch wichtiger gewesen wären“ als die von ihm heute daraus abgeleitete „Pseudobefriedigung“ werden jedoch nicht offen gelegt. Indessen werden die „Pseudokultur“ und die damit arrangierten Formen einer ‚Ersatzbefriedigung‘ daran bestimmt, dass die Dimension des Kulturellen an sich und so auch die im Kulturbetrieb wahrgenommenen Events im eigentlichen Sinne nicht ‚in und aus seiner Person selbst heraus‘ stammten, sondern lediglich von ihm konsumiert worden sind („wo ich heute denke darüber zu sprechen was andere schreiben=was andere malen (..) oder eh was für Musik es gibt (..) dass is, nich primär in mir (..) dass kommt nich aus mir heraus sondern das is, (..) eh heute würde ichs als Pseudokultur be be bezeichnen ja“). An dieser Stelle sieht es so aus, als ob die Heute-Perspektive, mit der der Erzähler auf das Damals blickt, von einzelnen Interpretamenten der sozialen Landkommunenbewegung besetzt oder zumindest von einer kultur- und konsumkritischen Auffassung, wie sie der Bewegung innewohnt, beeinflusst ist. U.a. aus diesem Grund stehen die Perspektiven des ‚Früher‘ und ‚Heute‘ auch im Hinblick auf die bilanzierenden Kommentarteile quer zueinander, so dass die Aktivitäten und das Interesse an Kultur in jenem Anregungsmilieu einmal glaubhaft als „überlebenswichtig“ im Sinne eines Kontrastprogramms zum Militär eingeschätzt, ein anderes Mal in etwas schematischer Weise als Surrogat für die Befriedigung seiner ‚eigentlichen‘ Bedürfnisse interpretiert werden.

### **Segment 10 (Seite 4/44-5/48)**

#### **mit Hintergrundkonstruktion**

und ich bin dann Mitglied des Kulturbundes geworden dort in der Stadt

I.: Wann war das ungefähr?

G.: 87 wurd ich da hinversetzt, ich weiß nich so 88 hab ich mir versucht die Stadt zu erobern, (..) und bin vom Kulturbund aus sogar eh (..) nominiert wurden Abgeordneter des Stadtrates also Stadtverordneter zu werden, (..) wo ich mir nicht so richtig im Klaren war weil ich war mit der Stadt noch nich verwurzelt, ich hatte auch nich ganz die Möglichkeit mich der Stadt hinzugeben, weil das Truppenteil wo ich hinkam wurde grade da versetzt (..) also, eh Fliegerei hat ja immer was mit Technik zu tun bei uns war die Startbahn n bisschen kaputt oder musste erneuert werden die Landebahn, (..) ich wurde an die Ostsee versetzt für lange Zeit dort auf den Flugplatz

H. dort wo heute Zivilmaschinen dort landen war damals unsere Flugzeuge und Technik dahin geordert und dort fand die weitere Flugausbildung statt, (..) so dass ich soviel gar nicht in B.-Stadt war ich hatte zwar jetzt eingetragen in mein Personalausweis dass ich B.ner bin, aber nicht verwurzelt (..) ich hab dennoch diese Kandidatur angenommen weil mich das reizte da so einfach die Strukturen kennen zu lernen, (...) und so sah ich mich dann tatsächlich auch unter den Stadtverordneten im Stadtrat wieder, (..) und das war irgendwie ne ganz interessante Sache die ich überhaupt noch nicht durchschaut hatte (..) ne aber mitzuwirken an Entscheidungen so in Sachen Kultur und Entwicklung der Stadt wollt ich schon ganz gerne, (..) ich wollte richtig B.ner werden ich hatte gesagt okay ich bin jetzt hier also lass ich mich mit jeder Phase ein, (2) und dass es zu verbessern gab das war mir klar also das weiß ich seit ich so halbwegs mitkriege was zu DDR-Zeiten los war in den Städten in den Betrieben, dass es viel zu verändern gab (..) zu verbessern (2) /I.: Mhm/ nich revolutionär sondern einfach nur Schönheitssachen zu verbessern damit das was die Partei so immer rosarot vorgab dass das och ma eh bissel Wirklichkeit wurde (..) ne so spürbar, (..) ich bin ja sehr spät in die Partei eingetreten (..) eben erst wollte ich gleich rein noch schon an ner EOS inner elften zwölften Klasse zwölfte wars, (..) da sacht man mir geht ihr erst mal raus macht erst ma was, (..) es is sowieso viel zu viel Intelligenz jetzt in der Partei (..) fangt ihr erst ma irgendwas an (..) und meldet euch dann zur Mitgliedschaft (..) da war ich schon ma verwundert ja (..) ich war da ich stand da wollte Mitglied werd'n ne, und da kam so was so ne Empfehlung ne, na Hallo, (..) naja und dann hab ich mir auch wirklich Zeit genommen während der Offiziershochschulzeit (..) ich bin dann erst nach drei vier Jahren in einem dritten Jahr der Offiziershochschule bin ich Mitglied der Partei geworden ja, (..) dort war ich dann och Zeuge und Mitbestreiter so von Parteieintritten und Ausschlüssen ja, (..) da habe ich das erstmal so mitgekriegt wie die Macht einer Ideologie eines Zusammenschlusses gegenüber anderen Leuten wirken kann, (..) da war einer bei uns der war in seinem Auftreten so ruppich so missachtend so ging so großkotzig über die Meinung anderer her (..) war so absolut in sich selbst verfangen, (..) eh da stand dann der Ausschluß dieses Offizierschülers aus der Partei an, /I.: Mhm/ und in der Tat hab ich das och befürwortet ich war damals dann in der FDJ Leitung (..) die ham gesagt ja also der Genosse, das is nich würdig unser Partei so n Auftreten im Umgang miteinander das is beängstigend und kann nicht gut sein (..) und, naja das hatte die Folge dass der Mann dann rausflog aus der Armee, (..) und ob er dann noch weitere Schwierigkeiten bekam is nur zu ahnen (..) un ich weiß es nich genau, (..) aber dass ich da so ne Kraft hatte so was mitzubewirken

I.: Wie alt warste da wo de so ne Entscheidung mitgetragen hast?

G.: Mit achtzehn neunzehn zwanzig (..) Jahre ja na da hab ich das erste Mal so echt geschluckt und überlegt is das jetzt richtig gut, (..) bin ich dazu befähigt so was einzuschätzen so was zu bewerten, (..) also hm das war ein großer Verbund von Genossen ne das war ne große Partei (..) die schon Jahrzehnte bestand, und dann warn wir so ne kleine Einheit dazu und nach diesen Maßgaben und Vorstellungen haben wir dann auch ne Wertung getroffen /I.: Mhm/ so über den Menschen, über die Prozesse die da stattfanden (räuspern) na (3)

(10) Der Erzähler gibt zu verstehen, dass sein Interesse am hiesigen Kulturleben der Stadt B. schließlich zur Mitgliedschaft im Kulturbund der DDR führte. Nachdem sich der Interviewer einer zeitlichen Präzisierung dessen vergewissert hat (seine Mitgliedschaft wird relativ ungenau auf das Jahr 1988 datiert), beginnt der Erzähler, seine Tätigkeiten in den Zusammenhang mit der Lokalpolitik im Stadtrat zu führen. In der sparsamen Erzähldetaillierung erfährt man dann jedoch eine mehr faktische als inhaltliche Konkretisierung seines kulturpolitischen En-

gagements; zunächst von der Nominierung für das Stadtverordnetenamt durch den Kulturbund, etwas später von der Annahme seiner Kandidatur und schließlich von seiner Beteiligung an Stadtverordnetenversammlungen, im speziellen vermutlich jenen Beratungs- und Entscheidungsgremien, die über die Bereiche von „Kultur und Entwicklung“ der Stadt befunden haben. Etwas ausführlicher in die Darstellung einbezogen wird hingegen der Tatbestand, dass sein praktisches Bestreben, in der neuen Stadt eine Heimat zu finden, durch die längere Zeit Versetzung an den Fliegereislandort H. an der Ostsee unterbrochen wurde („so dass ich soviel gar nicht in B.-Stadt war ich hatte zwar jetzt eingetragen in mein Personalausweis dass ich B.ner bin, aber nicht verwurzelt“). Aus diesem Grund dürfte die regelmäßige Arbeit im Stadtrat nur in eingeschränktem Maße erfolgt sein. Allerdings soll diese Einschränkung seiner Haltung keinen Abbruch tun, dass Georg gewillt war, sich mit der Stadt B. und ihrem kulturellen Leben zu identifizieren („ich wollte richtig B.ner werden ich hatte gesacht okay ich bin jetzt hier also lass ich mich mit jeder Phase ein“). Von daher ist er sicher interessiert gewesen, das kulturpolitische Geschehen in der Stadt zu verfolgen und mit zu lenken, wobei der Erzähler indirekt darauf eingeht, dass die Handlungsmotive seines kulturpolitischen Engagements nicht aus kritischen Einstellungen heraus gespeist waren. Vielmehr schienen sie den Orientierungen am ‚Verbesserungs-Mythos‘ des Sozialismus Folge zu leisten, wie er insbesondere jungen aufstrebenden Führungskräften eingebläut wurde („dass es viel zu verändern gab (..) zu verbessern [...] nicht revolutionär sondern einfach nur Schönheitssachen zu verbessern damit das was die Partei so immer rosarot vorgab dass das och ma eh bissel Wirklichkeit wurde (..) ne so spürbar, (..)“). Deutlich wird, dass die bestanden Defizite und Widersprüche in der Staatspartei als Anhaltspunkte für die Unvollkommenheit eines nur vorläufigen Status quo betrachtet wurden, keinesfalls aber zu einer grundsätzlichen Kritik am Ganzen führten. Im Zusammenhang seiner kulturpolitischen Aktivitäten kommt der Erzähler anschließend auf ein Thema zu sprechen, das eigentlich im bisherigen Erzählverlauf hätte früher erscheinen müssen und nun in Form einer Hintergrundkonstruktion in die Erzähldarstellung eingebunden wird. Es beinhaltet die Ereignisse rund um den Eintritt in die Partei der SED und sein Engagement im Rahmen dieser Mitgliedschaft.

### **Die Hintergrundkonstruktion (Seite 5/20-48)**

Die Hintergrundkonstruktion beginnt nach der kurzen Sprecherpause mit der einleitenden Bemerkung: „ich bin ja sehr spät in die Partei eingetreten (..)“. Man erfährt zunächst von seiner zeitigen Bereitwilligkeit zum Parteieintritt in der zwölften Klasse der EOS (er dürfte gera-

de 18 Jahre alt gewesen sein). Dass Georg von offizieller Seite auf einen späteren Beitrittstermin vertröstet wurde, scheint einige Irritationen ausgelöst zu haben („ich war da ich stand da wollte Mitglied werdn ne, und da kam so was so ne Empfehlung ne, na Hallo“). Denn die formale aber nicht ungewöhnliche Begründung eines unausgeglichene Verhältnisses von Intelligenzschicht und Arbeiterschaft<sup>23</sup> in der SED begründet für ihn letztlich nicht die Missachtung seines Beitrittswunsches, was hätte angesichts seines Vertrauens gegenüber dieser Partei auch als Erfahrung geschmälerter oder gar entzogener Anerkennung empfunden werden können („na Hallo“). Wichtig in diesem Kontext scheint aber der Gedanke, dass man sich von offizieller Seite her eigentlich keine Sorgen machen musste. Denn Georg braucht nicht erst politisch überzeugt und geformt werden, er war es bereits schon und signalisierte dies auch. Würde man diesen Gedanken berücksichtigen, so ließe sich daraus schließen, dass man wohl wenig Zweifel hegte, dass Georg für die Partei `verloren gehen` könnte, was den nahe gelegten Aufschub seiner Kandidatur begründet.

Freilich kommt der Beitritt in die SED einige Jahre später, während des dritten Ausbildungsjahres an der Offiziershochschule, dann doch zustande. Und nachdem Georg mühelos den Zugang in die Partei gefunden hatte, nahm er auch rege am politischen und sozialen Innenleben der Partei teil. Er selbst berichtet: „dort war ich dann och Zeuge und Mitbestreiter so von Parteieintritten und Ausschlüssen ja, (...) da habe ich das erstmal so mitgekriegt wie die Macht einer Ideologie eines Zusammenschlusses gegenüber anderen Leuten wirken kann, (...)“. Mit der Aufnahme in die Partei beschreibt sich der Erzähler also zunächst noch als Beobachter, wenig später dann als einen direkten Mitbeteiligten in den Parteisitzungen, in deren Rahmen Entscheidungen, z.T. auch über das Schicksal einzelner Personen getroffen wurden. Die Urteilsskala war dabei anscheinend breit angelegt; angefangen von Beschlüssen über Parteieintritte junger angehender Genossen bis hin zu solchen des Ausschlusses. Die, wie er meint, „Macht einer Ideologie eines Zusammenschlusses [der Partei; d. Verf.] gegenüber anderen Leuten“ wird dann anhand der Geschichte eines delinquenten Parteigenossen (und ebenfalls Offiziersanwärter) exemplifiziert. In der Detaillierung lässt der Erzähler vor allem

---

<sup>23</sup> Die SED war eine Massen- und zugleich Kaderpartei mit zuletzt ca. 2,3 Millionen Mitgliedern (Sommer 1989). Durch ihr spezielles zur Kaderauswahl und -lenkung eingesetztes Nomenklatursystem und durch das Organisationsprinzip des „demokratischen Zentralismus“ besaß sie die Merkmale einer Kaderpartei, die alle Macht in Staat und Gesellschaft binden konnte. Aufgrund ihrer hohen Mitgliederzahl hatte sie zugleich die Wirkung einer Massenpartei. Für die SED war ein straffer organisatorischer Aufbau typisch und politisch bedeutsam. Die Partei achtete in ihrem Organisationsaufbau und Parteimitgliedschaftsregulierung auf eine möglichst ausgeglichene soziale Zusammensetzung, besonders unter der so genannten „Intelligenz“ und der „Arbeiterschaft“. Folgende Klassifikationen bestanden im Mitglieder Aufbau: Produktionsarbeiter, LPG- Bauern, Intelligenz, Rentner, Angestellte, Sonstige. Unter Sonstige zählten zum größten Teil hauptamtliche Parteifunktionäre (vgl. Schroeder 1998/391). Besonders auffallend war, dass sich „der Anteil der aufstiegsorientierten „Intelligenz“ in der Mitgliedschaft stetig erhöht[e], [sich] der der Produktionsarbeiter proportional verringert[e]. Der Anteil der Industriearbeiter unter den Parteimitgliedern fiel von 48% (1947) auf 37,9% (1986), der der „Intelligenz“ stieg von 12% (1967) auf 22,4% (1986). Gemessen an der formalen Qualifikation ihrer Mitglieder war die SED Ende 1985 eine „Partei der Gebildeten“ (Schroeder 1998/289).

deutlich werden, dass er selbst aktiv an diesem Ausschlussverfahren beteiligt war und für den Ausscheid des Genossen zumindest aus der Partei plädiert hatte. Infolge dessen, dass der Abweichler aber nicht nur von der Partei geächtet, sondern auch von Seiten der FDJ-Leitung diskreditiert wurde – und hier die Verzahnung der politischen Schaltorgane von Partei, FDJ und Militär einsetzte –, hatte dies erhebliche Folgen für den Betroffenen.<sup>24</sup> Denn sein vom Erzähler als „großkotzig“ klassifiziertes Auftreten wurde ihm vor allem deshalb zum Verhängnis, weil das formelle und informelle Zusammenspiel der politischen Organe vor Ort so erschreckend ‚gut‘ funktionierte. Das Ergebnis dieser Machtdemonstration ist bekannt; der Betroffene wurde nicht nur aus der Partei geworfen, sondern auch aus der NVA ausgeschlossen, was den Abbruch seiner beruflichen Laufbahn beim Militär und womöglich noch andere Konsequenzen nach sich zog. Wichtig hierbei scheint jedoch das von den Vorgesetzten der Parteileitung an Georg vermittelte Vertrauen und Gefühl der Zugehörigkeit, obwohl er sich bis heute nicht über den Grund seiner Beteiligung an jenem Diskreditierungsprozess im Klaren zu sein scheint. Mit fragendem Erstaunen stellt der Erzähler am Ende der Geschichte fest: „aber dass ich da so ne Kraft hatte so was mitzubewirken“. Dass seine Beteiligung am Ausschlussverfahren ein gezielter Schachzug der Parteifunktionäre, einmal zur Demonstration ihrer Stärke und ein anderes Mal zur Integration des jungen Offiziers in die Parteiorganisation darstellen könnte, lässt sich zwar nicht hinreichend belegen, aber auch nicht völlig ausschließen. In jedem Fall kann die Ideologie und Macht einer Gemeinschaft, wie sie die Partei repräsentierte, insbesondere dann eine starke Wirkung auf den Neuling ausüben, wenn ihm das Gefühl der Mitbestimmung und Anerkennung entgegengebracht und somit das Vertrauen ausgesprochen wird.

Die Zwischenfrage des Interviewers scheint hier dann besonders ungünstig. Der Erzählstrom wird in der Folge zwar nicht zum Erlahmen gebracht, aber immerhin doch so unterbrochen, dass der plötzlich eingekehrten Verwunderung des Informanten nicht genügend Platz eingeräumt wurde. Möglicherweise hätte man ohne die Zwischenfrage erwarten können, dass der Erzähler zu den Ereignissen noch irgendeine Form von Stellungnahme bezieht. Zudem wäre es dem Interviewer im Nachhinein selbst möglich gewesen, den zeitlich geordneten Ablauf dieser Lebensphase zu rekonstruieren, zumal der Erzähler auf den angefragten Aspekt

---

<sup>24</sup> Um diese Verzahnung zu verstehen, ist es u.a. wichtig sich klarzumachen, dass es innerhalb der NVA ein spezielles Organ, die so genannte Politische Hauptverwaltung (PHW), gab, die für die spezifische politisch ideologische Indoktrination der Streitkräfte sorgte. Der PVH, die den Status einer SED-Bezirksorganisation besaß, gehörten ca. 6.000 Offiziere an, die als militärische Führungsfunktionäre den jeweiligen Kommandanten stellvertretend zur Seite standen. Sie sollten nicht nur die politische und ideologische Verlässlichkeit der NVA sicherstellen, sondern auch die Erfüllung von Parteibeschlüssen kontrollieren und gezielte kaderpolitische Arbeit oder Kontrolle leisten. Die Parteigliederungen in der NVA bis hin zur einzelnen Kompanie sind analog zu Parteiorganisationen in anderen Institutionen, Behörden oder Betrieben der DDR-Gesellschaft. Zusätzlich zur entsprechenden Parteikontrollkommission der PHW überwachte eine spezielle Abteilung der MfS-Hauptverwaltung I im Ministerium für Nationale Verteidigung Verhalten, Äußerungen und soziale Kontakte der Soldaten (vgl. Schroeder 1998/452f).

bereits eingegangen war. Nach dem erneuten Sprecherwechsel und der ungewöhnlich groben Altersangabe treten einige Verunsicherungen zutage, die den Erzähler im Rahmen des damaligen Verfahrens doch bewegt haben müssen. Seinen Erinnerungen zufolge hat er sich gewissermaßen schon in einer Art 'inneren Verhandlung' befunden. Zumindest schien innerhalb dieser Konfrontation die Frage nach der eigenen Rolle und Urteilskompetenz aufzutauchen („ja na da hab ich das erste Mal so echt geschluckt und überlegt is das jetzt richtig gut, (...) bin ich dazu befähigt so was einzuschätzen sowas zu bewerten“). Im Rahmen seiner Abwägung wurde zwar die Überzeugung von der Korrektheit und Angemessenheit des eigenen Handelns im konkreten Fall nicht ins Abseits gerollt oder verworfen, aber doch implizit die eigene Einschätzungs- und Beurteilungsfähigkeit im Hinblick auf die Schwere des Verfahrens hinterfragt. Ein Kriterium seines Zwiespalts schien hier im verhältnismäßig jungen Alter und in der geringen Lebenserfahrung begründet. Immerhin hatte Georg eine Entscheidung mitgetragen, die für den Diskreditierten vielleicht von lebensgeschichtlicher Tragweite gewesen ist. Ein anderer, entscheidender Aspekt aber, der diesen Selbsthinterfragungsprozess wieder abzu-bremsen schien, war durch die Einholung seines Vertrauens und die Berufung auf die Kompetenz der Parteiorganisation gegeben, die bekanntermaßen 'immer recht hatte'. Denn zweifellos waren die „Maßgaben und Vorstellungen“ der Parteiorganisation für Georgs eigenes politisches Denken und Handeln orientierungsrelevant. Mit dem Rückzug auf die Seite der moralischen Definitionsmacht der Partei blieb hier also eine ernsthafte kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle und den eigenen Anteilen an Verantwortung in jenem 'Schauprozess' weitgehend ausgespart.

Die Hintergrundkonstruktion schließt mit dem Ende des Segments und einer Pause von drei Sekunden. Im Anschluss daran macht der Erzähler einen Sprung. Er verknüpft das eingeschobene Thema der frühen Parteiaktivitäten mit der Haupterzähllinie, die mit dem Parteiengagement während der Phase seiner Offizierszeit als Junger Leutnant wieder aufgenommen wird.

### **Segment 11 (Seite 5/48-6/22)**

ich hab dann später eigentlich die Parteiorganisation als was Lebendiges erfahm (...) also da wo ich dann als Leutnant war, (...) diese Genossen in der Parteiversammlung die warn sehr offen und beherzt so also man ging offen miteinander um, (...) das gipfelte dann so in den Parteiversammlungen kurz vor der Wende als sich so abzeichnete die Leute reisen alle aus über die Tschechland und Ungarn, (...) und hier is ganz schön was los im Busche und hier müssn wir vorsichtig sein und, (...) naja und dann als dann so im ZK die ganzen Sachen losgingn da gings dann rund och bei uns, (...) dass wir offen überlegten (...) mensch mit der Scheiße ham wir nichts zu tun wir wir sind ehrliche Häute, und was machen wir jetzt (2) wir ham dann zum Teil in den letzten wichtigen Tagen noch Protestbriefe an unsere Parteivorgesetzten an ans Ministerium geschrieben, wir ham Vorschläge erarbeitet

dass man die Partei aus der Armee endlich rausnimmt /I.: Hmh/ (2) eh naja und wir hattn dann Parteiversammlung wo wir echt darüber nachgedacht ham, wie isses wenn s zum Einsatz der Waffe kommt /I.: Ja/ setzen wir die Waffe ein, (..) und was machen wir bei dem Befehl die Waffe einzusetzen ne, (..) und da kann ich mich noch gut erinnern (..) das war sehr emotional (..) und eh wir sachten naja wir beschützen die Waffen unsere Waffen damit niemand Missbrauch mit den Waffen tun kann (..) dafür setzn wir uns ein (..) das is unsre Aufgabe, (..) und wenn wir aber irgendwo hin deleg- kommandiert werden um da mitzumischen auf der Straße, (..) naja da war och dann die Sache da muss jeder mit sich ausmachen was er da macht ne, (..) das fand ich auch interessant, (..) es war zwar so klar wir wolln das nicht das is nicht die Aufgabe der NVA, aber wenss dazu kommt dann letztlich muss jeder mit seinem Gewissen das klarstellen ob er dann verweigert oder nicht (2)

(11) Das Handlungs- und Erfahrungsfeld der Partei ist in Verbindung mit der brisanten Thematik der Vorwendezeit besonderer Gegenstand des elften Segments. Der Erzähler greift hier im Darstellungsablauf zeitlich vor. In diesem Vorgriff („später“) und unter Einsatz der Relativierung „eigentlich“<sup>25</sup> charakterisiert der Erzähler die Parteiorganisation als einen ‚lebendigen Organismus‘. Dies macht er daran plausibel, dass er seine Mitgenossen als redliche Personen einschätzt und das soziale Miteinander in den Parteiversammlungen als ein tolerantes erfahren hat. Aufgrund der ihr zugeschriebenen Kompetenz, ihres vermeintlichen politischen Problembewusstseins und ihrer noch nicht ausgeschöpften Potenziale ist die Partei für Georg deutlich mit positiven Erinnerungen besetzt. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass er sich mit dem Eintreten der ersten sozialen und politischen Unruhen in der DDR an den Beschlusslagen der Parteiorganisation orientiert. Indem der Erzähler diesen Punkt anspricht, konzentriert sich die Haupterzähllinie auf eine erste Thematisierung, die sich den gesellschaftlichen Umwälzungsprozesse in der DDR widmet („das gipfelte dann so in den Parteiversammlungen kurz vor der Wende als sich so abzeichnete die Leute reisen alle aus über die Tschechland und Ungarn“). Inhaltlich sind nicht nur die ersten Flüchtlingsbewegungen von DDR-Bürgern in die Darstellung einbezogen. Ebenso relevant sind die politischen Auseinandersetzungen auf höchster Regierungsebene im Zentralkomitee der SED, die in den örtlichen Parteiversammlungen für hitzige Diskussionen sorgen. Deutlich wird in den Äußerungen des Erzählers vor allem, unter welcher extremen Anspannung das Militär und auch alle anderen bewaffneten Einheiten infolge der brisanten innenpolitischen Lage in der DDR gestanden haben müssen. Die Problematik eines möglichen Missbrauchs der militärischen Waffen, die es deswegen zu sichern und zu bewachen galt, stand dabei im Zentrum. Die Sicherung der Waffen vor Missbrauchshandlungen schien dabei sicher aber das etwas weniger schwerwie-

<sup>25</sup> Das Wort „eigentlich“ kann im Sinne einer Markierung oder Ankündigungsform einer Einschränkung oder Relativierung aufgefasst werden (z.B. das etwas nicht wie vorgestellt gelungen ist bzw. funktioniert hat oder in der Verwendung als zaghafte Andeutung eines existierenden Widerspruchs oder eventuellen Konflikts). Möglicherweise lässt sich der Einsatz des relativierenden Partikels „eigentlich“ hier auf einen fahlen Beigeschmack des Erzählers zurückführen, der noch mit der kund getanen Ad-hoc-Geschichte des Ausschlussverfahrens in der vorhergehenden Hintergrundkonstruktion im Zusammenhang steht.

gende Problem. Die Ängste der Soldaten potenzierten sich vor allem durch das in ihren Vorstellungen durchgespielte Szenario eines 'im Ernstfall' gewaltsamen Einsatzes gegen die reaktionären bzw. oppositionellen Kräfte und bald auch gegen das eigene Volk.<sup>26</sup> Diese zeitlang anhaltende Frage schien dabei in Partei- und Militärkreisen besonders dilemmatisch, auch weil sie letztlich an die moralische Handlungs- und Entscheidungsgewalt jedes einzelnen NVA-Angehörigen zurück- bzw. abdelegiert wurde („es war zwar so klar wir wolln das nicht das is nicht die Aufgabe der NVA, aber wens dazu kommt dann letztlich muss jeder mit seinem Gewissen das klarstellen ob er dann verweigert oder nicht (2)“). Wie die NVA in dieser schwierigen Situation wohl nicht als handlungsfähige kollektive Einheit in Erscheinung trat, so ist sicherlich auch hinterfragbar, inwieweit die Kompetenzen, die Georg und die jungen Offiziere im Hinblick auf ein verantwortungsvolles Handeln und die Erzeugung von Handlungsfähigkeit vermittelt bekommen haben, nun im Zusammenhang mit dieser speziellen Form des so genannten Ernstfalls abgerufen werden konnten. Das Eintreten von extremen Situationen wurde zwar in der NVA theoretisch durchexerziert und entsprechende Einsatzabläufe durch militärische Übungen erprobt. Doch mit der plötzlichen Aktualität eines möglicherweise bevorstehenden Ernstfalls hat nie jemand wirklich gerechnet, so dass hier von jener vermittelten Handlungssicherheit und Souveränität, wie sie Georg in einem der zurückliegenden Segmente beschrieben hat, glücklicherweise keine Rede sein kann (vgl. 6. Segment).

Die vom Erzähler berührte Brisanz eines möglichen Einsatzes der Waffen im Herbst 1989 wurde im Nachfrageteil noch einmal aufgegriffen. Dort zielte die Frage nach dem Ernstfall auf das letztendlich moralische Dilemma der individuellen Entscheidung, worauf der Erzähler hier vorsichtig angesprochen wurde:

---

<sup>26</sup> Kurz zum Hintergrund, der sich hier höchstwahrscheinlich auf den Herbst 1989 bezieht: Insbesondere im Vorfeld der Massendemonstration am 9. Oktober 1989 in Leipzig erwartete ein großer Teil der Bevölkerung in der DDR eine gewaltsame Niederschlagung der Proteste, vergleichbar der „chinesischen Lösung“, jener blutigen Niederschlagung der chinesischen Demokratiebewegung in Peking am 4. Juni 1989 auf dem Platz des himmlischen Friedens. Nachdem die kommunistische Führung in Peking für ihr konsequentes Vorgehen gegen die Opposition von der SED-Führungslinie ausdrücklich gelobt wurde und sich die innenpolitische Lage vor allem Anfang Oktober zuzuspitzen begann (die gewaltsame Auflösung der Demonstrationen und Massenfestnahmen am 02.10. in Leipzig, am 05.10. in Magdeburg und Dresden sowie am 06. und 07.10., dem 40. Jahrestag der Gründung der DDR, in Berlin und anderen Städten), ordnete MfS-Chef Mielke am 8. Oktober 1989 für alle bewaffneten Einheiten „volle Dienstbereitschaft“ an. Er forderte: „Angehörige, die ständige Waffenträger sind, haben ihre Dienstwaffe entsprechend den gegebenen Erfordernissen ständig bei sich zu führen. [...] Durch die ständigen Dienstleistungen ist die politisch- operative Abwehrarbeit in den bewaffneten Organen sowie in den Kampfgruppen der Arbeiterklasse zielgerichtet zu verstärken. Die politisch- operativen Maßnahmen haben sich darauf zu konzentrieren, alle die Kampf- und Einsatzbereitschaft beeinträchtigenden bzw. untergrabenden Erscheinungen rechtzeitig zu erkennen und im engen Zusammenwirken mit den Kommandeuren unverzüglich zu beseitigen bzw. entsprechende Kräfte rechtzeitig vorher herauszulösen“ (Fernschreiben von Erich Mielke an Leiter der Dienstleistungen, abgedruckt in Mitter & Wolle 1990 nach Schroeder 1998/298f). Obgleich die NVA vorrangig auf den 'äußeren Ernstfall' spezialisiert war, kann nicht ausgeschlossen werden, dass sie den Sicherheitsorganen für den 'inneren' Einsatz zur Niederschlagung von Unruhen zur Seite hätte stehen müssen, zumal die Armee wie alle Sicherheitskräfte dem Diktat der SED unterstellt war. -Am 9. Oktober verzichteten die Leipziger Einsatzkräfte und die SED-Bezirksleitung letztendlich auf die „chinesische Lösung“ und schreckten vor einem brutalen Einsatz (ca. 70.000 Demonstranten) zurück, wobei das Ausbleiben von Gewalt für die Protestbewegungen mobilisierenden Charakter trug. Am darauf folgenden Montag, den 16. Oktober 1989, erschienen ca. 120.000 Menschen, am 23. Oktober dann ca. 250.000 Menschen auf den Straßen von Leipzig (vgl. Schroeder 1998/298-302).

NF 11, 22/42-23/25

I.: Die Überlegung des Ernstfalls sagst du hätte dann jeder mit seinem Gewissen, ausmachen müssen?

G.: Also wir ham damals drüber gesprochen über den Einsatz der Waffen in der Parteiversammlung ich weeiß noch der eine Major der hat gesagt, (..) eh ich schieße nicht auf keinen Fall (..) und wo in mir so der junge Offizier sagte, ich (..) weeiß es nich (..) ich könnt mir vorstellen das ich auch schieße ne, phh (..) also in mir war schon och der politische Mensch ne, /I.: Ja/ also der och was verteidigen wollte, (..) also irgendwo war die Angst man kann das doch nicht alles einfach plötzlich wegmachen ne

I.: Mhm das was so lange Bestand hatte

G.: Ja na, und das was ich als Schulkind manchmal an Klassenkampf erfahren hab das war mir ungeheuer das war mir unangenehm, (..) das hatte immer was damit zu tun, na is doch alles Scheiße hier (..) das muss weg, das klingt mir zu gewalttätig das klingt mir zu sehr nach pitsch patsch (..) weg bestrafen und machen wir weg und es gibt was Besseres, was wusste ich nicht (..) die auch irgendwie nicht, man hat dann immer gleich nach Westen geguckt das is doch viel besser, (..)

– [..., Auslassung 23/9-17; d. Verf.] – es erfolgt eine Darstellung im Kommunikationsschema der Argumentation; der Sprecher nimmt kurz Bezug auf das heutige demokratische Gesellschaftssystem der Bundesrepublik, von dessen Orientierungen und vor allem Vorzügen (freiheitliche Grundprinzipien, eigene Meinungsbildung und Meinungsfreiheit, individuelle Entscheidungsfähigkeit) er vorgibt, zum damaligen Zeitpunkt kaum etwas gewusst zu haben –

(..) und ich hatte immer Angst davor dass wenn sich jetzt was verändert dass, na (..) dass mich das unangenehm berührt ich wollte nicht, dafür bestraft werden für das was ich bin, (..) dass ich mich entschieden hatte dass zu machen, (..) hatte ich Angst davor /I.: Ja mhm/ und ich sah da och nicht den Grund also och das man das System und alles was wir so, was wir aufgebaut hatten dass man das jetzt wegmachte, so (..) diese so genannten sozialistischen Errungenschaften, mhm naja (..) von daher konnte ich mir vorstellen dass ich da politisch, nicht (..) nich so schnell sage ich schieße nicht, (..) unter Umständen wäre ich in Situationen gekommen wo ich vielleicht geschossen hätte oder irgendwas gemacht hätte, (..)

Der Erzähler erinnert sich hier an eine Diskussion in der SED-Parteiversammlung. Im Gegensatz zum Major, der als resoluter Verweigerer des im Rahmen der Parteiversammlung diskutierten Schießbefehls ausgewiesen wird, versucht der Sprecher seine damalige Haltung zu verdeutlichen, nach der er hätte nicht ausschließen können, dass er womöglich einem solchen Einsatzbefehl gefolgt wäre. Diese vergleichsweise impulsive Haltung wird vom Erzähler rückblickend zunächst primär auf seinen Status als noch „jungen“ und von daher, relativ unerfahrenen Offizier zurückgeführt, wobei hier unterschwellig ein Motiv des Aufbegehrens und Vorantretens gegenüber jenem vorgesetzten Major zum Tragen kommt. Dieses Motiv wird durch die in eine Argumentation eingebettete Selbsteinstufung als „politischen Menschen“, der „was verteidigen wollte“, nachdrücklich unterstützt. Das Kommunikationsschema der Argumentation bleibt auch weiterhin dominant, als der Erzähler zu erklären gibt, dass sich seine Bereitschaft ferner aus einer gewissen Angst speiste, deren Ursprung er darin sah, dass das in der DDR bislang Aufgebaute und Errungene, so auch die von ihm verinnerlichten poli-

tischen Werte und Orientierungen des SED-Systems, durch revoltierende Kräfte massiv in Gefahr gebracht, möglicherweise sogar vernichtet würden. Blickt man auf die vom Erzähler bisher präsentierten lebensgeschichtlichen Etappen zurück, die unverkennbar eine starke Identifikation mit dem Sinnsystem der DDR-Gesellschaft aufweisen, so scheint die angedeutete Bereitschaft zur Verteidigung der etablierten Gesellschaft als eine Reaktion auf die vor allem Misstrauen und Bestürzung auslösenden innergesellschaftlichen Störpotenziale nicht unverständlich. Dass die Forderungen auf der Straße hier nicht weiter differenziert aufgegriffen, sondern schlicht vereinheitlicht und als Gesamtbedrohung offeriert werden („man kann das doch nicht alles einfach plötzlich wegmachen ne“), zeigt nicht nur, wie wenig Georg scheinbar in die jeweils unterschiedlichen Diskussionen und Tagesgeschehnisse eingeweiht gewesen ist. Auch für den Fall, dass der Wendeprozess zu diesem Zeitpunkt bereits vorangeschritten sein mag, scheint er die „Straße“ mit einer Art Drohkulisse zu assoziieren, deren Vorstellungen und Aktivitäten den seinen Gesellschaftsvorstellungen nicht nur zuwider laufen, sondern diese sogar abqualifizieren. Denn nach dem Sprecherwechsel besinnt sich der Erzähler auf eigenes biographisches Erleben zurück, nämlich auf sein bereits während der Schulzeit empfundenes Unbehagen gegenüber denjenigen `nicht-roten` Klassenkameraden, die immerzu an der DDR-Gesellschaft herummäkelt, sich über alles beschwerten und gleich nach dem fortschrittlicherem Westen schielten. Die erneute Einblendung dieser Schulerfahrung trägt hier anscheinend die Funktion, eine Parallele zu den protestierenden Menschen im Herbst und Spätherbst 1989 zu schlagen, deren übereinstimmender Punkt in der Nörgelei und Unzufriedenheit ausgemacht wird, ohne dabei –, und dies attestiert der Erzähler –, `etwas Besseres` zu wissen oder eine ernstzunehmende Alternative anzubieten.

Im Anschluss an die hier vom Interviewer ausgelassene Transkriptionspassage (im Erzähltext 23/9-17) steht die Darstellung weiter im argumentativen Begründungskontext jenes Entscheidungsdilemmas hinsichtlich der Orientierung an einem gewaltsamen Einsatzbefehl. Der Erzähler verbindet nun seine Ängste mit einer gedanklich vorweggenommenen gesellschaftlichen Veränderung noch ungewissen Ausgangs, wobei er pauschal davon auszugehen schien, dass er in diesem Fall durch seine Rolle als politischer und militärischer Funktionsträgers mit Nachteilen oder Bestrafungen rechnete. Dabei richtet sich sein Hauptaugenmerk nicht nur auf eine etwaige Verurteilung seiner Handlungsaktivitäten in Partei und Militär durch moralische oder gesetzgebende Instanzen, sondern auf seine ganze Person und Identität, die er mit dem Wandel der Gesellschaft als diskreditiert bzw. beschädigt zu erkennen glaubt („ich wollte nicht, dafür bestraft werden für das was ich bin, (..) dass ich mich entschieden hatte dass zu machen, (..) hatte ich Angst davor“). Dagegen steht jedoch sein vehementes

Festhalten an der Idee und den Errungenschaften des Sozialismus, die für Georgs lebensgeschichtliche Entwicklung und für seine Identität einen so hohen Stellenwert eingenommen haben. Seine tiefgehende biographische Prägung und Überzeugung von der politischen Richtigkeit der Sache des Sozialismus scheint es auch zu sein, die ihn an dieser Stelle gewissermaßen 'in die Knie' zwingt. Denn in seiner Vorstellung spricht immer wieder der 'politische Mensch' Georg Menze, der im Extremfall den persönlichen Einsatz von Gewalt hätte nicht ausschließen können. Die erneute Betonung dieses Selbstbildes, in dem vor allem die weltanschaulich-politischen Anteile seiner biographischen Identität gewichtet und hervorgehoben sind, scheint aber gerade für eine aufrichtige, nicht verschleierte Auseinandersetzung zu sprechen. Der Erzähler versucht weder seinen persönlichen Umgang mit dieser brisanten Thematik auszublenden, noch unternimmt er den Versuch, sich in irgendeiner Weise fadenscheinig aus der Affäre zu ziehen oder die Problematik gar zu bagatellisieren. Seine Auseinandersetzung darf auch nicht als Plädoyer aufgefasst werden, mit dem Menze nun als Fürsprecher eines gewaltsamen Einsatzes im Herbst 1989 dasteht. In der Darstellung ist an keiner Stelle die Ansicht und Überzeugung erkennbar, die ihn dahingehend ausgezeichnet hätte. Im Gegenteil. Es kann hier soviel verraten werden, dass der Erzähler im Anschluss an diesen Erzählauschnitt einen übergreifenden biographischen Zusammenhang eröffnet, der diese Thematik mit einem grundsätzlichen Funktionalisierungsgedanken verbindet, den er als eine zentrale Selbsterkenntnis bis in die Generation seines Vaters und Großvaters zurückverfolgt (NF 11 sich anschließend, 23/25-39). Dieser wichtige Teil seiner kritischen biographischen Arbeit soll allerdings erst an späterer Stelle ausführlich aufgenommen und dargestellt werden.

## **Segment 12 (Seite 6/23-7/7)**

### **mit Hintergrundkonstruktion**

I.: Mhm nur noch mal kurz dazwischen gefragt, die Laufbahn der NVA war 87 mit der Offiziershochschule beendet

G.: (nickend) Mhm

I.: Und dann stand-

G.: Dann wurde ich dort zum Leutnant geschlagen und als junger Leutnant nach vier Jahren in die Truppe versetzt, genau hatte dort auch eh während der Ausbildung Diplomingenieur gemacht, (..) das war parallel ne das war so es war eigentlich die Maßgabe (..) es gab Leute die ham nicht den Diplom gemacht (..) das Diplom, aber es warn die Wenigsten die warn wahrscheinlich die nicht ganz beschlagenen Leute ne, aber die meisten wurden ich sag mal mit durchgezerrt zum Diplomingenieur (..) das war auch n gutes Bild so für die Armee (..) dass so vier Jahre Ausbildung dass die Leute da als fachkundige Leute rauskamen, (..) wo se im Ernstfall dann och das Diplomingenieur außerhalb der Armee benutzen konnten ne, (..) aber das stand für mich nicht zur Debatte (..)

mir hat das ziemlich Mühe bereitet diese Diplomingenieur für Elektrotechnik/ Elektronik, (..) es hat mich überhaupt nicht interessiert ich wollte was mit der Fliegerei machen weißte so, und dieses Reinkriechen in die Strömlinge in die Elektronik und so wat, (..) und das war damals fing das ja erst an so mit Computer und, ach das war mir irgendwie sehr fremd und ich hatte keine Lust da mit so

I.: Ging das mit der Armee weil du ja sagtest du warst in B.-Stadt dann wurdest du versetzt nach H.-Stadt an die Ostsee wie war das mit dem Studium vereinbar gabs da irgendwie gabs da nich n festen Ort wo du das dann gemacht hast?

G.: Das Studium war 87 abgeschlossen-

I.: Ach so ja

G.: Und ab da war dann der Einsatz in der Truppe na, (..) eh dort also B.-Stadt dann H.-Stadt und dazwischen pendelte man wieder nach B.-Stadt weil dort der Stammsitz war, (lacht laut auf) und dann hieß es die sozialistischen Bauarbeiter schaffen s nich schnell genug unsere Landebahn in B.-Stadt wieder hinzukriegen wir müssen noch länger da oben bleiben, (..) und naja und dann hat man wenigstens nach so langer Dauer es hingekriegt dass unser Truppenteil nach R.-Stadt kommt, R.-Stadt is ja hier 30 km von B.-Stadt weg ja, ehm dort war Flugplatz n Militärflugplatz und dort sind wir mit unsern Flugzeugen auch noch hin, ham sich also zwei Truppenteile einen Flugplatz geteilt, (..) und damit war für die meisten Familienväter erstmal wieder halbwegs Anbindung an ihr an ihre Heimat gegeben ne, (..) mich hat das nich so sehr gestört ich war ledich (..) allene, die Ostsee war och ne gute Erfahrung so, (..)

(12) Der Segmenteinschnitt erfolgt hier formal auf der Basis des Sprecherwechsels, der durch den Interviewer hervorgerufen wird. Erneut scheint die Zwischenfrage des bisweilen unaufmerksamen Interviewers unpassend. Allerdings führt sie den Erzähler nach der Kenntlichmachung der beendeten Ausbildung, seiner Ernennung zum „Jungen Leutnant“ und der Versetzung an den neuen Standort in die Situation, abermals auf seine vierjährige Offiziersausbildungszeit zurückzublicken und in der Folge sein Ingenieurstudium, welches die militärische Ausbildung flankierte, zu thematisieren. Damit beginnt eine vor allem durch den Interviewer fremd ausgelöste Hintergrunds konstruktion, weil der Erzähler hier unter den Zugzwang gerät, den unerwähnt gebliebenen Zusammenhang zwischen militärischer Ausbildung und dem Diplomstudium plausibel darstellen zu müssen („nach vier Jahren in die Truppe versetzt, genau hatte dort auch eh während der Ausbildung Diplomingenieur gemacht, (..)“).

### **Die Hintergrunds konstruktion (6/28-40)**

In der Hintergrunds konstruktion wird zunächst deutlich, dass die NVA im Allgemeinen das Interesse verfolgte, ihre Offiziersanwärter mit einem technischen Studium auszustatten. Es ist anzunehmen, dass man sich durch diese Investition und die Kopplung von militärischer Praxis und anspruchsvollem technisch-naturwissenschaftlichen Studium versprach, die hochspezialisi-

sierten Offiziere noch enger an Beruf und Institution zu binden. Möglicherweise ist u.a. darin ein Grund zu sehen, dass auch leistungsschwächere Offiziersschüler durch das Ingenieurstudium „durchgezerrt“ wurden. Dass, wie der Erzähler meint, die fachkundigen und mit einem spezifisch auf Militärtechnik zugeschnittenen Wissen ausgestatteten Offiziere nach ihren eigenen Vorstellungen so ohne weiteres aus dem institutionellen Rahmen der NVA entlassen worden wären, kann angezweifelt werden. Bei genauerer Prüfung würden sicherlich die Tücken und Schwierigkeiten eines Ausstiegsinteressenten zum Vorschein gelangen, der eine langfristige Verpflichtung auf den Offiziersberuf eingegangen ist und bislang alle Gratifikationen und Vorteile genutzt hat (Vergütung, Studium, Status etc.). Zumindest war eine Herauslösung aus der Verpflichtung nicht mit der Leichtigkeit versehen, mit der sie der Informant hier anzudeuten versucht („wo se im Ernstfall dann och das Diplomingenieur außerhalb der Armee benutzen konnten ne“; - was mit dem hier angesprochenen „Ernstfall“ gemeint ist, bleibt offen). Abgesehen davon, dass Georg solche Ausstiegsphantasien scheinbar ohnehin nicht hegte, blieb er Zeit seines Ingenieurstudiums der Elektrotechnik und Elektronik mit zwei anderen Schwierigkeiten konfrontiert. Zum einen begleiten ihn „ziemliche Mühen“ bei der Bewältigung des Studiums, was sich aus den offenkundigen Leistungsschwächen, insbesondere in den naturwissenschaftlichen Fächern Mathematik und Physik begründet. Zum anderen kommen sein persönliches Desinteresse und eigentlich auch Widerwille gegenüber dem wissenschaftlich-technischen Ingenieurstudium erschwerend hinzu. Letztere dürften neben den Leistungsdefiziten die vielleicht noch größeren Motivationsblockaden dargestellt haben. Das in der Kindheit entwickelte Interesse für Technik schien im Zusammenhang mit dem Traum von der Fliegerei bereits während der Abiturzeit, spätestens aber jetzt mit dem Studium aufgebraucht. Bemerkenswert ist aber, dass Georg trotz seiner massiven Erleidenserfahrungen in den praktisch-militärischen Ausbildungsteilen und der nun offensichtlichen Unzufriedenheit und Abneigung gegenüber seinem Studium, ein solches Stehvermögen und die Entschlossenheit aufbringt, die Laufbahn in der NVA fortzuführen. In gewisser Weise bleibt gerade an dieser Stelle die Frage offen, ob ein ungehinderter Ausstieg aus der Institution und eine problemlose Neuorientierung in einem anderen beruflichen Feld ohne weiteres möglich gewesen wären.

### **Fortsetzung der Darstellungsaktivitäten im Segment**

Im Anschluss an die Hintergrundkonstruktion und den doppelten Sprecherwechsel gelangt der Informant wieder auf die eigentliche Haupterzähllinie. In geraffter Form nimmt er noch einmal Bezug auf die Situation nach seiner Versetzung in die Stadt B. Nur setzt der Informant

den Fokus jetzt nicht wie zuvor auf den Kontext des kulturellen Lebens und seiner Identifikation mit der Stadt, sondern berichtet von den strukturellen Bedingungen und Schwierigkeiten, wie sie am neuen militärischen Standort B.-Stadt vorzufinden waren. Obwohl der Erzähler in einem der letzten Segmente bereits von der Abkommandierung an den Ostseestandort H.-Stadt gesprochen hatte (aufgrund der Verzögerungen bei der Instandsetzung der Landebahn am Stammsitz B.-Stadt), wurde dort noch nicht deutlich, dass er sich sporadisch auch immer noch im Pendelverkehr mit dem Standort B.-Stadt bewegt hat. Wichtig aber ist die Information, dass Georg auch hier bald wieder abgezogen und mit seinem Truppenteil nach R.-Stadt versetzt wurde, der entgegen des Ostseestandorts nah am Stammsitz B.-Stadt gelegen ist. Diese aufschlussreiche Klärung des Sachverhalts begründet nachträglich vor allem die Nähe zum Bezugsort B.-Stadt, den der Erzähler bereits als neue Heimat ausgewiesen hatte. Doch abgesehen davon, hätte es Georg anscheinend auch nicht viel ausgemacht, seinen Dienst gegebenenfalls an der Ostsee fortzusetzen, was formal mit seinem Familienstand als ledige Person und dem sichtlichen Fehlen einer festen partnerschaftlichen Beziehung plausibel wird („mich hat das nich so sehr gestört ich war ledich (..) allene“). Zweifellos fällt im Zuge dieser Erklärung erneut auf, dass der Erzähler bislang noch nicht von einer Partnerschaft gesprochen hat und zu jenem Zeitpunkt auch keine intime partnerschaftliche Beziehung zu bestehen schien. Ähnliches trifft abgesehen von den peers in der NVA für tragfähige Freundschaften außerhalb des Militärs zu. Von den Erlebnissen und Erfahrungen an der Ostsee in H.-Stadt wird inhaltlich nichts weiter ausgeführt. Die Zeit an der See wird lediglich als eine im gesamten „gute Erfahrung“ evaluiert, womit auch die Darstellungsaktivitäten im Segment enden.

### Segment 13 (Seite 7/7-32)

und nu saßn wir in R.-Stadt und dort kam dann die Wende ne rasant schnell in diesen Wochen und Monaten, (..) und da war dann klar es hört alles auf hier das wird sich alles ganz anders entwickeln was wird nun mit uns (..) mhm (..) diese Tendenz jetzt es gibt eine alternative Bewegung eine Opposition (..) in der DDR die kriegt mehr und mehr Macht und Gewinn, und was wird aus unserer Armee, wird ne demokratische Armee was heißt das überhaupt ja, (..) und da war mir och klar wenss zu eener demokratischen Armee kommt zur Umwandlung innerhalb der Armee dass ich da als junger Leutnant, (..) und ich bin seit 89 dann noch Oberleutnant geworden, dass da schon noch n Platz für mich wäre ne, /I.: Mhm/ ich muss och sagen es gab an der Offiziershochschule Ausbilder, die sagten behaltet immer n Stück Zweifel (..) immer zweifeln is goldwichtig (..) und nie glauben einfach was dir gesacht wird als gesunder junger Offizier, isses n Credo auch zu zweifeln ne, (..) und ihr seid die Zukunft der neuen Armee, (..) wir wissen dass es viele alte verknackte verknöcherte Offiziere gib (..) die da steht n Generationswandel an und ihr seid die neue Generation so ungefähr, (..) und das war mutig sicherlich seiner Zeit, aber dass das so war das hab ich geglaubt ja ne, (..) diese ganzen Bestrebungen in der Wendezeit hier noch

was zu verändern (...) hab ich dann gemerkt war wirklich nicht möglich, (...) also selbst die besten Ideen scheiterten daran dass das in die Hände von verknöcherten Altoffizieren kam, die das ganze bewerteten die nicht die sich nicht innerlich und äußerlich wandeln konnten, und na gut die Zeit war sowieso schneller als das man intern was hätte machen können, /I.: Ja/ ähm diese Tatsache dass so viele Alte da waren (...) war der eine Hemmschuh für ne Wandlung und das die, die Zeit off der Straße viel schneller ging also die Bürgerbewegung dass das nicht richtig zu beurteilen war wie schnell das alles und wohin das ging, (...) war die zweite Seite um überhaupt noch, in Ruhe etwas aufzuarbeiten und etwas zu erneuern ne, /I.: Mhm/

(13) In der Darstellung wird der Erzählschwerpunkt nun auf den Zeitraum der gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen in der DDR gelenkt. Mit den ersten sozialen Unruhen, die der Erzähler im elften Segment (im Kontext der Reaktionen auf Parteiebene) thematisch schon gestreift hat, werden Georg und seine Militärkollegen im Militärstützpunkt R.-Stadt konfrontiert.

Wie später aus dem Nachfrageteil deutlich wird, besaß Georg in der Abgeschiedenheit dieses Standorts R.-Stadt relativ wenig Zugang zu umfassenden und kritischen Medien. Wie der folgende Erzählausschnitt zeigt, resultierten seine Beobachtungen des politischen Geschehens in der DDR fast ausschließlich aus dem institutionellen Blickfeld der NVA:

NF 11, 21/27-31

G.: ich fühlte mich och sehr, ausgegrenzt (...) ich war irgendwo da fern ab von den Geschehnissen, und konnte nur aus der Presse, (...) von Gerüchten her hören was so los, ist da kamen die Soldaten und Unteroffiziere aus m Ausgang zurück, und erzählten das diese und jenes, (...) die kamen aus ihren Heimatdörfern aus Thüringen oder sonst wo her na, [Anschluss folgt weiter unten; d. Verf.]

Wären andere Informationsquellen oder auch andere Perspektiven relevant gewesen, hätte der Erzähler seine Perspektive auf die Geschehnisse vermutlich differenzierter dargestellt. So führt er im Wesentlichen zwei zentrale Problemkontexte ins Feld, die aufgrund der gesellschaftlichen Situation eng miteinander in Beziehung stehen: Zum einen beschäftigt Georg die Frage nach seiner beruflichen Zukunft in der NVA, der vor dem Hintergrund eines hier angedeuteten Generationenkonflikts in den DDR-Streitkräften eine besondere Bedeutung zukommt. Er führt hier vor allem den Punkt an, dass die Gründerväter der NVA der nachwachsenden Generation keinen eigenen Platz zur Bestimmung und Gestaltung ihrer Generationseinheit zuwiesen. Das lehrbuchartige Vertreten und Beharren auf ihren weltanschaulich-politischen Ansichten ließ es nicht zu, der aufstrebenden Offiziersgeneration eigene Aufgaben zu übertragen und eigene Entwicklungsmöglichkeiten in Militär und Gesellschaft einzuräu-

men. Die Arrangements waren vor allem dafür vorgesehen, die junge Generation im Rahmen der von den „verknöcherten Altoffizieren“ festgelegten Positionen und Aufträgen zu funktionalisieren. Den Erinnerungen des Erzählers nach wird deutlich, dass der Glaube an einen vermeintlich bevorstehenden Generationswechsel in der Armee durch den Optimismus einzelner Ausbilder an der Offiziershochschule bestärkt wurde („die sagten behaltet immer n Stück Zweifel [...] Auslassung d. Verf.] und ihr seid die Zukunft der neuen Armee, [...] da steht n Generationswandel an und ihr seid die neue Generation so ungefähr“).<sup>27</sup> Angestoßen von dieser Fremdperspektive entwickelt Georg möglicherweise auch ein Gefühl, sich mit seiner Ausbildung und seinen Erfahrungen in einer aussichtsreichen Position zu befinden, von der er aus seine persönliche Zukunft in der NVA noch gestalten könne. Darin inbegriffen ist auch der Wunsch zu verstehen, seinen Untergebenen gegenüber ein anderes Verhältnis aufzubauen, als er es selbst zu seinen Vorgesetzten erfahren hat. Faktisch jedoch zeigt sich, dass die alten Militäreliten und Handlanger des SED-Regimes keinerlei Amtsmüdigkeit zeigen. Bis zum Ende der DDR besetzen sie die Positionen und Schaltstellen, die der jungen Offiziersgeneration immer nur versprochen blieb. Insofern ist die Enttäuschung nachvollziehbar, dass die alte Offiziersgarde während der Einzughaltenden Wende in der DDR den entscheidenden „Hemmschuh für eine Wandlung“ (vgl. die Ergebnissicherung im Erzähltext) der NVA darstellt. Trotz alledem hält Georg bis zuletzt die Treue und Hoffnung aufrecht, als junger Offizier in der NVA einen Platz zu finden. Mit der Beförderung zum „Oberleutnant“ dürfte er diesbezüglich noch ermuntert worden sein. Diese Vorstellungen bestehen dann kurze Zeit im Zuge der politischen Veränderungen in der DDR. Denn die von Seiten der Oppositionsbewegungen formulierten Ideen einer Umwandlung der DDR-Streitkräfte in eine fortan demokratische Armee werden von ihm begrüßt und als persönliche berufliche Chance betrachtet.

Mit dieser Zuversicht wird zugleich ein zweiter Problemhorizont eröffnet, der insbesondere anfangs noch von großer Unsicherheit gekennzeichnet war (vgl. hier die Brisanz der möglichen gewaltsamen Konfrontation der Soldaten mit dem eigenen Volk; im elften Seg-

---

<sup>27</sup> Die Ausbilder an den Offiziershochschulen nahmen durchaus die Funktion eines Trainers oder Beraters ein, die den Offizierschülern für die zu durchlaufenden Statusübergänge zur Verfügung standen. Sie konnten aus dem Fundus ihrer Erfahrungen schöpfen und diese an ihre Nachfolger weitergeben. Neben der Wissens- und Kompetenzvermittlung spendeten sie auch Interpretationshilfen, Motivation und Anspornung. Anselm Strauss beschreibt den Akt des „Trainierens“ als einen oftmals kritischen Balanceakt zwischen Strenge, Anforderung und Ermutigung. Allerdings dürfte dieser Balanceakt in einer Institution, wie der NVA, nicht so angelegt gewesen sein, dass die Rekruten im Rahmen des Ausbildungs-„Trainings“ die Möglichkeit erhalten oder erlernt haben, ihre Fortschritte selbst zu bemessen, Alternativen zu entdecken und im Idealfall unter der Beobachtung und Unterstützung des Trainers auszuprobieren. Die Ausbilder konnten den Schülern nur im Rahmen der unter höherer Kontrolle stehenden Bedingungen und Möglichkeiten ‚ihr Auge leihen‘ (vgl. zum Trainieren; Strauss 1968/Kap. 4.4, 117-126). Es scheint hier allerdings nicht ganz unmöglich, dass einzelne Ausbilder an den Offiziershochschulen die Darbietung und Stilisierung von angemessenen kritischen und widerstreitenden Rollen als strategisches Mittel benutzten, um einmal ihrem Vorbildcharakter gerecht zu werden und die Ideologie glaubhaft an die Jüngeren zu vermitteln und andererseits die Illusion von der Selbstbestimmung ihrer eigenen Generationseinheit aufrechtzuerhalten.

ment).<sup>28</sup> Deutlich wird innerhalb dieses Problemaufrisses, dass Georg einerseits den politischen Bewegungen und ihren Ambitionen um eine Transformation der NVA in eine demokratische Armee einen Teil seines Vertrauens entgegenbringt, dass andererseits jedoch die Bürgerbewegungen im Verlauf der Wende ihre gesellschaftliche Kraft zur weiteren Gestaltung der DDR-Gesellschaft verlieren und die politische Entwicklung dann schon gegen Ende des Jahres 1989 zur Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten hintendiert.<sup>29</sup> Eine Beruhigung der Lage und ebenso die Zeit, die drängenden Probleme in der NVA aufzuarbeiten und die Militärorganisation im gesellschaftlichen Kontext eines demokratischen Sozialismus zu reformieren, waren aus der Sicht des Erzählers von daher unmöglich, weil neben der Blockadepolitik durch die alten Militäreliten auch „die Zeit auf der Straße“ viel zu schnell voranschritt und wie er meint, keiner ermessen konnte, „wie schnell das alles und wohin das ging“. Diese Formulierung des Erzählers, wie sie im Sprachgebrauch bei vielen ehemaligen DDR-Bürgern häufig vorzufinden war, enthält in ihrem Kern möglicherweise einen tatsächlich unerklärlichen Teil der politischen Wende und des Untergangs der DDR.

Dass Georg den oppositionellen Kräften, ihren Ansprüchen und Bemühungen um eine gesellschaftliche Restauration der DDR eine gewisse Anerkennung einräumt, scheint hier im Darstellungsverlauf eindeutiger, als es in längeren Erzählabschnitten im Nachfrageteil der Fall ist. Als ich Georg an besagter Stelle noch einmal auf sein persönliches Erleben der Zeit 1989 ansprach, kam seine anfangs dominierende und durchaus empörte Haltung gegenüber einzelnen Protagonisten der Oppositionsbewegungen zum Ausdruck. Folgende Darstellung schließt unmittelbar an den oben aufgeführten Erzählabschnitt aus dem Nachfrageteil an, indem der Erzähler eine konkrete Situation aufgreift, die er während einer Montagsdemonstration in B.-Stadt beobachtete:

---

<sup>28</sup> Einige ausgewählte Eckdaten zur Chronik des Herbstes 1989 in der DDR:

19.08. – 600 DDR-Bürger flüchten durch ein offenes Grenztor von Ungarn nach Österreich; 10.09. – Ungarn erlaubt die Ausreise über die ungarisch-österreichische Grenze, bis Ende Oktober kommen etwa 50.000 Menschen über diesen Weg in die Bundesrepublik; 30.09. – 6.000 Flüchtlinge reisen mit Sonderzügen aus der Prager Botschaft aus; 18.10. – der Staatsratsvorsitzende der DDR, Erich Honecker, tritt zurück, Egon Krenz wird zu seinem Nachfolger gewählt; 04.11. – über eine halbe Million Menschen demonstrieren in Ost-Berlin, ebenso in anderen Städten der DDR; 07.11. – die Regierung der DDR tritt zurück; 09.11. – Öffnung der Grenzen; 27.11. – Leipziger Montags-Demonstranten fordern auf Transparenten die Wiedervereinigung; 28.11. – Bundeskanzler Helmut Kohl stellt ein Zehn-Punkte-Programm zur Deutschen Einheit vor; 01.12. – die Volkskammer der DDR schafft die führende Rolle der SED ab; 03.12. – ZK und Politbüro treten auf Druck der Parteibasis geschlossen zurück, Egon Krenz verliert das Amt des Parteichefs; 07.12. – Erste Sitzung des „Runden Tisches“ in Ost-Berlin; 08.12. – Sonderparteitag der SED lehnt die Parteiauflösung ab; 15.-17.12. – Fortsetzung des Sonderparteitags der SED, die SED beschließt die Umbenennung in SED-PDS; 31.12. – im Jahre 1989 verlassen insgesamt 343.854 Personen als Flüchtlinge oder Übersiedler die DDR; später dann, am 18.03.1990 – erste freie Wahlen in der DDR (vgl. Schroeder 1998/281ff und 320ff).

<sup>29</sup> Zum Bedeutungsverlust und zu den „idealistischen Überschüssen“ (Neubert 1997/902) der Oppositionsgruppen in der Wendezeit; vgl. Neubert 1997/Kap. 8/874-903.

NF 11, 21/31-22/14

G.: [Anschluss oben; d. Verf.] oder ich selbst hab ein Wochenende naja, ich hab mich nicht bemüht jetzt irgendwo hinzufahren, (...) aber ich weiß noch ich hab eine Demonstration in B.-Stadt erlebt, (...) wo se Honecker Bilder schleppten wo Honecker hinter Gittern is, (...) dachte ich na das is ja happig eh, (...) man muss doch nicht gleich die Leute einknasten ne, also das ich den Honecker nicht mochte war mir auch klar und das wir seit langen Jahren immer wieder warteten das innerhalb der Partei sich Gravierendes verändern sollte, (...) wir ham wirklich von Tagung zu Tagung ham wir gefiebert und ham och vor m Fernseher gesessen immer in Erwartung na jetzt muss doch mal was passieren, (...) ich hatte mir damals besorgt, über eine FDJ Chefin von D.-Stadt äh (...) die Ausgabe von Gorbatschow über die Perestroika na in Russisch ne, (...) die gab s nirgendwo in Deutsch ne, eh die hat das Ding bekommen von Genossen der DKP

I.: Aus Westdeutschland?

G.: Aus Westdeutschland nor, (...) und damit hab ich angefangen zu lesen in Russisch über Perestroika und Glasnost ja, (...) und da war mir klar wir müssen anders umgehen miteinander (...) also in der Partei und mit den Problemen, (...) uns nicht andauernd mit großen Sprüchen was vormachen, (...) das hat keinen Bestand, und so war ich persönlich immer enttäuscht das sich nichts tat in diesen Führungsriege, (...) naja und dann zu erleben wie se plötzlich Honecker hinter Gittern darstellten, da dachte ich das is ja ganz schön Mob das is ja Pöbel also, wat die da machen das kann ja richtig ausfällig werden im Falle des Falles, mhm (...) naja dann so die Gestalt Bärbel Bohley, (...) da dachte ich die ist doch nicht ganz helle also, weil da das was sie sagte war sicherlich im Einzelfalle richtig und klar aber, der Gesamtzusammenhang lief doch darauf hinaus dass da viel gemault wurde also es war destruktiv so, (...) und die Frau fand so viel Anklang (...) das hat mich so verwundert ja, da mault jemand stellt sich nach vorne mit seinem Maulen und kriegt dafür Anerkennung /I.: Mhm/ naja (...) da hab ich noch nicht so viel gewusst über die Psychodramatik von Massen ja, also das es willkommen ist wenn sich da welche in ihrer maulerischen Art vorne anstellen und das die träge Masse dann irgendwas erwartet an Umschwung, gar nicht wissen was se erwartet (...) und och erst recht nicht so richtig konstruktiv was verändern will ne, das es da natürlich tatsächlich ernsthafte Bestrebungen gab, (...) gute Konzepte zu erstellen innerhalb der so genannten Demokratiebewegung der Wende, hab ich ja viel später erst erfahren

Im vorgestellten Transkriptionsausschnitt bildet sich Georgs Sicht auf die von ihm wahrgenommene politische Umbruchszeit in der DDR etwas differenzierter ab. Die gesellschaftlichen Entwicklungen und das turbulente Treiben auf der Straße, so wie sie sich in den Montagsdemonstrationen widerspiegeln, entsprechen keineswegs seinen Vorstellungen von einer inneren Erneuerung der DDR-Gesellschaft, die er jedoch ebenso für notwendig befindet. Man kann nicht sagen, dass Georg die Probleme und Verkrustungen der alten DDR-Strukturen nicht wahrgenommen hätte, wie man ebenso wenig unterstellen kann, dass er sich grundsätzlich gegenüber `Neuem` versperrt. Nicht anders ist seine intensive Beschäftigung mit der russischen Ausgabe von Gorbatschows Perestroika-Schrift zu verstehen, die er über Umwege (eine FDJ-Chefin aus D.-Stadt, die scheinbar in Kontakt mit DKP-Genossen in Westdeutschland stand) in die Hände bekommt. Von Veränderungen und Reformen (Gorbatschow) konnte unter der

Macht der DDR-Führung keine Rede sein.<sup>30</sup> So scheint es, dass Georg, während der Prozess der Wende schon voll im Gang ist, noch immer an seinem Glauben festhält, dass die Veränderungen in der DDR von `innen` erfolgen, dass der politische Apparat und die staatlichen Institutionen eine aufgeklärte Demokratie- und Reformbereitschaft zeigen würden („also das ich den Honecker nicht mochte war mir auch klar und das wir seit langen Jahren immer wieder warteten das innerhalb der Partei sich Gravierendes verändern sollte“). U.a. aus diesem Grund entsteht auch sein Unbehagen, ja seine Entrüstung gegenüber der Radikalität und dem Absolutheitsanspruch der Massen, mit dem die staatlichen Strukturen sowie deren politische Repräsentanten angefeindet werden. Zwar bekundet auch der Sprecher nicht gerade Sympathie für den DDR-Staatsratsvorsitzenden. Völlig unverständlich bleibt ihm jedoch die Ächtung und Denunziation der politischen Prominenz, wie sie der Erzähler dem „Mob“ oder „Pöbel“ zuschreibt. Durch die Auswahl dieser Begriffe sozialer Klassifizierung entsteht hier der Eindruck, dass Georg die Diskreditierung der alten politischen Garde um Honecker bisweilen als persönlichen Angriff auf seine politische Integrität erfahren hat („da dachte ich das is ja ganz schön Mob das is ja Pöbel also, wat die da machen das kann ja richtig ausfällig werden im Falle des Falles, mhm (..)“). Noch etwas deutlicher kommt die Empörung des Erzählers am Wirken der Person Bärbel Bohley zum Ausdruck. In der kurzen Erzähldetaillierung unterstellt der Erzähler dieser Protagonistin zwar ein gewisses Maß an politisch-intellektueller Kompetenz. Viel schwerer wiegt in seinen Augen aber die von der Oppositionsführerin betriebene Propaganda gegen den Staat, wobei ihr impertinentes Kritisieren und Nörgeln nicht mit einer ernsthaften alternativen Vorstellung von Gesellschaft verbunden wird. Der Anklang Bohleys im ostdeutschen Volk wird nicht auf ihren Sachverstand hin einer kritischen Prüfung unterzogen, sondern auf eine schlichte Beeinflussung der Massen zurückgeführt. Die Bewegungen und Impulse zur Reform der Gesellschaft werden somit auf ein Phänomen reduziert, welches der Erzähler überwiegend mit der „Psychodramatik von Massen“ beschreibt. Der von Menze innerhalb dieses Sinnzusammenhangs eingeworfene Begriff der „Psychodramatik“ beruft sich wahrscheinlich auf eine `Psychologie der

---

<sup>30</sup> Folgt man der Literatur zur Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit dürfte sogar das Gegenteil der Fall gewesen sein. Nachdem der Generalsekretär Michail Gorbatschow auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU im Februar 1986 die Veränderungsprozesse einleitete, fiel die Reaktion der SED-Führung auf dem XI. Parteitag entgegen sonstiger Gewohnheit eher zurückhaltend aus. Während sich die KPdSU ein neues Programm gab, Gorbatschow in seinem `neuen Kurs` Fehler der Vergangenheit kritisierte und die Perspektive einer reformfähigen kommunistischen Bewegung mit Vorschlägen zur außenpolitischen Neuorientierung und internationalen Abrüstung verband, standen in der SED weiter Selbstbelobigung und Verklärung der desolaten wirtschaftlichen Situation im Vordergrund. Mit ihrer ungebrochenen Fortsetzung der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik sowie der Propagierung der Wertegesellschaft DDR als erfolgreichen Sozialstaat erhoffte sich die SED-Parteiführung, die realen Zustände und die Unzufriedenheit in der Bevölkerung weiter zu herunterzuspielen und schönzufärben. Zwar verwies man immer wieder auf das unzertrennliche `Bruderband` mit der KPdSU und der UdSSR, doch blieben „Glasnost“ und „Perestroika“ für das Politbüro und ZK der SED Fremdworte. Mit der Propagierung des „Sozialismus in den Farben der DDR“ versuchte die SED-Führung dem selbstkritischen sowjetischen Perestroika-Prozess ein eigenes konservatives Modell entgegenzusetzen. Das anfangs noch reservierte Verhältnis der SED-Führung, insbesondere Honeckers zu seinem Regierungskollegen Gorbatschow, schlug in den darauf folgenden Monaten mehr und mehr in ablehnende Distanz um, wodurch jedoch die DDR-Regierung gewissermaßen mit dem Rücken zur Wand stand (vgl. Schroeder 1998/279, 288, 279-318).

Massen', deren Basis die Manipulation sowie bestimmte Strategien der Beeinflussung ist. Als Erklärung scheint ihm also ein Theoriekonzept zu dienen, das die Wandelbarkeit von Gesellschaft auf eine zielgerichtete Einflussnahme Einzelner oder einer Gruppe auf das gesellschaftliche und individuelle Bewusstsein begründet („ja, also das es willkommen ist wenn sich da welche in ihrer maulerischen Art vorne anstellen und das die träge Masse dann irgendwas erwartet an Umschwung, gar nicht wissen was se erwartet (..) und och erst recht nicht so richtig konstruktiv was verändern will ne“). Erst nachträglich, d.h. mit einer hier unbestimmten Zeitangabe „viel später“, als es zu den gegebenen Ereignissen während der Umbruchszeit der Fall war, erfährt die Oppositionsbewegung des Herbstes 1989 im Allgemeinen, nicht aber die angesprochene Protagonistin Bohley, eine gewisse Rehabilitierung und Würdigung für ihr Engagement um Demokratie.

### Segment 14 (Seite 7/32-8/15)

tja, und dann um mich rum gaben alle ihre Parteiausweise plötzlich ab ne, (..) warn enttäuscht von dieser Partei (..) warn bitter enttäuscht und so naja, (2) dacht ich ach mensch (2) die Idee ist doch gut und so wie ich Marx und Lenin verstanden hab und so Folgepolitiker, geht es darum in dieser Art (2) irgendwas aufzubaun=also es kann nicht alles falsch gewesen sein, (..) also ich hab lange gezögert auszutreten und es hat mir och gut getan, diese ganze innere Arbeit so wohin ging bisher mein Sinn und wie geht es weiter, (..) hat mich dazu geführt Kontakt zu neuen Strömungen in der Partei offzu nehmen. also

*(es erfolgt ein Kassettenwechsel)*

die Partei war wirklich dann aus der Armee raus, (..) man traf sich dort nur noch in Uniform als Militärkollegen, /I.: Ja/ und nich mehr als Genossen, (..) das war neu ungewöhnlich aber gut ne

I.: Zu welcher Zeit war das?

G.: Das war richtig so in den November Dezember 1989 ne, (..) und von da ab ging ich zu ner Parteiversammlung ins Wohngebiet, (..) völlig fremde Menschen (..) uns vereinte irgendwie die Angst vor dem was hier drohte, (..) alte Menschen waren viele dabei (..) und wenige junge Menschen, und da war ich dann schnell der Leiter einer Parteiorganisation eines Wohngebietes ne, (..) und aber das war irgendwie so n neues Feld für mich das war nicht zu fassen also, (..) was wollt ich mit den alten Genossen da (..) denn wohin ich wusst es nich so richtig was wollten wir jetzt machen also zum Kreis gerannt also sprich zu der wie hieß denn das zentralen Stellen der Partei, da hammer dort diskutiert was passiert jetzt grade in der DDR=was macht die SED PDS dann hatte se den Doppelnamen, und wohin soll das jetzt gehn es gilt zu bewahren irgendwas Gutes, (..) und was Neues zu entwickeln naja und da war ich genauso klug wie jeder andere was sollte man da neu entwickeln ne, (..) es ging erstmal wahrscheinlich um ne grobe Aufarbeitung dessen was war, (..) und ich hab mich da nich schuldig gefühlt (..) ich hab Zeit meines politischen Daseins nach besten Wissen und Gewissen gehandelt, naja (..) also wieder zurück in die in diese Wohngruppe da, hat irgendwie war s sehr merkwürdig, ich hab n gutes Gefühl gehabt in in einer Partei zu sein die ganz schön angefeindet war, (..) wo s darum ging jetzt zu suchen wie gehts weiter (..)

(14) Es zeigt sich nun, dass der Zusammenbruch des DDR-Systems für Georg nicht nur mit der Ungewissheit seiner Zukunft im Militär verbunden ist. Auch der zweite stabile Ordnungsrahmen, die den Staat repräsentierende SED-Partei, verliert ihre gesellschaftliche Gestaltungskraft und ihre politische Vormachtstellung im Land. Schlagartig bricht über die SED eine gigantische Welle an Mitgliederaustritten herein. Viele der Parteigenossen geben ihre Mitgliedsbücher ab und kehren der SED enttäuscht den Rücken.<sup>31</sup> Diese außergewöhnlichen Beobachtungen motivieren Georg jedoch nicht zur Nachahmung. Das Gegenteil ist der Fall. Es entspricht voll und ganz seinem Selbstverständnis, der angeschlagenen SED-Partei weiter die Treue zu halten. Das kann jedoch nicht verhindern, dass er zunehmend mit ganz persönlichen Sinn- und Orientierungsschwierigkeiten konfrontiert ist. Sie tragen ihren Ursprung zu einem großen Teil in der Kongruenz seiner eigenen Werte- und Sinnvorstellungen mit denen des weg brechenden SED-Systems. Dass der Erzähler hier beispielsweise auf die beiden Klassiker Marx und Lenin zurück greift, mit denen die SED-Führung den Fortlauf der Geschichte als gesetzmäßige Entwicklung zum Kommunismus predigte und damit ihren Machtanspruch legitimierte, scheint nicht von ungefähr. Denn die angeblich wissenschaftliche Interpretation der Lehren von Marx und Lenin, die als „wissenschaftliche Weltanschauung“ (Marxismus/Leninismus) an der Offiziershochschule gelehrt wurde, erhält hier einen nachhaltigen Charakter („die Idee ist doch gut und so wie ich Marx und Lenin verstanden hab und so Folgepolitiker, geht es darum in dieser Art (2) irgendwas aufzubaun“).<sup>32</sup> Der anschließende Kommentar „es kann nicht alles falsch gewesen sein“ scheint nicht nur Zeichen der Unfassbarkeit bzw. des Nicht-Wahrhaben-Wollens, mit der Georg den Zusammenbruch der DDR erlebt, sondern ebenso Ausdruck einer tiefen inneren Betroffenheit und Sinnkrise. Glücklicherweise aber führt die Auflösung der DDR-Gesellschaft nicht zu einer Entstabilisierung seiner Lebenssituation. Es scheint Georg selbst zu gelingen, diesem zeitlang wirksamen Verlaufskurvenpotenzial eine eigene spezifische Form der Auseinandersetzung und Problembearbeitung entgegenzusetzen („und es hat mir och gut getan, diese ganze innere Arbeit so wohin ging bisher mein Sinn und wie geht es weiter“). Allerdings signalisiert der Erzähler in diesem Zusammenhang auch seinen späteren Austritt aus der Partei. Zum Zeitpunkt des damaligen Geschehens jedoch blieb der Handlungsrahmen der Partei u.a. deswegen weiter bestehen, weil Georg den Kontakt zu neuen Orientierungen innerhalb der Parteiorganisation schließen kann. Auch dass sich die SED gegen Ende des Jahres 1989 aus der Armee zurückzieht, wird von ihm begrüßt. Dieser Rückzug dürfte nicht nur wesentlich zur Entpolitisie-

<sup>31</sup> Zwischen Oktober und Dezember 1989 verlor die SED etwa eine halbe Million Mitglieder. Bis zum Februar 1990 reduzierte sie sich in ihrem Mitgliederbestand von 2,3 Millionen auf ca. 700.000 Mitglieder (vgl. Schroeder 1998/332; 334).

<sup>32</sup> An einer anderen Stelle im Nachfrageteil spricht der Erzähler von einer „völligen Ratlosigkeit“, weil in ihm „ein Ideenzusammenhang [...] zusammengebrochen“ sei (NF 11, 22/16-17).

rung der DDR-Streitkräfte beigetragen, sondern die konsequente Isolierung der beiden Handlungsfelder eingeleitet haben.

Im Fortgang des Segments zeigt der Erzähler auf, wie sich seine Aktivitäten in der SED und in der ab Spätherbst 1989 umbenannten SED-PDS entwickelten.<sup>33</sup> Klar ist zu diesem Zeitpunkt schon, dass die SED-Führung ihren Herrschaftsanspruch verloren hat und die SED im ostdeutschen Parteienspektrum bald nur noch eine politische Kraft unter anderen Parteien darstellt. In dieser Zeit besucht Georg regelmäßig die Parteiversammlungen in einem Wohngebiet in B.-Stadt, wo er bald auch zum Leiter des örtlichen Büros der SED-PDS avanciert. Doch gelingt es ihm nur wenig, mit den übrigen Parteimitgliedern des Wohnviertels in Aktion zu treten. Eine konstruktive politische Arbeit gen Zukunft ist kaum möglich. Zu groß schienen die kollektive Angst und Lethargie unter den mehrheitlich älteren Genossen. Keiner in der Partei schien zu wissen, wie sich die Situation in der DDR weiter entwickeln wird. Auch die Kreisparteileitung war nicht in der Lage, die wie sonst üblichen Signale und Orientierungen vorzugeben. Und weil Georg hier nicht die Geschlossenheit vorfindet und in der Folge die politischen Orientierungen ausbleiben, scheint sich die bestehende Ohnmacht und Hilflosigkeit der Partei ein Stück weit auch auf sein Gemüt zu übertragen („und wohin soll das jetzt gehn es gilt zu bewahren irgendwas Gutes, (..) und was Neues zu entwickeln naja und da war ich genauso klug wie jeder andere was sollte man da neu entwickeln ne“). Dass es auf den verschiedenen Organisationsebenen der SED-PDS<sup>34</sup>, so auch in der Kreisparteileitung, erst einmal „um ne grobe Aufarbeitung dessen was war“ gehen sollte, ist den Umständen und der Zeit entsprechend nicht sonderlich ungewöhnlich, zumal der äußere Legitimationsdruck auf die Partei zugenommen hatte. Ein Grund lag bekanntermaßen darin, dass die vom Politapparat bewusst forcierten Lügen und Augenwischereien an die Öffentlichkeit und in das Bewusstsein

<sup>33</sup> Die Umbenennung in SED-PDS wurde auf dem Sonderparteitag der SED vom 15.-17.12.1989 beschlossen. Es ging der Partei nun auch nicht mehr um die Rettung des DDR-Gesellschaftssystems, sondern um die Absicherung der Besitzstände der alten SED-Parteielite, die Abstopfung des anhaltenden Zerfallsprozesses der SED und die möglichst rasche Etablierung der umbenannten Partei im ostdeutschen Parteienspektrum. Insofern symbolisiert der Namenszusatz eher den Willen zum raschen Wandel als einen wirklichen Bruch mit der Vergangenheit und Geschichte der Partei. Mit ihrem Parteitag am 4. Februar 1990 nannte sich die SED-PDS laut Beschluss des Parteivorstandes unter Gregor Gysi und Hans Modrow fortan nur noch PDS. Man versprach sich mit der Wegnahme des vergangenheitskräftigen ersten Teils des Namens dann vor allem, den gewandelten politischen Bedingungen in der DDR auch im Hinblick auf die anstehenden Wahlen Rechnung zu tragen (vgl. dazu ausführlich Schroeder 1998/332-334).

<sup>34</sup> Zur näheren Aufhellung des Kontextes: Die SED orientierte sich in ihrem Parteaufbau und ihrer Führungsstruktur seither an der sowjetischen KPDSU. In der SED bestanden drei regionale und funktionale Organisationsebenen, die hierarchisch bis in die obersten Führungsetagen des Zentralkomitees und Politbüros gestaffelt waren. Auf der untersten Ebene (die hier als Aktivitätsrahmen vom Erzähler angesprochen wird) existierten ca. 59.000 *Grundorganisationen*, die sowohl in Betrieben, Institutionen, Staatsorganen als auch in spezifischen Wohngebieten angesiedelt waren. Die etwas größeren Grundorganisationen (mit mehr als 150 Mitgliedern) waren noch einmal gegliedert in Abteilungsparteiorganisationen und diese wiederum in einzelne Parteigruppen. Die Grundorganisationen waren der jeweiligen Kreisleitung untergeben und dieser rechenschaftspflichtig. Die Sekretariate der Kreisleitungen verrichteten die eigentliche Partearbeit vor Ort und wirkten als die territorialen Machtzentren. Die 265 *Kreis- und Stadtparteiorganisationen* auf mittlerer Ebene wiederum wurden von der jeweiligen Bezirksleitung angeleitet und kontrolliert. D.h. die Kreisleitungen unterstanden den 15 territorialen *Bezirksparteiorganisationen* in den vierzehn Bezirken der DDR und Ost-Berlin. Die 1. Sekretäre der Bezirksleitungen gehörten zur Nomenklatur des ZK der SED, wodurch Gestaltung und Kontrolle der Partei gewährleistet waren (zum organisatorischen Aufbau der SED; vgl. Schroeder 1998/389-395).

der Menschen gelangt sind. Das Volk erfuhr mehr und mehr das, was es vielleicht intuitiv schon wusste. Die Aufklärung über die Machenschaften des politischen Establishments und über die bislang verschwiegenen, beschönigten oder ausgeblendeten Probleme des real existierenden Sozialismus in der DDR war bereits voll im Gange. Interessanter hingegen ist die Reaktion des Erzählers im Anschluss an die Bemühungen innerhalb der Partei um das sensible Thema Vergangenheitsaufarbeitung. Denn in diesem Zusammenhang kommt der Erzähler auf seine eigene politische Haltung zu sprechen. Mit der Argumentation sieht er allerdings sein persönliches Handeln in der Vergangenheit in Unschuld und Redlichkeit begriffen („und ich hab mich da nich schuldig gefühlt (..) ich hab Zeit meines politischen Daseins nach besten Wissen und Gewissen gehandelt, naja“). Schaut man sich diese Argumentation inhaltlich genauer an, könnte man den Gedanken hegen, dass Georg hier eine Art Abwehrhaltung aufzubauen versucht.<sup>35</sup> Denn die Argumentation verbleibt auf einem recht allgemeinen und abstrakten Niveau, wohingegen ein detailliertes Aufzeigen eigener Bemühungen um eine Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im politischen System der DDR ausbleibt. Im Zuge der Anfeindungen, denen die SED-PDS ausgesetzt ist, entwickelt Georg vielmehr ein Gefühl von trotziger Opposition, die eben jener Auseinandersetzung, zumindest zu diesem Zeitpunkt, noch im Wege zu steht. Der Glaube, mit dieser trotzig Haltung einen Außenseiterstatus einzunehmen, enthält dabei möglicherweise sogar stabilisierende Anteile im Hinblick auf die Bewahrung seiner Identität („ich hab n gutes Gefühl gehabt in in einer Partei zu sein die ganz schön angefeindet war“).

### Segment 15 (Seite 8/15-33)

und, naja auf einmal hatte das alles ja nich mehr so (..) die hatten keine Macht mehr die Partei plötzlich, (..) und also diese neuen Parteien CDU und eh SPD das sagte mir alles nichts /I.: Mhm/ und, ich wollte nicht mich mit dem Rücken von der Sache kehren wo ich angefangen hatte um irgendwo anders hinzuwechseln, (..) die Zeit brachtes mit sich dass ich dann aus der Partei von allene rausgerutscht bin, (..) weil eh ich war nun Bundeswehroffizier also stand dann die Frage mach ich weiter in der Bundeswehr, /I.: Mhm/ oder trete ich aus aus der NVA (..) ich hab mich entschlossen weiter zu machen, weil ich konnte nichts andres (..) das war der Witz ne, (..) ich hatte etwas gelernt, wo es so viel Einsatzmöglichkeiten nich gab ne, (..) das war s erste Mal dass ich gehandikapt war (..) mit nur dieser einen profilierten Ausbildung, und ich wollt och gerne in der Fliegerei bleiben, (..) man hat damals ähh uns erklärt dass die Flugsicherung in der Bundeswehr sowieso ne Umstrukturierung grad erfährt, (..) man würde noch mal ne Grund auf Topausbildung bekommen, (..) entweder bleibt man dann bei der Bundeswehr und kriegt dort ne gute Anstellung oder so wie s sich andeutete wärn die Fluglotsen zivil übernommen

<sup>35</sup> Vgl. zum Phänomen der individuellen wie auch kollektiven Wahrnehmung von Schuld, der Reaktionen von Schuldabwehr und -abspaltung sowie Schuldprojektion auf andere Personen oder institutionelle Träger im Prozess der deutschen Wiedervereinigung aus psychoanalytischer Sicht; Maaz 1994/Kap. 3, 21-40; Kap. 4, 41-52, Maaz 1990/177-183).

(..) und ham bloß noch die Uniform im Schrank, ich glaube das is jetzt im Moment auch so also ich hab das dann nich weiter verfolgt, jedenfalls hab ich mich dadurch animieren lassen erstmal weiter zu machen, (..) weiter zu machen auch deswegen, weil viele meiner lieben Freunde von der Offiziershochschule den gleichen Schritt machten, /I.: Mhm/

(15) Wenn auch zeitlich unbestimmt, thematisiert der Erzähler zu Beginn dieses Segments die gesellschaftlichen Entwicklungen in der DDR gegen Anfang des Jahres 1990. Die Zeit der 'Runden Tische' sowie die Unterstützung der westlichen Partner begünstigen die Erstarkung der Blockparteien und tragen zu den erwünschten Demokratisierungsschüben bei. Jenseits des Einflusses der zumindest dem Papier nach geläuterten PDS existieren mittlerweile verschiedene Koalitionen und Splittergruppen. Mit Bezug auf diesen zeitgeschichtlichen Hintergrund in der DDR, einschließlich der ersten freien Wahlen<sup>36</sup> im März 1990, versucht der Erzähler abermals seine Zugehörigkeit zur Partei zum Ausdruck zu bringen. Dies tut er auf eine Weise, in dem er sich seiner politischen Authentizität vergewissert („ich wollte nicht mich mit dem Rücken von der Sache kehren wo ich angefangen hatte um irgendwo anders hinzuwechseln“). Für den Augenblick muss der Erzähler allerdings plausibel machen, warum er trotz aller Loyalitätsbekundungen später dann aus der PDS ausgeschieden ist. Scheinbar wird deshalb der auch Erzähl-schwerpunkt auf eine Problematik gelenkt, die mit dem Parteiaustritt direkt oder indirekt zu tun hat und die im Hinblick auf die formale Ordnung der Stegreiferzählung nicht fehlen darf („die Zeit brachtes mit sich dass ich dann aus der Partei von allene rausgerutscht bin, (..) weil eh ich war nun Bundeswehroffizier“). Der Erzähler zielt darauf ab, den Parteiaustritt mit der Unvereinbarkeit seiner Bundeswehrezugehörigkeit und seinem nach wie vor bestehenden politischen Engagement in der umstrittenen PDS zu erklären.<sup>37</sup> Ungeachtet dessen, dass sich hier die Begründung des Parteiaustritts auch dadurch noch nicht vollständig erschließt, berichtet der Erzähler von seiner Auseinandersetzung mit der Frage nach den Möglichkeiten seiner weiteren beruflichen Zukunft. Ins Problemfeld führt der Erzähler hier neben der wichtigen Grundsatzfrage („mach ich weiter in der Bundeswehr [...] oder trete ich aus aus der NVA“) vor allem die als

<sup>36</sup> Zu den ersten freien Wahlen am 18. März 1990 stellten sich insgesamt 24 Parteien bzw. Wahlbündnisse, wobei sich die 'großen' Parteien und Wahlbündnisse in der zentralen Frage nach der künftigen Gesellschaftsordnung und in ihren Vorstellungen über Tempo und Art und Weise der Wiedervereinigung unterschieden (vgl. Schroeder 1998/363).

<sup>37</sup> Mit der Überleitung in die Darstellung seines weiteren beruflichen Werdeganges und der damit einhergehenden Bundeswehrebeteiligung dürfte es wahrscheinlich sein, dass sich die Darstellungsaktivitäten im Erzählsegment auf den gesamten Zeitraum des Jahres 1990 beziehen, weil die NVA während des Niedergangs der DDR-Gesellschaft und der sich daran anschließenden Vorbereitung der Wiedervereinigung keine eigenständige Rolle spielte, sie mit dem Ende der DDR aus der breiten öffentlichen Wahrnehmung verschwunden ist und mit dem Tag der Wiedervereinigung beinahe unbemerkt der Bundeswehr angegliedert wurde. Die unschlüssige Formulierung, dass Georg „mit der Zeit“ aus der Partei „von allene rausgerutscht“ sei, erhält im Nachfrageteil eine minimale Erläuterung. Der Erzähler bringt dort den Antagonismus beider lebensweltlichen Kontexte von Bundeswehr und SED-Partei in einen folgenden Zusammenhang: „ich war ja noch lange Mitglied der PDS da war ich Bundeswehroffizier nor, (..) das hätte vielleicht gar keiner wissen dürfen, hatte ich schon manchmal so Angst och so (..) und die PDS war unter Verfassungsschutz ne damals, und ich war Bundeswehroffizier haha (..)“ (Georg Menze 25/15-19).

Handikap ausgewiesene, auf den militärischen Flugbereich spezifizierte Ausbildung. Es wird nicht sehr deutlich, ob gesetzt den Fall, dass mögliche berufliche Alternativen außerhalb des Militärs bestanden hätten, diese ernsthaft in Betracht gekommen wären. Dass Vertreter der Bundeswehr auf die jungen NVA-Offiziere zugehen und ihnen im Rahmen der bevorstehenden Umstrukturierungen im Bereich des Flugsicherungsdienstes den militärischen Dienst schmackhaft machen („Topausbildung“ und „gute Anstellung“), schien Georg nur entgegenzukommen. Dieses Angebot schlägt als zentrales Argument für eine Weiterführung seiner militärischen Laufbahn ins Gewicht. Auch schien die Stimme der peers über die eigene Handlungsschwäche hinweg zu helfen, denn die meisten der befreundeten Offizierskollegen gaben ihr Einverständnis auf das vonseiten der Bundeswehr unterbreitete Angebot.

### **Segment 16 (Seite 8/34-9/9)**

#### **mit Hintergrundkonstruktion**

und plups trafen wir uns alle wieder, (...) eh wir warn ja alle irgendwo im Wald und ich in B.-Stadt und nun wurden wir zentral zusammengezogen, (...) ganze Struktur wurde verändert wir trafen uns in C.-Stadt wieder, (...) alle die im Süden ihren Dienst taten, und die im Norden die trafen sich in N.-Stadt, und das war interessant weil da warn langjährige Freundschaften, (...) zwei drei Leute mit den ich mich gerne dort wieder getroffen habe mit denen wir wir hatten ja die gleiche Geschichte, und die gleiche Frage wie gehts weiter (...) na und ham wir dann in C.-Stadt unsern Dienst getan in einer andern Uniform dann (...) da gabs noch ne lustige Episode dieser 3. Oktober war doch der Tag wo, ehm der Vereinigungstag ne (...) da hatte ich Dienst einen vierundzwanzig Stunden-dienst als Offizier vom Dienst über eine Truppe, das is der der eben eh 24 Stunden lang die Geschicke des Ganzen an der Hand, hat auch alarmieren kann oder Leute ranziehn kann, Truppen in Bewegung setzen kann, und so (...) aber letztlich für Ordnung und Sicherheit sorgt für diese 24 Stunden am Ort, und da musst ich null Uhr die eine Uniform ausziehn und die andere Uniform anziehn, (...) früh morgens also die war völlig steif und noch mit Falten und so und s hab ich aus der Tüte so rausgeholt diese Uniform ne, (...) und früh morgens noch aus eener Plastiktüte so ne Fahne rausgeholt die musste ich dann früh, an unsern Fahnenmast anknüppern, die war och noch schön gefaltet und da fehlte eben das Wappen drauf ne (...) nor (lacht kurz) und die hab ich dann hochgezogen, und so um mich geguckt ob mich keener sieht weil das war mir irgendwie so ne blöde Prozedere ich in so ner knochensteifen neuen Uniform und so ne andere Uniform hoch eh andere Fahne hochgezerrt, (...) jo und bei Tagesanbruch flatterte ne andere Fahne da und wir sahen alle anders aus, (lacht wieder) (...) guckten uns an prüften den Sitz unserer neuen Uniform es s, (...) naja das war vielleicht so ne lustige Episode die aber och n ziemlichen Ernst hat ne, so n Hintergrund, (2)

(16) Mit der Entscheidung für die weitere Ausübung des militärischen Berufs gerät Georg nun in eine Phase umfassender Reformen in der Bundeswehr, speziell im Flugsicherungsbereich. Dargestellt wird im Zuge dessen, dass Teile des alten Kameradschaftssystems im Bundeswehrstandort C.-Stadt ungeahnt wieder zusammentreffen, nachdem die peers im Anschluss an

die gemeinsam absolvierte Offiziersausbildungszeit in der NVA in verschiedene Standorte abkommandiert waren. Ansatzweise dargelegt wird ebenso, wie auf der Basis der Zusammenführung alter NVA-Freundschaften und Beziehungen, wieder Gemeinschaftsstiftende Impulse aufkommen. Wie der Erzähler es aufzeigt, wird vor allem deutlich, wie tragfähig und nachhaltig das Gemeinschaftsmodell und die Vorstellung von kollektiver Identität in der NVA angelegt waren. Dadurch erklärt sich ansatzweise nachträglich auch die Bedeutung der NVA als eine 'Integrationsinstitution' der DDR-Gesellschaft. Die peers verbindet nicht nur eine langjährige gemeinsame Geschichte, die sie zu signifikanten Anderen zusammengeschweißt hat. Sie teilen nun auch wieder einen gleichen Erfahrungsraum und stehen im Austausch über die Sorgen und Probleme.

Im Anschluss an die Feststellung, mit der der Erzähler in etwas zweifelhafter Selbstverständlichkeit von der Dienstausbildung „in einer andern Uniform“ spricht, ist eine Hintergrundkonstruktion eingelagert. Die Hintergrundserzählung kommt offenbar aus dem Grund zustande, weil der Erzähler jetzt bemerkt hat, dass er zwar fortlaufend von der Bundeswehr spricht, aber eigentlich noch nicht für den Zuhörer dargestellt hat, wann und wie sich überhaupt dieser Übergang von der NVA in die Bundeswehr gestaltet hat. Ebenso wenig wurden die damit einhergehenden Veränderungen thematisiert (wie z.B. die Zusammenziehung des Personals an den Standort C.-Stadt, neue Ausbildungsangebote etc.). Insofern liegt es nah, dass dieses Plausibilitätsdefizit durch die eingeschobene Hintergrundkonstruktion aufgehoben werden soll.

### **Die Hintergrundkonstruktion (Seite 8/41-9/9)**

Die Hintergrundserzählung beginnt mit der Präambel: „da gabs noch ne lustige Episode“. Mit dieser Eingangsankündigung begibt sich der Erzähler in einen selbst gewählten Zugzwang. Denn die „Episode“, die er im Folgenden präsentieren möchte und die der Zuhörer nun erwartet, muss zum einen dem Anspruch einer kleinen Geschichte standhalten. Zum zweiten muss die vorweggenommene Bewertung, nämlich dass die Episode „lustig“ sei, zumindest halbwegs eingelöst werden. Der Erzähler kann also jetzt keine völlig traurige Geschichte präsentieren, es sei denn, er will den Zuhörer irritieren oder gar 'hinters Licht' führen. Denn dieser erwartet von den Ausführungen des Sprechers nun eine Ratifizierung der „lustigen Episode“.

Zunächst wird ein genau datierter Zeitpunkt angegeben, auf den sich die Geschichte bezieht – den Tag der Vereinigung der beiden deutschen Staaten. An jenem Tag trägt Georg die Verantwortung für die Truppe. Als „Offizier vom Dienst“ ist ihm für vierundzwanzig Stunden zugetragen, die „Geschicke des Ganzen“ zu lenken und für „Ordnung und Sicherheit“ zu sorgen.

Der Dienst beginnt demnach am 2. Oktober zu einer hier nicht exakt genannten Stunde und endet am darauf folgenden Tag gleicher Zeit. Mit geradezu penibler Pünktlichkeit ist Georg anbefohlen worden, mit Beginn des neuen Tages die militärische Uniform zu wechseln. Pflichtgemäß zieht Georg punkt Null Uhr die NVA-Uniform aus und die Uniform der Bundeswehr an. Die aus einer Tüte entnommene neue Bundeswehruniform ist nicht nur ihrem Aussehen nach, sondern auch von ihrem Zustand her neu. Sie ist noch völlig steif und von Falten besetzt. Diesen Uniformwechsel werden wenige Stunden später auch alle anderen Soldaten im Stützpunkt tätigen. Den Instruktionen zufolge muss Georg auch die neue Flagge aus der Plastiktüte nehmen und diese am Fahnenmast befestigen. Das „Hochzerren“ der Fahne, der nun das bislang übliche Emblem fehlt, geschieht mehr oder weniger eilig und verschämt. All diese Angelegenheiten realisiert Georg ausschließlich alleine. Erst am Morgen befindet er sich wieder unter den Rekruten und Militärangestellten, die sich zum Appell formieren, dabei die neue Fahne erspähen und sich selbst wie auch einander mustern. Dies zum formalen Ablauf des Prozedere.

#### *Die antisymbolische Behandlung einer symbolischen Problematik*

In der geschilderten Problematik wird vor allem ein ritueller sozialdramatischer Wandel angesprochen, der im Kontext der deutschen Vereinigung steht. Er versinnbildlicht den Übergang von der NVA in die neue Organisation der Bundeswehr. Der Symbolik nach wird der Untergang eines Staates und seiner Armee als Farce inszeniert. Mit der bundesdeutschen Fahne wird ein neues Gesellschaftssymbol aufgezogen. Die Bundeswehruniform vermittelt die Repräsentanz eines neuen Gemeinwesens. Aufgrund dessen, dass Georg merkwürdigerweise die ‚Einweihung‘ der neuen Sinnbilder ganz allein und bisweilen, wie beim Aufziehen der neuen Fahne, heimlich vollzieht und somit die feierliche Schau und das Publikum ausbleiben, fehlt der Zeremonie der eigentliche Rahmen, den es benötigt, um dem Anspruch eines voll gültigen sozialdramatischen Rituals gerecht zu werden. Dass Georg peinlichst darauf achtet, beim Anknüpfen und Hochziehen der Fahne nicht beobachtet, ja im übertragenen Sinne nicht ‚erwischt‘ zu werden, kann möglicherweise ein ganz situatives Gefühl einholen. Aufgrund des einst mit Fahneid geleisteten Schwurs auf die DDR und den Sozialismus könnte er von den Militärkollegen gewissermaßen als ‚Verräter‘ angesehen werden und somit in unredlichen Verdacht geraten. Denn schließlich ist er derjenige, der in Person vor Ort den endgültigen Untergang des DDR-Staates und der NVA-Streitkräfte aufzeigt. Und mehr noch ist er im symbolischen Sinne derjenige, der den Übertritt der NVA zum ehemaligen ‚Klassengegner‘ vor Augen führt. Ebenso paradox an der Geschichte ist die Tatsache, dass die in Flagge und Uniform verkörperte neue Symbolik gerade den Identifizierungsprozess der Soldaten mit dem neuen Gemeinwesen und

der kollektiven Identität der Bundeswehr befördern soll, dass nun jedoch beim morgentlichen Appell genau das Gegenteil passiert. Denn die plötzlich in neuem Gewand gekleideten Rekruten nehmen sich in dieser Situation gegenseitig inauthentisch wahr, wodurch prompt das Andersartige und Fremde an der Bundeswehr hervorsteicht. Vor dem Hintergrund dieser Verfremdung avanciert das Ereignis dann auch zur eigentlichen Farce und für die Soldaten zur ‚Lachnummer‘. Es ist der im Wesentlichen durch die Neueinkleidung der Soldaten hervorgerufene Verfremdungseffekt bei jenem Frühappell oder abstrakter ausgedrückt, die „Antisymbolik, die Aspekte [eines] absurden Theaters aufweist“ (Schütze 2001/150) und die die Geschichte in den Augen des Erzählers so „lustig“ macht.<sup>38</sup> Gleichmaßen offenbart sich darin aber auch die Tiefgründigkeit der eigentlichen Problematik, wie sie für Georg mit massiven Orientierungsschwierigkeiten verbunden ist. Denn in der clownesken Umstellungszeremonie spiegeln sich ansatzweise Aspekte eines ganz persönlichen Orientierungszusammenbruchs wider, den Georg mit dem Verlorengang der Sinnquellen der untergegangenen DDR-Gesellschaft und seiner Armee erlitten hat. Dafür spricht der abschließende Kommentar, mit dem die Hintergrundkonstruktion und das gesamte Darstellungssegment endet („naja das war vielleicht so ne lustige Episode die aber och n ziemlichen Ernst hat ne, so n Hintergrund,(2)“). Die Szene des Uniformwechsels am Tag der deutschen Vereinigung kristallisiert sich als eigentlicher Höhepunkt der gesamten Darstellung der politischen Wende von 1989/90 heraus.

### Segment 17 (Seite 9/9-27)

naja jedenfalls ham wir dann ab diesem Moment in ner neuen Uniform gedient, (..) nichts Politisches mehr es war nur noch militärischer Auftrag im Sinne der freiheitlichen demokratischen Grundordnung, (..) naja und mit dieser Grundordnung sich zu beschäftigen war mir dann irgendwie wichtig denn wofür stand ich denn nun da ne,

<sup>38</sup> Fritz Schütze hat in einem Aufsatz zum „Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen“ (vgl. Schütze 2001) ausführlich auf die Kategorie der Wandlung Bezug genommen. Mit Rückgriff auf eine Anfang der neunziger Jahre bereits veröffentlichte Fallbeschreibung, hat er zunächst exemplarisch die individuelle Wandlungs- und Innovationsbereitschaft des Müllers Karl Berger (vgl. hier Schütze 1991/206-227, Schütze 2001/138-146) als eine grundlegende Prozesskategorie herausstellen können, durch die das Weiterbestehen der langen Familientradition der Müllerfamilie Berger trotz des gravierenden Einflusses technischer und wirtschaftlicher Modernisierungsschübe vor allem in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts aufrechterhalten und gesichert werden konnte. Im Hinblick auf kollektive soziale Prozesse, die Wandlungspotenziale enthalten, hat sich Schütze anschließend auf ein empirisches Beispiel, das des Magdeburger Punkers Heiner, gestützt (Schütze 2001/146-152): Heiner, der sich selbst eigentlich als ‚unpolitisch‘ begreift, gerät im Rahmen eines Punkkonzerts im Oktober 1989 in eine „kollektive Aufbruchsituationen mit Massencharakter“ (ebd. 149). Insbesondere die Konfrontation mit der staatlichen Ordnungsmacht führt dazu, dass Heiner in der Folge zu einem „politisch handelnden Subjekt“ und somit zu einem Akteur einer sozialen Welt der sozialen Bewegung wird (ebd. 149). Auch die Schilderungen Heiners, wie es zu dieser Situation an jenem Oktobertag 1989 gekommen ist, enthalten Aspekte der antisymbolischen Behandlung einer symbolischen Problematik, so z.B. wenn der Sänger der Punkrockband, der über sein Mikrofon Hilfe für einen Verletzten im Publikum erbittet, in fast vertrauenswürdig intimer Weise die anwesende Staatsgewalt mit >Lieber guter Volkspolizist< anspricht und damit „die offiziellen Vertreter des DDR-Staates beim Worte ihrer eigenen (mehr oder weniger kontrafaktischen) Gemeinschaftsideologie von der DDR-Gesellschaft als Familie [nimmt] und damit gleichzeitig eine drängende sowie der Absicht nach deeskalierende und humoristische Wirkung [erzielt]“ (ebd. 150). Ähnlich verhält es sich in einer der darauf folgenden Situationen, als „die Polizisten [„wie `ne Holzpuppe“ (zit. Heiner, ebd. 148); Anm. d. Verf.] im Stechschritt auf die Demonstranten zugehen, alle Umstehenden [aber nur; Anm. d. Verf.] lachen und sich [ein] Liebespärcchen in seiner weltverlorenen Intimität nicht stören lässt“ (ebd. 150).

(..) und da hab ich ja och Merkwürdiges erlebt die westdeutschen Kollegen hatten überhaupt nichts am Hut mit Politik ja, das warn reine Leute die zum Job gingen, und nur daran dachten wie kriegt man noch mehr Geld und wie kann man noch n bessren Standort und noch ne bessre Wohnmöglichkeit und so, /I.: Mhm/ na das war mir ja suspekt also, (..) das war so dünn also so Militärkollegen zu ham die das alles nich interessierte ne, (..) da is mir irgendwie klar geworden, phh der Armee die die schicken sie se ja sonst wohin ohne das die Leute nachdenken ne, das wär zu DDR Zeiten nich passiert=so so, (..) also das was so politisch an der Armee war und ich nich mochte, das fehlte bei der Bundeswehr völlig ne, es wurde zwar so allgemein obligatorisch über freiheitlich demokratische Grundordnung gesprochen, aber das war nich zu fühlen=das war nich in den Leuten drinne ne, dat war so ne Blase die ham alle akzeptiert, (..) dafür wollten se eben ihren Dienst tun, aber im Alltag hat das überhaupt kein Widerhall gehabt so, (..) dafür sorgten andere das das freiheitlich demokratisch is, ich bin bloß n Diensttuer ich mach mein Job hier ne, /I.: Ja/ na das hat mir nich gefallen naja, (..)

(17) Nachdem in der vorhergehenden Hintergrundkonstruktion der Übergang von der NVA zur Bundeswehr an jenem 3. Oktober 1990 über die äußere Symbolik dargestellt wurde, findet in diesem Segment die innere Auseinandersetzung mit dem dahinter stehenden Sinnsystem statt. Mit dem gesellschaftlichen Wandel gehört die vormals uneingeschränkte, von der SED-Partei bzw. dem Nationalen Verteidigungsrat der DDR diktierte politische Aufgabe und Bestimmung der NVA der Vergangenheit an. Die Bundeswehr und ihre militärische Führungsstruktur sehen sich nicht im Besitz eines politischen Auftrags. Die Bundeswehr ist zwar hoheitsstaatlichem Recht untergeben, beansprucht ihr gesellschaftliches Mandat aber ausschließlich im Sinne eines militärischen Auftrags. Ebenso folgt sie einem Verständnis, das sich an der freiheitlich-demokratischen Grundordnung der Bundesrepublik orientiert. Die demokratische Grundordnung ist dann für Georg auch der Ausgangspunkt für seine kollektive Identitätsarbeit. Denn für ihn ist nun von immenser Bedeutung, möglichst schnell zu erfahren, wofür er als Angehöriger der Bundeswehr einsteht („naja und mit dieser Grundordnung sich zu beschäftigen war mir dann irgendwie wichtig denn wofür stand ich denn nun da ne“). Im Zuge der inneren Auseinandersetzung entsprechen freilich die Prinzipien der demokratischen Grundordnung in keiner Weise dem, was Georg an Orientierungen von den politischen Schulungen in der NVA kannte. Dazu kommt der distanzierte und z.T. emotionslose Umgang der westdeutschen Kollegen mit der Militärorganisation, die lediglich als beruflicher Arbeitgeber betrachtet wird. Konsterniert stellt der Erzähler hier fest, wie nüchtern und auf eigene Vorteile bedacht, Bundeswehroffiziere ihrem beruflichen Selbstverständnis folgen. Die kollektive Orientierung an der demokratischen Grundordnung scheint ihm vor diesem Hintergrund ausgehöhlt und fadenscheinig. Zumindest wird das Demokratische und Gemeinschaftliche von den Akteuren nicht aufgegriffen und schon gar nicht vorgelebt. Georgs Eindruck ist vor allem nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass er in eine sozialistische Gesellschaftsordnung hineingewachsen ist, in der der Gemeinschaft und

dem politischen Auftrag wesentlich mehr Bedeutung zugesprochen wurde als dem Einzelindividuum, d.h. dem Kollektiv, der Kompanie, der Arbeitsbrigade, der sozialistischen Partei oder kleinen Parteigruppe im Ort etc. Es wurde praktisch überall und selbstverständlich für Gemeinschaft 'gesorgt', ja Gemeinschaft zelebriert, so dass es Georg schwer fiel, sich vom politisch besetzten Gemeinschaftsbezug zu distanzieren. Gemeinschaft in jenen genannten elementaren Formen bedeutete Rahmen und Ziel, dem sich die Individualität unterzuordnen hatte. Die Sinn-elemente, wie Partizipation, Solidarität, Kameradschaft etc. fehlen jedoch zu einem großen Teil in der Bundeswehr. Und deshalb ist es nur verständlich, dass Georg gewissermaßen auf Distanz zu seinen westdeutschen Militärkollegen geht und ihre Lohnarbeitsmentalität für abwegig halten muss. Weil der Bundeswehr im Vergleich zur NVA eben jene Anziehungskraft von Gemeinschaft fehlt und sie nicht über jenen vergleichbaren Sinn- und Orientierungshorizont verfügt, kann er auch nicht verstehen, dass die Militärkollegen weder größeres politisches Interesse hegen, noch irgendeine Form von mitschwingendem Gefühl, innerem Stolz oder besonderer Identifikation mit ihrem beruflichen Tun verbinden („das war so dünn also so Militärkollegen zu ham die das alles nich interessierte ne, [...], Ausl., V.L.] es wurde zwar so allgemein obligatorisch über freiheitlich demokratische Grundordnung gesprochen, aber das war nich zu fühlen=das war nich in den Leuten drinne ne, dat war so ne Blase die ham alle akzeptiert“).<sup>39</sup> In diesem Zusammenhang betrachtet, scheint der symbolträchtige Wechsel des Arbeitgebers, wie ihn die Hintergrundkonstruktion aufgezeigt hat, einer Degradierung zum 'Söldner' zu gleichen. Denn in der Szene vom 3. Oktober steckt ein schmerzhaftes Bewusstsein darüber, dass zentrale Fundamente der institutionellen Sinnwelt der DDR weg gebrochen sind. Die Bundeswehr hingegen kann solche verlässlichen Identifikationen und Sinnorientierungen nicht bieten. Nicht nur, dass kollektive Identität und Gemeinschaft im neuen Militär kaum eine Rolle spielen und die Kollegen der Institution mit einer gewissen Abgebrühtheit begegnen, scheint schwierig. Mit der Wende in der DDR dürften große Teile seiner institutionellen Erziehung, Ausbildung und beruflichen Arbeit entwertet worden sein. Die Entlassung aus den Diensten der NVA und Degradierung zum Angestellten war ferner mit dem Verlust seines herausgehobenen politischen und gesellschaftlichen Status verbunden. Bezeichnenderweise gibt es auch in dieser kritischen Lebensphase keine signifikanten Bezugspersonen außerhalb des Militärs, die Georg in der Bearbeitung dieser problematischen Erfahrungen unterstützen. Ein Handicap stellt dabei sicherlich auch dar, dass ihm die Eltern, insbesondere der Vater, nicht für eine Aufarbeitung der familiären Anteile seiner biographischen Vergangenheit zur Verfügung stehen. Dass die Passung an

---

<sup>39</sup> An dieser Stelle könnte man sogar vom Beginn einer Entidentifikation mit dem Militär der Bundeswehr sprechen. Die Arbeit in der Bundeswehr bekommt eher etwas Sinnentziehendes, als Sinnstiftendes oder Sinnstabilisierendes, das hier vor dem Hintergrund der kaum identifizierenden Beschreibungen seiner westdeutschen Kollegen preisgegeben wird.

das neue Militär der Bundeswehr nicht bilderbuchmäßig vonstatten geht, ist also nicht dem geschuldet, dass Georg dem demokratischen Modell der Bundesrepublik oder den Vorgaben der Bundeswehr grundsätzlich abweisend gegenübersteht. Auch gibt es keine Anzeichen dafür, dass er mit dem Niedergang des alten Systems und infolge dieser Brucherfahrungen eine Verweigerungshaltung entwickelt hätte. Vielmehr scheint das 'Neue' nicht so ohne weiteres integrierbar, weil die Orientierungen am politischen und institutionellen Sinnsystem der DDR verinnerlicht und über die Jahre biographisch so bedeutsam geworden sind, dass sie die neuen Orientierungen faktisch überlagern. Möglicherweise liegt darin auch ein Grund, dass Georg das, was mit der politischen Wende an Irritationen entstanden ist, nur sehr schwer in eine Form der biographischen Arbeit übertragen bekommt, er kaum zu solchen Fragen gelangt, was diese Irritationen letztlich für ihn persönlich und seine weitere Zukunft besagen.

Allerdings bleibt in diesem Segment ein gewisser Widerspruch bestehen. Denn an seine kritische Anmerkung der lediglich an persönlichen Vorteilen interessierten westdeutschen Kollegen schließt sich folgender Kommentar an: „also das was so politisch an der Armee war und ich nich mochte, das fehlte bei der Bundeswehr völlig ne“. Eine Unstimmigkeit ergibt sich daraus, dass der Erzähler hier das „Politische an der Armee“, als einen für sich unangenehmen Teil seiner beruflichen Aktivitäten in der NVA ausweist, während im Verlauf der bisherigen Erzähldarstellung der Eindruck entstanden ist, dass für Georg gerade der militärische Auftrag in seiner Kopplung an ein klares vorgegebenes politisches Weltbild, besondere Attraktivität und Relevanz enthalten hat. Nicht nur, dass daraus an anderer Stelle im Interview der herausgehobene Status und die Einbindung in einen elitären Gemeinschaftszusammenhang begründet wurden, scheint dadurch gewissermaßen auf den Kopf gestellt. Auch sein institutionelles Engagement und Aufstiegsbestreben in NVA und Parteiorganisation wird der hier vorgenommenen Distanzierung vom politischen Charakter der DDR-Streitkräfte nicht gerecht. Dass hingegen Enttäuschungen über die Bundeswehr überwiegen, scheint zweifellos so der Fall zu sein. Jedoch reflektiert der Erzähler nicht, dass er den an die westdeutschen Kollegen adressierten Vorwurf der Orientierung an persönlichen Vorteilen, wenn auch unter Einschränkungen z.T. selbst erfüllt. Denn ruft man sich die Argumentation des Erzählers im fünfzehnten Segment noch einmal in Erinnerung, erfolgte seine Entscheidung für eine Fortsetzung der beruflichen Laufbahn bei der Bundeswehr weniger aus einer inneren Überzeugung, als aus der Besorgnis heraus, dass er gemäß seiner Ausbildung keine beruflichen Alternativen erkennen konnte. Ein vorzeitiger Ausstieg aus dem Militär hätte der Sicherung seiner ökonomischen Existenz vermutlich größere Anstrengungen abverlangt, zumal in Ostdeutschland die Tendenzen von Arbeitslosigkeit und Arbeitsplatzabbau drohten.

**Segment 18 (Seite 9/27-10/5)**

und dann begann eine Ausbildungsphase um zum Westfluglotsen gemacht zu werden, (..) da ging es erstmal eh Sprache zu lernen, wir hatten ja nur immer und jetzt ham mer ne richtig deftigen Kurs Englisch bekommen, (..) und danach stand dann an eine langjährige Ausbildung, zum Europäischen Fluglotsen, naja das hat mir ganz gut gefallen, obwohl mir das ganze Hin und Her ziemlich auf n Docht ging=also wir hingen immer an der Luft so, jedesmal wenn irgendwie der Kommandeur kam dann, gabs neue Festlegungen es war alles immer in umstrukturieren (..) is ja klar die Vereinigung brachte, so viel Neues für die obersten Dienstherren, (..) der Luftraum war jetzt größer, (..) der Feind das Feindbild verrückte sich jeden Tag anders, (..) eh und von daher musste die Verteidigungs und Angriffssituation einer Armee völlig umstrukturiert werden, sinnbildlich und och richtig vor Ort ne, /I.: Mhm/ also wurden etliche Rampen nach hinten gezogen dann wurden neue Verteidigungssysteme nach vorne gezogen, dann wurden die Fluglotsen die wurden dann nach Be.-Stadt versetzt und dann war ich ab sofort in Be.T.-Stadt, und phh

I.: Wann war da so?

G.: So 1990 91 ja tja no, (..) und n bisschen Ruhe kam dann rein durch die Abkommandierung zum Bundessprachenamt, wo wie Englisch lernen mussten (..) dort war dann wieder richtig Schulbetrieb

I.: Auch in Be.-Stadt oder?

G.: Und das war dann in N.-Stadt, (..) in N.-Stadt war wohl zu DDR Zeiten schon irgendwie so ne Sprachenschule wo Diplomaten irgendwie sprachenausgebildet wurden, (..) das war ne Außenstelle vom Bundessprachenamt geworden, (..) ach und das war alles ganz friedlich wir hatten zwar unsere Uniform an aber sonst früh morgens um sieben aufstehen, dann zur Schule gehen dann Unterricht Selbststudium, und Freizeit (..) unsre einzige Aufgabe war diese englische Sprache so gut wie möglich zu lernen, (..) das hat mir gut getan das wollte ich gerne, und da warn och frühere Freunde mit dabei und da ham wir und N.-Stadt erobert und eh bisschen Jugendleben wiedergehabt (..) nachgeholt,

(18) Die Umstrukturierung im gesamtdeutschen Militär und das Ausbildungsangebot von der Bundeswehr wurden bereits angesprochen (Segment 15). Nun erfolgt der Versuch, präziser darzustellen, wie sich vor allem die neue Ausbildungsphase zunächst zum „Fluglotsen“ der Bundeswehr gestaltet hat. Im Zuge dessen fällt erneut auf, dass Georg bislang wenig eigene Vorstellungen und Perspektiven für seine berufliche Zukunft nach der Wende entwickeln konnte. Es scheint so, dass sich Georg erneut einem Prozess der Fremdbestimmung verschreibt. Im Erzähltext fällt dahingehend die Formulierung auf, dass die neue Ausbildung beginnt, „um zum Westfluglotsen gemacht zu werden“. In der Machart, wie die Ausbildungsgänge gestrickt sind (auch die des „Europäischen Fluglotsen“) und wahrscheinlich in ihrer Lückenlosigkeit vonseiten der Bundeswehr an Georg herangetragen wurden, schien es für ihn überzeugend („naja das hat mir ganz gut gefallen“). Vor dem Hintergrund seiner eigenen beruflichen Vorstellungs- und Planungsdefizite ist das relativ hilflose Sich-Arrangieren mit der Zukunftsperspektive in der Bundeswehr nachvollziehbar. Allerdings kommt jetzt erschwerend hinzu, dass durch die Umstruk-

turierungen im Militär der sonst gewohnt stabile Handlungsrahmen nicht mehr verlässlich ist, z.T. sogar ungewiss erscheint. Die klar abgesteckten Aufgabengebiete und Arbeitsfelder schien es in der Form nicht mehr zu geben, wie es noch in der NVA der Fall war. Der Erzähler versucht dies anhand der fortwährenden institutionellen Regeländerungen aufzuzeigen, wodurch der Eindruck entsteht, dass das in der Bundeswehr Bestehende morgen schon wieder hinfällig sein konnte. Diese ständige Unruhe und Regelinflation führt nicht nur zu vereinzelt Irritationen und Frustrationserscheinungen, sondern dürfte auch die jeweils erbrachten Anpassungsleistungen in ihrem Sinn und ihrer Bedeutung immer wieder unterhöhlt haben („obwohl mir das ganze Hin und Her ziemlich auf n Docht ging=also wir hingen immer an der Luft so, jedesmal wenn irgendwie der Kommandeur kam dann, gabs neue Festlegungen es war alles immer in umstrukturieren“). Den Ausführungen des Erzählers zufolge sind die territorialen und institutionellen Umstrukturierungen im Militär dann auch mit einer Standortversetzung nach Be.-Stadt verbunden. Es ist hier jedoch wahrscheinlich, dass diese Versetzung schon in den zeitlichen Rahmen der neuen Fluglotsenausbildung hineinfällt. Deshalb legt der Informant den Erzähl-schwerpunkt auch auf die Erwartungen und Aktivitäten, wie sie sich im Zusammenhang mit der neuen Ausbildung entwickelt haben. Wesentlich damit verbunden ist die Abkommandierung zur Außenstelle des Bundessprachenamts nach N.-Stadt, wo sich der Schulbetrieb auf das Erlernen der englischen Sprache konzentriert. Anstelle des herkömmlichen Sprachgebrauchs ‚Russisch‘, wie noch in der NVA praktiziert, bekommen die peers nun einen „deftigen Kurs Englisch“ verpasst. Die Aneignung der englischen Sprache ist Voraussetzung für die weitere Fluglotsenausbildung. In diesem Zusammenhang bekräftigt der Erzähler wiederholt die Relevanz der peers, mit denen er gemeinsam diese Lernphase und den Aufenthalt in N.-Stadt bestreitet. Trotz Uniformpflicht erhält diese Ausbildungsstufe beim Bundessprachenamt einen fast zivilen Charakter, weil die Bundeswehroffiziere erhebliche Freiheiten genießen. Außer der Auflage, sich durch täglichen Unterricht und Selbststudium, möglichst rasch und gut der englischen Sprache zu bemächtigen, bestanden keine weiteren Dienstaufgaben. Georg und seine Offiziersfreunde können diese Spielräume also für freie Unternehmungen genießen, was den Erzähler selbst zu dem Vergleich drängt, diese Ausbildungsphase mit dem Charakter eines nachgeholtten Jugendlebens zu assoziieren. Bei näherer Betrachtung des Transkripts liegt eine Betonung auf dem Verb „Nachholen“ (des Jugendlebens), was auf eine Bewusstwerdung der starken Einschränkung weiterer Phasen seiner Jugend und seines jungen Erwachsenendaseins in der DDR hindeutet („das hat mir gut getan das wollte ich gerne, und da warn och frühere Freunde mit dabei und da ham wir und N.-Stadt erobert und eh bissel Jugendleben wiedergehabt (..) nachgeholt“). Umso mehr scheint dann verständlich, dass Georg diese Sprachenausbildung als will-

kommene Abwechslung zur Eintönigkeit der militärischen Lebenswelt erfahren hat. Sie ermöglichte ein in spontanen Episoden eingebundenes Handlungsschema des „Erlebens von Neuem“ (Schütze 1981/78). Wichtig ist hierbei, dass Georg nicht nur einen Teil seines Verselbständigungsprozesses und Jugendlebens, die vom NVA-Militär besetzt waren, `nachholen` kann. Auch wenn an dieser Stelle vorgegriffen wird, lässt sich behaupten, dass das ungezwungene Erfahren von `Ich` und sozialer Welt während der Sprachenausbildung einen besonderen Erlebnischarakter beinhaltet, wodurch Georg einen kritisch-distanzierten Blick auf das Militär als Institution entwickeln kann.

### **Segment 19 (Seite 10/5-26) mit Hintergrundkonstruktion**

naja und (räuspern) dort reifte dann aber mit meim Freund H. so die Idee, komm her lass uns offhörn hier (...) das is Kacke eh, wer weiß was hier noch vor uns steht (...) diese scheiß Ausbildung, das is ziemlich hart (...) wir sind irgendwo in Westdeutschland dann zur Ausbildung da fühl'n wir uns eh nich zu Hause, (...) wo man dann hinkommt weiß man nich (...) ob das alles gut geht und was nich alles hier ankommt und letztendlich, der ganze Sinn dieser Armee is genau so fragwürdig wie vorher, (...) lass uns nach irgendwas suchen ne, (...) und da hatten wir dann mit nem alten Freundeskreis hier in B.-Stadt überlegt lasst uns n Hof kaufen uns zurückziehn was eignes machen, (...) und da war die C. dabei der H. dabei dann noch zwei drei Leute aus B.-Stadt, alle so eh bissel aus der linken Szene von jungen Genossen oder junge Parteimitglieder so

I.: Was heißt das Linke?

G.: Linke Genossen war damals so ne Arbeitsgemeinschaft innerhalb der PDS, das warn die ganz jungen, (...) die sich trafen und ziemlich rebellisch warn und och, da gabs übelste Kontroversen mit den Altmitgliedern, (...) und da war so ne Aufbruchstimmung so wir sind zwar in der Partei aber wir woll'n e bissel konsequenter machen (...) und das wirkte sich bei uns persönlich so aus dass wir sagten na, mit der PDS muss es ja nich sein, wichtich is dass wir unser eigenes Leben umstrukturieren, (...) heute halte ich das für richtig mutig von mir ne, (...) da sin wir dann zu dem Schluss gekommen wir kaufen uns irgendwo n Hof, (...) und ziehn uns dahin zurück da war dann die Frage was machen wir auf dem Hof, und wer soll das sein (...) na mit womit wollen wir uns wohlfühlen dort, eh (...)

(19) Im Rahmen der angeschobenen Individuierungsprozesse erfolgt nun der Anstoß zu einem neuen biographischen Entwurf. Das entspricht der Thematik, die in diesem Segment von zentraler Relevanz ist. Es wäre dem bisherigen Erzählverlauf zufolge verwunderlich, davon auszugehen, dass Georg von alleine auf Gedanken oder Ideen gestoßen ist, die eine lebensgeschichtliche Veränderung eingeschlossen hätten. Zumindest gab es diesbezüglich keine eindeutigen Hinweise. Im Gegenteil. Nach dem Niedergang des alten Systems und seiner Armee haben Orientierungsprobleme im neuen Militär, fehlende Vorstellungen über berufliche Alternativen und Prozesse der Sinnsuche dominiert. Weil dies anscheinend so der Fall ist, wird

erstmals eine konkrete Person in die Erzähldarstellung eingeführt (die Person H.). Denn die Entwicklung einer Vision und Perspektive, das eigene Leben verändern zu wollen, passiert während der Sprachenausbildung mit dem Militärfreund H. Zunächst existiert lediglich der Entschluss beider Freunde, aus der Bundeswehr auszusteigen („dort reifte dann aber mit meinem Freund H. so die Idee, komm her lass uns offhörn hier“). Die Argumente, die der Erzähler ins Feld führt, sind Gründe, die eigentlich auf der Hand liegen. Die Gefährten teilen die unbehagliche Vorstellung, dass die Qualifizierung in fremden Gebieten Westdeutschlands noch erheblich Zeit in Anspruch nehmen wird. Sie sind sich darüber einig, dass der qualifizierte Abschluss längst nicht die Garantie einer verlässlichen Zukunftsperspektive beinhaltet. Ferner sind sie sich darüber im Klaren, dass die peer-Gemeinschaft der Offiziersfreunde langfristig keinen Bestand haben wird, weil relativ voraussehbar, jeder Einzelne an einen ungewissen Standort abkommandiert wird. Explizit diskutieren beide Freunde die Fragwürdigkeit der Armee, insbesondere deren Sinnhaftigkeit, wobei die pauschale Gleichsetzung von Bundeswehr und NVA etwas sonderbar scheint. Um diese Gleichschaltung ansatzweise plausibel zu machen, hätten vorab einige Erzählaktivitäten erfolgen müssen, in denen eine Problematisierung der Sinnhaftigkeit der NVA zum Ausdruck gekommen wäre. Diese schien jedoch bislang nicht in dem Maße zur Disposition zu stehen, wie es hier vertreten wird („und letztendlich, der ganze Sinn dieser Armee is genau so fragwürdig wie vorher“).

Auf der Basis dieser Einschätzungs- und Bewertungsaufnahmen entsteht dann die Vision des gemeinsamen Rückzugs und Hofkaufs. Diese Idee und alle weiter damit verknüpften Vorstellungen sind zu diesem Zeitpunkt mehr oder weniger noch unpräzise.<sup>40</sup> Aber sie sind die treibende Kraft, die die Entscheidung zum Ausstieg aus der Bundeswehr rechtfertigt und wahrscheinlicher werden lässt. Die Idee verspricht nicht nur eine Flucht von den hektischen Regeländerungen und Ungewissheiten in der Bundeswehr. Vielmehr impliziert sie den Versuch, sich von fremdbestimmten Strukturen loszulösen und etwas ‚Eigenes‘ aufzubauen. Die Idee ist ferner von der Vorstellung flankiert, das Hofprojekt mit Personen aus den Freundeskreisen von Armee und PDS-Szene zu besetzen.

---

<sup>40</sup> Mit den ersten Ideen deutet sich hier konturenhaft ein relativ diffuses Handlungsschema an, wobei das diffuse Element gerade am Beginn von langfristigen biographischen Handlungsschemata dominieren kann. Dies lässt sich u.a. damit begründen, dass zu einem frühen Zeitpunkt der Formulierung eines langfristigen Handlungsschemas sowohl die eigenen Planungs- und Realisierungsschritte noch vage oder ungewiss sind, als auch die dafür erforderlichen Kompetenzen noch nicht vorliegen oder sie nur schwer einzuschätzen sind, was dann u.U. auch zu einem plötzlichen Abbruch des Handlungsschemas führen kann.

## Die Hintergrundkonstruktion (10/16-26)

Durch die Zwischenfrage des Interviewers („I.: Was heißt das Linke?“) wird eine Hintergrundkonstruktion ausgelöst. Der Erzähler gerät hier unvermittelt in die Situation, noch einmal genauer darauf einzugehen, wie sich der Kreis der Interessierten an der Hofidee rekrutiert hat. In diesem Zusammenhang wird deutlich, dass der Kontakt zur lokalen PDS-Szene in B.-Stadt nie abgebrochen ist. Vermutlich stellt die Arbeitsgemeinschaft „Linke Genossen“ lediglich jene Strömung junger „rebellischer“ Genossinnen und Genossen in der PDS dar, zu der Georg nach der Wende den Kontakt neu aufgenommen hat (vgl. Segment 14). Es werden hier nun die entsprechenden Themen eingeholt, die in der Partei damals anscheinend relevant gewesen sind. Ansatzweise wird ein innerparteilicher Generationskonflikt erwähnt, ebenso die politischen Auseinandersetzungen, möglicherweise um die Aufarbeitungsproblematik der DDR-Vergangenheit oder dem aufkommenden Richtungsstreit in der Partei zwischen den sogenannten `Reformern` und den `Traditionalisten`. In der gesellschaftspolitischen Diskussion der frühen 90er Jahre wurde die PDS z. T. als „tendenziell linksextremistisch“ eingeschätzt (einzelne Zusammenschlüsse und Personen in der PDS dürften in dieser Zeit bereits unter verfassungsrechtlicher Beobachtung gestanden haben).<sup>41</sup> Die PDS-Jugendgruppe, die von einer gewissen „Aufbruchstimmung“ getragen war, schien verschiedene Fragen zu diskutieren, die Georgs Idee von der „Umstrukturierung des eigenen Lebens“ entgegenkamen. Die PDS selbst als politische Partei schien dabei eigentlich zweitrangig. Ausschlaggebend ist, dass die Organisation zeitweilig für ein junges alternatives Spektrum offen gewesen ist und eine soziale Plattform für den Austausch von Ideen und Perspektiven bot. Die PDS-Jugendgruppe ist also insofern von Relevanz, als dass es wahrscheinlich ist, dass einige Akteure aus diesem Kreis an den Ideen und Vorstellungen zum Hofprojekt gedanklich mitgebastelt haben. Aus diesem Grund wird in der Erzählerdarstellung auch die Entscheidung für den Rückzug und

---

<sup>41</sup> Die Diskussion, ob die PDS vom Verfassungsschutz zu beobachten oder (gar als extremistische Partei zu verbieten) sei, hat es von Anfang an, d.h. seit der Wiedervereinigung, gegeben. Während in der politischen Diskussion einerseits die belastete Herkunft, die dubiosen Vermögenskanäle und fragwürdigen Mitgliedschaften negativ betont und das demokratische Grundverständnis der Partei in Zweifel gezogen wurden, verwiesen andere auf den programmatischen Wandel der Partei und das Bekenntnis der PDS zur deutschen Einheit und zu den verfassungsrechtlichen Grundlagen der Demokratie. Die PDS ist seit ihrer Umbenennung im Februar 1990 durch eine Vielzahl an Flügeln, Plattformen und alternativen Zusammenschlüssen, sowohl parlamentarischer als auch außerparlamentarischer Aktionsformen zerklüftet. Allgemein bekannt ist, dass ultralinke und linksextremistische Strömungen in der PDS existieren. Unter den Strömungen sind die *Kommunistische Plattform* und das *Marxistische Forum* wohl die prominentesten am linken Flügel der Partei. Angenommen wird, dass es auch militante linksextremistische Gruppierungen in der PDS gibt. Alle zuletzt genannten Lager sind von einigen Ämtern für Verfassungsschutz als „tendenziell linksextremistisch“ eingestuft und unter „verfassungsrechtlicher Beobachtung“ gestellt. Im Verfassungsschutzbericht des Bundes taucht die PDS als gesamte Partei allerdings erst 1994 auf, zuvor war nur von „linksextremistischen Bestrebungen in der PDS“ die Rede. Seit 1997 sind darin lediglich „Anhaltspunkte“ für den extremistischen Charakter der PDS erwähnt. Nur die Bundesländer Bayern (seit 1990) und Saarland (seit 2000) lassen die PDS als ganze Partei beobachten. Auffallend ist diesbezüglich, dass sich die Behörden, was die Preisgabe von mündlichen oder schriftlichen Informationen angeht, immer noch äußerst bedeckt halten (vgl. zum Extremismusverdacht der PDS, [http://www.verfassungsschutz.de/de/arbeitsfelder/af\\_linksextremismus](http://www.verfassungsschutz.de/de/arbeitsfelder/af_linksextremismus); (Stand: 10.02.05).

Hofkauf noch einmal im Ergebnis gesichert, weil feststeht, dass das Projekt teilweise auch in diesem Freundeskreis entwickelt und realisiert werden soll. Die Absichten laufen darauf hinaus, die peers, die für Georgs Leben wichtig waren und an die Stelle der Eltern getreten sind, in das private Leben am Hof mit einzubeziehen. An der Realisierung des Hofprojekts sollen keine unbekanntenen Personen beteiligt werden. Es soll eine ausgewählte, fast familiäre Gruppe von Akteuren sein, die sich aus Teilen des ehemaligen Kameradschaftssystems der NVA und der jungen PDS-Gruppe zusammensetzt (vgl. die Ergebnissicherung im Segment: „da sin wir dann zu dem Schluss gekommen wir kaufen uns irgendwo n Hof, (..) und ziehn uns dahin zurück da war dann die Frage was machen wir auf dem Hof, und wer soll das sein (..) na mit womit wollen wir uns wohlfühlen dort, eh (...)“).

Abschließend kehrt der Informant wieder zur Haupterzähllinie zurück und eröffnet einen neuen Erzählabschnitt, womit die fremd ausgelöste Hintergrundkonstruktion und gleichsam auch das Segment enden.

### Segment 20 (Seite 10/26-11/6)

und klug genug war ich dass ich nicht einfach aufhören ohne zu wissen was ich da anfangen, und /I.: Ja/ da habe ich mir mit H. gedacht wir machen Landwirtschaft, (..) völlig fremd für uns beide aber irgendwie hatten wir den Glauben und die Hoffnung das kriegen wir hin, /I.: Mhm/ und so fing wir an dort an der Stelle wo wir Englisch lernen sollte noch zweite Lehrbücher daneben zu legen über Landwirtschaft, Anbau von Pflanzen Bodengesundheit, über Tiere Tierhaltung und so weiter, (..) und das ging soweit dass wir Englisch ganz schnell hinter uns brachten um uns dann mit dem Rest des Tages nur noch mit Sachen der Selbstversorgung, der Landwirtschaft was kann man alles selber machen und so weiter zu beschäftigen, (..) es war irgendwie klar dass man sich auf ganz natürliche Lebensumstände zurückzieht, und seinen Erwerb über n bisschen Gartenbau Landwirtschaft machte eh, (3) das schien eh alles chaotisch zu sein (..) Massenarbeitslosigkeit drohte hier in Ostdeutschland einzubrechen, (..) also machten wir uns och nich groß Hoffnung ne, klar war uns wir wolln selbstbestimmt was machen wir wolln einfach endlich ma selbst das tun was wir wollen, (..) so wir hatten kein Wunsch uns irgendwo umzusehn nach einem Job, in einem was weeiß ich in einem Büro einer Firma, wir liebeugelten noch n bisschen mit m zivilen Flugsicherungsdienst, aber irgenwie hatten wir die Schnauze voll, (..) so also diese unüberschaubaren Größenordnungen diese hochmodernen technologischen Anlagen, es wurde a immer komplizierter zu verstehn und b, diese Verantwortlichkeit die man dort als Einzelner trug, heute weiß ich dass da in der Flugsicherung wirklich so an ner Grenze is also was einzelne Menschen dort angeblich verantworten wo so viele Computer dazwischen geschaltet sind, (..) das is wirklich nicht gesund also, (..) ich würde sagen das is off m besten Wege, nich mehr zu funktionieren, (..) das is so ausgereizt alles ja, (..) ich weiß nich ob man neue technische Lösungen finden wird um es mal wieder noch höher zu bringen (lächelt) aber die Handhabung der Eingriff des Menschen dort in diese Systeme das scheint sich immer weiter zu trennen also, und da hängen ja so viel Menschen dran die da fliegen (..) und das is alles ein dynamisches System (..) das kannste ja nicht anhalten ne und, naja (räuspert) ich denke das wird bald sein Ende da haben,

(20) Es wird nun zum ersten Mal dargestellt, wie sich die Idee vom Hofkauf und dem Rückzug auf diesen Hof inhaltlich weiter entwickelt hat. Dabei thematisiert sich Georg als „rationalen Kopf“, der registriert hat, dass zum Ausstieg aus der Bundeswehr mehr gehört als der bloße Rückzug und womögliche Stillstand auf einer ländlichen Insel. Georg weiß für sich persönlich, dass es einerseits zumindest grobe Bilder und inhaltliche Vorstellungen geben muss, die der `Alternative` auch nachhaltig einen Sinn verleihen und sie motivational stützen. Andererseits benötigt der Bundeswehrausstieg eine einigermaßen festgelegte Vorstellung davon, wie bestimmte Risiken und Ungewissheiten möglichst leicht abgefedert werden können. Es ist von daher aus zwei Gründen nicht verwunderlich, dass der biographische Entwurf durch die Ideen von Landwirtschaft und Selbstversorgung inhaltliche Plausibilität erlangt:

Zum einen besteht ein tiefes Misstrauen hinsichtlich der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung in Ostdeutschland. Durch die selbstpraktizierte Landwirtschaft versprechen sie sich, nicht von den erwarteten chaotischen Veränderungen, insbesondere der Massenarbeitslosigkeit, in den Gebieten der ehemaligen DDR erfasst zu werden. Georg möchte sich weder vom Arbeitsamt alimentieren lassen, noch von den marktwirtschaftlichen Gesetzen und Strukturen abhängig machen. Durch ein subsistenzorientiertes Leben und Arbeiten will man sich nicht nur auf einfache naturwüchsige Lebensformen zurückziehen, sondern auch von Wirtschaftskreisläufen abkoppeln. Selbstbestimmung und Selbstorganisation avancieren dabei zu Hauptmotiven, die mit dem Hofkauf und den Rückzugsbestrebungen verbunden sind („klar war uns wir wolln selbstbestimmt was machen wir wolln einfach endlich ma selbst das tun was wir wollen“).

Die Konsolidierung des biographischen Entwurfs resultiert zum anderen aus dem beruflichen Abwägungsprozess heraus. In dieser Auseinandersetzung beschäftigt Georg die Frage nach der eigenen Verantwortlichkeit und Zumutbarkeit, die der immer anspruchsvoller und komplexer werdende Beruf der Flugsicherung mit sich führt. Es ist sicherlich nicht die Technikfeindlichkeit grundsätzlicher Art, die ihn zu seiner harschen Kritik bewegt. Vielmehr scheint Georg ernsthaft zu hinterfragen, ob im Rahmen der hochtechnologischen Anlagen und computergestützten Systeme im Flugsicherungsdienst überhaupt noch das eigene Tun und die Verantwortlichkeiten überschaubar sind. Diesbezüglich überwiegt Skepsis. Der Flugsicherung prognostiziert er aufgrund ihrer komplexen Steuerungen ein hohes Maß an Fehleranfälligkeit. In diesem Zusammenhang zeigt der Erzähler auf, dass er Misstrauen hegt, in einer Organisation tätig zu sein, in der er seinen eigenen Beitrag und die eigene Verantwortung nicht mehr kontrollieren kann. In dem er hier den Moment der Verantwortung und seine Sorge von der persönlichen Überforderung erwähnt, werden Schritte biographischer Arbeit zum eigenen

Individuierungsprozess hin angedeutet. Denn den realistischen Einschätzungen von der Komplexität der Hochtechnologie im militärischen wie auch zivilen Flugsicherungswesen folgt eine bewusste Distanzierung, eine Haltung also, in der ein Bewusstsein über das Zutrauen und die eigenen Grenzen der Verantwortung vorhanden ist. Dieses Bewusstsein ist es auch, welches nicht mehr so ohne weiteres mit der Ausübung des Berufs vereinbar schien. Georg sollte zwar mit der Englischausbildung rasch in den Ausbildungsgang zum Fluglotsen der Bundeswehr hineinfinden. Doch sind es gerade seine Beobachtungen aus dieser Außenperspektive beim Bundessprachenamt, die den Anstoß geben, kritisch über seine weitere Beteiligung am Militär nachzudenken. Zu diesen Zweifeln gesellt sich der Gedanke, dass der Beruf mit seiner Dynamik und dem hohen Technologieanspruch einen lernaufwendigen und stressbeladenen Charakter bekommt. Schließlich ist nach dieser Ausbildung noch eine weitere Qualifizierung zum „Europäischen Fluglotsen“ vorgesehen. Es scheinen im Wesentlichen diese Gründe zu sein, die Georg dahin führen, sich nicht weiter den Umstellungs- und Mobilitätsbelastungen in der Bundeswehr aussetzen zu wollen. Er zeigt sich dahingehend nicht mehr bereit, den Lernaufwand bei den anstehenden Qualifizierungsaufgaben zu leisten. Im Erzähltext wird somit eine Legitimation nachgeliefert, die den Ausstieg aus der Bundeswehr plausibel machen soll.

Dass diese Gründe aufgeführt und gegenüber einem weiteren Engagement in der Bundeswehr in die Waagschale geworfen werden, hat zur Folge, dass der biographische Entwurf an inhaltlicher Struktur und Relevanz gewinnt. Landwirtschaftliche Subsistenz und ein autarkes Leben auf dem Hof sind die Kernorientierungen, die die Planungen für das Handlungsschema kennzeichnen und in Bewegung setzen. Im Anschluss an den obligatorischen Englischunterricht beim Bundessprachenamt erfolgt deshalb die intensive Beschäftigung mit den Grundlagen der Selbstversorgung und Landwirtschaft. Neben den Englischbüchern werden nun Bücher über Landwirtschaft, Anbau von Pflanzen, Bodengesundheit und Tierhaltung aufgeschlagen. Man kann hier in gewisser Weise von einer Instrumentalisierung der Sprachenausbildung sprechen, weil Georg sich diese Ausbildungsphase strategisch für die Planungen des alternativen Ideenentwurfs zunutze macht. Denn er rechnet mit der Bundeswehr als künftige Perspektive und beruflichen Arbeitgeber nicht mehr, wohl aber mit den finanziellen Zuwendungen, die während der Sprachenausbildung weiter gewährleistet sind. Die Bundeswehr scheint für ihn lediglich nur noch einen formalen Ordnungsrahmen bereitzustellen, dem er sich aus Gründen der materiellen Absicherung verpflichtet und der sich für die Vorbereitungen des biographischen Handlungsschemas als optimal erweist. Die Sprachenausbildung bekommt vor dem Hintergrund dieses

Selbststudiums, aber auch angesichts der Freiheiten des kulturellen Lebens in der Stadt, den Charakter eines biographischen „time off“ (Schütze 1981/81)<sup>42</sup>.

### Segment 21 (Seite 11/6-14)

ja (räuspern) und wir wollten allenfach selbst bestimmt uns zurückziehen, ham so die ersten Leute gefunden und fingen dann an in einem Urlaub n Hof zu suchen, ich bin dann hier mit H. und C. mit m Fahrrad hier im Landkreis B.-Stadt rumgefahren von einem Ort zum anderen wir ham mit den Bürgermeistern gesprochen und gesagt wir wolln einen Hof kaufen, habt ihr nich noch n alten oder so (räuspern) und in der Tat hat n wir ne ganze Liste von großen Höfen, größere und kleinere Höfe (räuspern) mehr oder weniger eingefallen, wo die Eigentumsfragen zum Teil nicht klar waren zum Teil bot man uns se direkt an, (..) und (..) da war klar mensch das isses wir machen das

(21) Mit der Konkretisierung des biographischen Entwurfs beginnen nun die ersten Schritte zur Umsetzung des Handlungsschemas. In der Darstellung wird zunächst noch einmal das Ziel bestätigt, welches Georg und die peers mit dem geplanten Hofkauf verbinden („ja (räuspern) und wir wollten allenfach selbst bestimmt uns zurückziehen“). Nachdem auch der Personenkreis feststeht, mit dem das Projekt aus der Taufe gehoben werden soll, sind es hier zwei langjährige Freunde Georgs<sup>43</sup>, mit denen die Suche nach einem geeigneten Bauernhof beginnt. Die Akteure befinden sich zu diesem Zeitpunkt noch in geregelten Arbeitsverhältnissen (zumindest Georg und H. im Dienst der Bundeswehr), wodurch sich ihre Suchbemühungen auf die Zeit im gemeinsamen Urlaub beschränken müssen. Währenddessen finden erste Gespräche mit den Bürgermeistern örtlicher Gemeinden statt, woraufhin die peers bald eine ganze Liste von infrage kommenden Höfen erstellen. Klar ist, dass ihre ambitionierte Suche nach einem Hof in einen Zeitraum Anfang der neunziger Jahre hineinfällt, in der die Bürgermeister interessiert waren, die leer stehenden Anwesen in ihren Gemeinden möglichst rasch zu veräußern. In diesem Zusammenhang wird gleichermaßen eine Problematik der Nachwendzeit angedeutet, wie sie mit den häufig unbekanntem oder ungeklärten Eigentumsverhältnissen von

<sup>42</sup> „Time off“ bzw. „Auszeiten“ können im Rahmen der Prozessstrukturen des Lebensablaufs als „Handlungsschemata markierter biographischer Irrelevanz“ angesehen werden: „Diese Handlungsschemata werden mit dem Bewusstsein enaktiert, sie seien weder in den Ereignisverkettungen der Alltagsexistenz der Handelnden noch gar unter langfristigen biographischen Gesichtspunkten folgenreich. Deshalb haben sie häufig einen experimentellen, leichtsinnigen, spielerischen Charakter. Sie werden insbesondere in (sei es äußerlich erzwungen, sei es innerlich gesuchten) Phasen des biographischen `time off` (wie der Bundeswehrzeit oder des Freisemesters vor dem Berufsantritt) ausprobiert [...] Schließlich sind Handlungsschemata des time off in auffälliger Weise auf ihren Bereich und ihre Situation hin sowie im Zeithorizont kleinflächig orientiert. Ihnen fehlt die Textur konsequenzenreicher Anschlüsse der jeweiligen Handlungsimpulse untereinander – Handlungsimpulse, die eine systematische Aktivitätslinie verfolgen und entwickeln. [...] Es wird durch heruntergestufte Relevanzsetzung und die vage Unverbindlichkeit aller Reziprozitätsleistungen dafür Sorge zu tragen gesucht, daß time-off-Handlungsschemata auf die Termingrenzen der biographischen `Zeitlosigkeit` beschränkt bleiben und keine weiteren Folgen haben“ (Schütze 1981/81).

<sup>43</sup> H. ist bekanntermaßen der enge Vertraute des Erzählers aus der gemeinsamen Zeit bei der NVA. Beide verbindet eine langjährige, nicht nur militärische Freundschaft. Sie haben ursprünglich die Idee vom Hofkauf und Rückzug zusammen entwickelt. Aus einigen späteren Abschnitten der Erzähldarstellung wird deutlich, dass es sich bei C. um eine weibliche Person aus der lokalen PDS-Szene handelt. Daraus ist ferner erkennbar, dass sich die Freunde H. und C. untereinander ebenso kannten, bevor sie hier im Erzählzusammenhang aktiv in Erscheinung treten.

Immobilien gerade in ländlichen Regionen verbunden war. Die Auswahl an Höfen, die sich am Ende aus der Liste ablesen lässt, aber auch einige vermutlich günstige Angebote von den jeweils verwaltenden Einrichtungen, bestärken die peers in ihrem Enthusiasmus, das Gemeinschaftsprojekt weiter gezielt voranzutreiben („da war klar mensch das isses wir machen das“).

### Segment 22 (Seite 11/14-33)

und parallel dazu bekam wir mit das es offensichtlich ne Bewegung gibt die so was machen will, und in D.-Stadt im Haus der PDS war dort n Vortrag von einem gewissen Rudolf Bahro, (..) ich kannte den nicht so genau hatte von dem noch nie was gelesen ich wusste nur das der irgendwie so n Abtrünniger war, der damals gegen die DDR aber wohl mit nem Konzept so irgendwie was machte da, (..) und das hab ich mir angehört und der hat die Zusammenhänge so einfach und klar gebracht dass mir klar wurde genau das isses, (..) und war erstaunt dass so viele Leute da warn, die das begrüßten die das als richtig empfanden, (..) und er hat dort eingeladen zu einem Treffen, für Leute die das interessiert und die ernsthaft irgendwie mal was machen wollen, nach K.-Stadt ne und I.: Bei M.-Stadt?

G.: Bei M.-Stadt na, und dieses diese Einladung stand ja auch dann in der Jungen Welt auch im Neuen Deutschland, (2) und da wollten wir gern hin, (..) wir hatten so die Hoffnung dass wir uns dort Rüstzeug holen Handwerkszeug noch ne, (..) dass Leute die wohl schon n bisschen so angefangen hatten, dass die da uns vermitteln können wie man das am besten macht, (..) dass man sich vielleicht och mit anderen Leuten noch zusammentut, (..) und ja erstaunt warn wir dann als wir dort ankamen wir ham dort ne Delegation hinge- oder warn fast alle da von unserer kleinen B.-Stadt-ner Truppe die wir grade hier nach einem Hof suchten, eh (..) warn erstaunt wie viele Menschen dort zusammenkamen, (..) später hab ich dann gehört es warn wohl vierhundert Menschen,

(22) Unabhängig von der selbst initiierten Hofsuche während des Urlaubs, passiert nun etwas, was Georg und die peers nicht erwartet haben. Sie erfahren zufällig von einer in Ostdeutschland aufkommenden sozialen Bewegung. Zu diesem Zeitpunkt schien ihnen noch nicht klar, dass es sich bei dieser Bewegung um die Landkommunenbewegung handelt, die ursprünglich aus dem Westen der Bundesrepublik stammt und ihre Praxis nun auch nach Ostdeutschland zu transferieren versucht. Für Georg ist dabei grundsätzlich von Bedeutung, dass es offenbar bestimmte Personenkreise mit einem Interessenspektrum gibt, das mit den eigenen Vorstellungen des biographischen Handlungsschemas vereinbar ist („das es offensichtlich ne Bewegung gibt die so was machen will“). Georg kommt dann tatsächlich auch mit der Landkommunenbewegung in Kontakt, wobei in diesem Zusammenhang erneut die PDS in D.-Stadt als organisatorische Plattform und Initiator für einen Vortrag von Rudolf Bahro in Erscheinung tritt. Die Person Bahro und seine politische Rolle in der DDR der siebziger Jahre schienen dem Erzähler nicht wirklich geläufig. Er erinnert sich zwar vage an Bahros unliebsamen Status als Kritiker und Dissidenten des SED-Regimes, verfügt allerdings über kein tiefgründiges Kontextwissen. Insofern entsteht

auch keinerlei Verwunderung darüber, dass Bahro, als ehemals Verfolgter der SED, ausgerechnet die PDS als Veranstalter seines Vortrags in Anspruch nimmt. Ungeachtet der Person Bahro schien für Georg auch nur reizvoll, dass jemand einen theoretischen Hintergrund und ein Konzept liefert, die er mit seinem eigenen Handlungsschema zusammenbringen konnte. Als Georg dann den Vortrag in D.-Stadt hört, scheint es so, als ob ihm der rhetorisch gewandte Referent 'aus der Seele' spricht („und das hab ich mir angehört und der hat die Zusammenhänge so einfach und klar gebracht dass mir klar wurde genau das isses“). Anscheinend berührte Georg vor allem die Einfachheit und Verständlichkeit, mit der Bahro vermutlich den Zusammenhang zwischen seiner fundamentalen Kritik an der Wachstums- und Industriegesellschaft und dem Sinn einer landkommunitären (Gegen)- Bewegung herzustellen versucht hat. Seinen Beobachtungen nach fand der Vortrag Bahros auch bei vielen Zuhörern Anklang. Besonders wichtig scheint aber, dass Bahro seine Ausführungen nicht nur theoretisch darlegt, sondern dem Publikum ein konkretes Angebot unterbreitet. Er lädt alle interessierten Personen zu einem Symposium der Landkommunenbewegung nach K.-Stadt ein und eröffnet somit die Möglichkeit, diese soziale Welt und ihre Praxis näher kennen zu lernen.

Nachdem auch in größtenteils linksgerichteten Medien dieses Treffen angekündigt ist („Junge Welt“, „Neues Deutschland“), steht der Beschluss in Georgs Gruppe fest, an dem Treffen der Bewegung teilzunehmen. Die peers versprechen sich davon vor allem, an weitere Informationen heranzukommen und erste soziale Kontakte mit Akteuren der Bewegung zu knüpfen. Man will sich „Handwerkszeug“ bei jenen erfahrenen Personen und Gruppen holen, die bereits in ähnlicher Weise Ideen und Vorstellungen umgesetzt haben. Insgeheim spielt die Gruppe auch mit dem Gedanken, neue Akteure für das eigene Vorhaben zu gewinnen oder zumindest neugierig zu machen. So reist dann auch fast die ganze Gruppe um Georg zu diesem Treffen nach K.-Stadt, wobei schnell klar zu sein scheint, dass es sich aufgrund des offiziellen Charakters und der hohen Teilnehmerzahl tatsächlich um eine soziale Bewegung handelt („und ja erstaunt warn wir dann als wir dort ankamen wir ham dort ne Delegation hingedor warn fast alle da von unserer kleinen B.-Stadt-ner Truppe die wir grade hier nach einem Hof suchten, eh (..) warn erstaunt wie viele Menschen dort zusammenkamen, (..) später hab ich dann gehört es warn wohl vierhundert Menschen“).

### **Segment 23 (Seite 11/34-49)**

und da begegnete uns sehr Wertvolles aber och sehr Zweifelhaftes so da warn so abgefrackte Typen da ne so, so ne ne Aussteigermentalitäten (2) so Zerlumppte würd ich fast sagen ne, (lacht) /I.: (lacht)/ na mit denen hatte ich nichts am Hut ne (..) ich war n normaler Bürger konnte mich normal kleiden mich gut artikulieren und, eh (..) ich wollte (2)

tja ich wollte mich nicht nach hinten bewegen das hatt ich nicht vor, ehm (..) und auf der anderen Seite aber sehr gute kluge Ideen und Zusammenhänge, und das empfand ich als sehr wertvoll eh da ich mich als politischen Menschen eingestuft habe, ich wollte nicht aussteigen (..) sondern das dort ein politischer Zusammenhang mir aufgebaut wurde, (..) also ich hab dann begriffen der Rudolf Bahro hat in seiner Art meine Sehnsucht politikfähig gemacht ja, (..) das was ich wollte ähh das hatte der schon lange so och schon mit Biedenkopf diskutiert ne, (..) wir müssen das was im innersten des Menschen steckt umsetzen (..) er muss von sich aus frei entscheiden er muss demokratisch sein eigenes Leben in die Hand nehmen, und die Chance is gut in Ostdeutschland, (..) es sind viele Menschen da, es is viel Brachland da, (..) los lasst uns da was verwirklichen ne (..) und da hab ich aufgehört ne

(23) Der Darstellung in diesem Segment zufolge erkunden Georg und die peers die soziale Welt der Landkommunenbewegung. Während des Treffens sind Georgs Beobachtungen des bislang ihm noch unbekanntes alternativen Milieus mit zwiespältigen Gefühlen verbunden. In seiner Wahrnehmung bestehen sowohl Momente der Nähe als auch Eindrücke von Fremdheit und Misstrauen, wobei diese Ambivalenz an der sozialen Kategorisierung von zwei Personengruppen aufgehängt wird. So scheint das Alternativmilieu vor Ort einmal aus 'Freaks' zu bestehen, die über die äußere Symbolik ihrer abgerissenen Kleidung, wie protestierende „Aussteiger“ anmuten. In überzeugter Berufung auf die soziale Kategorie des „normalen Bürgers“, der sich gewöhnlich zu kleiden und zu artikulieren versteht, nimmt Georg zu diesem Adressatenkreis und ihrem Habitus eine klar distanzierte Haltung ein. Sich einer solchen Personengruppe zugehörig zu fühlen oder anzuschließen, assoziiert er vor allem mit einer regressiven Abstufung seiner persönlichen Entwicklungsgeschichte („na mit denen hatte ich nichts am Hut ne [...] ich wollte (2) tja ich wollte mich nicht nach hinten bewegen das hatt ich nicht vor“). Aufgefordert hingegen fühlt sich Georg von einer vornehmlich intellektuellen Personengruppe, die mit „sehr guten klugen Ideen und Zusammenhängen“ in Szene tritt. Sie ist seiner Ansicht nach diejenige Gruppe, die die Anliegen und Ziele der Landkommunenbewegung ernsthaft und konstruktiv diskutiert. Es sind hier vor allem solche für „sehr wertvoll“ erachteten Orientierungen der Landkommunenbewegung, die Georg in seiner Selbsteinschätzung als „politischen Menschen“ berühren. Georg scheint dabei kognitiv schnell zu erfassen, dass es der Bewegung von der theoretischen Seite her nicht um einen 'Ausstieg' aus der Gesellschaft geht, sondern dass sie eine politische und soziale 'alternative' Vorstellung von Gesellschaft zu begründen versucht.

Vor diesem Hintergrund kommt es auch zu einer zweiten Begegnung mit Bahro, dessen Einfluss auf Georg hier jetzt erst richtig deutlich wird. Denn die Begründung eines „politischen Zusammenhangs“, wie ihn die Landkommunenbewegung für sich in Anspruch nimmt, geht maßgeblich vom Gesellschaftskritiker Bahro aus. Er ist der zentrale Repräsentant der sozialen Bewegung, der durch sein charismatisches Auftreten und in der Vermittlung seiner Lehren wie-

der einen eindeutigen Sinn- und Orientierungshorizont zur Verfügung stellt. Bahro ist es, der jene theoretischen Sinnquellen und Orientierungen an einer Vorstellung von solidarischer Gemeinschaft und kollektiver Identität liefert, die Georg mit dem Zusammenbruch der DDR verloren gegangen sind und die für seine biographische Identität so enorm bedeutsam waren. Seine politischen Motive erfahren eine fast verloren geglaubte Anerkennung und Wertschätzung. Mehr noch werden vertraute Sinnorientierungen wieder wachgerufen und in eine neue Dynamik versetzt („also ich hab dann begriffen der Rudolf Bahro hat in seiner Art meine Sehnsucht politikfähig gemacht ja“).<sup>44</sup> Der mit dem alternativen Entwurf vom Hofkauf und Rückzug (während der Sprachenausbildung) eingeleitete biographische Wandlungsprozess wird vor allem durch die theoretischen Lehren Bahros innerlich mit Ideen- und Sinngehalten angefüllt. Nachdem der gesellschaftliche Umbruch und die fehlgeschlagene Eingliederung in die Bundeswehr für Georg mit einem gewissen Orientierungsvakuum verbunden waren, wird der biographische Entwurf durch den Anschluss an die Landkommunenbewegung nun in einen politischen Sinnzusammenhang eingefasst. Der Kontakt mit der Landkommunenbewegung begünstigt also die weitere Konkretisierung seines eigenen biographischen Entwurfs.

Der Aufbruchstimmung kommt entgegen, dass die Landkommunenbewegung durch den Kontakt mit einzelnen politischen Parteien einen gewissen Grad an Öffentlichkeit erlangt. Der Erzähler weist hier im Besonderen auf den politischen Austausch Bahros mit dem sächsischen Ministerpräsidenten Biedenkopf (CDU) hin („das was ich wollte ähh das hatte der [Bahro; d. Verf.] schon lange so och schon mit Biedenkopf diskutiert ne“). Aus der von ihm nur flüchtig zusammengefassten Wiedergabe der von Bahro gehaltenen Rede, wird dessen Position deutlich, dass die in den neuen Bundesländern anhaltende wirtschaftliche Strukturkrise, den Vorhaben der Landkommunenbewegung bisweilen entgegenkommt. Gerade in den strukturschwachen und von Arbeitslosigkeit geprägten Regionen Ostdeutschlands schien Bahro Möglichkeiten und Perspektiven für den Aufbau von kommunitären Gemeinschaften zu erkennen. Zum einen waren landwirtschaftliche Höfe und Nutzflächen zu günstigen Konditionen zu erwerben. Zum anderen bestanden auch nicht unbegründete Hoffnungen, die Menschen in den betroffenen Gebieten in die Praxis der Landkommunenbewegung integrieren zu können und so dörfliche Strukturen und nachbarschaftliche Beziehungen wieder zu beleben. Diese prakti-

---

<sup>44</sup> Nachdem Bahros Manuskript „Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus“, in dem der überzeugte Marxist das sozialistische Herrschaftssystem der DDR ausforschte und mit seiner Systemkritik die Fundamente der SED-Partei erschütterte, in die Bundesrepublik geschleust wurde und Auszüge seines Buches im SPIEGEL vorab gedruckt wurden, verhaftete ihn die Staatssicherheit am 23.08.1977 des Verdachts wegen „Nachrichtendienstlicher Tätigkeit“. Am 30.06.1978 wurde Bahro zu acht Jahren Freiheitsentzug in Bautzen verurteilt. Eine Welle weltweiter Solidaritätsbekundungen bewirkte am 17. Oktober 1979 Bahros Abschiebung in die Bundesrepublik und die Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR. In gewisser Weise scheint es vor diesem Hintergrund schon eigentümlich, dass Georg mit dem Anschluss an die Landkommunenbewegung die sozialistischen Sinnressourcen ausgerechnet bei einer derjenigen Persönlichkeiten wieder findet, die vom DDR-Regime verfolgt wurde.

schen Punkte hat Bahro vermutlich in seine Argumentation einfließen lassen. Zumindest integriert der Erzähler sie hier in die wörtliche Rede, deren Einblendung die Funktion trägt, seine Nähe zu Bahros Argumentationskontext aufzuzeigen: „wir müssen das was im innersten des Menschen steckt umsetzen (...) er muss von sich aus frei entscheiden er muss demokratisch sein eigenes Leben in die Hand nehmen, und die Chance is gut in Ostdeutschland, (...) es sind viele Menschen da, es is viel Brachland da, (...) los lasst uns da was verwirklichen ne“. Wie im Transkript zu erkennen ist, liefert Bahro nicht nur einen theoretischen und politischen Sinnzusammenhang, der die Existenz und Bedeutung der Landkommunenbewegung rechtfertigt. Seiner Ansprache folgt auch der Appell an die Adressaten, die Vorhaben und Ziele der Bewegung nun praktisch 'in die Hand' zu nehmen. Es ist insbesondere diese Aufforderung Bahros nach Umsetzung, die Georgs Interesse an der Landkommunenbewegung weckt und wodurch das Treffen einen richtungsweisenden Charakter bekommt („los lasst uns da was verwirklichen ne (...) und da hab ich aufgehorcht ne“).

An einer späteren Stelle im Interview geht der Erzähler noch einmal auf einzelne politische Anliegen der Landkommunenbewegung ein. Als ich Georg danach fragte, ob seine damalige Entscheidung für das Gemeinschaftsprojekt Z. auch eine Entscheidung gewesen sei, die für ihn ganz persönlich mit einem politischen Hintergrund verbunden war, bezieht er sich zunächst zwar wiederum auf den Theoretiker Bahro, versucht aber ebenso die Anteile seiner Motivation für ein solches Gemeinschaftsprojekt, die politischen Charakter tragen, herauszustellen:

NF 12, 24/32-46

G.: Klar ich hatt es ja vorhin schon mal angedeutet, (...) dass als ich so Rudolf Bahro hörte und las, ich gemerkt habe das der so wie hab ichs gesagt so meine Sehnsucht politikfähig gemacht hatte, (...) das war ja mein Widerspruch so als wir den Hof suchten, ich wollte weg von dem was mich störte persönlich, (...) dieser komische Umgang mit Offizieren, in einem militanten System (...) äh einer Armee zu dienen (...) ich wollte etwas Vernünftiges wieder tun auf der eine Seite, (...) aber es sollte och irgendwie meine politische Seite bedienen, und als ich Bahro hörte mit diesen kleineren kommunitären Zusammenhängen, die sich selbst versorgen die sich, selbst bestimmen wo eh (...) naja demokratische Zusammenhänge gestaltet werden, wo jeder beteiligt ist wo Männer Frauen und Kinder betrachtet werden, (...) die sich ihre eigene Kultur aufbauen so wie sie es grad brauchen, (...) also da merkt ich das dass das dort der Schlüssel ist ja, (...) also da is mir klar geworden, die DDR hat einfach vergessen etwas zu integrieren nämlich, die innersten Sehnsüchte des menschlichen Individuums, (...)“

Man erfährt hier, dass Georg Bahro nicht nur bei den Vorträgen und Veranstaltungen der Landkommunenbewegung begegnet ist. Ausgelöst durch diese Treffen, beschäftigt er sich auch mit der Lektüre, den theoretischen und politischen Sinngehalten der sozialen Bewegung,

wie sie Bahro in seinen Veröffentlichungen herauszustellen versucht hat. Beide Zugänge, einmal das Hospitieren und Erleben der Person Bahro, ein anderes Mal die eigenen Leseerfahrungen, gewissermaßen das Selbststudium, um dessen Denken und Argumentation auf den Grund zu gehen, führen im Resultat zu einer augenöffnenden Erkenntnis. In ähnlicher Weise, wie der Erzähler diese Erkenntnis am Abschluss des letzten Segments präsentierte, steht sie hier als Ergebnissicherung am Anfang. Die Erkenntnis ist davon getragen, dass der von Bahro aufgespannte kommunale Sinnzusammenhang soziale und politische Ideale und Wertevorstellungen integriert. Die Idee der Verknüpfung von Arbeiten und Leben, wie es Bahro in kleinen, an Subsistenzwirtschaft orientierten kommunalen Gruppen realisieren will, bietet ein soziales Praxisfeld, das sich selbst als ein politisch wirksames und nachhaltiges Kulturmodell begreift. In der Folge versucht der Sprecher zu verdeutlichen, was er genauer damit meint, Bahro hätte ihm 'aus der Seele' gesprochen und seine „Sehnsucht politikfähig gemacht“. Um dies zu veranschaulichen, wird das Kommunikationsschema der Argumentation im Erzähltext dominant. Der Erzähler greift auf die damalige Zeit und sein Erleben zurück, wonach er zwar seinen Ausstieg aus der Bundeswehr schon beschlossen und mit seinem Offiziersfreund H. den neuen biographischen Entwurf vom gemeinsamen Hofkauf und der Landwirtschaft gedanklich durchgespielt hat. Auch wird noch einmal auf die von den peers initialisierte Hofsuche während des Urlaubs hingewiesen (vgl. Segmente 19 bis 21). Dieser Plan besteht für Georg darin, wie er im Kommentarteil meint, „[wieder] etwas Vernünftiges [zu] tun auf der eine Seite“. Als Kontrastfolie zu diesem 'vernünftigen' Neuen dient vor allem der zuvor erfolgte Einschub vom „komischen Umgang mit Offizieren, in einem militanten System (...) äh einer Armee zu dienen“, wobei sich hier nicht vollständig erschließt, welchem „militanten“ gesellschaftlichen System“ gegenüber der Erzähler seine Abneigung zum Ausdruck bringen möchte. Dagegen wird seine heutige institutionskritische Haltung sehr deutlich. Über den Kommentarteil („[wieder] etwas Vernünftiges [zu] tun auf der eine Seite“) hinaus wird nun andererseits deutlich, dass ihm offenbar ein übergeordneter, größerer Zusammenhang bis dahin noch fehlte, nämlich die Einbettung seines eigenen Handlungsschemas in einen weltanschaulichen Kontext. Eben jene sinnhafte weltanschauliche Einordnung, sozusagen die „Politikfähigkeit“ des eigenen biographischen Handlungsschemas, bietet sich durch Bahros theoretisches Verständnis von der sozialen Bewegung, woraufhin das Handlungsschema nicht mehr nur auf den bloßen Rückzug auf ein inselhaftes Dasein beschränkt bleibt, sondern für ihn eine politische Relevanz bekommt. Im Kontext der politischen Relevanz des biographischen Handlungsschemas bringt der Erzähler dann auch entsprechende Sinnelemente der Landkommunenbewegung ins Spiel. In einer Art Telegrammstil, d.h. ohne auf diese weiter differenziert

einzu gehen, zählt er auf: kleine kommunitäre Zusammenhänge, Selbstversorgung und Selbstbestimmung, basisdemokratisches Verständnis, Gleichberechtigung der beteiligten Personen, Aufbau einer eigenen Kultur. Es sind diese, in den kryptischen Überschriften enthaltenen Sinnelemente der Bewegung, in denen Georg ein politisches Potenzial verspürt und die er mit seinen Zukunftsvorstellungen vom eigenen landkommunitären Projekt in Beziehung bringt. Insofern ist in der abschließenden Ergebnissicherung symbolisch von einem wegbahnenden „Schlüssel“ die Rede. Die Aufnahme jener Sinnelemente scheint nicht nur die eigenen Aktivitäten zur Umsetzung des biographischen Handlungsschemas befördert, sondern ebenso den theoretischen Zugang zum Sinnhorizont der Landkommunenbewegung eröffnet zu haben.

### Segment 24 (Seite 11/49-12/9)

tatsächlich war ja dann der Kroll-Schlüter [Staatssekretär im sächsischen Ministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Forsten; d. Verf.] mit an diesem Ort da, hatte ne Mappe unterm Arm mit irgend nem Hof, (holt tief Luft) ehm (..) dann ham wir das ja n Stück verfolgt dieser Ökodorf e.V., wir hatten viele Adressen dann eingepackt und hatte Kontakt zum Ökodorf e.V. (..) wir wussten dann die ham diese Mappe überreicht bekommen und da hatten wir dann bei den angeklingelt macht ihr das nu und wo is n das und so und Z.-Dorf (..) na mensch is doch bei uns im Landkreis (..) wir warn sogar mit unserem Fahrrad hier über den Hof gefahren ach viel zu groß das is ham gesehn steht leer aber das kam für uns ja nun gar nicht in Frage ne, und (räuspern) die sachten dann das is schwierig für die und, das kriegen sie nicht so richtig hin (..)

(24) Man erfährt nun, dass Georg und die peers im Rahmen des Treffens auch den Anschluss an die in der sozialen Welt bestehenden Kontakte und Informationen bekommen. Mit der Person Kroll-Schlüter ist ein politischer Schlüsselakteur anwesend, der vor Ort anscheinend mit einem konkreten Angebot an die Landkommunenbewegung herantritt („hatte ne Mappe unterm Arm mit irgend nem Hof“). Deutlich wird auch, dass es in der sozialen Welt eine bestimmte Gruppe von Akteuren gibt, die bereits einen rechtskräftigen Verein gegründet haben (den Ökodorf e.V.) und für die dieses Angebot in Aussicht steht („wir wussten dann die ham diese Mappe überreicht bekommen“). Wie und über welche Kontakte oder Kontaktpersonen dieses Angebot zustande kam, erschließt sich nicht vollständig. Klar ist aber, dass Georg und seine Gruppe auch nach dem Treffen der Landkommunenbewegung in K.-Stadt, die dort geknüpften Kontakte zur Szene und dem Ökodorfverein aufrechterhalten. Mit dem Anschluss an das Netzwerk erhoffen sie sich freilich, an die neuesten Informationen zu gelangen und die bislang angeschobenen Entwicklungen weiter im Auge zu behalten („dann ham wir das ja n Stück verfolgt dieser Ökodorf e.V., wir hatten viele Adressen dann eingepackt und hatte Kontakt zum Ökodorf e.V.“). So geschieht es dann auch, dass Georg und die peers per Nachfrage

vom Ökodorfverein erfahren, um welchen spezifischen Hof es sich bei dem vom staatlichen Abgesandten formulierten Angebot handelt („da hatten wir dann bei den angeklungelt macht ihr das nu und wo is n das und so und Z.-Dorf“). Der Zufall will es, dass Georg und seine Freunde dieses leer stehende Anwesen in Z.-Dorf während ihres Fahrradurlaubs bereits schon einmal inspiziert, es aber aufgrund seiner Größe nicht weiter in Betracht gezogen haben. Die Frage, ob der Ökodorfverein dieses Angebot annimmt, ist zu diesem Zeitpunkt nicht geklärt. Es scheint hingegen in der Gruppe um den Ökodorfverein noch gewisse Unklarheiten oder Komplikationen zu geben, die einer Realisierung des Projekts im Wege stehen. Was genau diese Schwierigkeiten im Ökodorfverein ausmachen, bleibt jedoch undurchsichtig.

### Segment 25 (Seite 12/9-19)

dann kam die Einladung, eh von dem Institut für Sozialökologie an die Adressen die sich hinterlassen hatten in K.-Stadt zu einem Workshop im Sauerland hier irgendwo Y.-Stadt, dort könnte man sich n bisschen Rüstzeug holen

I.: Das war doch die Kommune war auch Bahro-?

G.: Wo Bahro selbst lebt lange Zeit lebte und die hatten da organisiert, ähm (..) wie mache ich Kommune (..) wie gehe ich so was an, (..) Rechtsformen, eh juristische Formen Herangehensweisen (..) Fördermittel und so was, das war uns wichtig zu hörn (..) ne also ham da die C. als Delegation hingeschickt (..) der H. und ich wir hatten ja leider in der Woche Dienst Englischausbildung am Wochenende sind wir hinterhergerast, und ehm ja (..)

(25) Der Erzähler erwähnt hier eine weitere Begegnung im Umfeld der Landkommunenbewegung. Dieses Treffen wird vom Institut für Sozialökologie der Berliner Humboldt-Universität, an der Bahro einen Lehrstuhl innehat, organisiert. So wie der Erzähler es schildert, scheint sich das Institut als organisatorische Schaltzentrale der sozialen Bewegung zu verstehen. Bahro und die Mitarbeiter seines Instituts hatten nicht nur das erste Treffen der Landkommunenbewegung in Ostdeutschland initiiert. Sie sind es auch, die den Adressatenkreis wiederholt einladen, dieses Mal zu einem Workshop im westdeutschen Sauerland. Der Workshop in Y.-Stadt, einer Gemeinschaft, in der Bahro selbst zeitweise lebte, ist inhaltlich fest umrissen. Hier geht es nicht mehr um abstrakte Vorträge oder Theorien, sondern um einen konkreten Austausch über Fragen der Organisation, des Aufbaus und der Gestaltung einer Gemeinschaft. Im Vordergrund steht die Erörterung und Bearbeitung eines Themenkatalogs, wie man an das soziale Gebilde einer Gemeinschaft im Allgemeinen und im Besonderen herangehen kann. Die Akteure der Kommune in Hd.-Stadt sind im Rahmen dieses Workshops dahingehend angehalten, das elementare 'harte Wissen' zu vermitteln und ihre eigenen praktischen Erfahrungen und Problemfelder im Gemeinschaftsleben aufzuzeigen. Interessierte oder entstehende

Gruppen und Personen sollen so einen tieferen Einblick in die verschiedenen Möglichkeiten der Gemeinschaftsgründung und -gestaltung erhalten. Und tatsächlich fehlen der unbedarften ostdeutschen Gruppe um Georg gerade in dieser Hinsicht das Verständnis und die Kompetenzen, wodurch sich ihr Interesse am Workshop erschließt („und so was, das war uns wichtig zu hören“). In diese noch weitgehend unbekanntem Wissens- und Erfahrungsdomänen einzudringen, scheint für den Aufbau des eigenen Hofprojekts unerlässlich. Deshalb wird zunächst die Person C. als Repräsentantin der Gruppe beauftragt, am Workshop teilzunehmen. Da Georg und sein enger Offiziersfreund H. immer noch im Rahmen der Bundeswehr mit der Sprachenausbildung beschäftigt sind, können sie das ihrerseits bestehende Interesse nur an den beiden Wochenendtagen geltend machen. Dass Georg dies dann auch tut und für zwei Tage ins Sauerland fährt, zeigt nur die thematische Relevanz des Workshops, der wertvolle Erkenntnisse für die Realisierung des eigenen biographischen Handlungsschemas verspricht.

### Segment 26 (Seite 12/19-38)

dann ham wir so noch einiges gehört dort hab ich dann Leute gesehn die ich nicht kannte die ich dann aber später kennen lernen sollte, (lacht kurz) am Ende der Woche gab ein gewisser Herr F. eine Liste rum (..) wer hat Lust hat an diesem Z.-Projekt mitzumachen das geht nämlich dort schief das Ökodorf e.V. übernimmt das nicht, (..) aber es hängt jetzt in der Luft es muss jemand einsteigen dort und da hab ich mein Namen mit drunter geschrieben, H. auch C. auch (..) weil wir waren wir kannten den Hof ne und das war bei uns in der Heimat war, für uns klar das wir das vor Ort machen (..) und wenn man das schon kriegt den Hof brauchen wir ihn nicht kaufen, und wenn so viele andere mutige tolle Leute mitmachen (..) wollten dann kriegen wir das gemeinsam schon irgendwie hin tja, mhm (..) damals war der D. dabei der T. der heute lange nicht mehr dabei ist ein gewisser F.B. der lag da immer außen mit rum und hatte so n Mikrofon immer mit reingelegt, und wer war n noch mit dabei andre Leute die ich nicht kannte, da warn och merkwürdige Themen so über Spi-ri-tu-ali-tät hä was is n des, (lacht auf) /I.: (lacht) Mhm/ oder freie Liebe mhm mhm so n Pippifax wir wollen was Neues machen so ne (lacht) wir wollen ne neue Kultur aufbauen naja, (..) da wurde viel getanzt gesungen und so Dinge die mir eigentlich fremd waren ne (..) also ich war so n starrer verknöcheter ich wollte was in die Hand nehmen wollte was aufbauen ne, und die wollten die ganze Zeit mit sich selbst so rumtanzen und, naja dacht ich es gehört ja auch dazu freilich man muss och feiern können ne, (lacht) /I.: (lacht) Mhm/ (2)

(26) Der Erzähler beschreibt nun seine Erfahrungen während dieser zwei Workshoptage in Y.-Stadt. Allerdings stellt er keinen detaillierten Bezug mehr zu seinen Erwartungen her, die er sich mit der Aneignung von juristischem und organisatorischem „Rüstzeug“ versprochen hatte. Vielmehr werden neue Kontakte und Kontaktpersonen in die Erzählerdarstellung eingeflochten („dort hab ich dann Leute gesehn die ich nicht kannte die ich dann aber später ken-

nen lernen sollte“).<sup>45</sup> Der Erzähler zeigt auf, dass das Netzwerk der Landkommunenbewegung dann tatsächlich zu greifen beginnt. Denn die Workshopteilnehmer vor Ort bekommen die entscheidenden Informationen über den Stand zu dem von Staatssekretär Kroll-Schlüter in Aussicht gestellten Hof in Z.-Dorf. Über den Schlüsselakteur Herr F. wird bekannt, dass der Ökodorfverein nicht zu einer Einigung finden konnte, die beteiligten Personen von dem Vorhaben abspringen und das Projekt gegenwärtig „in der Luft“ hängt. Und damit das von Kroll-Schlüter einmal unterbreitete Angebot nicht wieder hinfällig wird, wirbt Herr F. nun sehr direkt für neue Interessenten. Einen entscheidenden Augenblick markiert der Erzähler dann mit seiner Unterschrift in jener Liste, die den Interessentenkreis für das Projekt in Z.-Dorf festlegen soll („und da hab ich mein Namen mit drunter geschoben“). Die Freunde H. und C. ziehen ihre Bereitschaftsbekundungen nach, weil auch sie erkennen, dass die ganze Angelegenheit einige Vorteile verspricht. Für die Peers, die ihre Gemeinschaftsidee ohnehin in der heimlichen Region vorsahen und genau wissen, um welchen Hof es sich in Z.-Dorf handelt, übt diese Beteiligungsmöglichkeit eine Signalwirkung aus. Ohne zu zögern zeigen sie sich bereit, diesen konkreten Handlungszusammenhang mitgestalten zu wollen („für uns klar das wir das vor Ort machen (...) und wenn man das schon kriegt den Hof brauchen wir ihn nicht kaufen, und wenn so viele andere mutige tolle Leute mitmachen (...) wollten dann kriegen wir das gemeinsam schon irgendwie hin tja, mhm“).

Nachdem der Erzähler in einem zweiten Teil des Segments einzelne zu diesem Interessentenkreis zählende Personen erwähnt, stellt er einige Inhalte der Auseinandersetzungen vor Ort heraus. Dass Georg in der Innenwelt der Landkommunenbewegung auch mit Themen wie Spiritualität und den Umgang mit Partnerschaft und Sexualität konfrontiert wird, überrascht und befremdet ihn nicht nur. Georg kann mit diesen Themen nicht all zu viel anfangen, zumal er sie für die Landkommunenbewegung, wie er sie mit seinen eigenen Vorstellungen verbindet, überflüssig hält. Vorwiegend von den ideellen und politischen Orientierungen geleitet, erfährt Georg zwar, dass die soziale Bewegung noch weitere Sinnelemente in ihre Theorie und Praxis einschließt. Doch fällt es ihm ungemein schwer, diese für ihn eher seltsamen und sentimentalen Sinnelemente in jenen übergeordneten intellektuellen politischen Sinnzusammenhang von Gemeinschaft zu integrieren („da warn och merkwürdige Themen so über Spi-ri-tu-ali-tät hä was is n des, (lacht auf) /I.: (lacht) Mhm/ oder freie Liebe mhm mhm so n Pipifax wir wollen was Neues machen so ne (lacht) wir wollen ne neue Kultur aufbauen naja“). Dazu kommt, dass Georg nicht über entsprechende biographische Voraussetzungen verfügt,

<sup>45</sup> Alle in diesem Erzählsegment namentlich erwähnten Personen, außer die Person T., sind dem Interviewer aus seinen Forschungsaufenthalten bekannt. Weil auch der Erzähler davon ausgehen konnte, scheint die namentliche Aufzählung der entsprechenden Akteure hier quasi selbstverständlich zu erfolgen.

solchen Themen und Aktivitäten gegenüber aufgeschlossen zu sein. Weder gehörten „Spiritualität“ oder „freie Liebe“, noch gemeinsame ausgelassene Singe- und Tanzabende zu Erfahrungsbereichen, die Georg in irgendeiner Weise jemals betreten hatte. Insofern betrachtet er das Geschehen am Rande des Workshops mit einer gewissen Skepsis. Vielleicht dürften Georg die atmosphärischen Eindrücke auch etwas wirklichkeitsfremd vorgekommen sein. Zumindest ergibt sich aus dem Vergleich seiner Beobachtungen der freizügigen Akteure und seiner fast autistischen Selbstwahrnehmung und dem Bild von sich selbst als „starre verknöcherte Persönlichkeit“, eine mehr oder weniger nur bedingte Akzeptanz dieses Treibens. Gefühle der Fremdheit und Verlegenheit überwiegen, weil sich der Workshop von seinem ursprünglichen thematischen Kern entfernt und andere, für Georg relativ fremde Sinne und Ebenen der Verständigung angesprochen werden. Georg scheint zusehends darauf ausgerichtet, seinen persönlichen Tatendrang endlich geltend zu machen und das eigene Landkommunenprojekt aufzubauen („da wurde viel getanzt gesungen und so Dinge die mir eigentlich fremd waren ne (...) also ich war so n starrer verknöchertes ich wollte was in die Hand nehmen wollte was aufbauen ne, und die wollten die ganze Zeit mit sich selbst so rumtanzen und, naja dacht ich es gehört ja auch dazu freilich man muss och feiern können ne“).

### **Segment 27 (Seite 12/38-13/1)**

und wir trafen uns dann im Anschluss an diese eine Woche in D.-Stadt öfter, (...) so formierte sich dann ein Kreis die dann in Kontakt blieben die sich immer wieder trafen mal in K.-Stadt weil da der D. lebte damals in seinem Wohnwagen dort, und mal in D.-Stadt weil da war so n soziales Projekt die stellten uns ihre Räumlichkeiten immer zur Verfügung, (...) und so manifestierte sich langsam ne Truppe wo man sagte ja die sind ganz in Ordnung (...) wir habn einen eigenen Verein gegründet, wir warn zum Anfang 50-60 Mitglieder sogar, (...) ein Kern traf sich immer wieder und immer wieder viele Leute die dazu kamen und wieder weggingen, und immer wieder die selben die man sah langsam schöpfte man Vertrauen und, alles wartete kriegen wir nun den Hof wie machen wie n das jetzt wir gingen zum Landwirtschaftsministerium wir haben mit dem Ökodorfverein die Übergabe besprochen ham uns dann gemeinsam getroffen zu dritt, Ökodorfverein unser Verein und das Ministerium für Landwirtschaft ham ne Übergabe mit Stempel vollzogen, (...)

(27) Im Folgenden werden die ersten Bedingungen geschildert, die für das Zustandekommen des kommunitären Hofprojekts zentral sind. Zunächst wird deutlich, dass sich die per Liste erfassten Interessenten im Anschluss an den Workshop im Sauerland weiter regelmäßig treffen. Infolge dessen, dass die Adressenliste scheinbar beliebig inmitten verschiedener Personenkreise kursiert, ergibt sich schließlich eine eher zufällige Konstellation der Gruppe, die an den beiden wechselnden Orten D.-Stadt und K.-Stadt zusammen kommt („und so manifestier-

te sich langsam ne Truppe wo man sagte ja die sind ganz in Ordnung“). In D.-Stadt trifft man sich, weil hier entsprechende Räumlichkeiten zur Verfügung stehen. Nach K.-Stadt reisen die Akteure, weil dort eine zentrale Kontaktperson (die Person D.) lebt, die hinsichtlich des Vorhabens besonders engagiert in Erscheinung tritt. D. ist es auch gewesen, der beim Workshop die Adressenliste herum gereicht hat.<sup>46</sup> Die Treffen der Gruppe dienen vor allem den Vorbereitungen und Planungen des Hofprojekts, woraus dann eine Vereinsgründung hervorgeht. Ferner versprechen die Zusammenkünfte, einander besser kennen zu lernen und miteinander vertraut zu werden. Obgleich zu diesem Zeitpunkt noch viele Ungewissheiten vorherrschen, scheint die Vereinsgründung eine notwendige Voraussetzung gewesen zu sein, um in spätere Verhandlungen treten zu können. Man weiß vermutlich hinter vor gehaltener Hand oder im Zuge mündlicher Absprachen, dass nur in Gegenwart eines eigenen Vereins die Möglichkeit bestünde, das dem Ökodorfverein unterbreitete Angebot zu übernehmen. Nachdem die Anzahl der Personen zu Beginn mit bis zu 60 Vereinsmitgliedern noch relativ hoch liegt, manche Akteure kontinuierlich anwesend sind, andere aber wiederum fernbleiben oder nur unregelmäßig an den Verabredungen teilnehmen, kristallisiert sich bald ein kleinerer fester Stamm an potenziellen Mitgliedern. Sie sind auch diejenigen, die scheinbar die weitere gemeinsame strategische Marschrichtung gen Zukunft abstecken („ein Kern traf sich immer wieder und immer wieder viele Leute die dazu kamen und wieder weggingen, und immer wieder die selben die man sah langsam schöpfte man Vertrauen und, alles wartete kriegen wir nun den Hof wie machen wie n das jetzt“). Die Gründe für die hohe Fluktuation in der Vereinsgruppe sind hingegen nicht ersichtlich.

Die Frage um das Hofprojekt, welches in Zusammenarbeit mit dem Ministerium ausgehandelt wurde, entwickelt sich allmählich zu einem Drahtseilakt. Denn dadurch, dass die Beteiligung des Anwärters Ökodorfverein ausgeschlossen ist und zu diesem Zeitpunkt kein amtlicher Interessentenkreis zu existieren schien, droht möglicherweise das ganze Vorhaben zu scheitern. Von daher versucht die Gruppe um Georg durch eigene Handlungsinitiativen, die ungeklärte und verzwickte Situation aufzulösen. Zunächst wird die Übernahme des Angebots für das Hofprojekt in Z.-Dorf mit den eigentlich vorgesehenen Akteuren des Ökodorfvereins besprochen und vorbereitet. Vermutlich werden vereinzelt auch Kontakte des Netzwerks mobilisiert, denn wenig später kommt es zu einem wichtigen Treffen zwischen Akteuren der beiden Vereine und Vertretern des Landwirtschaftsministeriums. Im Einvernehmen mit dem Ministerium wird die Übergabe des Hofprojekts dann schriftlich festgehalten.

---

<sup>46</sup> Der Erzähler verwendete in den zurückliegenden Darstellungsaktivitäten anstelle des Namens D. dessen Hinternamen (Herr F.). Beide Synonyme entsprechen ein und derselben Person, die fortlaufend nur noch als D bezeichnet wird. Die Benutzung des Hinternamens passierte aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Grund, weil der Sprecher wusste, dass auch der Interviewer den Vor- und Zunamen D.'s kennt, was so auch der Fall gewesen ist.

**Segment 28 (Seite 13/2-20)**

tja und dann war noch die Auflage ne Gemeinderatsversammlung mitzumachen, da ham wir uns vorgestellt inzwischen waren wir ne Truppe von 15 Leuten so, /I.: Mhm/ andere sind dann wieder weggegangen (...) abgespalten, (...) die uns vorwarfen wir hatten nichts mit Kindern am Hut (...) und so, es war wirklich komisch die die machen wollten waren mehr so Singles und wenig Kinder und die nicht machen wollten also die dann so zurücktraten das war so mit vielen Kindern und so, die hatten so viel mit Pädagogik und Sozialem am Hut und naja und-

I.: Ihr hattet mehr so mit Wirtschaftlichkeit und politisch-?

G.: Ja genau und strukturieren und Rahmenbedingungen schaffen (...) D. war damals von Anfang an och sehr eh dominant um klarzustellen nach welchen Regeln kommen wir zusammen ne, (...) was wollen wir da machen welche Regeln geben wir und wie betrachten wir uns selbst untereinander was wolln wir miteinander machen, (holt tief Luft) was ich och sehr wichtig und richtig empfand, (...) die anderen die empfanden dann den D. als sehr machtdominant, warfen ihm das vor dass er das Zeppter irgendwie in die Hand holt und zogen sich dann aber zurück eben aus besagten Gründen und weil D. so dominant erschien, (...) ich hatte das nicht so in Erinnerung so also, der D. ließ immer durchblicken das es ihm warmherzig und gut darum ging von Anfang an gute Strukturen zu finden ne, (...) und das fand ich gut das D. heute noch an dem Punkt steht verwundert mich immer noch ja also, ähm damals war er aber goldwichtig (...)

(28) Der Erzähler erläutert kurz, dass die vonseiten des landwirtschaftlichen Ministeriums beglaubigte Übergabe des Hofprojekts, mit einer weiteren Bedingung einhergeht. Von der ca. fünfzehn Personen umfassenden Gruppe wird erwartet, dass sie sich der ansässigen Gemeinde in Z.-Dorf vorstellt. Es liegt nah, dass die Gemeinde Z. zwar von der Landesregierung in die Grundrisse des Vorhabens eingeweiht, aber wahrscheinlich nicht mit den Einzelheiten des Projekts konfrontiert wurde. Diesbezüglich scheinen Georg und seine Mitstreiter aufgefordert, die praktischen Ziele und Realisierungsvorstellungen ihres Projekts vor der Gemeinderatssitzung genauer zu veranschaulichen.

Im Verlauf der Konkretisierung des Vorhabens wird dann deutlich, wie sich die Konstellation in der Gruppe erneut verändert. Ausgangspunkt für die fremd ausgelöste Erzähldetailierung ist die leicht suggestive Zwischenbemerkung des Interviewers, die wirtschaftliche und politische Gründe als ein Abgrenzungskriterium der beiden Gruppen unterstellt. Daraufhin versucht der Erzähler anhand der Darstellung eines Reibungspunktes innerhalb der Gruppe die personellen Veränderungen zu plausibilisieren. Man erfährt dahingehend, dass offenbar zwischen einzelnen Mitstreitern ein handfester Konflikt bestand, der schließlich den Rückzug eines Teils von Akteuren bewirkte. Die Kontroverse entzündet sich im Wesentlichen an der Frage nach der Ausrichtung des Hofprojekts. Während eine Fraktion, deren Personen vornehmlich in Familienzusammenhänge eingebunden sind, auf eine pädagogische und soziale

Orientierung des Projekts drängt, insistiert ein anderer Teil von Akteuren stärker auf den Aufbau von wirtschaftlichen Grundlagen und Binnenstrukturen in der Gemeinschaft. Interessant ist dabei, dass diese zweite Gruppierung mehrheitlich aus Einzelpersonen besteht, die sich der Programmatik der Landkommunenbewegung viel stärker aussetzen können, als solche Akteure, die in Familie leben. Von daher versteht sich, dass Georg die notwendigen Verbindlichkeiten und Vertrauensgrundlagen bei der Gemeinschaftsstiftung viel eher bei seinesgleichen Typus 'Single' findet, als bei Personen, die im Familienzusammenhang leben und aus diesem Grund nicht unmittelbar verlässlich scheinen. Aus dem Disput heraus entsteht dann auch ein relativ undifferenziertes Bild von den 'Singles' in der Gruppe, die als die Motoren bei der Umsetzung des Gemeinschaftsprojekts gelten und den 'Familientypen', die auf das Wälzen von sozialen Themen reduziert werden („und so, es war wirklich komisch die die machen wollten waren mehr so Singles und wenig Kinder und die nicht machen wollten also die dann so zurücktraten das war so mit vielen Kindern und so, die hatten so viel mit Pädagogik und Sozialem am Hut und naja und-“).

Um die sozialen Verwerfungen innerhalb der Gruppe noch detaillierter aufzuzeigen, macht der Erzähler den Konflikt an der Person D. fest. D. gehört zu jener Gruppe allein stehender Akteure, die daran interessiert sind, von Beginn an kluge Regeln und Rahmenbedingungen aufzustellen, nach denen das soziale Leben in der Gemeinschaft arrangiert werden soll. In den Augen des Erzählers setzt sich der Akteur D. dafür ein, Klarheit und Transparenz in grundsätzliche Fragen zum Selbstverständnis und gemeinschaftlichen Umgang zu bringen („nach welchen Regeln kommen wir zusammen ne, (...) was wollen wir da machen welche Regeln geben wir und wie betrachten wir uns selbst untereinander was wolln wir miteinander machen“) Der Protagonist D. ist es aber auch, der von der anderen Seite mit Argwohn betrachtet wird. Ihm wird vorgeworfen, in der Gruppe eine hegemoniale Position zu besetzen und das Hofprojekt in eine Richtung zu drängen, die oben besagte Ansichten und Vorstellungen zur Ausrichtung der Gemeinschaft nicht ausreichend berücksichtigt. Weil D. aber in einer für Georg überzeugenden Art und Weise zielstrebig und dabei stets wohlwollend, die Relevanz möglichst guter Voraussetzungen und Vereinbarungen für das Gemeinschaftsprojekt deutlich macht, bezieht er in dieser Auseinandersetzung einen eindeutigen Standpunkt zugunsten dessen Argumentation („was ich och sehr wichtig und richtig empfand“; „und das fand ich gut“). So bekommt D. hier eine nachdrückliche Bedeutung als zentrale Gestalt in der Gründungs- und Aufbauphase der Gemeinschaft verliehen, gleichwohl der Erzähler aus der heutigen Perspektive heraus signalisiert, dass D. in gewisser Weise dabei 'stehen geblieben' ist und sich in der Gegenwart immer noch an jenem damals bewegenden Thema abarbeitet. Während beide Akteure zu Beginn des Hofpro-

jekts noch gedanklich ähnlich gestimmt und motiviert sind, scheinen sich ihre Orientierungen im Laufe der Zeit auseinander bewegt zu haben („das D. heute noch an dem Punkt steht verwundert mich immer noch ja also, ähm damals war er aber goldwichtig“). Über den Grund darüber wird an dieser Stelle nicht aufgeklärt.

### Segment 29 (Seite 13/20-42)

er hat mich och ganz persönlich ein bisschen herangeführt an Fragen der Selbsterfahrung ne, (...) er hat dort erste Therapieerfahrungen eingebracht, wo ich Anfangs sehr skeptisch war und ich dann aber durch ihn langsam begriff, dass wir wirklich durch unsere Erfahrung aus Kindheit Schule bei mir Militär vor allem auch, sehr beschränkte Lebensansichten haben, /I.: Mhm/ und das wir gar nicht in der Lage sind richtig mit Sachen der Beziehungen der Kommunikation des Aufeinander Eingehens des Hingebens damit wir schwer umgehen können (...) und, dass das aber ganz wichtig sei wenn man in einer Gruppe was macht, (...) naja und da ham wir dort an diesem Treffen manchmal so nach seinen Regeln die er einbrachte er hatte uns die vorgeschlagen wir ham die angenommen, ham er dann so

I.: Der hat ja auch schon nen Erfahrungshintergrund mit der anderen Kommune

G.: Ja ne, und das hab ich ihm auch gut abgenommen also er hat viel von sich gesprochen viel erzählt auch theoretisch dargelegt (...) das war mir wichtig dass er erstmal theoretisch darlegte was er uns da näher bringen wollte, um zu sagen lasst uns mal probieren dies und jenes ne (...) und ich entsinn mich da einmal so, so aus dem Stegreif so ein ein ein Selbstdarstellungsprozess so, wo ich merkte dass ich ganz viel gegen meine Eltern so rebelliere (...) und dass ich eh in mir verfangen bin auf der anderen Seite die Liebe die ich meinen Eltern entgegenbringen muss, und gleichzeitig aber eben, völlige Wut weil die mich immer so niedergehalten haben so drangsaliert haben (...) und so, da habe ich das erste Mal diesen Kontakt geknüpft zu diesem Inneren was in mir da schmort ne, das war mir sehr wichtig und gut ne bin ich mir heute mir noch dankbar, ja (holt tief Luft)

(29) Nachdem D. bereits als Protagonist bei der Entstehung des Gemeinschaftsprojekts in die Erzähldarstellung eingeführt wurde, erhält er nun eine weitere Bedeutung. Der Erzähler beschreibt hier das Zustandekommen eines Prozesses, in dessen Verlauf er sich von D. an „ganz persönliche Fragen der Selbsterfahrung“ heranführen lässt. Georg wird im Zuge der Diskussionen um die Gemeinschaftsentwicklung nun also mit einer Thematik konfrontiert, die im Verlauf seiner bisherigen Lebensgeschichte so noch nicht aufgetreten ist.

D. tritt in der Gruppe als eine Person in Aktion, die nicht nur in der Abklärung formaler Fragen der Organisation der Gemeinschaft hervorsteht, sondern auch einige grundlegende Prinzipien für ein gut funktionierendes soziales Miteinander herausstellt. Dies tut D. auf eine Weise, dass er seinen Mitstreitern klar zu machen versucht, dass die Stiftung von sozialer Gemeinschaft anspruchsvoll ist und zweifellos bestimmte Eigenschaften und Kompetenzen erfordert, die aufgrund der lebensgeschichtlichen Prägung eines jeden Einzelnen nicht selbstver-

ständig vorauszusetzen sind. D. veranschaulicht einerseits, dass zwischenmenschliche Dinge, wie das Aufeinander-Eingehen, gegenseitiges Zuhören, Vertrauensbildung, Einfühlungsvermögen und Hingabe, für die Herstellung von echter Kommunikation, Beziehung und Gemeinschaft unverzichtbar seien. Andererseits plausibilisiert D., dass gerade diese sozialen (menschlichen) Kompetenzen durch das sozialisatorische Geprägtsein von Familie, Organisationen und Gesellschaft zumeist zurückgedrängt oder nur unzureichend erlernt worden sind. Eben diesen unmittelbaren Zusammenhang versucht D. theoretisch zu erörtern. Zusätzlich greift er aber auch auf seine persönlichen lebensgeschichtlichen, inklusive seiner bisherigen gemeinschaftlichen und therapeutischen Erfahrungen zurück. Auf dieser Basis begründet er eine Perspektive mit Appellcharakter. Denn D. trägt nicht nur einen Reflexivitätsanspruch an die Gruppe heran, sondern fordert zugleich die Bereitschaft jedes Einzelnen, sich für Prozesse der selbstkritischen Auseinandersetzung zu öffnen. Um den Bedürfnissen nach Authentizität und Transparenz beim Aufbau von Gemeinschaft gerecht zu werden, wird die unmittelbare Notwendigkeit der individuellen Arbeit an sich selbst und der Gruppe eingefordert („wo ich Anfangs sehr skeptisch war und ich dann aber durch ihn langsam begriff, dass wir wirklich durch unsere Erfahrung aus Kindheit Schule bei mir Militär vor allem auch, sehr beschränkte Lebensansichten haben,/ I.: Mhm/ und das wir gar nicht in der Lage sind richtig mit Sachen der Beziehungen der Kommunikation des Aufeinander Eingehens des Hingebens damit wir schwer umgehen können (..) und, dass das aber ganz wichtig sei wenn man in einer Gruppe was macht“).

Vor dem Hintergrund der von D. angeführten Initiative dürfte Georg ins Auge gefallen sein, dass dieses Herangehen an Gemeinschaft ein grundsätzlich anderes darstellt, als er es von seinen Orientierungen am Gemeinschaftsmodell in der DDR her kannte. Dort war er es gewohnt, dass der Sinnhorizont von Gemeinschaft und kollektiver Identität von den ideologischen Machtzentren des Staates heruntergereicht und in die institutionellen Zusammenhänge hineingetragen wurde. Das politische Establishment trug Sorge dafür, 'Gemeinschaft' als politisch institutionalisierte Größe zu vermitteln und zu kontrollieren. Hier nun im Bezugsrahmen der Landkommunenbewegung erfährt Georg neben der direkten Beteiligung am strukturellen Aufbau, dass sich Formen von Gemeinschaft erst innerhalb der lebens- und sozialweltlichen Prozesse selbst bilden. Gemeinschaft ist weder im programmierten Sinne 'einfach da', noch ist Gemeinschaft von 'von oben' verordnet, sondern sie bedarf erst der intensiven kritischen Auseinandersetzung und Reibung derer, die sie herstellen wollen. Dabei dürfen Fragen vorweg entstehen, so z.B. was man miteinander will oder nicht will, welche Ziele und Formen der Umsetzung es geben soll, wie man sich verständigt und Entscheidungen herbeiführt, warum und was eine Person daran hindert, etwas zu tun oder nicht zu tun etc. Anders gesagt, schlägt sich die

Vorstellung von Gemeinschaft und Gemeinschaftsbildung anders nieder, weil die Bedingungen der Gestaltung des kommunitären Zusammenlebens von den Personen selbst mit Sinn gefüllt und zwischen ihnen ausgehandelt werden müssen. Und eben diese Punkte sind es auch, für die der gemeinschaftserfahrene Akteure D. eintritt und seine Mitstreiter zu sensibilisieren versucht. Im Vergleich zu Bahro agiert D. in einer ganz konkreten Arena und gewinnt dadurch für Georg in gewisser Weise die Funktion einer zweiten wichtigen Sozialisationsinstanz in die Landkommunenbewegung. Das was Bahro an theoretischen Sinnquellen lieferte und für die Bewegung fruchtbar zu machen versuchte, scheint von D. erfahrungsspezifisch schon verinnerlicht. In einer für Georg überzeugenden Art und Weise diskutiert D. einzelne Aspekte des Sinnhorizonts der Landkommunenbewegung nicht abstrakt, sondern überführt diese in den Kontext der Auseinandersetzungen in der Gruppe. D. ruft zur Notwendigkeit der inneren Arbeit an der Identität jedes einzelnen auf und postuliert sie als eine wichtige Voraussetzung für die Herstellung eines kollektiven Verständnisses von Gemeinschaft. Für Georg ist es glaubhaft, wie D. diese nötige Entschlossenheit vor der Gruppe begründet. Durch seine Äußerungen scheint ihm klar zu werden, dass sich das gemeinschaftliche Leben, um das es hier geht, nicht nur auf äußerliche Veränderungen in der Lebenspraxis konzentriert, sondern sie gleichermaßen auch Prozesse der identitätsspezifischen Arbeit und Veränderung abverlangt.

Im Stile eines 'Zeremonienmeisters', der der Gruppe seinen Stempel aufdrückt und sie schließlich überzeugt, die Auseinandersetzungen nach seinen Regeln weiter zu intensivieren, liefert D. dann auch die Methode, auf deren Grundlage bei Georg die innere Arbeit an der eigenen Identität angeschoben wird („naja und da ham wir dort an diesem Treffen manchmal so nach seinen Regeln die er einbrachte er hatte uns die vorgeschlagen wir ham die angenommen [...] also er hat viel von sich gesprochen viel erzählt auch theoretisch dargelegt (..) das war mir wichtig dass er erstmal theoretisch darlegte was er uns da näher bringen wollte, um zu sagen lasst uns mal probieren dies und jenes ne“). Die von D. in die Gruppe eingebrachte methodische Figur beinhaltet die Aufforderung zu einer Selbstpräsentation mit autobiographischen Zügen, in deren Verlauf es für Georg zu ungewohnt heftigen Gefühlsausbrüchen kommt. Was für Georg daran neu ist, scheint, dass er, der sich sonst als vorwiegend rationalen Menschen begreift<sup>47</sup>, in eine relativ unerwartete Situation gerät, in der er sich selbst emotional aufgebracht erfährt („wo ich merkte dass ich ganz viel gegen meine Eltern so rebelliere (..) und dass ich eh in mir verfangen bin“). Insbesondere weil es sich in dieser Stegreifdarstellung um ein für ihn gewissermaßen heikles Thema, nämlich um die problematische Beziehung zu den Eltern handelt, spürt er in dramatischer Weise, wie es in ihm 'zu brodeln'

---

<sup>47</sup> Erinnert sei hier an das vom Erzähler formulierte Selbstbild als „starre verknöcherte“ Persönlichkeit im Erzählsegment 26.

beginnt. Darin enthalten sind vor allem emotional unterlegte Reflexionen von gegensätzlicher Art. Zum Vorschein kommen Empörung, Trauer und Opposition, aber eben auch Innigkeit, Achtung und Verehrung. Im Wechselbad seiner Gefühle zwischen Wut und Liebe gelingt es Georg jedoch, erstmals seelisch etwas herzustellen, was er im Interview selbst mit dem „Kontakt zu seinem Inneren“ auszudrücken versucht („da habe ich das erste Mal diesen Kontakt geknüpft zu diesem Inneren was in mir da schmort ne“). Georg erlebt zum ersten Mal, dass er ganz intensiv über sich spricht und andere Beteiligte aufmerksam zuhören. Bislang wurden lebensgeschichtliche Erfahrungen, die der Tendenz nach mit schmerzhaften Erinnerungen verbunden waren, nicht offen angesprochen. Erfahrungen des Erleidens, wie sie bei Georg in der ambivalenten Beziehung zu den Eltern, aber auch in seiner jahrelangen Selbsteinschränkung und Ergebenheit gegenüber dem Militär und den darin inbegriffen seelischen Erschütterungen begründet liegen, blieben bislang ausgespart. Auch wenn sich daraus nicht hundertprozentig schlussfolgern lässt, ob im Rahmen der autobiographischen Selbstpräsentation tatsächlich noch andere Erfahrungen aus Kindheit, Schule oder dem Militär thematisiert worden sind, so ist doch die Sensibilisierung für Prozesse der kritischen Selbstbefragung und biographischen Arbeit deutlich. Dass er sein impulsives Aufbegehren und gefühlsmäßiges Durchleben in jener Situation ernst genommen und als Ausgangspunkt für eine intensive Aufarbeitung seiner persönlichen Entwicklungsgeschichte zu verstehen wusste, zeigt der Erzähler im abschließenden Kommentarteil auf. Dort bekundet er, wie wichtig ihm heute diese Erfahrung des ‚emotionalen Befreiungsschlags‘ von einst gewesen sei, wobei er in der Erzählsituation sehr bewegt von diesem Ereignis scheint („das war mir sehr wichtig und gut ne bin ich mir heute mir noch dankbar, ja (holt tief Luft)“).

An einzelnen Stellen im Nachfrageteil zeichnet sich die Auseinandersetzung Georg Menzes mit sich und seiner biographischen Vergangenheit in einer etwas anderen Form ab, als es hier der Fall war. Nachdem in diesem Segment das zentrale Erlebnis seiner durch die Person D. ausgelösten emotionalen Selbstdarstellung vor der Landkommunengruppe präsentiert wurde, erweisen sich andere, später folgende Darstellungsteile als ein Reflektieren über das eigene biographische Gewordensein, insbesondere die lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Prozesse seiner Kindheit und der langen Zeit beim Militär. Der nachfolgende Transkriptionssausschnitt verdeutlicht, wie und in welcher Weise Georg diese Auseinandersetzung geführt hat. Die Darstellung steht im thematischen Zusammenhang mit der zu jener Zeit brisanten Frage nach dem Einsatz der Waffen gegen das demonstrierende Volk im Herbst 1989, auf die der Erzähler im elften Segment eingegangen ist (Segment 11, 5/48-6/22) und auf die er später

im Nachfrageteil noch einmal Bezug nimmt (NF 11, 22/42-23/39). Sie betrifft das Ende des gesamten Darstellungszusammenhangs im gerade erwähnten Nachfrageteil. Nachdem der Erzähler dort seine damalige Unschlüssigkeit hinsichtlich einer Antwort auf die Frage nach einem gewaltsamen Einsatzbefehl formuliert hat (Ende eines Teils der Ergebnissicherung: „(..) unter Umständen wäre ich in Situationen gekommen wo ich vielleicht geschossen hätte oder irgendwas gemacht hätte, (..)“), kommt es zu folgender Abschlussbilanzierung, wobei die eigene Rolle als NVA-Offizier kritisch in einen historisch übergreifenden Generationenzusammenhang eingebettet wird:

NF 11, Anschluss an 23/25, - 23/25-39

G.: Und das is mir dann erst viel später eingefallen, (..) diese diese Merkwürdigkeit der letzten fufzig sechzig Jahre, (..) da war kaum ein zwooter Weltkrieg zu Ende, (..) und die Deutschen begannen darüber nachzudenken was war denn jetzt grade mit diesem Nationalsozialismus mit diesem zwooten Weltkrieg, (..) und schon meldete sich mein Vater freiwillig zur kasernierten Volkspolizei, um Flieger zu werden, (..) und er saß dann wenig später, in seinem Flugzeug in voller Bereitschaft weil dort der Prager Frühling war, (..) und wusste nicht fliegt er nu oder fliegt er nu nicht los, (..) was gibt man ihm für Befehle, (..) naja und wenige Jahre stehe ich vor der Situation als junger Leutnant Oberleutnant, eine Wende mitzuerleben wo mir nicht klar ist muss ich jetzt schießen oder nicht ne, (..) da is mir erst ma offgegangen eh die Menschheit die, die macht immer weiter so (..) immer neue Generationen werden benutzt eh, (lacht traurig) für irgendetwas und das funktioniert och immer wieder, und zum Schluss stehn ohnmächtige Menschen da, und müssen dann nach hinten gucken da war Blut wieso is das passiert und, (..) es hätt ja so kommen können ne (lacht)

Am Beginn der Bilanzierung, die wesentlich vom Kommunikationsschema der Argumentation durchdrungen ist, steht zunächst eine zeitliche Markierung, wodurch der Erzähler signalisiert, dass er zu der Sichtweise, auf die er im Folgenden zu sprechen kommen möchte, „erst viel später“ vorgestoßen sei. Deutlich wird dadurch zunächst einmal nur, dass es eine Zeit gegeben haben muss, in der ihm diese Perspektive noch verschlossen war, so wie es ebenso einen Zeitpunkt, bestimmte Bedingungen oder auch Personen gegeben haben muss, die ihm diese Perspektive überhaupt erst eröffnen konnten. Denn zu jenem undatierten Zeitpunkt, so fährt der Erzähler fort, seien ihm die letzten fünfzig bzw. sechzig Jahre seltsam vorgekommen. Was für ihn diese „Merkwürdigkeit der letzten fufzig sechzig Jahre“ ausmacht, muss der Erzähler nun, nachdem er dies explizit so angekündigt hat, ausführlicher darstellen. Auch der Zuhörer erwartet jetzt, dass ihm erklärt wird, was dem Sprecher innerhalb des von ihm selbst gerahmten Zeitraums merkwürdig vorgekommen ist. Die Einhaltung des zeitlichen Rahmens, auf den sich sein Nachdenken bezogen hat, bedingt dann, dass der Erzähler auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eingeht. Indirekt wird hier auch auf die Aufarbeitung der nationalso-

zialistischen Diktatur und des Krieges aufmerksam gemacht. In diesem Zusammenhang mag dem Erzähler die Merkwürdigkeit einer historischen 'Wiederkehr des Gleichen' aufgefallen sein. Denn in dieser Zeit, als die Familien durch den Krieg zerrüttet waren und die zerstörten Städte wieder aufgebaut werden mussten, meldet sich ausgerechnet der Vater freiwillig zum Militär (Kasernierte Volkspolizei), um sich als Flieger ausbilden zu lassen. Bald darauf steht der Vater Ende August 1968 (ähnlich wie später auch Georg im Herbst 1989), vor der Entscheidung der Beteiligung an einer gewaltsamen militärischen Operation. Im Rahmen des Einmarsches der Warschauer-Pakt-Staaten in die Tschechoslowakei unter ihrem KP-Vorsitzenden Alexander Dubcek, befindet sich der Vater in Gefechtsbereitschaft. Entlang dieser Argumentation erschließt sich dann die Parallele zum revolutionären Herbst 1989 in der DDR fast von selbst, in dem der Erzähler die schreckliche Situation und Ungewissheit rekapituliert, vor der er mit dem drohenden Einsatzbefehl gegen die Demonstranten gestanden hat („naja und wenige Jahre stehe ich vor der Situation als junger Leutnant Oberleutnant, eine Wende mitezuerleben wo mir nicht klar ist muss ich jetzt schießen oder nicht ne, (..)“. Auch wenn im Fall von Georg die Ausführung einer Entscheidung (Zustimmung oder Verweigerung) ausbleiben konnte, so muss hier nicht weiter verfolgt werden, was es heißt, sich überhaupt in einer solchen Entscheidungssituation zu befinden und die Konsequenzen eines Einsatzbefehls oder einer Befehlsverweigerung gedanklich durchzuspielen.

Bemerkenswert an dieser Auseinandersetzung Menzes ist der Versuch einer Verlagerung und Einbettung des eigenen Ich in eine größere historische Metaperspektive. Man könnte unterstellen, dass dadurch Fragen seiner persönlichen Verantwortung, Schuld und Verstrickung in einem politischen System ausgeblendet werden. An dieser und an anderer Stelle im Interview lässt sich das Gegenteil aufzeigen. In dem der Erzähler den Augenblick einer neuen Perspektiveneinnahme noch einmal unterstreicht („(..) da is mir erst ma offgegangen“), signalisiert er durch das „mir [...] offgegangen“ vielleicht noch stärker als in dem zu Anfang stehenden „mir [...] eingefallen“, eine gewisse Inblicknahme von Prozessen, zu denen sich seine Haltung mittlerweile scheinbar grundlegend verändert hat. In der Markierung „offgegangen“ liegt vor allem ein Hinweis auf eine Erkenntnisgenerierung und Wandlung in der Erfahrungshaltung, die das Ergebnis seiner zuvor liegenden Auseinandersetzung darstellt. Die gleichermaßen als Kritik formulierte Erkenntnis des Erzählers besteht in der Überzeugung einer Instrumentalisierung und Funktionalisierung von Menschen in und durch rationale Gesellschaften. In seiner Auseinandersetzung mit der „Merkwürdigkeit der letzten fünfzig sechzig Jahre“ hat der Erzähler zwei zentrale Wendepunkte in der deutschen Historie berührt; das Ende des Nationalsozialismus und das der DDR. Der geschichtliche Rückblick erfolgt hier aber kei-

neswegs abstrakt und losgelöst von seiner persönlichen Betroffenheit, sondern wird mit der eigenen militärisch geprägten Familienlinie in Beziehung gesetzt. Innerhalb des aufgemachten Generationenzusammenhangs repräsentiert der nicht explizit genannte Großvater die Zeit des Nationalsozialismus, der Vater die Nachkriegs- und Aufbaugeneration der DDR und er selbst steht als ernannter Oberleutnant am zeitlichen Ausgang eines gescheiterten sozialistischen Gesellschaftssystems. In der thematischen Verflechtung der Generationen mit den unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen spielt für Georg scheinbar indirekt auch die Last einer durch die Familie geprägten institutionellen Sozialisation und Wegweisung eine Rolle. An anderen Stellen im Interview konnte darauf schon hingewiesen werden. Wichtig an dieser Darstellung ist allerdings, dass der Erzähler den Funktionalisierungsaspekt der Subjektivität durch die Gesellschaft und ihre Institutionen selber thematisiert, womit er gleichermaßen die Fremdbestimmung weiter Teile seiner eigenen Lebensgeschichte durch das Militär in den Blick bekommt und in eine Form der Bearbeitung führt. Nicht umsonst zeigt er gegen Ende der Darstellung ansatzweise eine inzwischen institutions- und gesellschaftskritische Haltung auf, die er im Rahmen seiner gründlichen Auseinandersetzung erst hat entwickeln können („immer neue Generationen werden benutzt eh, (lacht traurig) für irgendetwas und das funktioniert och immer wieder, und zum Schluss stehn ohnmächtige Menschen da, und müssen dann nach hinten gucken da war Blut wieso is das passiert und, (..) es hätt ja so kommen können ne (lacht)“).

### Segment 30 (Seite 13/42-14/8)

ja und diese Gruppe hat sich also dann so zusammen getan, dass sie dann hier im Gemeinderat Z.-Dorf von Hk.-Stadt hier auftrat (..) darstellte (..) was jeder ist wo er herkommt was er hier machen will, (..) dort stand ja noch der Kroll-Schlüter hinter uns und hat gesagt ihr seht die Jungs sind ziemlich potent kompetent, ähh ich würde als Gemeinderat würde ich mich nicht gegen den das Projekt stellen, und wir als Ministerium wir geben auch in Aussicht der Gemeinde ein Förderprogramm, (..) ja nun war der Gemeinderat n bisschen im Zwiespalt ne diese komischen Typen, wir warn damals übrigens sehr kurzhaarig nicht langhaarig ne, (lacht) sogar die Mädels hatten sehr kurze Haare (..) die C. die E. alle kurzhaarig ne das war ganz witzig, (..) ähm naja also so richtig sie hatten zwar ihren Zweifel im gesunden und berechtigten und och ihren verknöcherten neurotischen Zweifel, und auf der anderen Seite das Angebot vielleicht Dorfentwicklungsprogramme zu bekommen ne, /I.: Mhm/ und so gaben sie uns also doch den Zuschlag und so wie wir fühlten das geht alles in so ne richtige Richtung warn wir dann über Nacht hier schon im Hof ne, (..) und ham dann stillschweigend eigentlich das besetzt, für uns war s klar wir kriegen das jetzt jetzt können wir hier rein, (..) und so fing das dann an ja

(30) Im Verlauf dieses Segments nimmt der Erzähler wieder Bezug auf die Entstehungsgeschichte der Landkommune. Er zeichnet die Bedingungen bis zum endgültigen Einzug der Akteure in den Hof nach. Voraussetzung ist zunächst die Präsentation der Gruppe vor dem Gemeinderat, der –, nachdem sich Verein und Ministerium bereits abgesprochen und geeinigt hatten –, dem Vorhaben abschließend zustimmen muss. Es wird ersichtlich, dass die Gruppe auch hier die Rückendeckung vom Ministerium, in Person Kroll-Schlüters erhält. Dieser versucht einerseits die bewusste Verantwortungsbereitschaft und Kompetenz der Gruppe in Hinblick auf das soziale Experiment zu unterstreichen. Um den Optimismus in der Gemeinde zu befördern, lockt Kroll-Schlüter andererseits mit einem spezifischen Förderprogramm zur Dorfentwicklung. Die Gemeinde soll durch das landkommunitäre Projekt keine finanziellen Nachteile befürchten. Die Gemeinderatsmitglieder zeigen sich zunächst gegenüber den Fremden skeptisch. Aus Hintergrundinformationen wusste ich jedoch, dass sich die Gemeinde vor allem finanziellen Mehrbelastungen (wie z.B. Sozialhilfezahlungen) ausgesetzt sah. Indessen schien das von Kroll-Schlüter unterbreitete Förderangebot für die Gemeinde lukrativ, so dass die Ratsmitglieder schließlich in das Projekt einwilligten. Mit der Zustimmung des Gemeinderates ist dann auch der eigentliche Startschuss für das Landkommunenprojekt gegeben. Auch wenn die schriftlichen Formalitäten noch nicht abgeschlossen waren, führt die mündliche Zusage der Gemeinde dazu, dass Georg und seine Gruppe quasi „über Nacht“ den Hof besiedeln. Mit diesem Gedanken schließt der Erzähler dann auch die biographische Haupterzählung. Auf eine Darstellung, wie sich das Zusammenleben in der Landkommune tatsächlich gestaltet und seine Lebensgeschichte weiter entwickelt hat, verzichtet er. In der Textstruktur erfolgt nach der kurzen Pause die Erzählkoda („(..) und so fing das dann an ja“).

### *Die Bilanzierungssegmente B1 und B2*

#### **Segment B1 (Seite 14/9-20)**

I.: Mhm eh wenn du dein Leben jetzt vor dir siehst kannst du da zusammenfassend noch mal was sagen?

G.: Zusammenfassung des Lebens?

I.: Mhm

G.: Mhm schwierig, (..) ich denke (2) das Elternhaus immer sehr eh sehr bürgerliches Elternhaus zum Teil auch sehr prüde bürgerlich mit den üblichen Herangehensweisen an Auflagen und Bestrafungen, /I.: Mhm mhm/ dann das Schulsystem mit Ausrichtung auf sozialistische Bürger, und der Einschnitt dann Armee ganz extreme Erfahrungen (2) des Zusammenhangs zwischen mir als Individuum und Gesellschaft (..) das sind so die Stichpunkte die mir dann den Erfahrungsschatz och gaben so den Willen aufzubringen etwas völlig zu verändern in meinem Leben ne,

(B1) Nachdem der Sprecher durch den Einsatz der Koda signalisiert hat, dass er mit der autobiographischen Anfangserzählung an ein Ende gelangt ist, fordere ich Georg zu einer Bilanzierung seiner Lebensgeschichte auf. Dieser Aufforderung voll gerecht zu werden, scheint für ihn nicht ganz einfach. Möglicherweise sieht sich der Erzähler hier Schwierigkeiten ausgesetzt, die schon in der biographischen Haupterzählung hervorstechenden verschiedenen Perspektiven auf seine Lebensgeschichte, nun in aller Kompaktheit zusammenzuführen. So ist es auch nicht verwunderlich, dass der Rückblick auf sein Leben im Kontext einer Darstellung biographischer Arbeit steht, wobei der Erzähler ansatzweise die Sichtweisen von Früher und Heute am Selbstverständnis seiner biographischen Wandlung aufzuzeigen versucht.

Elternhaus, Schule und Militär – die dreiseitige Fokussierung der Kritik

Im Prinzip versucht der Erzähler einen Erklärungszusammenhang zwischen einzelnen Phasen seiner frühen Entwicklungsgeschichte, der vor allem daraus resultierenden Problematik seiner fast kongruenten Vorstellungen von 'Ich' und 'Gesellschaft' und seiner biographischen Veränderung herzustellen („des Zusammenhangs zwischen mir als Individuum und Gesellschaft (...) das sind so die Stichpunkte [gemeint sind die zuvor genannten Entwicklungsetappen Elternhaus, Schule und Armee; d. Verf.] die mir dann den Erfahrungsschatz och gaben so den Willen aufzubringen etwas völlig zu verändern in meinem Leben ne“). In den einzelnen Darstellungsteilen des Segments sind die lebensgeschichtlich signifikanten Sozialisationsinstanzen und institutionell geprägten Entwicklungsetappen im *Elternhaus*, der *Schule* und der *Armee* thematisch kurz hintereinander geschaltet. Sie werden vom Erzähler als bedeutende Prozessoren und Erfahrungsbereiche angesehen, die direkt mit einer, wenn nicht der zentralen lebensgeschichtlichen Problematik in Beziehung stehen – der Auseinandersetzung Georg Menzes mit dem schwierigen Verhältnis von 'Ich' und 'Gesellschaft'. Um dieses komplexe Problem in seinem Kern und in seinen Konstitutionsbedingungen verständlich zu machen, greift der Erzähler auf eine Erklärung seines biographischen Gewordenseins, gewissermaßen auf eine eigene Theoriekonstruktion seiner Biographie zugrundeliegender Muster zurück. Dafür assoziiert er jene zeitlang wirksame Erfahrungsbereiche bis zu dem Beginn seines biographischen Wandlungsprozesses mit bestimmten Supplementen:

- a) das *Elternhaus* – „prüde bürgerlich mit den üblichen Herangehensweisen an Auflagen und Bestrafungen“
- b) das *Schulsystem* – „das Schulsystem mit Ausrichtung auf sozialistische Bürger“
- c) das *NVA-Militär* – „der Einschnitt dann Armee ganz extreme Erfahrungen“

Die drei komprimiert aufgelisteten Sozialisationsphasen und ihre Träger können hier unter Zuhilfenahme der bisherigen Erzähldarstellung, insbesondere der Eingangserzählsegmente, folgendermaßen miteinander in Beziehung gesetzt werden.<sup>48</sup> Sie alle einigt die lebensweltliche Relevanz eines Sinn- und Orientierungshorizonts an Vorstellungen von kollektiver Identität und Gemeinschaft, die für die Lebensgeschichte Georg Menzes von zentraler Bedeutung ist:

a) Das Erleben im *Elternhaus* wird gedanklich mit einem ziemlich konservativen, körperlich distanzierten Miteinander in Verbindung gebracht. Die energische Attribuierung der Familie als „bürgerlich“ dürfte hier wohl nicht im Sinne eines bildungs-bürgerlichen Milieus verstanden werden. Vor dem Hintergrund der militärischen Tradition in der Familie scheint dem Verständnis des Erzählers nach, die „bürgerliche“ Zuschreibung besser einem in der DDR gesellschaftlich etablierten und politisch angepassten Hause zu entsprechen, wie es für weite Teile der Schicht der so genannten „Intelligenz“ nicht selten charakteristisch war. In seiner beruflichen Funktion als NVA-Offizier gab hauptsächlich der als Vorbild fungierende Vater die Orientierungen am politisch-institutionellen Weltbild der DDR vor. Und mehr noch schien er es im Wesentlichen, der die `institutionelle` Sphäre und Bedeutung des Militärs immer wieder auch in das Familienleben hinein zu tragen pflegte, was vielleicht teilweise das von den Eltern an den Tag gelegte autoritäre Erziehungsmodell begründet. Der Erzähler wertet die strengen autoritären Züge und Methoden der Eltern, in geradezu selbstverständlicher Weise als den vorherrschenden Hintergrund seiner Erziehung. Wie der Erzähler es gleich am Beginn seiner autobiographischen Erzählung beschrieben hat und wie er es hier in geraffter Form darstellt, bekommen die Eltern und der soziale Umgang in der Familie einen fast institutionellen und formalen Charakter.

b) Die im Elternhaus gesetzte Disposition an Grundvertrauen und Loyalität gegenüber dem politischen System der DDR scheint eine Voraussetzung für die ideale Passung an den lebensweltlichen Kontext der *Schulausbildung* darzustellen. Schon frühzeitig ist Georg für die von den Eltern vermittelte politische Weltanschauung des Sozialismus eingetreten. Er verteidigte diese Überzeugung auch in der Auseinandersetzung mit den abweichenden Meinungen anderer Klassenkameraden (erinnert sei an den „kleinen Klassenkampf“ zwischen den „Roten und den nicht

---

<sup>48</sup> Wenn man sich das erste Segment in der autobiographischen Erzähldarstellung noch einmal anschaut, dürfte die semantische Analogie zu diesem Bilanzierungssegment in jedem Fall auffallen. Auch da thematisierte der Erzähler, wenn auch indirekt und nicht so geordnet hintereinander, wie es diese Darstellung zeigt, die drei Entwicklungs- und Erfahrungsbereiche von *Elternhaus* (hier insbesondere der Vater, der im Zusammenhang mit seinem Beruf als Offizier für Georg die prägende Figur darstellte), *polytechnischer Oberschule* (im Vorfeld der Berufswahlentscheidung) und *Militär* (wo die Berufswahl bekanntermaßen hinfiel). Dort werden ebenfalls diese thematischen Felder in den Kontext der frühen Auseinandersetzung der Person mit der Problematik von `Individuum und Gesellschaft` in Beziehung gesetzt („eh da da war dann so das Wirkungsfeld von was will ich eigentlich und, was will die Gesellschaft so um mich rum ne“ Georg Menze; Segment 1, 1/8-9).

Roten“ im 2. Segment). Die im Rahmen der Schule genossene Erziehung und Sozialisation zum „sozialistischen Bürger“ schien diese Disposition nicht nur in ihrer identitätsspezifischen Ausprägung weiter zu verfestigen. Auf ihrer Basis entstand auch der berufliche Plan, sich in den Dienst der DDR-Gesellschaft stellen zu wollen. Vielleicht um sich ein Stück weit von Mutter und Vater abzuheben, gleichsam aber ihnen gegenüber die Achtung wie auch die militärische Familientradition nicht zu untergraben, ist Georg bestrebt gewesen, mehr noch als die Eltern selbst, in den Kern des institutionellen Systems vorzudringen. Der ehrgeizige Vorstoß einer Karriere bei der Staatssicherheit blieb schließlich nur aus formalen Gründen verhindert, weil die Zusage auf die Offizierslaufbahn bei der NVA dahingehend bereits ins Gewicht schlug. Dennoch schien das weltanschauliche Bewusstsein nur Ausdruck dessen, möglichst tief am gesellschaftlichen Sinnsystem der DDR teilzuhaben und die sozialistische Gesellschaft aktiv mitgestalten zu wollen. *Elternhaus* und *Schule* können als lineare, d.h. störungsfrei aufeinander aufbauende Sozialisationsinstanzen betrachtet werden, die nicht nur aktiv an der Bildung von Georgs politischem Selbstverständnis beteiligt waren. Sie verstanden es auch, seine Hoffnung nach gesellschaftlicher Partizipation und Anerkennung in eine dafür maßgeschneiderte berufliche Richtung zu lenken. So führte das von Georg aufgebrachte Vertrauen gegenüber diesen Instanzen und ihren Versprechungen zur langfristigen Verpflichtung auf die Offizierslaufbahn bei der NVA. Damit reihte sich Georg ganz in die Tradition der Familiengeschichte väterlicherseits ein. Angesichts der frühzeitigen Einwilligung in die militärische Berufslaufbahn wird die Teilnahme an der Erweiterten Oberschule auch trotz bestehender schulischer Leistungsdefizite arrangiert. Nicht nur die Eltern, Großeltern und Personen aus dem Umfeld der Schule schienen den beruflichen Weg reizvoll auszumalen. Ebenso lockten vormilitärische Ausbildung und NVA selbst mit Vorteilen und Zugeständnissen für die Rekruten (elitäre(r) Ausbildung und Beruf, zugesicherter Studienplatz, Klarheit und Transparenz der Laufbahn, Aufstiegschancen, monetäre Anerkennung, hohes gesellschaftliches Ansehen etc.). Vor dem Hintergrund des ungebrochenen und alleinigen Einflusses dieser berufsmotivierenden Kräfte konnten kaum eigene kritisch Überlegungen angestellt, noch konnten persönliche Sicherheitsvorkehrungen oder Distanzierungsmöglichkeiten gegenüber der Übermacht institutioneller Strukturen und ihrer Apparate geschaffen werden.

c) Ohne dass Georg zu jenem Zeitpunkt in der Lage sein konnte, die Praxis der militärischen Berufsausübung und auch die darin verborgenen biographischen Risiken einschätzen zu können, erfolgte im Anschluss an die EOS der planmäßig vorgesehene Eintritt in den Dienst der *Armee*. Umso einschneidender erwiesen sich dann für ihn die Erfahrungen von

der Realität des Alltagslebens und der fast vollständigen Verfügbarkeit seiner Person durch die Militärintitution<sup>49</sup>. Für das erfolgreiche Durchlaufen der institutionellen Ablaufmuster der Offizierskarriere in der NVA blieb Georg kaum etwas anderes übrig, als seine ganz eigene Identitätsentwicklung immer wieder in den Kontext der Bedingungen, wie sie durch die unlösliche Verknüpfung von militärischer Laufbahn und Institution vorgegeben waren, zurückzustellen. Ihre Beschaffenheit forderte nicht nur den vollen Einsatz und die Inkaufnahme von persönlichen Einschränkungen, sondern bot kaum Potenziale zur Entfaltung und Gestaltung von eigenen biographischen Plänen und Individualitätsvorstellungen jenseits des Militärs. Pflichterfüllung, Unterordnung und die Treue zur militärischen Gemeinschaft galten als Grundprinzipien, denen der Vorrang gegenüber dem Einzelindividuum und seinen persönlichen Entwicklungsbestrebungen eingeräumt wurde. Trotz seiner massiven Erlebenserfahrungen, insbesondere während der vierjährigen Offiziersausbildungszeit, überwogen bei Georg eine ausgeprägte Loyalitätshaltung gegenüber dem politischen System wie auch das Vertrauen in die Gemeinschaft, welches er der Militärorganisation immer wieder entgegenbrachte. Durch ihre Dominanz begründete sich auch, dass es nicht zu einem Abbruch der beruflichen Laufbahn gekommen ist, wobei erschwerend hinzukam, dass Georg keine greifbare Alternative außerhalb der NVA entwickelt hatte. Zudem sind in der Ausbildung Qualifikationen und Fachkompetenzen erworben worden, die spezifisch auf den militärischen Flugsicherungsdienst zugeschnitten waren. Abgesehen davon, und dass ohnehin die rechtliche Verpflichtung gegenüber dem Staat und seiner Armee bestand, dürfte es ihm de facto auch zu späterer Zeit schwer gefallen sein, so einfach aus dem militärischen Arbeitsfeld und Staatsdienst auszusteigen. Allerdings sprechen die Indizien auch dagegen, dass Georg diesen Gedanken überhaupt ernsthaft in Erwägung gezogen hat. Mit Stolz und Überzeugung seines vor allem mit politischen Sinnmotiven besetzten Verständnisses als Berufsoffizier und aktives Parteimitglied, hegte er keine Zweifel am großen Ganzen. Erst der Einzug der gesellschaftlichen Wende in der DDR zertrümmerte dann plötzlich alle Gewohnheiten und Selbstverständlichkeiten im politischen Weltbild und Leben Georgs. Die NVA-Streitkräfte wurden schnell abgewickelt und fast unbemerkt der Bundeswehr angegliedert. Indes führten der politische Zusammenbruch der DDR und die dadurch ausgelösten strukturellen Veränderungen im Militär bei Georg zu massiven Orientierungsschwierigkeiten. Diese Orientierungsschwierigkeiten trugen Verlaufskurvencharakter und waren vor allem mit unübersehbaren Anpassungsproblemen und Diskontinuitäts Erfahrungen im neuen Militär verbunden. Vor diesem Hintergrund glich Georgs Zusage auf die weitere Beteili-

---

<sup>49</sup> Erinnert sei hier noch einmal an die ergreifenden Schilderungen im fünften Erzählsegment (2/13-2/42).

gung am Militär einer Fehlentscheidung, die er nachträglich dann revidierte. Die Schwierigkeiten, mit denen Georg dahingehend zu kämpfen hatte und die er tendenziell für unüberwindbar empfunden haben muss, begründeten sich im Wesentlichen aus der Entwertung und Auflösung politischer Ideale und Werte der DDR-Gesellschaft. Denn diese Auflösung bedeutete den schmerzhaften Verlust der Sinngrundlagen, wie sie mit den Vorstellungen von Solidarität, Partizipation und Gemeinschaft gegeben waren und wie sie in der Bundeswehr vollständig fehlten. Spätestens damit waren Georgs bisherige Vorstellungen des harmonischen Einklangs von `Individuum und Gesellschaft` empfindlich gestört. So schien auch in Abhängigkeit von anderen Nachwehen des gesellschaftlichen Umbruchs, gerade in den Auswirkungen dieser Verlusterfahrung ein Grundpotenzial enthalten, das den biographischen Wandlungsprozess entscheidend mit angeregt und eingeleitet hat.

Die Schwerpunkte der Kritik in diesem Bilanzierungssegment weisen sichtlich Parallelen zu den ersten segmentarischen Darstellungsaktivitäten im Interview auf, was die anhaltende Auseinandersetzung Georg Menzes mit seinem Leben in der früheren DDR unterstreicht. Insbesondere sticht die persönliche Konfrontation mit seiner Fremdbestimmung und kollektiven Verstrickung in den unterschiedlichen Institutionen hervor. Bereits zu Anfang der autobiographischen Erzähldarstellung war das starke Vorhandensein eines erzählenden und argumentierenden Ichs gegenüber dem erzählten Ich unübersehbar. Das beständige Einschalten dieser Ich-Form vom zurückblickenden Heute-Standpunkt aus ist dort zum Teil schon mit unterschwellig vorhandenen Bewertungen seiner lebensgeschichtlichen Etappen verbunden gewesen. Dadurch entstand auch der Eindruck, dass das Erzählen der Biographie eng mit dem Versuch verknüpft war, sich argumentativ und kritisch mit seinem Leben auseinanderzusetzen. Auch wenn der Erzähler seine persönlichen Einschätzungen auch hier nicht ganz ergebnissicher auf den Punkt bringt, so führt er doch selbst den Gesamtzusammenhang der sich aufgetanen lebensgeschichtlichen Problematik bis in die Zeit des biographischen Wandlungsprozesses hinein auf. Wie es sich in der Stegreifdarstellung bereits andeutete, geht es um die Schwierigkeiten in der Bestimmung des Verhältnisses von `Ich` und `Gesellschaft`, eine Problematik, die den eigentlichen Kern seiner biographischen Arbeit ausmacht. In ihr glaubt Georg den Schlüssel zu erkennen, durch den er sich die starke Prozessierung und Fremdsteuerung weiter Teile seiner Lebensgeschichte durch Institutionen erklärt.

**Segment B2 (Seite 14/21-30)**

I.: Du hat ja grade dein Leben erzählt könntest du dein Leben in ein Bild zusammenfassen was wäre auf dem Bild drauf

G.: Mhm tja mhm, (tiefes Luftholen) mhm ja irgendwie ich glaube was mit Trauer (..) auch ja, (2) mhm umso mehr ich heute begreife, warum ich heute bin um so mehr werd ich traurig darüber, dass die Kindheit und Jugendzeit so (..) dass das so war und nicht anders ja, dass meine Eltern nicht anders konnten offensichtlich dass die Schule in so nem in so ner Ausrichtung sich selbst entwickelt hat und die Armee (2) so unmenschlich war mhm (..) off dem Bild wär irgendwas Trauriges (3) ja wenn ich zurückblicke is nur (3) ziemlich düstere Erfahrungsprozesse (lacht kurz) bildlicher kann ichs nicht sagen

(B2) Die vom Interviewer gestellte Frage nach einer bildlichen Darstellung oder Metaphorik des Lebens kommt einer neueren Bilanzierungsaufforderung gleich.<sup>50</sup> Sie bedeutet für den Erzähler eine besondere Herausforderung in der Weise, dass er gewissermaßen gezwungen ist, die Sicht auf sein Leben mit einem hohen Maß an Abstraktion und Komplexität auszustatten. Für Georg beinhaltet dieses Bild eine gewisse „Trauer“, wobei er, um dies zu plausibilisieren, erneut den Blick auf seine Entwicklungsgeschichte in der früheren DDR richtet. Wiederholt sind die thematischen Felder *Elternhaus*, *Schule* und *Armee* in diesem melancholisch wirkenden Kommentarsegment enthalten. Ebenso wird damit auf den Zeitraum Bezug genommen, der für den Erzähler mit jenen lebensgeschichtlichen Phasen verbunden ist, die vor seinem biographischen Wandlungsprozess relevant gewesen sind und die er im Rahmen der Bearbeitung dieser Etappen als problematisch ansieht. Genauer betrachtet, sind es genau die Prozesse, die Georgs institutionelle Erziehung und Sozialisation betreffen. Der Moment, an dem dieser Teil eines ‚traurigen‘ biographischen Wissens zum Vorschein gekommen ist, liegt im Kontext seiner biographischen Arbeit zeitlich sicherlich schon weiter zurück. In der Darstellung wird dieser Moment aber dadurch eingeholt, dass Georg noch einmal seine persönliche Veränderung kennzeichnet, in dem er eine „unaufgeklärte Vergangenheits- mit einer aufgeklärten Gegenwartspektive“ (Riemann 2000/219) kontrastiert („umso mehr ich heute begreife, warum ich heute [so; Einfügung d. Verf.] bin um so mehr werd ich traurig darüber, dass...[usw.; d. Verf.“). Es ist dabei nur zu ahnen, dass die Selbstkonfrontation und schrittweise Aufhellung seiner Entwicklungsgeschichte, also Georgs Eigenbemühungen, mehr Licht und Transparenz in seine Lebens-

<sup>50</sup> Im Zusammenhang der biographischen Auseinandersetzung des Betroffenen kann es sich manchmal im Interview anbieten, diese Art von Bilanzierungsfrage nachzuschieben. Ein Grund dafür ist, dass sich lebensgeschichtliche Erfahrungen, im Besonderen etwa schmerzhaftere Erfahrungsprozesse, biographische Diskontinuitäten oder Brüche, möglicherweise einfacher oder zumindest anders als im Rahmen des kognitiven Ordnungssystems von Sprache, in plastischen Bildern, einer Symbolik oder einer bestimmten Metaphorik reproduzieren lassen. Insbesondere wenn auf den Erzähler ein Fragedruck lastet, der auf eine Verdichtung des Lebens zu einer Gesamtgestalt abzielt, kann die uneingeschränkte Auswahl eines Lebensbildes eine Stillfigur liefern, die dem Versuch einer Gestaltschließung entgegenkommt. Unter Umständen kann sie darüber hinaus neue Narrationen eröffnen.

geschichte zu bringen, gerade im Bereich seines Gefühlslebens mit einer enormen Schmerzhaftigkeit verbunden ist. Bei genauerem Hinsehen fällt in der Transkription z.B. die vergleichsweise Häufigkeit und Länge der Pausen auf (zwei oder drei Sekunden), wodurch der Eindruck entsteht, dass der Erzähler in dieser Situation des Interviews noch einmal von seiner Geschichte emotional erfasst wird und in der Folge kaum eine souveräne Bilanzierungsleistung abrufen kann. Dafür spricht auch das rapide Absinken des Detaillierungsgrades. Die Art und Weise, wie er hier seine lebensgeschichtlichen Erfahrungsprozesse gerafft hintereinander stellt und kaum zu differenzierten Abstufungen gelangt, gibt Grund zu der Annahme, dass der Prozess seiner biographischen Arbeit weiterhin anhält. Dass dieser Prozess nicht abgeschlossen scheint, könnte ferner eine Erklärung dafür liefern, dass der Erzähler bislang nur Andeutungen, aber noch keine vollständige Theorie über seinen biographischen Wandlungsprozess, insbesondere über die Bedingungen und Prozesse seiner Identitätsveränderung entwickelt hat, die er sonst möglicherweise an dieser Stelle präsentiert hätte.

Dieses zweite Bilanzierungssegment soll später im Arbeitsschritt der analytischen Abstraktion noch einmal aufgegriffen werden, wo spezieller noch auf die Schwierigkeiten im Prozess der biographischen Arbeit einzugehen sein wird.

### *Die Entwicklung der weiteren Lebensgeschichte Georg Menzes in der landkommunitären Gemeinschaft*

In der Haupterzählung hat der Erzähler auf die Darstellung des weiteren Fortgangs seiner Lebensgeschichte in der landkommunitären Gemeinschaft Z. verzichtet. Es ist dort nicht thematisiert worden, wie sich sein persönliches Leben weiter entwickelt hat, ob und wie sich seine Vorstellungen von den gemeinschaftlichen Lebens- und Arbeitszusammenhängen in der Landkommune haben umsetzen lassen. Im Nachfrageteil kommt Georg zwar darauf zu sprechen, doch passiert dies nicht in einer freilaufenden 'naturwüchsigen' Erzählweise, wie es bisher weitgehend der Fall war. Die Interviewabschnitte entsprechen eher einem dialogischen 'Darüber-Sprechen' als einem 'Davon-Erzählen' oder Berichten, in deren Textstruktur sich stärker Prozesse und Abläufe abbilden würden. Ein Grund dafür scheint, dass Georg auf ein gemeinsam mit mir geteiltes Wissen zurückgreifen konnte und er deshalb womöglich davon ausging, dass er seinen eigenen Entwicklungsgang und den der Gemeinschaft hier nicht in aller Ausführlichkeit zu rekapitulieren braucht. Insofern sind die Darstellungsabschnitte, die sich insbesondere auf letzteres beziehen, von einem Niveau gekennzeichnet, das bereits ein gewisses Insiderwissen bzw. Kontextwissen voraussetzt. Allerdings soll dies nicht heißen,

dass im weiteren Interviewverlauf zu einem „ExpertInnengespräch“ (Meuser & Nagel 1991) übergegangen wurde, um so beispielsweise das „Betriebswissen“ (Meuser & Nagel 1991/445) zu erkunden, welches sich wiederum einer gezielten Rekonstruktion und Analyse der spezifischen Wissensbestände und Handlungsaktivitäten der Akteure hätte verpflichten müssen.<sup>51</sup> Hingegen hat sich im Interview der Übergang vom immanenten Nachfrageteil, d.h. von den offenen narrativen Nachfragen, die sich primär auf das Erzählte der autobiographischen Stegreifdarstellung konzentrieren, hin zu exmanenten Fragen, die darüber hinaus für den Forschungsgegenstand von Relevanz sind, fließend gestaltet. Im Rahmen dieses Übergangs kam der Erzähler quasi von selbst auf seine Vorstellungen und das Leben in der Landkommune zu sprechen, was in den folgenden Ausführungen aufgezeigt werden soll. Dass die Thematisierung des Landkommunelebens durch den Erzähler zumeist in Form von rückblickenden und z.T. evaluativen Darstellungsteilen erfolgt, scheint nicht zuletzt dem geschuldet, dass Georg sein persönliches Leben und Engagement eng an den weiteren Entwicklungsgang der Landkommune knüpft, er dahingehend die Veränderungen in der Gemeinschaft einzufangen und seine eigene Sichtweise darauf aufzuzeigen versucht. Zum Zeitpunkt des Interviews besteht das Landkommuneprojekt bereits knapp sechs Jahre.

Aus der Anfangserzählung ist bekannt, dass Georg von Beginn an den neuen Lebensentwurf vom Hofkauf und der landwirtschaftlichen Selbstversorgung gemeinsam mit seinem damaligen Offiziersfreund H. entwickelt hat. Es ist ferner bekannt, dass die Hofidee innerhalb der peer-group diskutiert und weiter ausgearbeitet wurde. Die peers sind als direkte Beteiligte für den Aufbau und die Realisierung des Hofprojekts fest eingeplant. Darüber hinaus ist der unvorhergesehene Kontakt mit der Landkommunenbewegung zustande gekommen, der von der Gruppe um Georg in kürzester Zeit intensiviert wurde. Die Landkommunenbewegung trägt insofern eine wichtige Bedeutung, als dass sie das zentrale Anregungs- und Unterstützungsmilieu für die Konkretisierung und Umsetzung der eigenen Projektidee darstellte. Die Teilnahme an den Treffen und der Austausch mit der Bewegung führten in der Folge bald zur Vermittlung eines konkreten Projektangebots. Hier ist der Erzähler explizit auf die Voraussetzungen und Bedingungen eingegangen, die für das Zustandekommen des Hofprojekts relevant gewesen sind. Zudem wurde der Prozess, bis die Gruppe den Zuschlag für das Projekt erhalten hat, ausführlich dargestellt. Ähnlich verhält es sich mit den Prozessen und den aufgetre-

---

<sup>51</sup> Hierauf liegt auch nicht das Interesse der Arbeit, weil es nicht um eine Nachzeichnung aller Arbeitsabläufe, Aufgaben und Tätigkeiten in der Landkommune sowie deren strukturellen Einbettung und Verflechtung in die Lebenszusammenhänge der Gemeinschaft geht, in deren Folge man möglicherweise Elemente und Kategorien eines übergreifenden, weitgespannten „Arbeitsbogens“ (Strauss u.a 1985) einer solchen landkommunitären Gemeinschaft herausarbeiten könnte. Zur methodischen Rahmung des ExpertInneninterviews, mit der ein zentraler Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion geliefert und das in den letzten Jahren immer häufiger im Rahmen von Studien zur Rekonstruktion der professionellen Berufsarbeit und Handlungspraxis angewendet wurde; vgl. Meuser & Nagel 1991/441-471; Meuser & Nagel 2002/257-272.

nen Schwierigkeiten innerhalb der Gruppe. Deren Auseinandersetzung um die Konzeption des Hofprojekts wurde nicht nur durch einzelne, neu hinzugekommene Akteure erschwert, sie führte in der Konsequenz auch dazu, dass sich einige Akteure aus dem Vorhaben wieder herauslösten.

Im bisherigen Interviewverlauf nicht erwähnt ist das beharrliche Engagement, welches Georg bei der Entwicklung und Etablierung eines Arbeitsbereiches in der landkommunitären Gemeinschaft aufgebracht hat. Anfangs noch getrieben von der weitgehend unspezifischen Vorstellung, eine auf Selbstversorgung basierte Lebenspraxis und Landwirtschaft zu betreiben, konzentriert oder besser verlagert sich sein Arbeitsschwerpunkt bald mehr und mehr auf die Tierhaltung (insb. der Haltung von Ziegen) sowie auf die Veredlung der Milchprodukte (insb. Käse, Quark, Joghurt). Andere Teilbereiche der Landwirtschaft (Ackerbau, Gartenbau, Kuhhaltung etc.) oder auch jene Arbeitsbereiche, die neben ihrer primären Ausrichtung entweder der Landwirtschaft zuarbeiten (Fahrzeugtechnik, Werkstatt, Bau) oder auch als Abnehmer der landwirtschaftlichen Produkte fungieren (Hofladen, Projektbildungszentrum, Lernwerkstatt), sind mit anderen Akteuren aus der landkommunitären Gemeinschaft besetzt. Allerdings befindet sich die Landkommune in ihrer Anfangsphase noch in einem sehr dynamischen, experimentierfreudigen Prozess, der zwar schrittweise der Gemeinschaftsfindung dient, nicht aber die erforderlichen Beständigkeiten und Routinen für eine gut organisierte Landwirtschaft hervorbringt. Zudem nimmt die Anzahl der am Aufbau der Landwirtschaft eingeplanten Personen ab, was zwar die tägliche Gestaltung der Arbeitsprozesse maßgeblich erschwert, nicht aber Georgs persönliche Überzeugung von der Richtigkeit seines biographischen Handlungsschemas gefährdet. Nur vereinzelt sind in der Erzählerdarstellung solche Handlungsaktivitäten thematisiert, die Georg hinsichtlich der sozialen Ausgestaltung und Strukturierung der Landkommune unternommen hat. Doch die Art und Weise, wie diese mit den eigenen Vorstellungen von der Realisierung des biographischen Handlungsschemas zusammengebracht wurden, lässt erkennen, dass Georg darum bemüht ist, die Entwicklung 'des Ganzen' im Blick zu behalten. Seine Entschlossenheit, eine Verantwortung für das Gesamtvorhaben Landkommune zu übernehmen, äußert sich nicht zuletzt in seiner Arbeit im Vorstand des Vereins.<sup>52</sup>

---

<sup>52</sup> Dieses u.a. aus der Beobachtung und meinen Hintergrundinformationen her stammende Wissen ist im Interview so nicht explizit dargestellt, konnte der Befragte doch voraussetzen, dass ich aufgrund meiner häufigen Anwesenheit in der Gemeinschaft, was die zentralen Fragen des formalen Aufbaus, der beteiligten Personen und der Organisation der Landkommune angeht, immer annähernd auf aktuellem Stand war. Aus diesem Grund scheint auch ansatzweise nachvollziehbar, dass sich das Gespräch zwischen Informant und Interviewer zunehmend stärker an der Entwicklungsgeschichte der landkommunitären Gemeinschaft orientierte. Diese Richtungsnahe der Unterhaltung konnte nur zu einem Teil durch die Technik relativ offener und auf die Erzählperson zugeschnittener Fragen wieder aufgeweicht werden.

Der Einstieg in den Nachfragekomplex, der sich speziell auf das Leben in der Landkommune konzentriert, erfolgte, indem ich danach fragte, ob Georg seine Beteiligung am landkommunitären Projekt Z. als eine politische Entscheidung betrachten würde. Daraufhin führte der Erzähler in einer längeren Passage wesentliche Argumente für seine damalige Entscheidung ins Feld, wobei er diese Gründe logisch und gut verständlich miteinander in Beziehung bringen kann. Da der Erzähler eine solche Argumentation in ganz ähnlicher Weise schon in der biographischen Haupterzählung entwickelt hat, braucht diese hier nur sinngemäß und in vier zusammengefassten Stichpunkten wiedergegeben werden (vgl. dazu NF 12, 24/32-27/17):

- a) Die Herauslösung aus gesellschaftlichen oder institutionellen Strukturen der Fremdbestimmung auf der Grundlage seiner biographischen Erfahrungen und die Orientierung an der Idee und Vorstellung einer selbstbestimmten und eigenverantwortlichen Lebensweise in Gemeinschaft.
- b) Die Einbettung dieser Orientierung in einen höheren politischen Argumentations- und Gestaltungszusammenhang, der durch die theoretischen Lehren Bahros Bedeutung erfährt.
- c) Entsprechend die Aufnahme und Integration von Sinnelementen der landkommunitären Bewegung in das eigene Sinn- und Orientierungssystem.
  - Der Aufbau kleinteiliger und überschaubarer wirtschaftlicher und sozialer Strukturen mit einer Orientierung an der Subsistenzpraxis.
  - Die Zusammenführung von Arbeit und Leben.
  - Die Gestaltung solidarischer und basisdemokratischer Prozesse und Entscheidungen.
  - Nachbarschaftliche Hilfe und die Erneuerung der ländlichen Kultur.
- d) Die kritische Haltung gegenüber dem neuen gesellschaftlichen System, das nach 1989/90 mit der negativen Tendenz der Massenarbeitslosigkeit in Ostdeutschland verbunden ist.

Im Anschluss an diese recht umfangreiche Erzählpassage bezieht sich die nachfolgende Frage auf die persönlichen Arbeitsaktivitäten in der Gemeinschaft, die den Erzähler nun an einen möglichst frühen Zeitpunkt seines Landkommunelebens heranführen soll.

### **NF 12, 27/18-42**

I.: Du hast ja mit dem H. als einer der ersten im Projekt Verantwortung über einen Arbeitsbereich übernommen da wusstet ihr ja dann schon was ihr wolltet oder-?

G.: Mhm mhm ja (..) also wahrscheinlich hat es uns geholfen unsere Freundschaft von vorher das wir uns klar waren, wir beide wollen zusammenbleiben wir wollen och füreinander da sein auch im Wirtschaftlichen also im Materiellen, wir waren Freunde konnten uns auf dem was wir erfahren haben verständigen so, och mal so uns an

der Brust auszuheulen wenn s mit der Freundin nicht gut ging oder so, (...) und eh aber der Entschluss gemeinsam Landwirtschaft zu machen, wo wir Geld damit verdienen wollten, das war schon eine Qualität ja, phh (...) und ich war damals natürlich noch blauäugig wir wollten uns integrieren in ein Selbstversorgerprojekt ne, (...) das eine richtig marktwirtschaftlich relevante Geschichte wird ham wir zwar, nicht abgelehnt (...) aber das das mal so wird da sind wir rein gewachsen, also ich kann das jetzt rückwirkend sagen ne, ich dachte schon wenn mehr Leute ähnliche Dinge machen, und man sich n paar Produkte austauscht dass man nicht ganz so knallharte Marktwirtschaft erlebt, phh (holt Luft) (3) heute ist es zum Teil dadurch dass das Projekt sich anders entwickelt hat, (...) also hier kein eigener Markt da ist für meine Produkte, ist es anders entwickelt

I.: Ist es stark nach außen orientiert?

G.: Nur ausschließlich außen orientiert, und zum anderen denke ich heute es ist gut sich nach außen zu orientieren von Anfang an, (...) zu wissen man muss sich mit dem was da ist auseinandersetzen man kann nicht darauf hoffen das jetzt irgendwas anders ist und wenn dann muss mans eben selbst entwickeln und da, da waren wir ja angetreten eigentlich ne eigene Wirtschaftsordnung ne eigene, Sozialkultur aufzubauen ne, und wenn uns das nicht gelingt na dann müssen wir eben das Zeug nach außen verkaufen und dort die Kontakte pflegen ne (...) naja

Mit der Frage wird etwas aufgegriffen, was der Erzähler in der autobiographischen Ersterzählung im Zusammenhang der Konkretisierung seines biographischen Handlungsschemas während der Sprachenausbildung bei der Bundeswehr angerissen hatte (vgl. hier Segment 20). Der biographische Entwurf wurde dort dahingehend spezifiziert, dass er mit der Idee und ersten inhaltlichen Vorstellungen von der subsistenten Landwirtschaft, dem Gartenbau und der Tierhaltung verknüpft wurde. Insofern zielt die Frage sowohl auf eine Spezifizierung des Arbeitsfeldes als auch auf die Ratifizierung jener Ambitionen, wie sie mit dem biographischen Entwurf verbunden waren. Auch wenn der Erzähler darauf nicht näher eingeht, wird doch deutlich, dass Georg und sein langjähriger Weggefährte H. mit diesem Anspruch in das Landkommuneprojekt eingestiegen sind. Insbesondere in der Anfangszeit der landkommunitären Gemeinschaft stellt der Akteur H. eine wichtige, wenn nicht die zentrale Bezugsperson dar. Er wird als Freund ausgewiesen, der für den Austausch persönlicher Fragen und Probleme zur Verfügung steht („och mal so uns an der Brust auszuheulen wenn s mit der Freundin nicht gut ging oder so“). Im Zusammenhang dieser Darstellung wird erstmals und auch nur indirekt das Thema Beziehung aufgegriffen, wobei hier weder ein entsprechender Zeitpunkt genannt, noch deutlich wird, ob es sich um die Freundin von Georg, um die seines Freundes H. oder womöglich um derer beiden handelt. Unklar bleibt hier ebenso, ob diese Frauen mit in der Landkommune leben.

Erst im weiteren Erzählverlauf stellt sich heraus, dass Georg in der Gemeinschaft in einer festen Partnerschaft lebt. Eher beiläufig und in einem Argumentationszusammenhang, in dem es eigentlich um die Vorteile des Arbeitsplatzes direkt vor der Haustür geht, wird dort erwähnt, dass er mit seiner Lebensgefährtin ein gemeinsames Kind hat („und was mir ahnungs-

voll irgendwie war wenn ich Familie habe, dann kann ich mir nicht vorstellen ständig wegzufahren über hunderte Kilometer zu meinem Arbeitsort und dann wieder (...) ich will doch, bei meinem Kind dabei sein nor, (...) also das war vielleicht damals noch n bisschen Gespinne weil ich hatte noch keen Kind aber ich wollte ich konnte mir das nicht vorstellen das wollte ich wenn ich s irgendwie anders hinkriegen könnte, dann wollte ich das gerne verwirklichen“; Georg Menze 12, 28/20-26). Weder über die partnerschaftliche Beziehung und das gemeinsame Kind, noch über die Gestaltung des familiären Alltags in der landkommunitären Gemeinschaft werden jedoch Erzähldetaillierungen angeboten.<sup>53</sup> Über das Warum dieser Ausparung kann hier nichts weiter ausgesagt werden. Der Erzähler konzentriert sich ganz auf die Darstellung der weiteren Entwicklung der Landkommune.

Zweifelsfrei, so lässt sich dem Erzähltext entnehmen, scheint in der Freundschaft zwischen H. und Georg ein tiefes Vertrauen gewachsen zu sein. Dieses Vertrauen dient als Basis für ein Verständnis, auch in einem ökonomischen Sinne füreinander Sorge tragen zu wollen. Das qualitativ Neue an der Freundschaft ist also das gemeinsame Betreiben einer Landwirtschaft, wobei diese Zusammenarbeit bald schon ein wirtschaftliches Interesse hervorbringt („und eh aber der Entschluss gemeinsam Landwirtschaft zu machen, wo wir Geld damit verdienen wollten, das war schon eine Qualität ja, phh (...)“). Mit dieser Fokussierung auf die Erwerbsarbeit ändert sich in der Textstruktur die Darstellungsperspektive. Rückblickend wird die damalige Vorstellung und Praxis der Selbstversorgung auf eine gewisse Naivität zurückgeführt, die zwar Anlass für den Einstieg in das Subsistenzprojekt gab, sich aber mittelfristig als unrealisierbar und illusorisch herauszustellen schien.<sup>54</sup> Insofern liefert der Text hier auch eine erste wichtige Problemandeutung über die Veränderungen in der Landkommune, nämlich die tendenzielle Entwicklung der Gemeinschaft von ihrer ursprünglichen Idee eines Selbstversorgerprojekts hin zu einem marktwirtschaftlich funktionierenden Unternehmen („und ich war damals natürlich noch blauäugig wir wollten uns integrieren in ein Selbstversorgerprojekt ne, (...) das eine richtig marktwirtschaftlich relevante Geschichte wird ham wir zwar, nicht abgelehnt (...) aber das das mal so wird da sind wir rein gewachsen,“). So wie der Erzähler hier argumen-

---

<sup>53</sup> Erst mit Nachhinein, als das Tonband ausgeschaltet war, erfuhr ich von Georg, dass das gemeinsame Kind eine Tochter im Alter von vier Jahren ist, dass die Familie zusammenlebt und die Lebensgefährtin, die zwei größere Kinder mit in die Beziehung bringt, mit einigen zwischenzeitlichen Unterbrechungen ebenfalls in der Landwirtschaft arbeitet.

<sup>54</sup> An dieser Stelle muss nachgetragen werden, dass Georgs Freund H. ca. anderthalb Jahre später die landkommunitäre Gemeinschaft wieder verlässt. Sein Ausstieg dürfte zum Zeitpunkt der gemeinsamen Aktivitäten im Rahmen des Aufbaus der Landwirtschaft und Tierhaltung allerdings nicht absehbar gewesen sein. Wie ich später aus Gesprächen erfuhr, begründete sich H.'s Weggang im Wesentlichen durch den seiner Lebensgefährtin, die ebenfalls von Beginn an im Landkommuneprojekt lebte. Dass der Ausstieg von H. im Interview unthematziert bleibt, deutet allerdings auf ein tendenziell schmerzhaftes Ereignis hin, nicht nur weil der Erzähler diese intensive Freundschaft als schier unzertrennlich beschrieben hat, sondern weil insbesondere auch die gemeinsame Vision und der geteilte Zukunftsentwurf in der Landkommune hinfällig wurden. Trotz dieser Erfahrung des Auseinandergehens besteht die Freundschaft noch heute, beide Personen pflegen also weiter Kontakt.

tiert, scheinen insbesondere er und der Freund H. nicht die Personen gewesen zu sein, die langfristig auf der Subsistenzperspektive ausharren und sich erwerbswirtschaftlichen Interessen verschließen wollten. Denn deutlich wird zum einen, dass sie mit der Landwirtschaft Geld verdienen und so zu ihrer eigenen Existenzsicherung beitragen wollten. Zum anderen schienen beide einer Ablösung von der monetär unbefleckten Subsistenzwirtschaft durch ökonomisch effizientere Wirtschaftsformen nicht opportunistisch gegenüber zu stehen. Die Hinfälligkeit der Subsistenzidee, die einst noch Motor für Georgs Beteiligung an der landkommunitären Bewegung darstellte, wird im Erzähltext jedenfalls nicht beklagt. Andererseits werden die persönlichen Erfahrungen mit der Selbstversorgung in der Landkommune auch nicht abqualifiziert oder ins Lächerliche gezogen. Der Erzähler deutet vielmehr erste Gründe für diese Entwicklungen an. Ein wesentlicher Grund wird darin angeführt, dass sich in praktischer Hinsicht zu wenige Personen fanden, die die Bereitschaft und vor allem die Beständigkeit aufbrachten, auf der Subsistenzbasis zu wirtschaften und ihre Produkte untereinander auszutauschen. Dadurch mussten große Lücken im kreislaufwirtschaftlichen Subsistenzsystem entstehen, was zur Folge hatte, dass einzelne Akteure, u.a. auch Georg, die Nachfrage ihrer Produkte erkannten und diese außerhalb der Landkommune verkauften („also ich kann das jetzt rückwirkend sagen ne, ich dachte schon wenn mehr Leute ähnliche Dinge machen, und man sich n paar Produkte austauscht dass man nicht ganz so knallharte Marktwirtschaft erlebt, phh (holt Luft) (3) heute ist es zum Teil dadurch dass das Projekt sich anders entwickelt hat, (..) also hier kein eigener Markt da ist für meine Produkte, ist es anders entwickelt“). Mit dieser Öffnung `nach außen` schien der Anfang vom Ende jener Vorstellungen von der Landkommune als Subsistenzgemeinschaft eingeläutet. Zumindest führte die Öffnung zu einer Vernachlässigung der ursprünglich an subsistenten Strukturen ausgerichteten Anlage der landkommunitären Gemeinschaft, wodurch sich Folgeprobleme ergeben haben dürften. Denn wie der Erzähler es im Weiteren darstellt, sieht er das Konzept, mit dem die Landkommune angetreten ist, nämlich eine „eigene Wirtschaftsordnung [eine; d. Verf.] eigene Sozialkultur aufzubauen“, für gescheitert an. Vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen und seiner heutigen Sicht scheint Georg davon überzeugt, dass der Rückzug auf ein stets anfälliges Subsistenzmodell, die langfristige Existenz einer Landkommune nicht sichern kann. Rückblickend hält er die in der Gemeinschaft vermiedene Auseinandersetzung und Konfrontation mit den bestehenden gesellschaftlichen Strukturen nicht nur für naiv, sondern im Hinblick auf ein gemeinschaftliches Leben, das auch die entsprechenden wirtschaftlichen Grundlagen benötigt, für unausweichlich („und zum anderen denke ich heute es ist gut sich nach außen zu orientieren von Anfang an, (..) zu wissen man muss sich mit dem was da ist auseinandersetzen man kann

nicht darauf hoffen das jetzt irgendwas anders ist und wenn dann muss mans eben selbst entwickeln“). Dabei hat Georg seine persönliche Einsicht in die Notwendigkeit möglichst gefestigter wirtschaftlicher Strukturen der Gemeinschaft erst durch den Erfahrungsprozess gewonnen, wie er eng mit den fehlenden Routinen, Schwierigkeiten und Veränderungen im Entwicklungsverlauf der Landkommune verknüpft war. Seine Haltung zu dieser Entwicklung wird im Folgenden noch deutlich werden.

## NF 12, 29/13-26

I.: Kannst du eine Situation nennen die vielleicht Ausschlag gebend für den Wandel des Projektes war?

G.: Damit es für mich och politisch wichtig wird müsste es die Gewähr haben, (..) ähm (..) das gewisse Ziele verwirklicht werden, (..) und das hat es im Moment für mich nicht also ich schließe nicht aus dass es wieder wichtig wird aber, (..) es ist sowohl für die Teilnehmenden als auch für die die uns betrachten zu sehr experimentell, /I.: Ja/ und es ist jedem selbst überlassen wie er das Experiment wertet sowohl hier innen als auch die uns Betrachtenden, man kann jetzt hier innen sagen das ist chaotisch und die die uns betrachten die sagen s sowieso es is chaotisch, es ist da wenig Vorbildcharakter da, ich kenn ja viel die Stimmung hier im Umfeld ne dadurch das wir hier im Umkreis vermarkten, (..) hat ja n schlechten Ruf n schlechtes Bild, ähm und ich hätte die Sehnsucht (..) dass wir doch n paar Grundsätze finden und Grundprinzipien die uns als Ziel wieder gelten ne, (..) und an den messend wir uns och heranpirschen zur Verwirklichung ne,

Nachdem in dem vorangestellten, hier nicht aufgeführten Darstellungsteil nach der aktuellen politische Relevanz der Landkommune gefragt wurde, sprach sich der Erzähler deutlich gegen eine solche aus und verglich den Ort mit dem Charakter eines herkömmlichen Bauernhofes („also für mich, ist es jetzt ein Ort geworden den ich so mit dem Zustand des Bauernhofes damals (..) jetzt wieder bekomme“; NF 12, 29/2-3; vgl. zus. NF 12, 29/1-12). Aus der heutigen Perspektive des Erzählers trägt die Landkommune Z. also keine besondere politische Bedeutung mehr. Dies muss deshalb erwähnt werden, weil sich so der Redebeginn des Sprechers erschließt. Der Erzähler stellt von selbst noch einmal den Bezug zur vorhergehenden Frage her, in dem er vorausschauend angibt, dass für ihn die Relevanz eines politischen Hintergrunds erst dann gegeben sei, wenn die Gemeinschaft wieder „gewisse Ziele“ in Angriff nimmt, die zuweilen scheinbar verloren gegangen sind. Allerdings erfährt man über keine Konkretisierung der Ziele, wie man sie an dieser Stelle hätte erwarten können. Dafür wird eine Perspektive deutlich, die aufzeigt, dass die gegenwärtige Organisation des gemeinschaftlichen Lebens einen z.T. so experimentellen Charakter trägt, dass die Landkommune von einzelnen Akteuren der Gemeinschaft („die Teilnehmenden“), wie auch von Personen im Umfeld des Projekts („die uns Betrachtenden“) als instabil und chaotisch eingeschätzt wird („und es

ist jedem selbst überlassen wie er das Experiment wertet sowohl hier innen als auch die uns Betrachtenden, man kann jetzt hier innen sagen das ist chaotisch und die die uns betrachten die sagen s sowieso es is chaotisch, es ist da wenig Vorbildcharakter da“). Interessant ist, dass entsprechend dieses Kommentarteils, die Existenz einer ganz spezifischen sozialen Welt mit eigenen Aktivitätskernen ausgewiesen wird („man kann jetzt hier *innen* sagen...“; kursive Hervorhebung an der Stelle von mit; d. Verf.). Dabei stehen die Aktivitäten und Selbstdeutungsschemata in der sozialen Welt in Abgrenzung zu der Welt, die die Landkommune umgibt und auch zu denjenigen Personen, die die soziale Welt der Landkommune sozusagen `von außen´ betrachten. Dass in der öffentlichen Wahrnehmung ein Bild von der Gemeinschaft als ein großes Durcheinander entstanden ist und die Landkommune insbesondere von Außenbeobachtern mit viel Skepsis bedacht wird, kann der Erzähler vor allem deshalb bestätigen, weil er aufgrund seiner Vermarktungsaktivitäten in der Region über Kontakte mit Außenstehenden verfügt und so über deren Eindruck in Kenntnis steht („ich kenn ja viel die Stimmung hier im Umfeld ne dadurch das wir hier im Umkreis vermarkten, (..) hat ja n schlechten Ruf n schlechtes Bild“). Anscheinend dient ihm dieser Kommunikationsaustausch auch als eine Basis für Reflexionen, auf die andere, ausschließlich in der Gemeinschaft lebende Personen nicht zurückgreifen können. Und vermutlich stärker oder zumindest mit anderem Hintergrund als Akteure, die nicht über Fremdperspektiven aus erster Hand verfügen, kann Georg einen kritischen Blick auf die Landkommune werfen.

### NF 12, 29/27-30/29

I.: Mhm ich wollte durch die Frage gerne erfahren ob es einen Zeitpunkt gab wo du das Projekt anders siehst als wie du rein gegangen bist?

G.: Kann ich nicht sagen nee, (..) das is die Gesamtentwicklung (..) also wir sind zu schnell gewachsen das ist klar, (..) zu viele Menschen kamen plötzlich und ließen die Gruppe größer werden, (..) und die Gruppe selbst hatte zu wenig Festigkeit in ihren Grundbausteinen, und damit hat jeder Neue etwas lebendig Schönes aber auch etwas Schwierig Dramatisches wieder eingebracht, so dass (..) mhm naja dass irgendwie der Boden weggerissen wurde ne, /I.: Mhm/ den Boden finde ich jetzt nur noch bei mir selbst wieder (..) was ich therapeutisch och sehr interessant empfinde, aber ich kann jetzt nicht mehr nachempfinden wo stehen die Anderen, (..) wo steht das gesamte Projekt ne, und damit ist für mich jetzt im Moment erstmal der politische Aspekt weggelaufen, (..) ähm mhm (holt tief Luft) also diese schnelle Vergrößerung der Gruppe war eine Ursache glaube ich für ein, (..) zu schnelles Diffuswerden ne, und das andere ist das dass schon so psychodramatische Aspekte hier ne Rolle spielen ne, dass (..) sich einige Leute bestimmten Themen wirklich verschließen und von ihrer Grundstruktur verschließen müssen, (..) sonst würden sie wahrscheinlich zu stark an ein Leid oder an eene Stelle kommen die se nur mit Schmerz ertragen würden wahrscheinlich, (...) also diese ewige Diskussion um, Wirtschaft oder Menschenentwicklung die is mir so was vom Hals raus das, (..) wer das heute noch drischt der glaube ich will an irgendwas

nicht ran, (..) das is wirtschaftlich zu sein schließt überhaupt nicht aus, so ne menschliche Entwicklung voran zu bringen (..) dass der Hof aber Wirtschaftlichkeit braucht das weiß jeder, und (..) dass wir im Moment eher schlampig mit dem Hof umgehen und ihn verfallen lassen als anders, (..) das is einfach meiner Meinung nach Tatsache ja

I.: Was für-

G.: Naja

I.: Sprich ruhig weiter

G.: Na mir is neulich durch den Kopf gegangen, ähh das es och schwierig war wahrscheinlich für die Gruppe, diese einzelnen Momente richtig nachzuvollziehen, wir haben den Hof bekommen dafür, (..) das wir tatsächlich n modellhaftes gesellschaftlich relevantes Ding ausprobieren, wo all diese Komponenten einfließen (..) nämlich lokale Kreisläufe zu gestalten, Heimat zu schaffen (..) für die Menschen die da mitmachen Demokratie auszuprobieren, und parallel auf jeden Fall das menschliche Individuum und die Gruppe ähh (..) in ein na eben zu heilen und bewusst machen zu lassen ne, (..) ähm denn aber kam plötzlich eine bürokratische Instanz die sagte ihr kriegt jetzt den Hof nur (..) von der, Treuhand oder von den Verantwortlichen wenn ihr mal nachweist wie sich das wirtschaftlich tragen soll und das war n völlig neuer Aspekt, /I.: Ja/ wir wussten noch nicht wie wir das Urexperiment gestalten, (..) wir wussten es müssen viele Menschen teilnehmen (..) es müssen viele Handwerker her, damit Selbstversorgung klappt, und es muss n Demokratieverständnis erst jung neu aufgebaut werden ne, und plötzlich erwartete man von uns so ne einschneidende Aussage ne, (..) schon n halbes Jahr später so ungefähr ne, und schon fingen wir an Tag und Nacht zu rechnen, wie sich das tragen soll und in der Tat ham wir das irgendwie hingekriegt, (..) aufgrund der Landwirtschaft der Handwerker die da waren des Bildungszentrums auszurechnen wenn wie so und so viel Kühe halten wenn wir so und so viele Fenster bauen wenn wir so und so viele Seminare geben ne, dann rechnet sich das für die Anzahl von Menschen, (..) damit die versorgt sind, und damit darüber hinaus noch so und so viel Geld für den Aufbau oder Instandhaltung des Gebäudes, (..) mhm na das war n Einschnitt so irgendwie und das ham wahrscheinlich einige gar nicht verstanden, dass das zweierlei Ebenen sind

Die Frage des Interviewers gleicht einer Respezifizierung der zuvor gestellten Frage mit dem Unterschied, dass sie anstatt einer Situation, die für die Veränderungen in der Gemeinschaft ausschlaggebend gewesen sein könnte, nun auf einen Zeitpunkt fokussiert, der für den Erzähler in der Veränderung seiner Haltung zur Landkommune von Bedeutung war. Diese Frage verneint der Sprecher, ohne weiter darauf einzugehen. Mit der Anspielung auf die „Gesamtentwicklung“ („das is die Gesamtentwicklung (..)“), bringt sich der Erzähler jedoch in den Zugzwang, dass er aufzeigen muss, wie sich diese Gesamtentwicklung gestaltet hat und welche Schwierigkeiten es dabei gab:

(1) Ein erster Aspekt, der dahingehend angeführt wird, ist das schnelle Wachstum der Gruppe in kurzer Zeit und in einer Situation, in der die Beteiligten über ein gering ausgeprägtes soziales und organisatorisches Regelwerk verfügten. In diesem Sinne, so meint der Erzähler, hat jede Neueinsteigerin und jeder Neueinsteiger zwar „etwas lebendig Schönes“, gleichermaßen aber auch ein Problempotenzial eingebracht, das für Diffusität hinsichtlich der

Regeln sorgen konnte. Vor diesem Hintergrund wird die Regelanomie in der Gemeinschaft insbesondere auf strukturelle Defizite und soziale Instabilitäten der rasch angewachsenen Gemeinschaft zurückgeführt („und die Gruppe selbst hatte zu wenig Festigkeit in ihren Grundbausteinen“). Als problematisch erweist sich also nicht nur die eher zufällige Zusammensetzung der Gruppe (vgl. Segment 28), sondern ebenso, dass diese nur unzureichend in der Lage war, ihre selbst entsandten Grundsätze und Regeln beizubehalten und durchzusetzen. Zumindest dürften die sozialen und organisatorischen Grundsätze von Beginn an so angelegt gewesen sein, dass sie mit der Neuaufnahme eines Mitglieds schnell hinfällig (Regelwegfall), austauschbar (Regelsubstitution), modifizierbar (Regelgestaltung) oder spezifizierbar (Regelausdifferenzierung oder Entstehung von individuellen Sonderregelungen) werden konnten. Immerhin liefert der Erzähler mit dem Hinweis auf die Dynamik in der Gruppe ein relativ stichhaltiges Indiz für eine sukzessive Auflösung des bestandenem Konzepts, das von allen Mitstreitern anfänglich noch geteilt wurde. Dass wesentliche Stützelemente dieses gemeinsamen Fundaments weg gebrochen sind, wird im entsprechenden Kommentarteil deutlich („mhm naja dass irgendwie der Boden weggerissen wurde ne, /I.: Mhm/ den Boden finde ich jetzt nur noch bei mir selbst wieder (..) was ich therapeutisch och sehr interessant empfinde, aber ich kann jetzt nicht mehr nachempfinden wo stehen die Anderen, (..) wo steht das gesamte Projekt ne, und damit ist für mich jetzt im Moment erstmal der politische Aspekt weggelaufen, (..) ähm mhm (holt tief Luft) also diese schnelle Vergrößerung der Gruppe war eine Ursache glaube ich für ein, (..) zu schnelles Diffuswerden ne,“).

(2) Ein zweiter Problemhorizont eröffnet sich am Beispiel einer in der Akteursgemeinschaft eingeholten Grundsatzdiskussion. Orientierte sich die Landkommune anfangs in der Hauptsache noch auf ein autarkes Leben mit dem Schwerpunkt auf Selbstversorgung, schienen im Laufe der Projektentwicklung unterschiedliche Sichtweisen an Bedeutung gewonnen zu haben. Der Erzähler führt hier zwei zentrale Perspektiven in eine Gegenstanordnung. Diese berührt die Unvereinbarkeit von „Wirtschaftlichkeit“ und „Menschenentwicklung“, die offenbar zu regelmäßigen und konfliktreichen Auseinandersetzungen in der Landkommune führten („also diese ewige Diskussion um, Wirtschaft oder Menschenentwicklung die is mir so was vom Hals raus das, (..)“). Dabei scheint die eine Perspektive davon auszugehen, dass der Einzug wirtschaftlicher Verhältnisse in die Landkommune nicht nur gegen die Subsistenzorientierung verstößt. Vielmehr wird Wirtschaftlichkeit auch als Ausschlusskriterium für die „menschliche Entwicklung“ angesehen. Als Gefahr gelten dabei offenbar Phänomene und Mechanismen, wie sie als Begleiterscheinungen der kapitalistischen Wachstumsgesellschaft auftreten (Naturzerstörung, Entfremdung, Vereinzelung etc.). Das dahinter stehende Szenario

wird damit assoziiert, dass die Gemeinschaft vor allem als soziale Einheit zerfällt und die Solidarität untereinander schwindet. Die andere, vom Erzähler formulierte Perspektive schließt hingegen die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Rentabilität einzelner Arbeitsbereiche in der Gemeinschaft ein. Hintergrund der Argumentation, die den wirtschaftlichen Aspekt in den Mittelpunkt stellt, ist die Beunruhigung des Erzählers über den schlechten Zustand des landwirtschaftlichen Hofes. Dahingehend gilt es durch Wirtschaftsaktivitäten die entsprechenden Finanzen einzuspielen, auf deren Grundlage der drohende Verfall aufgehalten und mittel- oder langfristig erste Sanierungsarbeiten eingeleitet werden können. In den Augen des Erzählers dürfen diese Aspekte nicht ignoriert werden kann. Auch bedeutet dies nicht, dass die sozialen oder zwischenmenschlichen Prozesse auf der Strecke bleiben. Vor diesem Hintergrund dementiert der Erzähler die Gegenstanordnung von „Wirtschaftlichkeit“ und „menschlicher Entwicklung“. Wohl aber besteht diese in der Vorstellung der Akteure, die die Landkommune mit der Einführung wirtschaftlicher Strukturen in Gefahr sehen. In der Darstellung entsteht der Verdacht, dass der Erzähler diesen Personen vorwirft, dass sie sich ihrer Verantwortung für den Hof nicht stellen wollen. Interessant ist dabei die Erklärung, die der Erzähler für ihre Befangenheit anführt. Verantwortlich für die Zurückhaltung oder gar Verweigerung einiger Akteure, so der Erzähler, sei deren mehr oder weniger psychische Verfasstheit, die es ihnen nicht ermöglicht, den ökonomischen Tatsachen ins Auge zu blicken („dass schon so psychodramatische Aspekte hier ne Rolle spielen ne, dass (...) sich einige Leute bestimmten Themen wirklich verschließen und von ihrer Grundstruktur verschließen müssen, (...) sonst würden sie wahrscheinlich zu stark an ein Leid oder an eene Stelle kommen die se nur mit Schmerz ertragen würden wahrscheinlich, (...) also diese ewige Diskussion um, Wirtschaft oder Menschenentwicklung die is mir so was vom Hals raus das, (...) wer das heute noch drischt der glaube ich will an irgendwas nicht ran“).

Nach dem sicher unglücklichen sprachlichen Einwurf des Interviewers (Sprecherwechsel) versucht dieser, den Erzähler zu ermuntern, mit seiner Darstellung fortzufahren (I.: Sprich ruhig weiter). Trotz dieser Unterbrechung scheint der Erzählfaden nicht abgerissen. Der Sprecher signalisiert, dass ihm kürzlich erst einige Gedanken „durch den Kopf gegangen“ seien, wobei vermutet werden kann, dass die Darbietung dessen, was den Erzähler beschäftigt hat, nicht losgelöst von der gerade erörterten Problematik erfolgen wird. Man erfährt, dass der Erzähler es als eine der Hauptschwierigkeiten begreift, dass die Gruppe sich nur unzureichend bestimmte Bedingungen und Prozesse ihrer Entwicklung vergegenwärtigen konnte („ähh das es och schwierig war wahrscheinlich für die Gruppe, diese einzelnen Momente richtig nachzuvollziehen“). Es ist wahrscheinlich, dass der Erzähler auf diese Bedingungen und Prozesse

jetzt zu sprechen kommt, weil er ihre Darstellung benötigt, um die oben skizzierte Problematik zu konkretisieren. Möglicherweise steht er auch unter dem Eindruck, diese Problematik in ihrer Komplexität und in ihren Folgen nicht hinreichend plausibel gemacht zu haben. Aus diesem Grund greift der Erzähler auf eine Illustration der ursprünglichen Rahmenbedingungen zurück („wir haben den Hof bekommen dafür, (...)“). Die Gemeinschaft wollte sich dem Rahmen entsprechend orientieren: an der Entwicklung und Gestaltung lokaler Kreisläufe, an der Schaffung eines ländlichen Ortes und an der Entwicklung solidarischer Umgangsformen und dezentraler Entscheidungsprozessen. Diese Grundprinzipien, mit denen das Projekt seinen Anfang genommen hat, so gibt der Erzähler zu verstehen, wurden nun aber unerwartet von veränderten Bedingungen durchkreuzt, die die Übernahme des Hofes erheblich erschwert haben („ähm denn aber kam plötzlich eine bürokratische Instanz“).

An der Stelle sei noch einmal an den Inhalt einzelner Erzählsegmente aus der autobiographischen Haupterzählung erinnert. Dort hatte der Erzähler davon berichtet, dass die Übergabe des staatlich geförderten Projekts vom Ökodorfverein an den neu gegründeten Verein im Beisein eines Vertreters des Landwirtschaftsministeriums erfolgte (vgl. Segment 27). Später wurde noch deutlich, dass auch der örtliche Gemeinderat Hk.-Stadt unter dem Einfluss des Landwirtschaftsministeriums stand, in dem das Ministerium der Gemeinde Fördermöglichkeiten (Dorfentwicklungsprogramm) in Aussicht stellte (vgl. Segment 30). Voraussetzung dafür war die Zustimmung der Gemeinde zum landkommunitären Projekt. Die Konstellation bestand zu jener Zeit darin, dass sich der landwirtschaftliche Hof staatlicher Hand befand und die Treuhand als Verwalter der Immobilie in Erscheinung trat. Das Ministerium versprach Unterstützung (vgl. die Darstellungssegmente 22, 23, 24).

Es wird nun erkennbar, dass die Unterstützung von ministerialstaatlicher Seite nicht uneingeschränkt erfolgte, denn man erwartete für die Übergabe der Immobilie entsprechende Zahlen, an denen der Nachweis erbracht werden musste, dass sich das Landkommuneprojekt selbst tragen kann. Das Ministerium wollte, nachdem man schließlich dem Projekt zugestimmt hatte, wohl vermeiden, in die Rolle eines Dauergeldgebers zu geraten, der für das Projekt nun weiter die ‚Alimente‘ zahlt. Mit der „bürokratischen Instanz“, von der hier die Rede ist, scheint es sich also um ein Büro im hiesigen Landwirtschaftsministerium zu handeln, dass in Zusammenarbeit mit der Treuhand, einen neuen Bedingungskatalog für den Hoferwerb aufstellte („ihr kriegt jetzt den Hof nur (...) von der, Treuhand oder von den Verantwortlichen wenn ihr mal nachweist wie sich das wirtschaftlich tragen soll“). Die Gemeinschaft, wie mir aus Informationen bekannt

wurde, besaß in der Anfangszeit lediglich einen befristeten Pachtvertrag für die Immobilie und die landwirtschaftlichen Nutzungsflächen. Dadurch befand sich die Landkommune bereits nach einem halben Jahr unter Zugzwang, eine betriebswirtschaftliche Konzeption vorlegen zu müssen („und plötzlich erwartete man von uns so ne einschneidende Aussage ne, (..) schon n halbes Jahr später so ungefähr ne“). Diesen Betriebswirtschaftsplan zu erstellen, schien für die Akteure der Gemeinschaft eine gewaltige Herausforderung, zumal das Projekt anders konzipiert war, die Bemühungen sich bislang darauf konzentrierten, den praktischen Selbstversorgungsalltag und die Sozialität zu organisieren. Plötzlich war die Landkommune (in den Arbeitsbereichen Landwirtschaft, Bau, Handwerk, Bildungszentrum) damit konfrontiert, zeitlich vorausschauen zu müssen – Kalkulationen aufstellen, Investitionen planen, Einnahmen-Ausgaben-Rechnung etc. –, um die wirtschaftliche Rentabilität des Projekts nachzuweisen und so die Garantie des Ministeriums für die Übernahme des Hofes von der Treuhandanstalt zu erhalten. Das gelang schließlich („und in der Tat ham wir das irgendwie hingekriegt, (..) aufgrund der Landwirtschaft der Handwerker die da waren des Bildungszentrums auszurechnen wenn wie so und so viel Kühe halten wenn wir so und so viele Fenster bauen wenn wir so und so viele Seminare geben ne, dann rechnet sich das für die Anzahl von Menschen, (..) damit die versorgt sind, und damit darüber hinaus noch so und so viel Geld für den Aufbau oder Instandhaltung des Gebäudes, (..) mhm na das war n Einschnitt so irgendwie und das ham wahrscheinlich einige gar nicht verstanden, dass das zweierlei Ebenen sind [die Ebene der Wirtschaftlichkeit und die der zwischenmenschlichen Entwicklung; d. Verf.]“). Dass diese Entwicklung die Landkommune auf der einen Seite gesichert, auf der anderen Seite aber auch erheblich verändert hat, scheint ein zentraler Teil der vom Erzähler oben angesprochenen Problematik. Denn genau jenen damaligen „Einschnitt“, so unterstellt der Sprecher, hätten einige Mitglieder der Landkommune nicht realisiert. Anders gesagt, sind sie von der Vorstellung nicht losgekommen, dass der Einzug wirtschaftlicher Strukturen den sozialen und zwischenmenschlichen Prozessen in der Gemeinschaft im Wege stehen würde.

### **NF 12, 30/30-31/3**

I.: Da haben auch einige gar nicht mitgemacht?--

G.: Eben (..) für die war das gar nicht wichtig (..) das haben die Leute die jetzt in dem, Kontakt mit dem Landwirtschaftsministerium standen die ham das jetzt mal schnell machen müssen, der A. die E. und ich und weiß nicht wer noch da, (..) M. hat zum Teil ne Zuarbeit geleistet für das Bildungszentrum, wir haben das so ausgerechnet, (..) und wir ham s sogar noch mal machen müssen später, als es um den Kauf ging hier, (..) ähm das wir mindestens bei der zwooten Berechnung auch mit dem Herzen dahinter standen, (..) das war nicht nur aus den

Fingern gesaugt und hier jetzt geben wir das ab und dann machen wir unsern eigenen Scheiß, (..) sondern wir haben uns dann och zum Teil verbunden mit diesen Zahlen mit dem, weil wir dachten es is ja och wichtig das die Leute die sich hier niederlassen dass die das Geld aufbringen hier das Dach zu decken, und vielleicht das Geld aufbringen um hier an Brot zu kommen, mhm (..) also die die das berechnet haben konnten sich nicht vorstellen das man och sagen kann, ich will gar kein Arbeitsplatz hier und mir ist das egal was mit dem Dach passiert ne, (..) es hat ja och so niemand oder kaum jemand ausgesagt aber das Verhalten, (..) das tägliche war darauf ausgerichtet das es scheinbar egal is, (..) man muss nicht zielstrebig jetzt irgendwie an das sich mit dem verbünden hier, naja (räuspern) jedenfalls war das ne andere Betrachtungsweise als das Ursprungskonzept was Bahro und Biedenkopf ausgeklügelt hatten, (..) die ham ja nicht sehr detailliert gesprochen die ham das ja offen gelassen nor, (..) und an uns lag es hier irgendwas einzurichten, und nun hat jeder seine eigene Lesart, (..) die aber lange nicht lautet Wirtschaftlichkeit oder menschliche Entwicklung ne, wie ich das immer wieder jetzt bei D. oder bei Leuten so sehe

Der Erzähler widmet sich hier den Anfängen einer inneren Spaltung der landkommunitären Gemeinschaft. Nachdem der Interviewer zunächst nachfragt, ob sich einige Personen an der Umsetzung der wirtschaftlichen Orientierung nicht beteiligt hätten, gibt der Erzähler zu verstehen, dass dies für bestimmte Akteure zutrif. Mehr noch, dass diese Personen es als unrelevant ansahen, in der Landkommune eine stabile ökonomische Basis zu installieren („Eben (..) für die war das gar nicht wichtig (..)“). Im Kontrast dazu werden die Gemeinschaftsmitglieder namentlich in die Darstellung eingeführt, die sich bei der Erstellung des wirtschaftlichen Konzepts anscheinend besonders hervorgetan haben (die Personen A., E. und M.). In diesem Zusammenhang berichtet der Erzähler davon, dass der Kauf der Immobilie eine zweite wirtschaftliche Vorausschau vorsah („und wir ham s sogar noch mal machen müssen später, als es um den Kauf ging hier, (..)“). Es wird jetzt deutlich, dass diese zweite wichtige Auseinandersetzung mit den ökonomischen Vorstellungen und Zahlen bei einigen Aktiven dazu führte, auch „mit dem Herzen“ hinter der Sache zu stehen („das war nicht nur aus den Fingern gesaugt und hier jetzt geben wir das ab und dann machen wir unsern eigenen Scheiß, (..) sondern wir haben uns dann och zum Teil verbunden mit diesen Zahlen“). Die Bemerkung, „mit dem Herzen“ dabei zu sein, kann im Sinne eines Identifikationsprozesses verstanden werden, in dessen Kern, die Übernahme einer Verantwortung steht, für sich selbst und den Aufbau des Hofprojekts Sorge tragen zu wollen. Nicht anders sind die Sinnelemente zu verstehen, die der Erzähler mit dieser Aussage in Verbindung bringt: „weil wir dachten es is ja och wichtig das die Leute die sich hier niederlassen dass die das Geld aufbringen hier das Dach zu decken, und vielleicht das Geld aufbringen um hier an Brot zu kommen, mhm (..)“. Freilich beinhalten diese Vorstellungen ein verbindliches Sich-Einlassen auf das gemeinschaftliche Projekt, welches den ganzen Einsatz körperlicher und geistiger Kräfte erfordert. Als schwierig erweist

sich nur, dass die mit dem Identifikationsprozess verbundenen Vorstellungen, in der Landkommune Arbeitsplätze zu schaffen und diese u.a. für die Sanierung der beschädigten Gebäude einzusetzen, nicht von allen Akteuren geteilt wurden. Und genau in diesem Punkt scheint eine der zentralen Ursachen für den Bruch der kollektiven Identität in der Gemeinschaft zu liegen. Denn, so wie der Erzähler es darstellt, existierte bereits von dem Zeitpunkt an, als man wirtschaftlich zu denken begann und entsprechende inhaltliche Vorstellungen entwickelte, kein Konsens mehr über den Kurs und die Ziele des Gemeinschaftsprojekts. Der Landkommune fehlte plötzlich der Richtungssinn, den alle Beteiligten für sich vertreten und in gleicher oder ähnlicher Weise definieren konnten. Offenbar gelang es den Betroffenen auch nicht, diesen schwerwiegenden Konflikt im Vorhinein, d.h. während der intensiven Planungsphase offen zu legen und zu bearbeiten („also die die das berechnet haben konnten sich nicht vorstellen das man och sagen kann, ich will gar kein Arbeitsplatz hier und mir ist das egal was mit dem Dach passiert ne, (...) es hat ja och so niemand oder kaum jemand ausgesagt“). Zumindest schienen sich zu jener Zeit die Aushandlungsbemühungen in Grenzen gehalten zu haben, was sich dann als folgenschwer herausstellte, als man bereits mit einem Bein in den ökonomischen Zwängen steckte, d.h. sich auf das Prinzip der Wirtschaftlichkeit eingelassen hatte. Spätestens dort schlug ins Gewicht, dass einige Akteure wenig Interesse daran zeigten, sich verbindlich in den Arbeitsalltag zu integrieren und an einem Strange mitzuziehen („aber das Verhalten, (...) das tägliche war darauf ausgerichtet das es scheinbar egal is, (...) man muss nicht zielstrebig jetzt irgendwie an das sich mit dem verbünden hier, naja (räusperrn)“). Diese Erfahrungen scheinen für den Erzähler Anlass zur Kritik. Denn die Schwierigkeiten in der Gemeinschaft werden im Wesentlichen darauf zurückgeführt, dass die Akteure, die sich den veränderten Bedingungen nicht stellten, gleichsam auch vom Konzept abgewichen sind und dies auch mit ihrer ganz spezifischen Betrachtungsweise begründen konnten. In ihren Augen stellten „Wirtschaftlichkeit“ und „menschliche Entwicklung“ zwei entgegen gesetzte Orientierungen dar, die als miteinander unversöhnlich aufgefasst wurden. Stellvertretend für diese Perspektive wird der Gemeinschaftsakteur D. erwähnt, der für Georg anfangs noch eine wichtige Orientierungsfigur innerhalb der Landkommunebewegung darstellte (vgl. hier die Erzählsegmente 28 und 29).<sup>55</sup> In Bezug auf die Person D. wird erkennbar, dass der Erzähler über dessen Verdrossenheit und Passivität nicht nur verwundert, sondern vielmehr auch enttäuscht ist, da D. gewissermaßen den von Georg angestrebten Orientierungen und Entwicklungsmöglichkeiten in der Gemeinschaft misstrauisch gegenüber steht, diese vielleicht sogar blockiert („und nun hat

---

<sup>55</sup> In diesem Zusammenhang sei noch einmal an die abschließende Einschätzung erinnert, die der Erzähler hinsichtlich der Person D. im Segment 28 getroffen hatte: „das D. heute noch an dem Punkt steht verwundert mich immer noch ja also, ähm damals war er aber goldwichtig“ (Segment 28, 13/19-20).

jeder seine eigene Lesart, (...) die aber lange nicht lautet Wirtschaftlichkeit oder menschliche Entwicklung ne, wie ich das immer wieder jetzt bei D. oder bei Leuten so sehe“). Mit den aufgezeigten Differenzen liefert der Erzähler ferner eine nachträgliche Erläuterung dafür, dass er sich inzwischen von den Auffassungen des in der Anfangszeit noch rege engagierten Protagonisten D. distanziert hat und eine eigene relevante Perspektive in der Gemeinschaft entwickeln konnte. Für diese neue Perspektive, die vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Herausforderungen in der Gemeinschaft gewachsen ist, stehen Georg einige andere Mitstreiter zur Seite, denen er für die weitere Gestaltung der Landkommune offenbar das Vertrauen entgegenbringt. Diese künftige Entwicklung der Landkommune beinhaltet in den Augen des Erzählers, die Verantwortung für den Hof zu übernehmen, was das Vorhandensein wirtschaftlich klarer und stabiler Verhältnisse erfordert. Dabei befindet er die durch den Druck der Wirtschaftlichkeit entstandene Belastungszunahme nicht als einen grundsätzlichen Antagonismus zu den sozialen und zwischenmenschlichen Prozessen, die für die Entwicklung der Gemeinschaft für ebenso bedeutsam angesehen werden. Dies bestätigt sich auch in der nachfolgenden Textpassage.

### NF 12, 31/25-38

G.: es kann och sein das ich der ich mich für hier entschieden habe und hier bleiben will das ich mich tatsächlich auf einen langsameren Entwicklungsweg begeben ne, (...) das durch die, durch die Anspannung der Wirtschaftstätigkeit tatsächlich, (...) was weiß ich Meditation und Kommunikation zu kurz kommen ne, (...) aber ich will darauf aufpassen das ist mir jetzt seit neuem bewusst geworden das wenn ich schon, (...) die Funktion eh habe einige Prozesse hier mit einzuleiten und och zu organisieren das dort gleichberechtigt zur wirtschaftlichen Orientierung och die menschliche Weiterentwicklung, (...) eine Gleichberechtigung bekommt im Tagesgeschehen oder in Abfolge des Prozesses, (...) also hier laufen ja seit neuem auch ähm jeden Tag ne dreiviertel Stunde Meditation (...) ich schaff s gar nicht jeden Tag und bin immer wieder sauer wenn ich s nicht schaffe, aber das andere is mir ja auch wichtig ne, also sonst bin ich ja im eigenen Widerspruch (...) n Betrieb ins Rollen zu bringen is mir wichtig, und jetzt aber auch die andere Seite zu integrieren seit neuem muss ich sagen ne,

Mit der Fokussierung auf die Bedeutung der spirituellen und sozialen Prozesse in der Gemeinschaft (hier formuliert mit „Meditation und Kommunikation“) deutet der Erzähler gleichsam ein weiteres, wenn auch formal logisches Problem an. Es beinhaltet sowohl einen zeitlichen Aspekt, als auch gewisse logistische Gründe, wie sie im Zusammenhang mit einer effizienten Arbeitspraxis stehen. Denn eine in ökonomischer Hinsicht prosperierende Landwirtschaft führt bestimmte zeitliche Abhängigkeiten mit sich, die es bisweilen nicht ermöglichen, sich an den sozialen und zwischenmenschlichen Kommunikationsprozessen zu beteiligen.

Bestimmte Abläufe in der landwirtschaftlichen Arbeit können sich beispielsweise hinauszögern oder durch unvorhergesehene Ereignisse erschwert werden, müssen mitunter spontan umorganisiert oder gar verschoben werden. Manche Tätigkeiten können in Abhängigkeit von der Mitarbeit oder Zuarbeit durch andere Bereiche und auch spezifischen Personen stehen, für deren Ausfall hin und wieder ein adäquater Ersatz vorhanden sein muss. Die zunehmenden Prozesse der Arbeitsteilung, der Organisation und komplexen Gestaltung des unternehmerischen Wirtschaftens, so die implizit im Erzähltext steckende These, beinhalten immer auch die Gefahr der Vernachlässigung von zwischenmenschlichen Prozessen. Der Erzähler macht auf diesen Spagat aufmerksam, wenn er davon spricht, wie schwer es ihm manchmal fällt, solche kommunikativen Runden in der Gemeinschaft in seinen persönlichen Tagesablauf zu integrieren. So kann er z.B. nur unregelmäßig an den täglichen Meditationstreffen teilnehmen, durch die er wiederum aus seinem eigentlichen Arbeitsrhythmus herausgerissen wird („also hier laufen ja seit neuem auch ähm jeden Tag ne dreiviertel Stunde Meditation (...) ich schaff s gar nicht jeden Tag und bin immer wieder sauer wenn ich s nicht schaffe, aber das andere is mir ja auch wichtig ne,“). Anscheinend steht der Beteiligungs- und Integrationswille zumindest zu einem Teil im Widerspruch zur Realität des harten Arbeitsalltags in der Landwirtschaft, der viel Zeit und Einsatz beansprucht und jene Gefahren in sich birgt, die einige Gemeinschaftsakteure, wie beispielsweise auch D., kritisch anmahnen. Allerdings kann keine Rede davon sein, dass Georg diesen Widerspruch nicht oder auch nur einseitig reflektieren würde. Es scheint ihm vielmehr klar, dass jener Widerspruch in sich nicht auflösbar ist, solange er seiner Arbeit in der Landwirtschaft die notwendige Intensität einräumt. Allerdings weiß Georg sehr genau, wofür er dieses Engagement aufbringt. Denn ausgehend von zwei persönlichen Grundsatzentscheidungen, zum einen an diesem Ort leben zu wollen und sich somit „auf einen langsameren [auch zu verstehen im Sinne von langfristigen; d. Verf.] Entwicklungsweg“ einzurichten, und zum anderen „n Betrieb ins Rollen zu bringen“, verspricht er sich, sowohl für seine eigene materielle Existenz aufzukommen als auch seinen Teil für die Gemeinschaft beizusteuern. Dabei zeigt sich, wie in der folgenden Interviewpassage deutlich wird, dass Georg die Zukunft der Landkommune mit einem Optimismus betrachtet, der die notwendigen realistischen Züge trägt, aber auch Visionen für die Zukunft beinhaltet.

#### **NF 12, 32/34-47**

G.: wenn dass was wir jetzt machen und wir sind Bestandteil der Gesellschaft wir machen etwas was in dieser Gesellschaft üblich ist, phh (holt Luft) wir sind Teil der Gesellschaft dadurch geworden, und noch viel mehr och der Bundesrepublik Deutschland wir sind Unternehmer geworden ne, dass wir jetzt ne neue Kultur reinbringen,

(..) und das Zusammensein von Männer Frauen und Kindern dass wir unsere eigene Kultur finanzieren, und dass wir ideell noch was Spirituelles reinbringen ne, das halte ich für willkommen ne, ja für die Zeit die jetzt reif ist so also es zeigt so es scheint so das es umgedreht ist zu dem was andere wollen (..) die wollen erst das und das, und ich denke jetzt ham wir s so rum gemacht und ähh der so genannte Erfolg hat uns erstmal recht gegeben ne, /I.: Mhm/ wir beginnen jetzt richtig und ham uns vom Arbeitsamt abgemeldet, und es wird noch hart werden sicherlich auf dieser Seite der materiellen Selbstverwirklichung, (..) und jetzt hoffe ich auf die besten Seiten in uns der ideellen Selbstverwirklichung ne, des inneren Potentials(..) mhm (lacht) tja

In der Feststellung des Erzählers, die Landkommune als „Bestandteil der Gesellschaft“ zu begreifen, sind Spuren eines veränderten Selbstverständnisses einzelner Akteure unübersehbar. Auf die äußeren und einige spezifischen Bedingungen dieser neuen Perspektive, wie sie sich auf der Basis der individuellen und kollektiven Erfahrungen im Laufe der Entwicklung der Gemeinschaft herauskristallisieren konnte, ist der Erzähler bereits eingegangen. Im Sinne des Fortbestehens der Gemeinschaft wurde der Einzug des wirtschaftlichen Denkens auch schon hinreichend begründet. Anscheinend deshalb verengt der Sprecher in dieser Erzählpassage die Perspektive etwas schematisch auf ein Bekenntnis zum Unternehmertum, das als eines der Kennzeichen jener neuen Sichtweise ausgewiesen wird. Zumindest liefert er in der Ergebnissicherung den entscheidenden Hinweis auf eine gesellschaftliche Integrationsvorstellung, die er mittlerweile mit dem landkommunitären Projekt unlöslich verbunden sieht („und wir sind Bestandteil der Gesellschaft wir machen etwas was in dieser Gesellschaft üblich ist, phh (holt Luft) wir sind Teil der Gesellschaft dadurch geworden, und noch viel mehr och der Bundesrepublik Deutschland wir sind Unternehmer geworden ne,“). Die soziale Kategorisierung des Unternehmers hat hier allerdings Tiefgang, denn sie nimmt gewissermaßen den paradigmatischen Charakter wieder auf, der weiter oben schon angeklungen ist. An der Kategorie des Unternehmers wird deutlich, dass die Landkommune im Laufe ihrer Entwicklung gesellschaftlich etablierte Strukturen anerkennen musste. Der Erzähler ließ durchblicken, dass diese Erkenntnis einen langwierigen und erfahrungsreichen Prozess der kollektiven Auseinandersetzung in der Gemeinschaft einforderte. Jene Auseinandersetzungen sind bekanntlich nicht nur mit fundamentalen Veränderungen einhergegangen, sondern führten auch zu Prozessen der inneren Spaltung der Gemeinschaft (vgl. hier Segment 28). Denn mit ihrer enormen Dynamik und Entwicklung vom anfänglichen Selbstversorgerprojekt hin zu einem agrarbetrieblichen Unternehmen schien die Landkommune zusehends gezwungen, mit `der Außenwelt` wirtschaftlich in Kontakt zu treten. Eben diese Entwicklung wurde aber nicht von allen Akteuren der Landkommune begrüßt, zumal es das ursprüngliche Anliegen der Gemeinschaft war, sich durch die Subsistenzwirtschaft unabhängig vom Warenkreislauf zu machen. Der Erzähler gab zwar dahingehend nur sparsam Auskunft. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass jene

Akteure mit dem Abschied von der Vorstellung eines reinen Subsistenzprojekts, gleichsam das innere Sinnsystem der Gemeinschaft in Gefahr sahen, worin sich teilweise ihre Verweigerungshaltung begründen würde. Wie der Erzähler beiläufig noch einmal bemerkt, schien für diesen Akteurskreis der Aufbau einer auf Selbstversorgung basierten gemeinschaftlichen Landkultur und Sozialität im Vordergrund zu stehen, ohne – und dies macht auch seine Beanstandung aus –, dass entsprechend der Situation des verfallenden Hofes und der zeitlang ungeklärten Rechtsverhältnisse, die Fragen der Finanzierbarkeit des Gesamtprojekts je diskutiert worden sind. Indessen wird in der Position des Erzählers deutlich, dass der gemeinschaftliche Kulturentwurf ebenso gewünscht, aber den Bedingungen angemessen solide und nachhaltig finanziert werden muss. Mit seinen Worten gesagt, kann nur die „materielle Selbstverwirklichung“, also die Absicherung der individuellen und kollektiven Bedürfnisse der Gemeinschaft, den Ausgangspunkt für eine „ideelle Selbstverwirklichung“ darstellen, in deren Kontext man sich dann mit sozialen, pädagogischen oder spirituellen Themen auseinandersetzen kann („dass wir unsere eigene Kultur finanzieren, und dass wir ideell noch was Spirituelles reinbringen ne, das halte ich für willkommen ne, ja für die Zeit die jetzt reif ist so also es zeigt so es scheint so das es umgedreht ist zu dem was andere wollen (..) die wollen erst das und das,“). Diese Position steht nicht nur entgegengesetzt zu der Haltung anderer Gemeinschaftsakteure, deren Beschäftigung mit solchen Sinngehalten ein stärkeres Motiv für die Beteiligung am Landkommuneprojekt darstellt. Sie unterscheidet sich auch darin, dass die unternehmerische Selbständigkeit und Verantwortung in der Landwirtschaft eine Emanzipation von staatlichen Sicherungssystemen hervorgebracht hat, was der Erzähler als Erfolg wertet. An diesem Kriterium bestätigt sich für ihn auch die Überzeugung von der Richtigkeit der damaligen Entscheidung für die gewerbliche Arbeit, die gegenüber dem distanzierten Teil der Gruppe durchgesetzt werden konnte. Auf dieser Basis ließen sich alle weiteren Planungen aufbauen („und ich denke jetzt ham wir s so rum gemacht und ähh der so genannte Erfolg hat uns erstmal recht gegeben ne, /I.: Mhm/ wir beginnen jetzt richtig und ham uns vom Arbeitsamt abgemeldet, und es wird noch hart werden sicherlich auf dieser Seite der materiellen Selbstverwirklichung, (..) und jetzt hoffe ich auf die besten Seiten in uns der ideellen Selbstverwirklichung ne, des inneren Potentials(..) mhm (lacht) tja“). Mit diesem ergebnissichernden Kommentar, der eine Perspektive auf die Zukunft in der landkommunitären Gemeinschaft wirft, schließt der Nachfrageteil.

## 6.4 Analytische Abstraktion

### 6.4.1 Biographische Gesamtformung

In der Lebensgeschichte Georg Menzes sind drei biographische Hauptprozesslinien von zentraler Bedeutung<sup>56</sup>:

1. Georg Menzes Leben ist zunächst geprägt von einer *familiären und institutionellen Prozessierung sowie Fremdsteuerung*, die bis in die Zeit seiner beruflichen Etablierung als Offizier bei der NVA andauert. Die Herkunftsfamilie, die Schule und die Armee stellen dabei die für seine institutionelle Sozialisationsgeschichte bedeutsamen Instanzen dar.
2. Nach dem gesellschaftlichen Umbruch in der DDR führt die Entwicklung eines *eigenen biographischen Handlungsschemas* zum Ausstieg aus der militärischen Laufbahn bei der Bundeswehr und bald darauf zur *Beteiligung an der landkommunitären Bewegung*.
3. Mit dieser Entscheidung geht ein lang anhaltender und *tief greifender biographischer Wandlungsprozess* einher, der durch eine intensive biographische Arbeit und eine reflexive Bewusstwerdung der eigenen Individuierung gekennzeichnet ist. Im Verlauf der *biographischen Arbeit* gelingt es Menze, sowohl Aspekte der Wandlung seiner Selbstidentität zu vollziehen als auch Elemente seiner ursprünglichen Orientierung an der Idee und Vorstellung von Gemeinschaft zu bewahren. Diese gilt es allerdings unter den veränderten sozialen Bedingungen einer Landkommune ganz neu zu bestimmen und im Alltag zu praktizieren, weshalb er sich u.a. jenen Identitätsveränderungen unterziehen muss.

#### 1. Familiäre und institutionelle Prozessierung der Lebensgeschichte

Eine erste wichtige biographische Prozessstruktur entwickelt sich aus der Wirksamkeit einer vor allem institutionell geprägten Erziehungs- und Sozialisationsgeschichte heraus. Georg Menze wächst in einer Familie auf, die durch das Militär geprägt ist. Neben dem Großvater steht auch der bei der NVA beschäftigte Vater ganz in der militärischen Tradition der Familie. Die Mutter ist als Lehrerin in der Volksbildung tätig. Die Berufstätigkeit beider Eltern führt dazu, dass Georg bereits einige Monate nach der Geburt in eine Wochenkrippe gegeben wird. Später besucht er die Kinderkrippe und den Kindergarten. Mutter und Vater sind zwar die zentralen Bezugspersonen, doch seinem Erleben nach treten sie ihm gegenüber mit einer na-

---

<sup>56</sup> Vorab sei hier die Bemerkung gestattet, dass in der Darstellung der biographischen Gesamtformung Redundanzen auftreten können. Diese sind der Ausführlichkeit und Transparenz der einzelnen methodischen Arbeitsschritte und des Interpretationsgeschehens geschuldet. Ich habe mich für eine detailliertere Variante der biographischen Gesamtformung entschieden, obgleich mir entgegen gehalten werden könnte, dass dies vor dem Hintergrund der strukturellen Beschreibung nicht unbedingt erforderlich wäre.

hezu unüberwindbaren Distanz und Ernsthaftigkeit auf. Georg kann sich z.B. kaum an ein liebevolles und humorvolles Miteinander erinnern. Einen Austausch von Emotionen oder körperliche Zuwendungen hat er selbst zwischen den Eltern nur selten wahrnehmen können. Der Vater bleibt dem Familienalltag aufgrund seiner Berufsausübung als Offizier und Fluglehrer bei der NVA häufig fern. Dennoch nimmt er im Vergleich zur Mutter eine deutlich höhere Bedeutung ein. Der Vater ist es außerdem, der der Mutter eine autoritäre Erziehung des Sohnes vorschreibt und der diese Strenge, wie es Georg spöttisch ausdrückt, „*Kraft seiner Wassersuppe*“ (Georg Menze, 15/20) selbst auch praktiziert. Beide Eltern sind überzeugt von der politischen Weltanschauung des Sozialismus, was sich nicht nur in ihrer Identifikation und beruflichen Verankerung im Institutionssystem der DDR ausdrückt, sondern auch ihre Vorstellungen tangiert, wie die ‚richtige‘ Erziehung auszusehen hat. So ist es selbstverständlich, dass Georg durch die strenge Hand des Vaters frühzeitig an die Normen und Werte der DDR-Gesellschaft herangeführt wird. Für Georg sind diese politisch aufgeladenen Prozesse seiner Erziehung mit einer biographischen Disposition verbunden, die Anforderungen und Erwartungen der Gesellschaft mit der Entwicklung seiner eigenen Identität in Beziehung zu bringen. Dies zeigt sich bereits in der Schule, wo er im Rahmen häufigerer Auseinandersetzungen mit einigen Klassenkameraden eine fast schon patriotische Haltung bezieht und den Staat vehement verteidigt. Zu den abweichenden Mitschülern entwickelt sich gewissermaßen eine Feindschaft, wobei er insbesondere von jenen Kindern Rückendeckung erhält, die ebenfalls aus Offiziershäusern stammen. Seine schulischen Leistungen sind trotz einiger Schwierigkeiten in den naturwissenschaftlichen Fächern gut, aber nicht überragend.

Mutter und Vater sind auch während Georgs früher Adoleszenz die orientierungsleitenden Figuren. Allerdings bezieht sich die Orientierung nicht auf das offenherzige und vertrauensvolle Dasein der Eltern, sondern in erster Linie auf ihre Funktionen und ihren Vorbildcharakter. Denn die Eltern scheinen bisweilen so stark mit dem institutionellen Wesen der DDR verschmolzen, dass sie von Georg auch überwiegend als Repräsentanten von Institutionen wahrgenommen werden. Aufgrund dieser ‚Überpräsenz der Institutionen‘ im Familienleben nehmen die Schule (vertreten durch die Mutter), das Militär und die SED (repräsentiert durch den Vater und Großvater) einen zentralen Stellenwert ein. Genauer gesagt, sind es die von den Eltern vermittelten institutionellen Sinnorientierungen, die mehr noch als die Eltern selbst, d.h. in ihrer Rolle als Mutter und Vater, den wesentlichen Selbst- und Weltbezug im Sozialisationsprozess herstellen. Georg Menze steht deshalb in seinem weiteren Lebensverlauf auch vor besonderen Schwierigkeiten, eine kritische Distanz gegenüber sekundären Sozialisationsinstanzen (hauptsächlich dem Militär) zu entwickeln, weil er auf sie einen nicht unerheblichen Teil der Zuwendungen und des

Liebesbezugs projiziert, den die Eltern (insbesondere der Vater) ihm nicht ausreichend ermöglichen haben. Das ändert sich auch nicht wesentlich, als er mit vierzehn Jahren noch eine Schwester bekommt, zu der sich jedoch keine sonderlich intensive Beziehung entwickelt. Vor diesem Hintergrund erscheint die von Georg am Ende der Schulzeit bekundete Überzeugung einer beruflichen Fortführung der Militärtradition in der Familie geradezu folgerichtig. Seine gesamte adoleszente Entwicklung ist größtenteils schon von den schematischen Konturen dieses biographischen Handlungsschemas gekennzeichnet. Alternative Vorstellungen oder Ideen, die außerhalb einer Laufbahn bei der NVA liegen, existieren zunächst nicht.

Mit der Berufswahlentscheidung und der Konkretisierung des militärischen Berufswunsches richtet sich der Fokus zugleich auf eine kollektive Orientierung im Dienste des Sozialismus. Dass er mit seinen Worten „Für-etwas-Einstehen“ (Georg Menze, 1/12) will, ist dabei nur sinnbildlicher Ausdruck dessen, dass er sein Leben mit einer Aufgabe verbindet, in der nicht die persönliche Entwicklung im Vordergrund steht, sondern der Wille, die Vorstellungen von sich selbst mit den kollektiven Erwartungen der sozialistischen Gesellschaft in Übereinstimmung zu bringen. Man könnte hier auch von einer frühen Konformitätsdisposition sprechen. Dabei kommt ihm entgegen, dass er seine beruflichen Vorstellungen, wie sie speziell mit der Begeisterung für die Fliegerei verbunden sind, entsprechend mit den Prägungen aus dem Elternhaus verknüpfen kann. So steht auch relativ schnell fest, dass die NVA gewissermaßen als Plattform für das Einlösen des Handlungsschemas dient, das er unter den besonderen Bedingungen seiner bisherigen Sozialisation entwickelt hat. In seinem Vorstellungsvermögen spielt dabei zunächst einmal weniger die Ausübung des militärischen Berufes eine Rolle, als vielmehr die Tatsache, den durch die Eltern vermittelten Idealen und symbolischen Werten der DDR-Gesellschaft, einem „heiligen Kosmos“ (Luckmann 1992), folgen zu wollen.<sup>57</sup> Es ist dahingehend nur bezeichnend, dass er, als die beruflichen Planungen als Flugoffizier durch einen medizinischen Gesundheitscheck im Vorfeld der Bewerbung in Gefahr geraten, kurzerhand die Idee entwickelt, eine Laufbahn bei der Staatssicherheit einzuschlagen. Auch wenn die Karriere bei der Staatssicherheit ursprünglich nicht als Wunsch angelegt ist

---

<sup>57</sup> Die früh ausgeprägte institutionelle Orientierung Menzes ist in der Bedeutungshierarchie, die seiner Weltsicht zugrunde liegt, weit oben angesiedelt. Mit Luckmann (1992/Kap. V/108-116) könnte man in diesem Zusammenhang auch von der Ausbildung eines „Heiligen Kosmos“ sprechen: „Wenn ein Individuum in eine Gesellschaft hineingeboren wird, in der ein Heiliger Kosmos zur objektiven Wirklichkeit gezählt wird, so wird er diesen Heiligen Kosmos in Gestalt bestimmter religiöser Repräsentationen verinnerlichen. Die verinnerlichten religiösen Repräsentationen behalten ihren Bezug auf den objektiven Heiligen Kosmos natürlich bei und zeichnen sich vor anderen Deutungsschemata und Verhaltensmodellen durch eine außerordentliche Bedeutsamkeit aus. Im Bewußtseinsfeld ragen sie als eine mehr oder weniger deutlich abgegrenzte Schicht heraus. Dieser Sinn erhellt die alltäglichen Gewohnheiten in den Augen des Individuums und erleuchtet selbst die Unabänderlichkeit der Lebenskrisen. Sowohl die Gewohnheiten wie auch die Krisen werden durch die verinnerlichten religiösen Repräsentationen in einen transzendenten Sinnzusammenhang gestellt und durch die >Logik< des Heiligen Kosmos gerechtfertigt und erklärt. Derart bilden die verinnerlichten religiösen Repräsentationen ein subjektives System letzter Relevanzen und alles überragender Motive. [...] Je deutlicher der Heilige Kosmos innerhalb einer Weltansicht artikuliert ist, um so eher werden die verinnerlichten religiösen Repräsentationen eine verhältnismäßig ausgegrenzte >religiöse< Schicht im Bewußtsein der Individuen ausbilden, die in eine solche Weltansicht hinein sozialisiert wurden“ (Luckmann 1992/110).

und letztlich auch nicht zustande kommt, ist dieser Entwurf doch ein Indiz für seine Bereitschaft, an den inneren Sphären der Gesellschaft zu partizipieren, sich ihr voll und ganz zu verpflichten. Bedeutsam ist diese gedankliche Option vor allem deshalb, weil auch jener berufliche Entwurf bei der Staatssicherheit in einen höheren politisch-institutionellen Sinnzusammenhang eingebettet wäre. Die Realisierung einer beruflichen Laufbahn bei der Staatssicherheit hätte zudem noch eine Distanzierung gegenüber den frühzeitig mit den Institutionen verschwimmenden Eltern bewirken können, da Georg tiefer noch als sie in den Kern des institutionellen Systems der DDR vorgestoßen wäre.

Gleichwohl Georg sein Hobby der Fliegerei nicht zum Beruf machen kann, bleibt ihm die Laufbahn bei der NVA nicht verwehrt. Gegen Ende der Schulzeit sieht er eine berufliche Alternative in einer Offizierslaufbahn als Fluglotse beim Bodenpersonal. Mit der Formulierung dieses Handlungsschemas vor offiziellen Stellen wird ihm der Weg zur Erweiterten Oberschule eröffnet. Dabei scheint für Georg klar, dass die Delegation zur EOS in erster Linie nicht mit dem Resultat eigener schulischer Leistungen verbunden ist, sondern mit der frühen Zusage auf den Offiziersberuf. Allerdings deutet sich zu diesem Zeitpunkt schon an, dass Georg mit seiner Zusage für die NVA-Laufbahn in die Abhängigkeit einer anderen biographischen Prozessstruktur gerät. Das institutionelle Erwartungsschema beginnt dann auch erstmals wirksam zu werden, da die EOS im Zusammenhang mit einer längeren vormilitärischen Ausbildung steht. Dort werden u.a. Kasernen besucht, wo die Bewerber mit gestandenen Offizieren in Kontakt gebracht und mit ersten praktischen Erfahrungen des Berufes konfrontiert werden. In diesem Rahmen kann Georg zwar seine Vorstellungen über die Qualität des Berufes überprüfen und das biographische Handlungsschema erstmals evaluieren. Doch hat die Überprüfung des Handlungsschemas insofern etwas trügerisches, weil Georg ja faktisch nicht wirklich mit der Realität des Offiziersberufes in Berührung kommt. Auch kann er zu diesem Zeitpunkt nicht die Risiken der institutionellen Verfügbarkeit durch die NVA erkennen. Dabei sind es gerade die Anziehungskraft an der herausgehobenen Position, die zugesprochene Verantwortung sowie die Einsicht und Transparenz über die Gestaltung der Laufbahn, die einer gewissen Verführungsstruktur zugrunde liegen. Denn die Realisierung solcher Anreize ist für den Rekruten damit verbunden, einen großen Teil seiner persönlichen Autonomie aufzugeben. Allein die Verpflichtung auf die Offizierslaufbahn stellt sich schon als ein erster Bestandteil dieses Kontrakts heraus, der mit der Teilnahme an der EOS honoriert wurde. So erfolgt auch nach Beendigung des Abiturs die sofortige Verabschiedung zur Offiziershochschule, wo eine umfassende militärische Ausbildung sowie ein Ingenieurstudium für Elektrotechnik und Elektronik auf ihn warten.

Mit dem Einberufungsbefehl und der Vereidigung ist Georgs Leben bestimmt vom Alltag der militärischen Ausbildung. Dieser erweist sich für ihn nicht nur körperlich strapaziös, sondern auch in seelischer Hinsicht als eine Zeit des Erleidens und der Entbehrungen. Erfahrungen, wie Erniedrigung, Bestrafung, Arrest, Drill, Kontrolle, Zwang und Anerkennungsentzug, erinnern im weitesten Sinne an die Szenarien, die E. Goffman im Kontext „totaler Institutionen“ (Goffman 1967) nachgezeichnet hat. Uneingeschränkter Gehorsam und die Akzeptanz der durch die Hierarchie geregelten Machtansprüche sind für diesen Rahmen ebenso typisch wie die beengte Wohnsituation der Rekruten. Sie ermöglicht weder Privatsphäre noch gewährt sie Orte des Rückzugs. Ausgang oder gar Urlaub bleiben Ausnahmeerscheinungen. Damit ist auch klar, dass das biographische Handlungsschema nun immer weniger eine Rolle spielt und vom institutionellen Ablaufmuster der Offizierslaufbahn abgelöst wird. Das Handlungsschema besteht lediglich noch als Motiv, ohne jedoch im Sinne einer Handlungs- und Entscheidungsautonomie wirksam werden zu können. Die NVA ist Triebfeder für die berufliche Karriere, gleichermaßen aber auch der Ursprung für eine Verlaufskurve, die durch die institutionellen Ablaufmuster befördert und prozessiert wird. Einige Ambivalenzen, die Georg bereits während der vormilitärischen Ausbildung verspürt hatte und die er dort noch auf Ungewissheiten zurückführte, wie sie praktisch jeder neue Lebensabschnitt mit sich führt, erscheinen nun in einem ganz anderen Licht. Die Grundausbildung verspricht nicht ansatzweise das, was Georg sich unter dem militärischen Berufsbild vorgestellt und in den vielen Gesprächen mit Führungsoffizieren erzählt bekommen hat. Trotz der widrigen Lebensumstände, die ihn zu diesem Zeitpunkt einholen, existieren keine institutionellen Ausstiegsphantasien. Auch gibt es keine grundsätzlichen Zweifel an der Richtigkeit seiner Berufswahl. Im Gegenteil, in hohem Maße geduldig erbringt Georg die erforderlichen Anpassungs- und Verzichtleistungen. Sie werden als Bestandteil des Kontrakts akzeptiert, der zum Aufstieg innerhalb der NVA verhilft. Dahingehend entwickelt Georg eine Haltung im Sinne von 'Augen zu und durch'. Intuitiv aber spürt er, dass die NVA kaum Gestaltungsspielräume für die Ausbildung einer ganz eigenen Persönlichkeit zur Verfügung stellt. Georg merkt, dass er seine subjektiven Interessen und sein privates Leben stets hinter den kollektiven Erwartungen der Militärorganisation zurückstellen muss. Bisweilen gibt es zwar emanzipatorische Bestrebungen, sich selbst auch unabhängig von seiner Institutionszugehörigkeit zu betrachten (z.B. während des Ausgangs oder im Urlaub). Doch werden solche Entwicklungsschübe immer wieder dann vom institutionellen Ablaufmuster unter Kontrolle gebracht, wenn er seine beruflichen Aufstiegsorientierungen im Kontext der institutionellen Erwartungen zum Ausdruck bringen muss. Um seine beruflichen Ziele verwirklichen zu können, muss sich Georg dem Erwartungsfahrplan unter-

werfen, den eine klassische Offizierslaufbahn vorsieht und für die er die entsprechenden Bereitschaften signalisieren muss. Die Kompromissbereitschaft ist auch der Grund dafür, dass sich seine individuelle Entwicklung fast ausschließlich in der Obhut der Militärorganisation vollzieht. Begünstigt wird dieser Prozess durch das im Elternhaus erworbene Grundvertrauen gegenüber dem Organisationssystem der DDR. Die Tatsache, dass die NVA seinen Vorstellungen nach einem elitären Gemeinwesen entspricht, liefert zusätzliche Anreize. So ist es, alle genannten Gründe eingeschlossen, seine institutionelle „Übersozialisation“ (Erikson 1959 nach Horster 1991/47), die das zentrale Gegengewicht zu den Erleidenserfahrungen während der Grundausbildung darstellt.<sup>58</sup> In diesem Zusammenhang erlangen die Armeekameraden eine hohe Bedeutung als Surrogat für signifikante Andere. Das Kameradschaftssystem erhält den Ersatzcharakter von wirklich tragfähigen Beziehungen zu anderen Personen, insbesondere Freundschaften außerhalb des Militärs. Auch gibt es in dieser Zeit keinen einzigen Hinweis auf eine Partnerschaft, die vielleicht einen Gegenpol zum militärischen Alltag hätte darstellen können. Das Gefühl der Seelenverwandtschaft, gewissermaßen einer „*eingeschweißten Bande*“ (Georg Menze, 18/6) anzugehören, mit den anderen Offiziersbewerbern durch ‚dick und dünn‘ zu gehen und sich für die Kameraden im selben Zug verantwortlich zu wissen, ist auch Ausdruck für die enge Teilhabe der Akteure an einer kollektiven Identität, die ein, wenn nicht das zentrale Bindemittel in der NVA darstellt. Systematischer Bestandteil der Organisation des militärischen Lebens ist dabei ebenso, dass sich mit den Jahren die „*scharfe Schule*“ (Georg Menze, 19/31) lockert, indem den Offiziersbewerbern größere Freiheiten, längere Urlaubszeiten, aber auch eine bessere finanzielle Vergütung eingeräumt werden.

Ganz im Zeichen der militärischen Ausbildung und Laufbahn steht auch das Diplomstudium für Elektrotechnik und Elektronik an der Offiziershochschule. Obwohl sich Georg eigentlich zu keinem Zeitpunkt innerlich mit diesem Ingenieurstudium anfreunden kann und er gemäß der Leistungsschwächen am Gymnasium auch hier Mühe in der Bewältigung der überwiegend technischen und naturwissenschaftlichen Studienfächer aufbringen muss, beweist er in den vier Jahren Hochschule ein enormes Durchhaltevermögen. Diese Zähigkeit

---

<sup>58</sup> Der von Erikson (1959) verwendete Terminus „Übersozialisation“ bezieht sich auf die primäre Ausprägung einer sozialen Identität, während die subjektiven Anteile der Identität den allgemeinen kollektiven Interessen und/oder Erwartungen einer Gesellschaft oder Institution untergeordnet werden (vgl. Horster 1991/47f). Die sich meist an sekundären Sozialisationsinstanzen ausrichtende soziale Identität des Individuums trägt dann insofern die charakteristischen Züge einer ‚Unterindividualisierung‘, als dass die subjektive Identität, welche sich gerade durch eine wachsende Distanzierung und Unabhängigkeit gegenüber Institutionen oder Gesellschaft entfalten kann, eingeschränkt bleibt. Eine möglichst starke Ausprägung dieser sozialen Identität, besonders die daran geknüpften Verhaltensstandards waren im DDR-Staat gewünscht und sind entsprechend von den Organisationen honoriert worden, so z.B. in der Erleichterung von Aufstiegsmöglichkeiten, Gehaltserhöhungen oder gesonderten finanziellen Zuwendungen etc. Gerade weil die subjektiven Identitätsanteile bei einem großen Teil der Bevölkerung so gering ausgeprägt und die Orientierungen am kollektiven Gemeinwohl des Sozialismus so bedeutsam waren, wurde das Leben häufig nicht als Möglichkeit von Selbstverwirklichung aufgefasst, sondern vielmehr im Kontext einer zu bewältigenden Aufgabe verstanden (vgl. Koch 1993/195).

sowie der erhöhte Lernaufwand waren auch vonnöten, weil ein gescheitertes Studium alle persönlichen Investitionen in die militärische Laufbahn aufgehoben hätte.

Seine Parteizugehörigkeit, die Georg im dritten Ausbildungsjahr eingeht, erweist sich nicht als ausgehöhlte Mitläuferschaft oder gar lästiges Übel der Karriere wegen. Auch benötigt es keine Überzeugungsarbeit, um ihn für die SED zu gewinnen. Vielmehr korrespondiert Georgs Mitwirkungsinteresse an der Partei mit seiner Selbstwahrnehmung als politisch denkender Mensch, was fortan dazu führt, dass er die SED auch intellektuell ernst nimmt und sich entschieden mit Fragen ihrer marxistisch-leninistischen Theorie auseinandersetzt. Sein Vertrauen und der Glaube in die Partei sind ungebrochen. Der kollegiale Austausch auf Parteebene stärkt eher noch seine politischen Überzeugungen, die durch Leitungskräfte immer wieder nur bestätigt werden brauchen. Fürsorglich und auf Harmonie bedacht tragen sie vor allem Sorge dafür, dass das von Georg geschenkte Vertrauen in die Partei nicht enttäuscht wird. Immerhin zählt er zum Kader. Die Genossen zeigen ihm andererseits aber auch auf, wie Konflikte in der Partei zensiert und abgehandelt werden, vor allem wie mit abweichenden Einzelschicksalen verfahren wird. Die Partei entwickelt sich neben der NVA zu einem zweiten wichtigen Handlungsfeld, in welchem Georg noch erheblich größere Gestaltungsmöglichkeiten zu erkennen glaubt als im Militär. Mit der erfolgreichen Beendigung der Ausbildung und des Studiums wird er an einen anderen Dienstort versetzt. Damit einher geht ein neuer beruflicher Abschnitt und Status – die Offizierszeit „Junger Leutnant“.

Die Beförderung zum „Jungen Leutnant“ ist für Georg mit einem bisher ungewohnten Maß an Entscheidungsfreiheiten verbunden. Er trägt eine Mitverantwortung für die Ausbildung der Piloten sowie für die technische Ausstattung und Unterhaltung eines Ausbildungsgeschwaders. Seine Arbeit wird finanziell deutlich höher vergütet. Durch die Kulturszene der Kleinstadt angeregt, beginnt sich Georg in seiner Freizeit für Kunst und Theater zu interessieren. Er geht abends häufig aus, lernt das Kneipenleben kennen und kommt mit Personen in Kontakt, die nicht aus den einschlägigen Militär- oder Parteikreisen stammen. Er fängt an, viel und ausgewählt zu lesen. Dieses Leben empfindet Georg so, als wenn er für sich persönlich etwas nachholen würde, was er bis dahin verpasst hat. Parallel entsteht hier schnell das Bedürfnis, den lokalen Kulturbetrieb mitzugestalten. So bleibt die Entdeckung eines eigenen, sinnstiftenden sozialen Milieus nicht als solches, sprich als Freizeitdomäne bestehen, sondern führt zur Mitgliedschaft im Kulturbund, und wenig später auch zur ehrenamtlichen Übernahme eines Amtes im Stadtrat. Viel wichtiger ist aber, dass entlang dieser sozialen und kulturellen Aktivitäten ein dynamischer Prozess eingeleitet wird, in dem er sich als lebendig und der Welt gegenüber offen erfährt. Dieses Erleben ist deshalb von Bedeutung, weil es im Kontrast

zu seiner Selbstwahrnehmung im durchorganisierten Militäralltag steht, wo er im Laufe der Zeit ein förmliches und fast schon leidenschaftsloses Bild von sich entwickelt hat. Für Georg mag sich die Teilhabe am kulturellen und sozialen Leben der Kreisstadt schon als ein erster, vielleicht auch nur intuitiver Distanzierungsvorstoß gegenüber der Übermacht der militärischen Lebenswelt herausstellen. Zumindest bekommt er hier anfänglich eine unterschwellige oder auch halbbewusste Ahnung für die starke institutionelle Besetzung seines Lebens durch die NVA. Trotz allem bleiben die Handlungsrahmen der NVA und der SED weiter bestimmend. Das Gratifikationssystem der DDR wirkt dann entsprechend noch bis in die Zeit des Transformationsprozesses hinein. Während die ersten politischen Bewegungen in der DDR aufkommen, wird Georg zum „Oberleutnant“ ernannt.

## **2. Die Entwicklung eines eigenen biographischen Handlungsschemas und die Beteiligung an der Landkommunalebewegung**

Die Umwälzungen im Land vollziehen sich für Georg in nahezu kompletter Abschottung von den Ereignissen in verschiedenen NVA-Stützpunkten. Während er selbst wenig von den Medienberichterstattungen affiziert ist, herrschen in der NVA Befürchtungen vor einer unkontrollierten Entwicklung auf den Straßen. Dass die militärischen Führungsstäbe unter vorgehaltener Hand einen möglichen Einsatz der Waffen nicht ausschließen, ist nur Ausdruck der kritischen innenpolitischen Situation im Oktober 1989. Bekanntermaßen entspannt sich die politische Lage in der DDR noch Ende des gleichen Jahres. Die Anliegen der Oppositionsgruppen werden öffentlich diskutiert. Im Zuge ihrer Bestrebungen nach Reformen in der DDR werden auch Vorstellungen laut, die NVA in eine demokratische Streitmacht umzuwandeln. In Georg löst dies zunächst Befremdungen aus, da ihm nicht klar ist, welche Veränderungen damit verbunden sein werden. Die Kritik und der politische Druck auf die NVA sind so groß, dass auch in der Armee über grundlegende Erneuerungsprozesse nachgedacht wird. Trotz einigen Unbehagens wecken diese Fremdimpulse in Georg eine gewisse Empfänglichkeit für die historische Möglichkeit einer gesellschaftlichen Reformierung. Diese Reformierung assoziiert er insbesondere auf der Ebene der Institutionen mit einer Neubestimmung der Generationenfolge in der NVA. Sein militärischer Rang gestattet ihm inzwischen, entsprechende Ideen und Reformvorschläge mit zu erarbeiten. Im Kontext dieser Auseinandersetzungen misst er der Entschärfung des repressiven Charakters der NVA, den er einstweilen selbst zu spüren bekommen hat, eine besondere Bedeutung bei. Aus zweierlei Gründen wird jedoch seine Zuversicht wieder gebremst: Zum einen existiert ein grundsätzliches Generationenproblem in der Armee.

Kurz gesagt, die Schaltstellen der Macht sind mit einer Generation von „*verknöcherten Altopfizieren*“ (Georg Menze, 7/25) besetzt, die der nachfolgenden Generation junger Offiziere keinen eigenen Auftrag zur spezifischen Gestaltung ihrer Generationseinheit übergeben. Der jungen Militärintelligenz wurden keine Möglichkeiten eingeräumt, etwas gesellschaftlich-historisch Neues zu bestimmen und eigene Ideen zur Veränderung der Gesellschaft zu entwickeln. In jenem Allokationsprozess sollte auf sie lediglich der ideologische Apparat übertragen werden.

Zum zweiten ist der gesellschaftliche Wandlungsprozess in der DDR bereits so weit vorangeschritten, dass die von den Bürgerbewegungen initiierten politischen Reformen immer unwahrscheinlicher werden und die Volksmassen mehrheitlich den historischen Höhepunkt der Wiedervereinigung ersehnen. Diese Tatsache erweist sich für Georg vor allem deshalb als deprimierend, weil er den politischen Bewegungen in den Tagen und Wochen des Aufbruchs Glauben und Hoffnung schenkt, deren gesellschaftliche Triebkraft im Verlauf der Wende jedoch verloren geht und ihre Potenz bei der Umwandlung der sozialistischen Gesellschaft keine Rolle mehr spielt. Seine Auseinandersetzung mit der Perestroika-Schrift Gorbatschows stellt vor diesem Hintergrund nur den Strohalm einer Suche nach Sinnressourcen dar, die auf eine Bewahrung des Sozialismus abzielt. All die damit verbundenen Hoffnungen werden jedoch von der gesellschaftlichen Entwicklung eingeholt, ja quasi überrollt. Dass nicht nur die NVA, sondern auch die SED als staatstragende Macht ihre sinnstiftende Funktion verliert, stellt für Georg einen weiteren empfindlichen Tiefschlag dar. Konsterniert erlebt er, wie die meisten seiner Parteigenossen der SED enttäuscht den Rücken kehren. Doch ungeachtet dessen, das sich die SED bereits vollständig aus der Armee zurückgezogen hat, hält Georg der Partei die Treue. Sein Engagement in den Parteiversammlungen der SED, wenig später in der umbenannten SED-PDS, beruht dabei nicht auf einer Haltung, die durch Empörung und Protest gekennzeichnet ist. Vielmehr versucht er sich in einer ersten vorsichtigen Auseinandersetzung mit der politischen Vergangenheit der Partei und seiner eigenen Mitverantwortung. Im Rahmen dieser kritischen Auseinandersetzung gelingt es ihm, seine politische Weltanschauung nicht zu verwerfen, wodurch die Partei auch erst als Wirkungsfeld weiter bestehen bleiben kann. Allerdings schützt Georg diese Auseinandersetzung nicht vor einem persönlichen Orientierungszusammenbruch, den er mit dem Zerfall des gesellschaftlichen Systems der DDR erleidet. So begrüßt er zwar die Entpolitisierung und Entideologisierung der Streitkräfte. Doch ist es paradoxerweise gerade diese Tatsache, die für ihn mit einem hohen Grad an Sinnverlust einhergeht, weil die Integration der politischen Orientierungen seinerzeit zur selbstverständlichen militärischen Praxis zählte. Der Kontakt mit anderen Parteigenossen im Wohnge-

biet, die ebenfalls von großer Ratlosigkeit und Verunsicherung betroffen sind, scheint seine Orientierungsschwierigkeiten eher noch zu verstärken.

Nicht weniger problematisch ist für Georg aber noch eine zweite Auseinandersetzung. Sie betrifft seine persönliche Zukunft in der Noch-NVA, die sich in einer Phase der Abwicklung und Neustrukturierung befindet und bald der Bundeswehr angegliedert werden soll. Georg gerät hier in einen Prozess, bei dem er zwischen Ausstieg und Fortführung seiner militärischen Laufbahn abwägen und entscheiden muss. Durch diesen Abwägungsprozess quält er sich mehr oder weniger hindurch, weil es ihm nicht gelingt, eine ernsthafte berufliche Alternative zu entwickeln. Abermals wichtig werden seine langjährigen Militärfreundschaften. Durch ihre Zustimmung und die Solidaritätsbekundungen geben die Weggenossen den Anstoß für Georgs Entscheidung einer vorläufigen Weiterführung der Militärlaufbahn, der sich die meisten der peers ebenfalls verpflichten. Allerdings steht Georg mit dem Übergang von der NVA zur Bundeswehr einem geradezu paradoxen Anforderungsrahmen gegenüber. Der spannt sich auf, weil die Prozesse der eigenen Vergangenheitsbewältigung und die der institutionellen Neuanpassung und Identifikation mit der Bundeswehr zeitlich zusammen laufen. Es ist exakt der Tag der deutsch-deutschen Vereinigung, an dem Georg von der Unvereinbarkeit und besonderen Konstellation der beiden Prozesse eingeholt wird. Denn der Übergang in das Militär der Bundesrepublik und die Neuvereidigung der Soldaten stellt sich im Lichte einer aberwitzigen Inszenierung dar.<sup>59</sup> Über den Verfremdungseffekt hinaus, den die Soldaten im Anblick ihrer neuen Uniformen erleben und der die Zeremonie im Sinne der Identifikation mit der Bundeswehr ad absurdum führt, wird Georg bewusst, dass für ihn ein wesentlicher Stützmechanismus der institutionellen Sinnwelt der DDR weg gebrochen ist – und zwar die hohe Bedeutsamkeit der kollektiven Identität und des Gemeinschaftsbezugs. Noch deutlicher wird dies, als Georg erkennt, dass der Bundeswehr eben jener eindeutige kollektive Identitätskern fehlt, der durch die Vorstellung und das Bekenntnis von der Gemeinschaft in der NVA gegeben war. Er muss erfahren, dass das in der NVA praktizierte Sinn- und Orientierungssystem in keiner Weise in der Bundeswehr verankert ist, ja dass die Bundeswehr über keinen vergleichbaren Sinnhorizont verfügt. Vor diesem Hintergrund kann die Auseinandersetzung mit der freiheitlich-demokratischen Grundordnung der Bundesrepublik auch nur oberflächlich bleiben. Schließlich handelt es sich bei der Bundeswehr um ganz andere Orientierungsvorgaben als in der NVA. Hier wird z.B. dem Einzelindividuum und seiner persönlichen Entwicklung eine viel höhere Bedeutung eingeräumt, wo hingegen der Gemeinschaftsbezug lediglich in Klammern gesetzt ist. Der Bundeswehr liegen keine weltanschaulichen Ideale zugrunde. Sie stellt lediglich einen äußeren Organisationsrahmen zur Aus-

---

<sup>59</sup> Vgl. hier noch einmal die Uniformwechselszene in der bemerkenswerten Hintergrundkonstruktion im Erzählsegment 16, die durchaus Elemente eines absurden Theaters enthält (die HGK S. 8/41-9/9).

übung eines Berufes zur Verfügung. So erklärt sich auch, warum Georg der emotionslose Umgang seiner westdeutschen Kollegen mit der Bundeswehr sowie ihre Zweckgerichtete Berufsauffassung ungemein zweifelhaft erscheint, ja im eigentlichen Sinne unverständlich bleibt. Mehr noch dürften diese Erfahrungen mit fast schon beschämenden Gefühlen verbunden gewesen sein, dass er sich mit dem symbolträchtigen Wechsel des Arbeitgebers gleichsam zu einer Art 'Söldner' hat degradieren lassen. Diese Unvereinbarkeiten werden sicher auch dadurch unterhalten, dass er sich weiterhin für eine Partei engagiert, die inzwischen unter verfassungsrechtlicher Beobachtung steht.

Unabhängig seiner Vorbehalte und jener Widerstand erzeugenden Orientierungsprobleme, die dafür sorgen, dass sich Georg nur schwer mit der Bundeswehr identifizieren kann, beginnt für ihn ein Ausbildungsmarathon, zunächst zum „Bundeswehrfluglotsen“. Etwas später schließt sich eine weitere Ausbildung zum „Europäischen Fluglotsen“ an. Allerdings erlebt Georg das militärische Leben in der Bundeswehr als völlig chaotisch. Grund dafür sind die Umstrukturierungen, die den gesellschaftspolitischen Veränderungen im Land Rechnung tragen. Statt fest umrissener Verantwortungs- und Aufgabenbereiche und klarer Richtlinien herrscht in der 'ostdeutschen' Bundeswehr eine förmliche Regelinflation. Bürokratische Grauzonen und permanente Veränderungen sorgen bei den Soldaten für Unruhe. Erst mit der Abkommandierung zum Bundessprachenamt erhalten Alltag und militärische Qualifikation wieder Struktur und Transparenz.

In diesem Zusammenhang ist auch die Wiederbegegnung der peers bedeutsam. Gemeinsam konzentrieren sich die Monate auf den Schulbetrieb, der ausschließlich für das Erlernen der englischen Sprache vorgesehen ist. Die Sprachenausbildung bleibt zwar weiterhin im institutionellen Rahmen des Militärs. Dieser ist aber trotz der Uniformpflicht und der vorgegebenen Stundenpläne selbst für Bundeswehrverhältnisse wenig verregelt und weist einen fast zivilen Charakter auf. Den peers steht Zeit für die individuelle Freizeitgestaltung zur Verfügung. Die institutionellen Lockerungen tragen für Georg insofern Bedeutung, als dass durch die vorhandenen Freiräume erneut ein Individuierungs- und Verselbständigungsprozess eingeleitet wird. Anfangs ähnelt dieser noch einer nachholenden, teilweise expressiven Jugendphase mit allen erdenklichen Ausschweifungen. Die Sprachenausbildung trägt ferner aber auch den Charakter eines biographischen „time off“ (Schütze 1981/81). Bei seinen Unternehmungen empfindet Georg eine ungeahnte Freiheit und Lebensfreude. Er nimmt sich selbst als gelöst und aufgeheitert wahr, was ihm auch von den peers gespiegelt wird. Bedeutsam ist diese Phase vor allem, weil die positiven Erlebnisse und Erfahrungen der durch den Zusammenbruch der DDR ausgelösten Verlaufskurve entgegenwirken. Die Phase des time off ist darüber hinaus von einer Aus-

einandersetzung begleitet, bei der Georg die Enttäuschungen in der Armee reflektiert und dadurch erstmals eine kritische Distanz gegenüber dem Militär herstellen kann. Von dem deutlichen Gefühl begleitet, dass ihm die Möglichkeiten und Angebote einer Identifikation mit der Bundeswehr fehlen, beginnt er mehr und mehr, nach einem neuen biographischen Entwurf zu suchen. Hier liegt auch der Ausgangspunkt für einen tiefgreifenden und lang andauernden biographischen Wandlungsprozess, dessen erste Phase hier eingeleitet wird.

Im Rahmen der Sprachenausbildung wird der biographische Entwurf von Georg nicht allein entwickelt, sondern er reift gemeinsam mit einem langjährigen Freund aus der Armee. In Konturen existiert die Idee, sich auf ein weitgehend selbstbestimmtes Leben zurückzuziehen, was in der Vorstellung durch den Erwerb eines kleinen Hofes realisiert werden soll. Für die beiden Freunde ist klar, dass sie das „*eigene Leben umstrukturieren*“ (Georg Menze, 10/22) und der Bundeswehr in absehbarer Zeit den Rücken kehren wollen. Diese Idee ist eine Reaktion darauf, dass sowohl die Sinnhaftigkeit ihrer weiteren Beteiligung an der Bundeswehr in Frage steht als auch ihre berufliche Zukunft im Militär ungewiss erscheint. Ebenso fraglich ist, ob die Gemeinschaft der peers infolge der Umstrukturierungsprozesse in der Bundeswehr erhalten bleibt. Eher ist wahrscheinlich, dass die Kameraden künftig getrennt voneinander in andere Dienststandorte abkommandiert werden. All diese Überlegungen speisen sich im Wesentlichen aus zwei Erfahrungshaltungen heraus: Zum einen setzen sie die Bewusstwerdung seiner gebrochenen Anschlussfähigkeit an das westdeutsche Militär voraus. Zum anderen ist die Erfahrung nicht weniger von Bedeutung, dass der Umbau in der Bundeswehr zu gravierenden Irritationen geführt hat. Aus diesem Grund ist es auch nicht verwunderlich, dass Georg in einem letzten Abwägungsprozess mit der Möglichkeit, in den zivilen Flugsicherungsdienst zu treten, die Stressbelastung und die Verantwortung über die neuen technologischen Anlagen von sich weist. Dabei unterstellt Georg den Flugsicherungstechnologien eine hohe Fehleranfälligkeit. Seine klare Position, nach der er beruflich möglich gar nichts mehr mit Hochtechnologien zu tun haben möchte, speist sich jedoch nicht aus einer negativen Stimmungslage. Auch ist diese Haltung nur in zweiter Linie den Enttäuschungen bei der Bundeswehr geschuldet. Sie ist vielmehr das Ergebnis innerer Nachforschungen, die ihn dahin führen, dass er seinen eigenen Beitrag nicht mehr sinnstiftend und verantwortbar einordnen kann. Kurz gesagt, Georg unternimmt den Versuch, realistisch die persönliche Zumutbarkeit der immer komplexer werdenden Anforderungen in der militärischen oder zivilen Flugsicherung zu hinterfragen. Der Ausstieg aus der Bundeswehr wird zu diesem Zeitpunkt zwar faktisch nicht vollzogen, wohl aber auf diese Weise schon begründet und vorbereitet.

Mit der Gegenidee des Hoferwerbs ist weiter verbunden, die biographisch an die Stelle der Eltern getretenen peers aus dem Militär und der jungen PDS-Gruppe mit in das private Leben auf dem Hof einzubeziehen. Gemeinsam mit ihnen wird die Vorstellung entwickelt, sich zunächst auf ein spartanisches Dasein am Hof zurückzuziehen und langfristig etwas Eigenes, quasi Unabhängiges und Selbstbestimmtes zu kreieren. Was dieses Unabhängige und Selbstbestimmte im Kern ausmachen soll, ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht ganz klar. Das *Motiv des Rückzugs* erlangt zunächst dahingehend Plausibilität, dass Georg den kollektivhistorischen Veränderungen in Ostdeutschland mit Skepsis begegnet. Dabei ist es insbesondere die nach 1990 in den neuen Bundesländern einsetzende Massenarbeitslosigkeit, die ein tiefes Misstrauen gegenüber den Versprechungen von wirtschaftlicher und sozialer Stabilität im Land hervorbringt. Vor diesem Hintergrund erklärt sich, dass der biographische Entwurf während der Sprachenausbildung an inhaltlicher Präzision gewinnt, in dem der Gedanke des Rückzugs auf den Hof mit Vorstellungen über Landwirtschaft, Tierhaltung, Gartenbau und Selbstversorgung angereichert wird. Diese schemenhaften Visionen tragen einerseits die Funktion, nicht persönlich von den chaotischen Veränderungen im Land, wie z.B. der Massenarbeitslosigkeit erfasst zu werden. Andererseits verspricht sich Georg mit der Subsistenzorientierten Landwirtschaft, nicht in die Abhängigkeit der staatlichen Sicherungssysteme zu geraten. Auch will er sich nicht vorschnell zur Gründung eines Betriebes verleiten lassen, der den Gesetzmäßigkeiten des freien Marktes unterliegt. Eine Perspektive, die seinerzeit überlegt und verständlich erscheint. Der Rückzug auf den Hof darf also nicht als Ausdruck einer Lethargie oder gar Bequemlichkeit verstanden werden, sondern spricht für einen 'Schritt nach vorn', der durch glaubhafte Suchbewegungen und Neuorientierungen gekennzeichnet ist. Aus dem time off während der Sprachenausbildung kristallisiert sich zunehmend die Prozessstruktur des biographischen Handlungsschemas von der landwirtschaftlichen Hofgemeinschaft heraus. Auch werden die Freiräume bei der Sprachenausbildung nicht mehr für kulturelle Vergnügungen 'vergeudet'. In das Zentrum rückt nun die autodidaktische Beschäftigung mit Lehrbüchern über Landbau, Bodengesundheit und Tierhaltung, womit die Idee von der Landkommune einen klaren Anwendungsbezug erhält. Auch spielt hier das *Emanzipationsmotiv* eine wichtige Rolle, Arbeitsformen und Arbeitsrhythmus der Landwirtschaft selbst bestimmen und gestalten wollen. Das Emanzipationsmotiv ist auch der Ursprung für die spätere Spezifizierung des biographischen Handlungsschemas und in diesem Rahmen wird es wesentlich zum Substanzaufbau seiner beruflichen Professionalität als Landwirt beitragen.

Die Entwicklung des Handlungsschemas wird zunächst aber dadurch unterstützt, dass sich die mittlerweile um Georg formierte Gruppe nach einem landwirtschaftlichen Hof umschauf.

Dieser soll freilich über optimale Bedingungen für das gemeinschaftliche Zusammenleben (speziell der Wohnraumnutzung) und über günstige Voraussetzungen für das Betreiben von Landwirtschaft (Flächennutzung, Hofanlage, Stallungen etc.) verfügen. Erstmals konkret wird das Ganze dann, als Georg während eines Fahrradurlaubs mit Freunden den Kontakt zu Bürgermeistern sucht, die am Verkauf der nach der Wende häufig leer stehenden Anwesen in ihren Gemeinden interessiert waren. Auch wenn sich hier noch nicht die Gelegenheit bietet, eines dieser Grundstücke zu erwerben, sprechen die Bemühungen doch für die Ernsthaftigkeit und Ausdauer, mit der die Umsetzung des Handlungsschemas vorangetrieben wird. Eine besondere Relevanz bekommt in dieser Zeit auch die Verbindung zur lokalen PDS-Szene. Dort sind es überwiegend junge Parteimitglieder, die im Rahmen ihrer Treffen über das Aufkommen einer Gemeinschaftsbewegung in Ostdeutschland diskutieren. Entscheidend ist, dass die Jungmitglieder der Partei Informationen über diese Gemeinschaftsbewegung sammeln und weiter tragen. Die PDS ist es etwas später auch, die der Landkommunenbewegung eine Öffentlichkeit und organisatorische Plattform für Vorträge und Workshops bietet. Es liegt auf der Hand, dass Georg, als er von der Existenz dieser Bewegung erfährt, sofort eine der nächsten Veranstaltungen besucht. In einer nah gelegenen Großstadt hört Georg einen Vortrag von Rudolf Bahro. Wenig später wird er auch an landesweiten Treffen der Landkommunenbewegung teilnehmen, wodurch er mehr und mehr in diese soziale Welt und ihre Aktivitätskerne eintaucht.

Die Berührung mit der sozialen Bewegung erhält im Laufe der Vorbereitungen für die Umsetzung des Handlungsschemas eine wichtige Funktion in mehrerlei Hinsicht. Für ihn persönlich stellt zunächst die Begegnung mit Bahro ein zentrales Ereignis dar. Denn Bahro ist es, der in der Vermittlung seiner theoretischen Lehren wieder einen eindeutigen Sinn- und Orientierungskontext zur Verfügung stellt. Von ihm lernt Georg zwar nicht, wie sich der Aufbau einer Gemeinschaft gestalten lässt und was es dabei besonderes zu beachten gilt. Aber Bahro ist der Lieferant von solchen theoretischen Sinnquellen und Ideen, die Georg mit dem Zusammenbruch des Sozialismus in der DDR verloren gegangen sind. Entsprechend ist es der von Bahro gestiftete Argumentationskontext, durch den der verschüttete Zusammenhang von Gemeinschaft, Solidarität und kollektiver Identität wieder an Bedeutung gewinnt. Der mit Georgs gedanklich beschlossenen Ausstieg bei der Bundeswehr eingeleitete Wandlungsprozess wird innerlich mit einem Sinnhaushalt angefüllt, der die biographischen Kontinuitäten seines Orientierungs- und Identitätssystems nicht unterläuft. Im Gegenteil, diese Kontinuitäten werden anerkannt und wieder in Dynamik versetzt. Aus diesem Grund fällt es Georg auch relativ leicht, sich mit dem inneren Sinnsystem der Landkommunenbewegung, ihren Vorstellungen und Zielen zu identifizieren. Er kann der sozialen Bewegung vor allem deshalb das Vertrauen entgegenbringen, weil

Teile seiner vor allem von Bahro aufgewerteten weltanschaulichen Motive einen neuen Resonanzboden erhalten. Dass der Gedanke von der Gemeinschaftsbildung innerhalb der Landkommunenbewegung als Auftrag vermittelt wird, neue Kulturmodelle mit politischer Relevanz hervorzubringen, dürfte seine Beteiligung an der sozialen Bewegung mit intrinsischen Motiven besetzt haben. Dahingehend gewinnt Georg den Eindruck, dass seine eigenen Vorstellungen mit den Theorien und den Bestrebungen der sozialen Bewegung gut vereinbar sind. Andere Sinnquellen der Landkommunenbewegung, wie der offene Umgang mit Erziehung, Sexualität oder Spiritualität sind und bleiben ihm hingegen befremdlich. Was solche Themen anbelangt, kommt es frühzeitig zur Ausbildung einer Distanzierungshaltung gegenüber der für ihn recht ungewohnten alternativen Szene. Auch bekommt Georg hier schon eine leise Vorahnung, dass es sich bei der Landkommunenbewegung um ein selbstreflexives Milieu handelt, wo der wechselseitige Austausch von Erfahrungen und Gefühlen selbstverständlich praktiziert wird. Allerdings konzentriert sich sein Interesse während der Zusammenkünfte der einzelnen Gruppen der Landkommunenbewegung primär darauf, Informationen und Erfahrungen zum Aufbau, zu rechtlichen Rahmenbedingungen und inneren Organisationsformen einer landkommunitären Gemeinschaft einzufangen. Thematisch ebenso relevant ist für ihn die Einbettung der Gemeinschaften in die sozialen Kooperations- und Netzwerke der sozialen Bewegung, wie auch deren Verbindungen zu gesellschaftlichen Organisationen, Stiftungen oder politischen Parteien. Inspiriert von diesen Eindrücken lässt er sich nun auch offiziell aus der Bundeswehr entlassen. Für ihn bestehen überhaupt keine Zweifel, dass es künftig darum gehen wird, sein biographisches Handlungsschema zu ratifizieren.

### **3. Der biographische Wandlungsprozess im Kontext einer umfassenden intensiven biographischen Arbeit**

In der Gruppe um Georg ist zunächst bedeutsam, welche Personen zum engeren Kreis für das Gemeinschaftsprojekt gezählt werden können. Die Diskussionen in der Vorbereitungsgruppe nehmen dabei einen recht unerwarteten Verlauf. Eine Kontroverse entzündet sich an der Frage nach der Ausrichtung der Gemeinschaft. Abweichende Standpunkte ergeben sich vor allem in der Hinsicht, dass einige Akteure, insbesondere die in Familien Lebenden, stärker auf eine pädagogische und soziale Orientierung der Landkommune drängen, während sich mehrheitlich Singles an der politischen Programmatik der Landkommunenbewegung orientieren. Für die letztere Fraktion steht vor allem die Beschäftigung mit der subsistenz-landwirtschaftlichen Arbeit und Versorgung im Vordergrund. Daraufhin verändert sich die Zusammensetzung der

Gruppe noch einmal. Einige Mitstreiter springen vom Vorhaben ab. Andere Akteure stoßen dem Kreis neu hinzu. Trotz der anfänglichen Turbulenzen bildet sich dann doch ein verbindlicher Kern von Akteuren, die einander Vertrauen schöpfen und in ihren Gemeinschaftsvorstellungen ähnlich gestimmt sind. Sie diskutieren bald nicht nur die Satzung und andere Formalien, die für die Gründung eines Vereins notwendig sind, sondern verhandeln darüber, wie man das soziale Zusammenleben in der Gemeinschaft gestalten will. Ein Ergebnis dieser Aushandlungsprozesse ist die Formulierung eines ersten Grundprofils mit inhaltlichen Schwerpunkten. Das Strategiepapier fällt in eine Zeit, als sich die Landkommunenbewegung gerade im Aufwind befindet und sie ihre politischen Einflüsse geltend machen kann. Diese Konstellation erweist sich insofern als glücklich, als dass Georgs Gruppe über den Kontakt zur Landkommunenbewegung an entscheidende Informationen gelangt. Die Informationen enthalten nämlich u.a. das Angebot eines leer stehenden Hofes, der zur Vergabe an eine landkommunitäre Gemeinschaft ausgeschrieben ist. Es erfolgen zähe Verhandlungen der Gruppe mit administrativen Stellen (Treuhandanstalt, Landwirtschaftsministerium und Gemeinderat). Vorteilhaft ist einerseits, dass Georgs Gruppe den Hof zu günstigen Konditionen erhält, was andererseits den Nachteil mit sich führt, dass es mehrere Auflagen zu erfüllen gibt, so u.a. einen Betriebswirtschaftsplan zu erstellen. Neben der Sanierung der Hofgebäude wird von den Akteuren erwartet, dass sich ihr Vorhaben langfristig selbst trägt. Schließlich beziehen ca. fünfzehn Personen, einschließlich Georg, den Hof und beginnen ihre Arbeit aufzunehmen.

Der Schwerpunkt liegt wie ursprünglich vorgesehen auf der landwirtschaftlichen Selbstversorgung, praktiziert wird eine Gemeinschaftsökonomie, die beinhaltet, dass alle Finanzen über eine zentrale Kasse geregelt werden. In diese Kasse wird je nach Höhe des individuellen Einkommens ein Beitrag eingezahlt und ein Taschengeld monatlich ausgezahlt. Alle Arbeiten werden täglich untereinander aufgeteilt. Allerdings hält die rotierende Arbeitsweise als zentraler Bestandteil der Arbeitsorganisation nicht lange an. Zunehmend kommt es zur Herauskristallisierung von einzelnen Arbeitsbereichen. Für Georg und seinen Freund liegt die Verantwortung im Bereich der Tierhaltung (speziell der Ziegen und Kühe), den sie nun beginnen, systematisch aufzubauen. Das entspricht ganz den Vorstellungen, die beide Offiziersfreunde während ihrer gemeinsamen Zeit beim Bundessprachenamt entwickelt haben.

Parallel zu den Arbeitsprozessen sind die Akteure der Landkommune damit beschäftigt, sich intensiver über die Formen des sozialen Miteinanders zu verständigen. Diese Klärungsrunden sind deshalb vonnöten, weil die Prozesse der Gemeinschaftsbildung immer wieder durch den Zustrom neuer Mitstreiter erschwert werden. Es kommt zu einer Reihe von Regeländerungen und Regelspezifizierungen. Die dynamischen Prozesse in der Gruppe bringen es

mit sich, dass für Georg eine zweite Person aus dem Kreis der Landkommunenbewegung bedeutsam wird. Georg erfährt durch diesen Landkommunarden nicht nur eine Zustimmung seiner biographischen Orientierungen an Gemeinschaft. Jener Akteur bedient auch Georgs rationale Herangehensweise an die Themen der Landkommunenbewegung, indem er theoretisch darlegen kann, was in seinen Augen eine Gemeinschaft auszeichnet. Im Zuge der Aushandlungsprozesse über die sozialen Strukturen und Regeln in der Gemeinschaft ist dieser Protagonist vor allem bestrebt, einen Reflexivitätsanspruch an die Gruppe heranzutragen. Dies tut er auf eine Weise, in dem er seine Erfahrungen aus westdeutschen Landkommunen einbringt und ein Bewusstsein darüber herzustellen versucht, dass das Sich-Einlassen auf Gemeinschaft unzertrennlich mit Prozessen der persönlichen Auseinandersetzung und beständigen Arbeit an sich selbst verbunden ist. Dabei wird Georg deutlich, dass sich die Sinnhaftigkeit von Gemeinschaft in ihrem unmittelbaren Bezug ganz anders niederschlägt, als er es ursprünglich von seiner institutionellen Orientierung in der DDR her kannte. 'Gemeinschaft', wie sie sich hier im Kontext der Landkommunenbewegung darstellt, ist vor allem durch Offenheit, Dynamik und Innovation gekennzeichnet. Für Georg ist die Erfahrung von besonderer Bedeutung, dass Gemeinschaft nicht im technokratischen Sinne vorgegeben ist, sondern unter der Einflussnahme der beteiligten Personen erst hergestellt wird. Er ist aufgefordert, an den sozialen Prozessen der Gemeinschaftsbildung und ihrer Ausgestaltung mitzuwirken. Kurzum, der erfahrene Landkommunarde trägt für Georg die Funktion einer zweiten wichtigen Sozialisationsinstanz in die Landkommunenbewegung, weil er, anders als der Intellektuelle Bahro, im konkreten Handlungsfeld der Gemeinschaft agiert und den Sinnhorizont der sozialen Bewegung in den Alltag der Akteure trägt. Er fordert die Notwendigkeit der inneren Arbeit an der individuellen Identität jedes einzelnen in der Gruppe nicht nur ein, sondern proklamiert diese als eine der wichtigsten Voraussetzungen für das Funktionieren von Gemeinschaft. Im Rahmen dieser Auseinandersetzungen wird Georg dann auch klar, dass für die Beteiligung an der Landkommunenbewegung andere Identitätskonstruktionen erforderlich sind, als es ihm seine bislang an Institutionen ausgerichtete Identität ermöglicht. D.h. seine Orientierungen an der kollektiven Idee von Gemeinschaft gehen nicht verloren, nur merkt er, dass Gemeinschaft in der Landkommune ganz anders begriffen und im sozialen Alltag gelebt wird, als es ihm die Institutionen vermittelt haben. Und diese Tatsache ist es im Wesentlichen auch, die von Georg die Bereitschaft abverlangt, sich auf identitätsspezifische Veränderungen einzulassen.

Auslöser für die Veränderungsprozesse ist dann eine in der landkommunitären Gemeinschaft initiierte Selbsterfahrungsrunde. Abgesehen davon, dass der für Schwung sorgende Land-

kommunarde im Laufe dieser Runden in die Kritik einzelner Gemeinschaftsmitglieder gerät, scheint es gerade sein Charisma und seine soziale Kompetenz, die auf Georg eine überzeugende Wirkung ausüben. Denn beeindruckt durch die von ihm gebotene Selbstpräsentation mit quasi therapeutischen Zügen werden die inneren Identitätsveränderungsprozesse bei Georg angeschoben. Der Mitkommunarde fungiert nicht mehr nur als Ideengeber in der Gemeinschaft, sondern auch als Mentor, der Georg im Prozess seiner biographischen Arbeit zur Seite steht. Erstaunlicherweise erfolgt der Eingang in die biographische Arbeit nicht primär kognitiv. Die Reflexionsprozesse werden vor allem dadurch ausgelöst, dass Georg in der Gruppe zu einer Selbstdarstellung mit autobiographischem Charakter angehalten wird, in deren Verlauf es zu spontanen und ungewöhnlich heftigen Gefühlsausbrüchen kommt. Die Entladungen richten sich dabei vor allem gegen seine Eltern, deren Liebe er sich stets erkämpfen musste und deren autoritäre Erziehungspraxis er kritisiert. Am Höhepunkt dieser nach außen gerichteten Innenschau erlebt sich Georg wie nur selten zuvor emotional ergriffen. Diese Erfahrung stellt ein Schlüsselerlebnis dar, durch das Georg einen Zugang zu seinen inneren Gefühlswelten und Leidensproblemen bekommt. Denn es ist insbesondere die gefühlsmäßige Betroffenheit, die den Anstoß für eine bewusste und differenzierte biographische Arbeit gibt: Dazu zählt, dass der Individuierungsprozess, den Georg mit dem Ausstieg bei der Bundeswehr gewissermaßen unverstanden schon durchlaufen hat, zu Bewusstsein geführt und biographisch durchgearbeitet wird. Dazu gehört ferner die Selbsterfahrungsrunde mit der kritischen Inblicknahme und Wiederaufarbeitung seines Sozialisationsprozesses, angefangen mit den ersten Monaten seines Lebens und den schwerwiegenden Zweifeln an der Wochenkrippe, den Problemen der Erziehung und Kritik an den Eltern, die ihm nicht als selbstverständliche signifikante Andere zu Verfügung standen. Es gelingt Georg, seine institutionelle Sozialisation und Verstrickung innerhalb des politischen Systems der DDR in einen übergreifenden Generationenzusammenhang zu bringen. So glaubt er z.B. insbesondere in zweckrationalen Gesellschaften, eine Gefahr der Instrumentalisierung ihrer Subjekte zu erkennen. Diese allgemeine Erkenntnis jedoch – und das ist das Bezeichnende für die Art und Weise seiner Auseinandersetzung –, wird nicht abstrakt und losgelöst von seiner Person, sondern entlang der eigenen Familienlinie über drei Generationen (Großvater, Vater und Sohn) zurückverfolgt. In diesem Zusammenhang kann Georg den Ballast der familiären Tradition abwerfen. Er tritt aus den Fußstapfen seiner männlichen Verwandten und Bezugspersonen heraus und kommt zu der Einsicht seiner Selbsttäuschung, wie sie weiter mit der institutionellen Verführung und Fremdbestimmung großer Etappen seines Lebens durch das Militär verbunden war.

Was die biographische Arbeit Georg Menzes im Besonderen auszeichnet, ist deren Gründlichkeit. Sie ermöglicht ihm, den Zusammenhang der institutionellen Prozessierung seiner Lebensgeschichte offen zu legen und dahingehend eine kritische Haltung zu entwickeln. Dies bestätigt sich vor allem in den Positionen und Einstellungen, die Georg gegenüber früheren Erfahrungshaltungen einnimmt. So hilft ihm die Bewusstwerdung seiner Individuierung dabei, sich als Person unabhängig von Institutionen betrachten zu können. Er lernt, sich kritisch ins Verhältnis gegenüber Institutionen zu setzen und eigene konträre Standpunkte und Perspektiven zu entwickeln. Ebenso bedeutsam ist, dass Georg im Prozess der biographischen Auseinandersetzung lernt, die sozialen Bedingungen und Erwartungen der Welt um sich herum differenzierter wahrzunehmen. Im Zuge dessen unterzieht er sich und seinem Handeln nicht nur selbst einer Prüfung, sondern versteht es auch, andere Personen in ihren Facetten und unterschiedlichen Rollen zu betrachten. Diese Lernprozesse sind im Wesentlichen dafür verantwortlich, dass Georg in der Landkommune einer zentralen Aufgabe seiner Entwicklungsgeschichte nachkommt: Es gelingt ihm, den lebensgeschichtlich begründeten Einklang von individueller Subjektivität und kollektiven (gesellschaftlichen, institutionellen und/oder gemeinschaftlichen) Erwartungen aufzubrechen und diese statische Figur in eine dynamische Spannung zu versetzen. Damit erhält auch die genuine DDR-Gemeinschaftsorientierung eine neue Qualität. Georg lernt zu unterscheiden, was einerseits für die Entwicklung seiner Identität und für seine Bedürfnisse bedeutsam und was er andererseits in die Gemeinschaft einzubringen bereit ist. Letzteres darf im Sinne seiner Integration und Teilhabe an der Landkommune nicht vernachlässigt werden, bleibt er doch daran interessiert, den künftigen Weg der Gemeinschaft mit zu gestalten. Dahingehend entwickelt er einen scharfsinnigen, fast schon analytischen Blick auf die sozialen und organisatorischen Probleme in der Landkommune. Diese Kompetenz verhilft ihm nicht nur dazu, Schwierigkeiten im Gemeinschaftsleben zu erkennen und entsprechende Handlungsalternativen zu entwickeln. Sie beinhaltet auch eine wichtige Sensibilität, durch die er sich von bestimmten Problemen zu distanzieren und abzugrenzen weiß.

Auch im Aufbau der Landwirtschaft werden Aspekte seines biographischen Wandlungsprozesses deutlich. Das zeigt sich nicht nur an der Zufriedenheit, mit der Georg seine tägliche Arbeit, speziell in der Tierhaltung, angeht. Es sind auch die Ideen und Visionen, die Georg mit der Landwirtschaft verbindet und in die Zukunft entwirft. Seine Motivation wird durch eine vom Arbeitsamt finanzierte Umschulung zum Landwirt unterstützt. Die „*Zusammenführung von Leben und Arbeit*“ (Georg Menze, 29/4) erlangt bei seinen Aktivitäten ein besonderes Gewicht. Dabei räumt er der wirtschaftlichen Stabilität seines Arbeitsbereiches bald den Vorrang

gegenüber der kleinteiligen Subsistenzpraxis ein. Das ist auch der Anfang einer Vorstellung vom beruflichen Aufstieg und der Entwicklung eines neuen beruflichen Selbstbildes, die mit einer Verprofessionalisierung der Landwirtschaft assoziiert werden. Die landwirtschaftliche Arbeit stellt nun längst nicht mehr die Spielwiese für Rückzug und Experimente dar, sondern erhält zunehmend die Bedeutung einer betriebswirtschaftlichen Organisation mit Existenzsichernden Arbeitsplätzen. Der Weggang seines langjährigen Freundes, mit dem er die Landwirtschaftsidee geplant und begonnen hatte, ist zwar emotional schwer, bringt aber die weitere Umsetzung seines Handlungsschemas nicht in Gefahr. Dahingehend spielt sicherlich eine Rolle, dass Georg in der Landkommune eine feste Partnerschaft eingeht. Seine Freundin teilt das Interesse an der Landwirtschaft. Durch die Geburt der gemeinsamen Tochter erhält diese Beziehung einen familiären Rahmen. Um den Lebensunterhalt der Familie zu finanzieren, intensiviert Georg seine Bemühungen in der Landwirtschaft. Das betrifft sowohl die individuellen als auch die kollektiven Prozesse der landwirtschaftlichen Professionalisierung, die nun immer stärker miteinander verwoben sind bzw. in ihrer Entwicklung parallel verlaufen.

Obgleich die Familienkonstellation eine wichtige Abgrenzung gegenüber der Gemeinschaft darstellt, führt sie nicht zum Rückzug ins Private. Georg beteiligt sich nach wie vor am Gemeinschaftsleben. Als Vertreter der Landwirtschaftsgruppe sitzt er im Plenum, um die Interessen seines Arbeitsbereiches zu vertreten. Auch ist er zuverlässiger Partner in der Vereinsarbeit, wo Ideen und Vorschlägen zur Entwicklung der Landkommune erarbeitet werden. Sein Engagement, insbesondere in der Landwirtschaft, bringen ihm bald Anerkennung und Respekt der Kommunarden, gleichwohl die Anforderungen innerhalb des immer komplexer und effizienter organisierten Arbeitsbereiches zunehmen. Nachdem die Landkommune für Georg zunächst den Charakter eines Rückzugsterritoriums besaß, gebührt diese Bestätigung durch Andere vor allem der geradlinigen Einlösung seines Handlungsschemas von der eigenständigen landwirtschaftlichen Arbeit. Dass Georg die anfangs noch Halt und Sicherheit spendende landkommunitäre Gemeinschaft tatsächlich als Sprungbrett nutzen konnte, seine persönlichen Ziele und Lebensvorstellungen umzusetzen, zeigt sich auch in der späteren Herauslösung des landwirtschaftlichen Arbeitsbereiches aus dem Verein. Aus der kritischen Betrachtung heraus erkennt Georg, dass die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen vor der Landkommune nicht Halt machen und auf der Basis diese Einschätzung initiiert er mit einigen Gleichgesinnten die Umwandlung des Landwirtschaftsbereiches in eine GbR. Damit löst er sich auch vom Grundsatz der Subsistenzarbeit und geht vollständig auf den Handlungsmodus der landwirtschaftlichen Professionalität über, was neue Organisationsformen, neue Regeln und Routinen der Arbeit hervorbringt. Damit verbunden ist die Fokussierung auf Sachnot-

wendigkeiten, auf klare Verantwortungs- und Funktionsteilung sowie auf die Steigerung der Arbeitsproduktivität. Effizienz und Wirtschaftlichkeit werden nun als zentrale Orientierungen wirksam. Innerhalb der Landkommune führt diese als Abspaltung wahrgenommene Ausgliederung zu größeren Konflikten. Georg wird in seiner unromantischen Wirtschafts- und Organisationsmentalität hart attackiert und der Weg in die Haupterwerbslandwirtschaft ihm nur widerwillig und mit vielen Auseinandersetzungen geebnet. Doch ist das spezifizierte (berufliche) Handlungsschema der Erwerbslandwirtschaft vor allem eine Reaktion auf seine Enttäuschung, dass es in der Landkommune misslungen ist, eine organisatorische Plattform für wirtschaftliche Austausch- und Kooperationsprozesse zu bilden. Damit ist nicht verbunden, dass Georg seine intrinsischen Motive, die er mit der Landkommunenbewegung hegt, aufgibt oder sie gegen utilitaristische eintauscht. Mit der GbR existieren keine ausschließlich an Eigennutz orientierten Interessen. Vielmehr versteht Georg die Initiative zur GbR-Gründung darin, dem Realitätsprinzip ins Auge zu blicken. Immerhin war man in der Landwirtschaft bereits an Umsatzgrenzen gestoßen, die rechtlich nicht mehr mit der Gemeinnützigkeit des Vereins verträglich waren. Abgesehen davon, dass auch keine anderen Alternativen zur Ausgliederung der Landwirtschaft bestanden haben, erkennt Georg in den marktwirtschaftlichen Aktivitäten einen wesentlichen Vorteil. Er verspricht sich davon, nicht nur den eigenen Arbeitsplatz zu sichern, sondern auch das Fortbestehen und vor allem die Handlungsfähigkeit der Landkommune (Investitionen, Reparaturen, Sanierungsarbeiten etc.) zu gewährleisten. Insofern offeriert Georg die Notwendigkeit der Schaffung von wirtschaftlich stabilen Grundlagen als eine der wichtigsten Aufgaben, die die landkommunitäre Gemeinschaft künftig zu bewältigen hat.

#### **6.4.2 Aspekte autobiographischer Thematisierung**

##### **Selbstthematisierung in Form biographischer Arbeit**

Geht man der Frage nach der Struktur seiner Selbstbeschreibung im Interview nach, ist besonders auffällig, dass Menze die entsprechenden Markierungen setzt, die auf seinen biographischen Wandlungsprozess hinweisen, ohne dass er selbst diesen Wandlungsprozess explizit, d.h. ausführlich und systematisch nachzeichnet. Die Erzähldarstellung ist in großen Abschnitten durch eine intensive biographische Arbeit gekennzeichnet, in der die Perspektivendifferenz von früher zu heute immer wieder zum Ausdruck gelangt. Insbesondere in den Kommentarteilen werden die verschiedenen Erfahrungsebenen und Perspektiven der Vergangenheit denen der Gegenwart gegenübergestellt. Die Perspektiven werden miteinander

verglichen und z.T. auch Bewertungen unterzogen. Darin enthalten sind auch solche Veränderungen oder Kontinuitäten, die sein Selbstbild, also die eigene Vorstellung von seiner Persönlichkeit betreffen. So beschreibt sich Georg einmal, als er z.B. bei einem der ersten Treffen der Landkommunenbewegung mit Befremdung auf das tanzende und singende alternative Milieu trifft, als „so n starrer verknöcheter“ (Georg Menze, 12/35), wobei er in dieser Selbstwahrnehmung kritischermaßen auf seine institutionelle Prägung durch das Elternhaus und die NVA aufmerksam macht (vgl. hier die nicht zu übersehende Parallele zum Kommentar am Beginn des 8. Segments: „ja also ich bild mir ein dort [in der NVA; d. Verf.] ziemlich verknöchert so in das weitere Leben rein gekommen zu sein so immer, steif und sehr selbst kontrolliert und naja s war auch n Unwohlsein so gegenüber solchen (..) gegen der freien lebendigen Welt so ne, und hab mir das versucht och zu rechtfertigen dass ich was Wichtiges tue etwas, Sinnvolles und dass, das was ich mache eben gut is (..) ne das musst ich mir immer wieder och einreden, ich hatte keen Zweifel am großen Ganzen so, (..) aber dass mein persönliches Leben dabei n bisschen mies wegkam das hab ich damals nicht so richtig bemerkt ne“ Georg Menze, 3/40-46). Ein anderes Mal, als Georg bei einem Vortrag Bahros seine verloren geglaubten Sinnorientierungen wieder entdeckt, bekennt er, sich immer schon als einen „politischen Menschen“ (Georg Menze, 11/40-41) eingeschätzt zu haben. Hier kann er etwas biographisch Beständiges in seiner Identitätskonstruktion herausstellen. Auf der Basis seiner politischen Orientierungen gewinnt die Landkommunenbewegung für ihn überhaupt erst an Bedeutung. Denn die Landkommunenbewegung stiftet einen Sinn- und Orientierungszusammenhang, durch den sich Menze in seinem politischen Bewusstsein angestoßen fühlt. Zu keiner Zeit wollte er, wie er es z.B. den „Zerlumpten“ und „abgefrackten Typen“ (Georg Menze, 11/35) im alternativen Milieu der Landkommunenbewegung unterstellt, aus der Gesellschaft `aussteigen`. Vielmehr thematisiert er sich als „normalen Bürger, [der sich, d. Verf.] normal kleiden, [sich, d. Verf.] gut artikulieren“ (Georg Menze, 11/37) konnte und der sich die Ideen der sozialen Bewegung für die Aufwertung und Unterstützung seines biographischen Handlungsschemas zunutze machen wollte. Es ist nachvollziehbar, wenn Georg davon spricht, dass die Landkommunenbewegung in ihm wieder einen „politischen Zusammenhang [...] aufgebaut hat“ (Georg Menze, 11/41-42), weil er viele ihrer kollektiven Sinnelemente mit seinen eigenen Identitätsvorstellungen verknüpfen kann. Allerdings erfordert dies eine intensive persönliche Auseinandersetzung, weil Georg seine bisherigen gemeinschaftlichen Handlungs- und Orientierungsmuster in der Landkommune nicht unbearbeitet beibehalten und praktizieren kann.

## **Die Bestimmung des Verhältnisses von `Ich` und `Wir` als Kernproblem der biographischen Arbeit**

Gleichwohl es unbestritten der kollektive Anreiz ist, der den Weg in die Landkommunenbewegung bahnt, scheint sich diese Bedeutung im Laufe seiner Beteiligung abzuschwächen. Auch wird Georg die Existenz der landkommunitären Gemeinschaft weniger mit einem politischen Auftrag verbinden. Deren Relevanz verschiebt sich zugunsten einer Vorstellung vom Bauernhof und dem einfachen bäuerlichen Leben. Die Relevanzverschiebung ist ein Ergebnis der genaueren Prüfung und Spezifizierung seines biographischen Handlungsschemas, bei dem es ihm gelingt, seine praktischen Vorstellungen im Aufbau einer Tierhaltung umzusetzen. Frühzeitig besteht der Wille, eine eigene Initiative und Verantwortung zur Sicherung seines Arbeitsplatzes zu entwickeln. Diese Intentionen erlangen durch die Partnerschaft und die Geburt seiner Tochter eine besondere Gewichtung. Ebenso entscheidend ist aber, dass diese, durch seinen Wandlungsprozess ermöglichte Entwicklung nicht dazu führt, dass Georg die solidarische Gemeinschaft aus den Augen verliert. Nicht zuletzt tragen die sozialen Prozesse in der Landkommune dazu bei, dass Georg die lange Zeit übermächtige Vorstellung vom Einklang des `Ichs` mit dem kollektiven `Wir` aufbrechen kann. Durch die Beteiligung an der Landkommunenbewegung wird Georg nicht nur maßgeblich für Prozesse der biographischen Arbeit sensibilisiert. Seine Teilnahme, speziell das Sich-Einlassen auf neue gemeinschaftliche Organisationsformen sowie zwischenmenschliche Auseinandersetzungen und den zutage tretenden Schwierigkeiten in der Gemeinschaft, drängen ihn förmlich zu einer kritischen Bearbeitung seiner lebensgeschichtlichen Vergangenheit. In deren Folge zeichnet sich auch die sukzessive Öffnung und Neubestimmung des für ihn biographisch so problematischen Verhältnisses zwischen `Ich` und `Wir` ab. An dieser Stelle ist nur zu vermuten, dass Georg ohne die Identitätsveränderungen ein hohes Risiko eingegangen wäre, erneut von einem kollektiven Ideenzusammenhang aufgesogen zu werden. Damit würde die biographische Fremdsteuerung großer Abschnitte seiner Lebensgeschichte durch Institutionen lediglich durch die Fremdbestimmung einer sozialen Bewegung ersetzt. Unter diesen Umständen wäre auch eine kritische Distanz zur sozialen Welt der Gemeinschaft bzw. der Landkommunenbewegung fast unmöglich.

Deutlich wird hingegen ein Bewusstwerdungsprozess, in dem Georg besonders kritisch auf jene Etappen und Personen seiner Lebensgeschichte blickt, die maßgeblich seine Überzeugung vom harmonischen Einklang von `Ich` und `Gesellschaft` geprägt und prozessiert haben. Dies scheint deshalb nicht abwegig, weil die Bedingungen, unter denen Georg seine primäre und sekundäre Sozialisation durchlaufen hat, im übereinstimmenden Kanon der Ver-

mittlung einer kollektiven Orientierung am Gemeinwesen angelegt waren. Wenn Georg beispielsweise im Kontext seiner Berufswahl gleich im ersten Darstellungssegment davon sprach, „Für-etwas-Einzustehen“ oder es ihm durch sein Elternhaus vollkommen selbstverständlich erschien, „irgendeiner Sache zu dienen“ (Georg Menze, 1/12), so hat dies mit einer früh ausgeprägten Basisdisposition und Grundorientierung zu tun, in der das individuelle Dasein als eines begriffen wurde, das sich weder getrennt noch unabhängig von einer kollektiven Identitätsvorstellung entfalten konnte. Das Gefühl des Identischseins mit einer bestimmten Werteordnung entzieht sich gewissermaßen einer Differenz zur persönlichen Identität und Identitätsentwicklung. Georg hat den Werten und Idealen der DDR-Gesellschaft sowie ihren sozialisatorischen Vermittlern ohne jeden Zweifel das Vertrauen entgegengebracht. Man könnte sogar sagen, er hat den kollektiven Werten mehr Platz in seiner Persönlichkeit eingeräumt, als er das für die subjektiven Belange seiner Identität getan hat. Den Staat bzw. das gesellschaftliche System in Frage zu stellen, hätte in diesem Zusammenhang immer auch bedeutet, sich selbst in Frage zu stellen.

Auf der Basis von Engagement und Partizipation des Einzelnen an der Gemeinschaft funktionierten u.a. die in der DDR sozial arrangierten Muster der Anerkennung, der Gratifikation und der Vermittlung sozialer Zugehörigkeit. Durch dieses ‚Inklusionsprinzip‘ schien eine Institution, wie die NVA nicht nur sinnbildend auf ihre Akteure zu wirken, sondern auch legitimiert, mit ganzer Gewalt in die Lebensgeschichten der sich verpflichteten Soldaten einzudringen. Im Fall von Georg war, geprägt durch seine Entwicklung im Elternhaus und in der Schule, der ideale Grundstein für eine solche Vereinnahmung gelegt. Seine frühe Überzeugung von der Richtigkeit des politischen Weltbildes begründet vor allem, warum Georg nahezu schutzlos dem institutionellen System der DDR ausgeliefert war. Wie und in welchem Ausmaß die institutionellen Erwartungen mit Beginn seiner Militärzeit tatsächlich zu wirken begannen und über Jahre z.T. extrem in seine weitere biographische Entwicklungsgeschichte eingriffen, stellt für ihn eine traurige, aber unübersehbare Tatsache dar, der er sich im Rahmen seiner biographischen Arbeit gewidmet hat. Dass Institutionen, sei es das bereits von institutioneller Atmosphäre durchdrungene Elternhaus, die Schule, die NVA, die SED oder der Kulturbund, im Leben Georgs einen zentralen Stellenwert einnehmen, erklärt auch, dass in der Erzähldarstellung das private Leben, sprich seine individuellen Interessen, Wünsche und Sehnsüchte, Geschichten aus der Kindheit und seiner Jugend sowie Alltagserfahrungen außerhalb des Militärs, intensive Freundschaften oder partnerschaftliche Beziehungen, hinter den Schilderungen institutioneller Abläufe verschwindet.

## Weitere Schwierigkeiten im Prozess der biographischen Arbeit

1. Was die Prozesse seiner biographischen Arbeit angeht, dürfte es Georg erschwert haben, dass ihm seine Eltern bis zum heutigen Tag nicht für eine vertrauenswürdige Auseinandersetzung und Aufarbeitung seiner biographischen Vergangenheit zur Verfügung standen. Die biographische Vergangenheit, insbesondere die Familiengeschichte, bleibt ein Tabuthema. In einem der beiden Bilanzierungssegmente der autobiographischen Stegreifdarstellung, als Georg auf seine Lebensgeschichte zurückblickte und nach einer bildlichen Analogie suchte, gab er zu verstehen, dass die Eltern „*offensichtlich*“ (und hier liegt der Schwerpunkt drauf) „*nicht anders konnten*“ (Georg Menze, 14/26) (im Ganzen: „*dass die Kindheit und Jugendzeit so (...) dass das so war und nicht anders ja, dass meine Eltern nicht anders konnten offensichtlich*“ Georg Menze, 14/25-26). Damit nahm er Bezug auf das von den Eltern praktizierte Erziehungsmodell unter der autoritären Hand des Vaters wie auch auf seine Erziehung, in der die „*ganz direkte liebevolle Zuwendung*“ (Georg Menze, 2/26) fehlte. Dass es entsprechend dieses Resümées aber nur „*offensichtlich*“ der Fall war, dass die Eltern „*nicht anders konnten*“, schließt nicht nur auf das subjektive Gefangensein der Eltern in ihrer unüberwindbaren Vorstellungswelt, in ihren Überzeugungen und Ansichten von Erziehung. Deutlich wird darin auch ein gewisser Erklärungsnotstand, der die Annahme unterstreicht, dass die Bereitschaft der Eltern zum kritischen Dialog mit ihrem Sohn ausgeblieben ist. Ansonsten wäre an dieser Stelle zu vermuten gewesen, dass Georg eine Aussprache mit den Eltern explizit thematisiert, ihre Perspektive, wenn sie ihm angetragen worden wären, detaillierter aufgezeigt und diese mit seiner biographischen Arbeit in Zusammenhang gebracht hätte. Diesen Versuch hätte er unternommen, um seine Traurigkeit und Enttäuschung über die fehlende Zuwendung der Eltern und die emotionale ‚Eiszeit‘ in seiner Kindheit in einen schlüssigen Erklärungszusammenhang zu bringen. Weil er sich selbst aber diesen nicht vollständig vor Augen führen kann (hier der halb fragende, halb resignative Kommentar: „*dass das so war und nicht anders ja*“), sieht es so aus, als stünde Georg im Hinblick auf diesen emotional schweren Teil seiner biographischen Arbeit vor besonderen Schwierigkeiten. Denn dahingehend hätten vor allem die Eltern einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung der biographischen Probleme leisten können.

2. Vereinzelte Schwierigkeiten im Prozess der biographischen Arbeit zeigen sich auch im Umgang mit bestimmten Personen oder Personenkreisen. An zwei Stellen des Interviews ist eine ambivalente, z.T. sogar ausgrenzende Haltung des Erzählers gegenüber solchen Personen unübersehbar gewesen. Sie betrifft einmal die Oppositionsbewegung in der symbolischen

Gestalt Bärbel Bohleys, die im Rahmen der Thematisierung des gesellschaftlichen Umbruchs 1989/90 (vgl. 13. Erzählsegment), mit Argwohn und Skepsis betrachtet wurde („so die Gestalt Bärbel Bohley, (...) da dachte ich die ist doch nicht ganz helle“ Georg Menze, 22/2-3). Ein zweites Mal ist eine ausgrenzende Haltung an der Stelle deutlich geworden, als Georg von den Treffen der Landkommunenbewegung berichtete (vgl. 23. Segment). Der Einblick in die Aktivitäten und Inhalte der sozialen Bewegung war immer auch mit einer distanzierten Beobachtung des sozialen Treibens verbunden. Hatte Georg dort sein Befremden gegenüber den „Zerlumpten“, „Aussteigermentalitäten“ und „abgefragten Typen“ (Georg Menze, 11/35) zum Ausdruck gebracht, so galten die sozialen Klassifizierungen der Abgrenzung von seiner Person, die mit der Landkommunenbewegung weder einen gesellschaftlichen ‚Ausstieg‘ noch eine Vorstellung vom Gammelerleben assoziierte. Vielmehr dominierten die Vorstellungen von der Landkommunenbewegung als eine Plattform für die sinnhafte Ausgestaltung seines biographischen Handlungsschemas.

Interessant an der reservierten Haltung gegenüber genannten Personengruppen ist, dass beide für seinen biographischen Wandlungsprozess bedeutsam waren, sie aber im Rahmen der biographischen Auseinandersetzung nicht die entsprechende Anerkennung finden. Damit sollen keine Zweifel an der Gründlichkeit der biographischen Arbeit Menzes angemeldet werden. Allerdings ist schon auffällig, dass in seinen Einschätzungen die Differenzierungsgrade ausgerechnet bei jenen Personenkreisen fehlen, die als Förderer seiner Identitätsveränderung angesehen werden müssen, ja diese Prozesse maßgeblich angeschoben oder beeinflusst haben. So konnte Georg erst infolge des gesellschaftlichen Umbruchs und der Tristesse in der Bundeswehr, erste Vorstellungen von einem neuen Lebensentwurf entwickeln. Während der Treffen der Landkommunenbewegung haben ihm zweite Kreise ein Stück weit die Umsetzungspraxis von alternativen Ideen und Orientierungen aufgezeigt oder im Fall der „Zerlumpten“ und „Aussteigermentalitäten“ gerade die Gefahren der Abkehr vom gesellschaftlichen Leben vor Augen geführt. Zumindest konnte Georg solche Beobachtungen innerhalb der sozialen Welt in sein eigenes landkommunitäres Handlungsschema integrieren, gerade weil sie – und das scheint besonders wichtig – Möglichkeiten zur Distanzierung und Abgrenzung boten.

### **6.4.3 Landkommunitäre Bewegung als tief greifender Wandlungsprozess unter Aufrechterhaltung einer Biographie der kollektiven Identität. Eine Gestaltabstrahierung**

Die verschiedenen Formen der Verantwortungsübernahme in der Gemeinschaft sind Ausdruck eines enormen Wandlungsprozesses, den Georg Menze durchlaufen hat. Dabei sind ihm sowohl die Aufrechterhaltung und Wertschöpfung biographischer Kontinuitäten als auch Aspekte der biographischen Wandlung seiner Selbstidentität gelungen. Der Wandlungsprozess weist also eine doppelseitige Gestalt auf: Er impliziert einerseits, dass Georg nach dem gesellschaftlichen Umbruch in der DDR nicht in seinem Identitäts- und Orientierungssystem zusammengebrochen ist. Denn die durch den Transformationsprozess ausgelöste Verlaufskurve, deren Wirksamkeit hätte auch zu einem vollständigen Orientierungszusammenbruch führen können, konnte vor allem dadurch abgewendet werden, dass Georg im Zuge des von ihm entwickelten Handlungsschemas (der gemeinsame Rückzug und Hofkauf mit den peers und die auf Subsistenz basierte Landwirtschaft), mit der Landkommunenbewegung in Kontakt gekommen ist. Durch die soziale Bewegung blieben die für seine biographische Entwicklung bedeutsamen Sinnorientierungen an der kollektiven Idee und Vorstellung von Gemeinschaft gewahrt. Sie beinhalten Elemente, wie Solidarität, Kooperation, Vertrauen, Wir-Gefühl, gegenseitige Akzeptanz und Anerkennung, Zusammenführung von privatem und beruflichem, von Leben und Arbeiten etc. Die Landkommunenbewegung ist es andererseits, die Georg den Handlungsrahmen bietet, wie Gemeinschaft in anderen Formen organisiert und hergestellt wird, als er dies von seiner institutionellen Gemeinschaftsorientierung in der DDR kannte. Im Zuge seiner Beteiligung an der landkommunitären Bewegung kann Georg an seinen Idealen und Visionen festhalten. Auch kann er bestimmte Handlungs- und Orientierungsmuster beibehalten. Nur muss er diese im sozialen Miteinander der Landkommune neu verstehen lernen, er muss sie modifizieren, abwandeln und neu definieren. Aus diesem Grund muss sich Georg, um an der Gemeinschaft partizipieren zu können, einer schmerzhaften Konfrontation und Aufarbeitung seiner biographischen Entwicklungsgeschichte unterziehen. Diese Auseinandersetzung mit sich selbst und den Erfahrungen in der Gemeinschaft kennzeichnet den wichtigen zweiten Teil des biographischen Wandlungsprozesses. Dabei scheint die Landkommune für Georg ein ganz persönlicher Schlüssel für die Integration seiner Gefühle und den Eingang in die biographische Arbeit, in deren Verlauf er zu neuen Haltungen gegenüber seinen lebensgeschichtlichen Erfahrungen der Vergangenheit kommt. Obwohl die beiden biographisch dominanten Phasen und sozialen Rahmungen – einerseits das Leben in der Landkommune mit ih-

ren nicht-hierarchischen Strukturen, ihren wechselnden Ordnungsprinzipien und diffusen Prozessen der Arbeitsteilung, und andererseits die Zeit in der Militärorganisation mit ihrem vorgegebenen Ordnungsrahmen, ihrer hierarchischen Kontrolle und den festen Regeln, Bräuchen und Abläufen, – etwas sehr Unterschiedliches darstellen, ist das durchlaufende und kontinuierliche Moment in Georgs Biographie, die Orientierung an einer Vorstellung von kollektiver Identität und Gemeinschaft. Die Orientierung an der kollektiven Idee bleibt ein, wenn nicht das zentrale lebensgeschichtliche Motiv, gleichwohl sich seine Haltung und sein Umgang mit kollektiven Erwartungen und Anforderungen verändern. Die Illusionen, wie sie noch mit seinem Eintritt in die Landkommunenbewegung und der Subsistenzlandwirtschaft verbunden waren, hat Georg abgelegt, wohl aber nicht seine `mönchische' Haltung zur Utopie und Vorstellung von Gemeinschaft.

## Kapitel 7

### Fallporträts. Beschreibung weiterer Lebensverläufe von Akteuren der landkommunitären Bewegung in Ostdeutschland

#### 7.1 Landkommunitäre Bewegung als Prozessierung von Gelegenheitsstrukturen. Bärbel Jonekeit

*„Ja, einfach gucken was hier wird, was was wird hier aus dieser, Gemeinschaft, ich hab hmh, ich hab keine, feste Vision, in Bezug auf dieses Dorf, so so was fest Geschriebenes hab ich nich, einfach mal schauen wie wie sich das entwickelt.“<sup>1</sup>*

#### Biographischer Werdegang

Bärbel Jonekeit wird während des Krieges 1943 in einer ostdeutschen Großstadt geboren. Zur Zeit ihrer Geburt ist der Vater zum Militärdienst eingezogen. Neben Bärbel existiert ein Bruder, der ein Jahr älter ist. Die Mutter geht noch während des Krieges eine neue Partnerschaft ein. 1946 kehrt der verloren geglaubte Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurück.

Im Alter von fünf Jahren wird Bärbel per Gerichtsbeschluss von ihrer Mutter getrennt. Der ältere Bruder bleibt bei der Mutter. Nachdem der Vater in den Westteil Deutschlands übersiedelt, bekommt der Großvater väterlicherseits das Sorgerecht für Bärbel zugesprochen. Nach dem Tod des Großvaters übernimmt die Großmutter die Fürsorge.

1949 wird Bärbel eingeschult. Nach zwei Jahren erfolgt ein Schulwechsel. Der neu gegründeten Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ tritt Bärbel nicht bei. Sie ist Mitglied der Jungen Gemeinde.

Nach Beendigung der achtjährigen Schulausbildung absolviert Bärbel eine Lehre zur Damenschneiderin. Im Rahmen der Kirche erfolgt ein Studium zur Gemeindediakonin. Das Studium ist mit dem Aufenthalt in einem Mädcheninternat verbunden. 1964, während eines Berufspraktikums, lernt Bärbel ihren künftigen Mann kennen. Die etwas später geschlossene Ehe hält sechs Jahre. Mit Beendigung des Diakoniestudiums ist Bärbel zwei Jahre als Gemeindehelferin in einer sächsischen Kleinstadt tätig. Die Geburt der Tochter, 1971, bedeutet zugleich den Ausstieg aus diesem kirchlichen Beschäftigungsverhältnis. Noch im selben Jahr entscheidet sich Bärbel für eine freiberufliche Laufbahn als Bühnenbildnerin und künstlerische Gestalterin. Als Autodidaktin, ohne einen entsprechenden Hochschulabschluss, ist sie Kandidatin im Verband bildender Künstler. Die Lehrzeit und ein sich anschließendes siebenjähriges Bühnenarrangement erfolgt bei einem freischaffenden Puppenspieler.

Die Loslösung von dieser freien Berufsausübung ist mit einem festen Anstellungsverhältnis in einem Pionierhaus verbunden. Bis kurz vor dem gesellschaftlichen Umbruch arbeitet Bärbel dort als Zirkelleiterin einer Keramikwerkstatt. Sie ist mit der pädagogischen Planung und Durchführung der Kinder- und Jugendarbeit vertraut.

Im Jahr 1987 heiratet Bärbel ein zweites Mal. Nach der Wende erhält Bärbel einen Lehrauftrag an einem Gymnasium für die Durchführung fakultativer Unterrichtsangebote im Fach Kunst. Diese Tätigkeit übt sie bis 1998 aus.

1999 siedelt Bärbel in eine landkommunitäre Gemeinschaft um. Hier baut sie sich einen Bauwagen aus und lebt seitdem darin.

#### Biographische Gesamtformung

#### Nachkriegskindheit, gravierende Verlusterfahrungen und der fragile Sorgerechtsrahmen als Nährboden einer familiären Verlaufskurve

Erste bruchstückhafte Bilder ihres Lebens verbindet Bärbel mit den Bombenangriffen der Alliierten auf ihre Geburtsstadt Anfang des Jahres 1945. Damals im Alter von zwei Jahren kann sie sich heute noch an das Ende des Krieges erinnern. Dabei speisen sich diese Bilder zu

<sup>1</sup> Zit. Bärbel Jonekeit; Segment 29, 14/42-45.

einem Teil aus fremderlebten Geschichten, die die Mutter an sie herangetragen hat, zum anderen gibt es konkrete Erinnerungen an diese Zeit, die sie mit eigenen Erlebnissen verknüpft (*„kann mich da, obwohl ich sehr klein war, noch auf manches besinnen, die Mutter hat uns dann erzählt sie hat uns in feuchte Decken immer eingewickelt und, wir sind dann da, runtergetragen worden, aber ich weiß also zum Beispiel wie unser Haus gebrannt hat und ähh, wie, ähh das Wasser ausgefallen war im Haus und die Menschen zum Hydranten gegangen sind, also so Eimerketten gebildet ham und dann das Haus gelöscht ham, /I: Hmh/ und ich da die Mutter gesucht habe und die stand ganz vorne am, Hydrant und ich heulend und, ((tief Luft holend)) so also solche Dinge kommen mir als Erinnerung“* (Bärbel Jonekeit; Segment 1; 1/9-16). Die nahezu vollständige Zerstörung der Stadt durch die alliierten Truppen hat zur Folge, dass Bärbel gemeinsam mit der Mutter und ihrem ein Jahr älteren Bruder in einem provisorisch errichteten Barackenlager aufwächst. Dort herrschen solch widrigen und spartanischen Umstände, dass die Lebenssituation als existenziell unsicher, wenn nicht gar als bedrohlich empfunden wird. Es sind insbesondere Ängste und materielle Not, die diese Situation kennzeichnen<sup>2</sup> (*„und ähh, diese, Notbaracken Steinfußboden, keine Fenster-scheiben sondern Igelit vor den, vor den Fenstern /I: Hmh/ und, ähh, ja und immer Hunger, Hunger Hunger, daran kann ich mich besinnen dass ich also am Tag, war ich ganz glücklich wenn es da eine halbe Scheibe Brot gab, und, das war sicher ganz schwer damals irgend etwas zu besorgen dass wir was zu essen hatten, hmh“* Bärbel Jonekeit; Segment 2, 1/27-32). Der in den Krieg eingezogene Vater wird vermisst, so dass für diese Situation auch erste Verlusterfahrungen eine Rolle spielen. Nach dem Krieg wird die Stadt mit all ihren Verwüstungen für Bärbel und die peers zu einem Abenteuerspielplatz. Das Leben der Kinder findet fast ausschließlich draußen statt. Trotz der Verbote durch die Erwachsenen, in den Trümmern zu spielen, entwickelt sich eine ausgeprägte Straßenkindheit zwischen zerstörten Häuserzügen, kaputten Kriegsgeräten und den Hinterhöfen der Stadt. Für ihre Kindheit bleiben die bildhaften Erinnerungen einer zerstörten Heimat und jener katastrophalen Umstände ihres Aufwachsens prägend. Sie führen zu einem tiefen Werteverständnis, insbesondere der materiellen Bescheidenheit und auch zu einem grundlegenden Orientierungsmuster der Eigenständigkeit.

Der Überlebensdruck der Familie und die Ungewissheit um die Rückkehr des Vaters sind wesentliche Gründe, dass die Mutter eine neue Partnerschaft eingeht. Diese Entscheidung

---

<sup>2</sup> Auch wird in den ersten Segmenten der autobiographischen Anfangserzählung das frappierende Zusammenspiel der subjektiven Erfahrungen der Nachkriegskindheit einerseits (subjektiver Leidensprozess) und der Spuren, die der Kriegsverlauf andererseits hinterlassen hat (kollektiver Leidensprozess), sichtbar. Neben den eigenen, leidvoll gefärbten Kindheitserinnerungen werden hin und wieder drastische Verlust- und Erleidenserfahrungen von Verwandten oder anderen Personen eingeblendet. Dabei wird deutlich, welche extremen Auswirkungen der Krieg auf dieser Familie hatte (so z.B. wenn Bärbel eher beiläufig erwähnt: *„alle Jungs [die Brüder des Vaters, d. Verf.] sind im Krieg geblieben (...) alle sind gefallen“* (Bärbel Jonekeit; Segment 3, 2/3-4). Bei der Darstellung ihrer frühen Lebensgeschichte schwingt jener kollektive Erleidensprozess der Kriegs- und Nachkriegsgeneration fast immer mit.

führt wenig später für die Familie zu einem verhängnisvollen Einschnitt, nämlich als der Vater unverhofft aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrt. Es ist zugleich der Beginn einer familiären Zerrüttungsproblematik, die für Bärbel mit extremen Verlusterfahrungen ihrer sozialen Bezugspersonen verbunden ist. Zunächst bedeutet dies die Trennung von der Mutter, die das Sorgerecht für ihre Tochter per Gerichtsbeschluss entzogen bekommt. Der ältere Bruder bleibt bei der Mutter.<sup>3</sup> Der Vater siedelt wenig später in den Westteil Deutschlands über<sup>4</sup> und das Sorgerecht für Bärbel wird den Großeltern väterlicherseits zugesprochen. Der Großvater ist die juristisch eingesetzte Person für alle künftigen Erziehungsaufgaben. An diesem Kristallisationspunkt formieren sich für Bärbel zwei fundamentale Veränderungen: Zum einen ist dies die schmerzliche Trennung von der Mutter. Zum anderen wird sie advokatorisch und ohne Rücksicht auf ihre eigenen Wünsche an Erziehungsberechtigte vermittelt, die nun den Erziehungsauftrag übernehmen und die Isolation von der Mutter auffangen müssen (*„und ein großer weiterer Einschnitt war, dass von meinen (...) von meiner Mutter weggenommen wurde, weil die Eltern eben geschieden wurden und, per Gerichtsbeschluss, wurde ich dann also zu den Großeltern gesteckt, weil der Vater mich nicht nehmen konnte=der Vater ging nach m Westen“* (Bärbel Jonekeit; Segment 3, 1/40-44). Der konditionale Charakter dieser Ereigniskette – nämlich der vielen Entscheidungen innerhalb der zerrütteten und z.T. auch in sich zerrissenen Familie, des richterlichen Urteils und jene Nichteinbeziehung ihrer Person in eine ungewisse Zukunft – löst bei Bärbel vor allem ein Gefühl großer Hilflosigkeit aus. Auf dem Boden ihres noch jungen, ungefestigten Selbstbildes entwickeln sich gravierende Irritationen hinsichtlich der Zuständigkeit von Bezugspersonen. Zudem besteht das Problem, dass die formal eingesetzten Sorgerechtspersonen aus der Familie des Vaters, die fehlende Fürsorge der Eltern nicht kompensieren können. So führen all diese Ereignisse zu einer Erleidensverlaufskurve, deren Wirksamkeit sich aus der Zerrüttungsproblematik der Familie entfaltet und die Bärbels gesamte Kindheit überschattet. Begleitet ist dieser verlaufskurvenförmige Prozess

---

<sup>3</sup> Obwohl ein aktenkundiger Prozess der sich im Aufbau befindenden Behörden erzählerisch nicht aufgegriffen wird, kann man davon ausgehen, dass Bärbels Mutter nach der Scheidung per Gerichtsbeschluss wegen Untreue zum Ehemann das Erziehungs- und Sorgerecht ihrer Tochter abgesprochen bekam. Nach altem Familienrecht geschah die Trennung von der Tochter, wenn die Mutter an der Zerrüttung des Eheverhältnisses schuld war. Im Kontext des Falles wurde die Mutter demzufolge nicht mehr als erziehungsberechtigt angesehen. Möglicherweise war die Trennung der Geschwister auch den Nachkriegsfolgen geschuldet. Eine Aufteilung der beiden Kinder an die Familienparteien kann demnach auch erfolgt sein, um deren materielle Existenz absichern zu können.

<sup>4</sup> Der Weggang des Vaters in den Westen fällt unmittelbar in den Gründungszeitraum der DDR. Gegen Ende der vierziger bis Anfang der fünfziger Jahre erfolgte eine Massenflucht großer Bevölkerungsteile nach Westdeutschland. Mit der Gründung der DDR im Oktober 1949 bis zum Ende des Jahres 1953 flohen rund eine Millionen Menschen aller sozialen Schichten in den Westen Deutschlands. Dieser Ausdruck der Unzufriedenheit war maßgeblich einem von der SED verfehlten politischen Kurs geschuldet, der die Befindlichkeiten und politischen Neuorientierungen der Arbeiterschaft, der Intelligenz und der Bauern nicht auffangen konnte. Die Funktionalisierung der Arbeiter in Massenorganisationen, Parteien und in Betrieben sowie die „lebensfremde Ritualisierung von Traditionen der Arbeiterbewegung“ (Neubert 1997/65) bedingte nicht nur flächendeckende Entfremdungsprozesse, sondern führte darüber hinaus zu einer falschen Einschätzung des Widerstandspotentials in der Arbeiterschaft. Das war auch ein Grund, warum die SED dem Aufstand am 17. Juni 1953 weitgehend unvorbereitet gegenüberstand (vgl. Neubert 1997/Kap. 1/64-70).

von sozialen Rückzugsbemühungen, die zur Folge haben, dass sich Bärbel weitgehend mit sich alleine beschäftigt.

Ihr Vater avanciert insbesondere nach dem Mauerbau zu einer Art 'Paketvater', der einerseits aus dem kindlichen Selbstverständnis heraus idealisiert wird, der andererseits jedoch als eine Person, die sich an der Erziehung und Fürsorge beteiligt, gar nicht in Erscheinung tritt (*„mein Vater war für mich, ähh (...) der war eben, der große Vater ne, und der liebe Vater (...) und an den hab ich keine (...) hmh, keine Kritik gehabt (...) und das er nich da war, hab ich allerdings empfunden, ja das hab ich schmerzlich empfunden, dass er nicht nich zur Verfügung stand, aber, ähh, er hatte ja seine Trostpakete, der hat ja immer mal Pakete geschickt“* (Bärbel Jonekeit; NF 4, 21/2-6). Die imaginäre Anwesenheit des Vaters in Form von Geschenkpaketen zeigt zwar seine tatsächliche Abwesenheit umso deutlicher, führt aber dennoch zu Idealisierungen, so dass das heile Bild des Vaters nicht in Gefahr gerät.<sup>5</sup> Erst viel später, als Bärbel den Vater in Westdeutschland besuchen darf, wird sie sich mit seiner Omnipräsenz kritisch auseinandersetzen. In diesem Zusammenhang kommt es auch zu Beziehungsturbulenzen, die jedoch insofern ein versöhnliches Ende nehmen, als dass Vorwürfe und Schuldzuweisungen ihrerseits gegenüber dem Vater ausbleiben. Das Vater-Tochter-Verhältnis setzt sich als ein Verhältnis auf Abstand fort, wobei Teile jener Idealisierung des Vaters weiter bestehen bleiben. Die familiäre Verlaufskurve kommt als Thema in beiden Beziehungsverhältnissen, also auch in der Beziehung zur Mutter, nie offen oder konfliktuös zur Sprache. Die Trennung von der Mutter bedeutet gleichermaßen auch die Trennung von ihrem Bruder, demgegenüber Bärbel große Vorbehalte und z.T. auch Hassgefühle entgegenbringt. Ihren Erlebnissen nach hat sie den Bruder mehr als gemein und hinterhältig in Erinnerung, als dass er ihr Schutz und Solidarität geboten hätte. Die gezwungenermaßen erfolgte Trennung vom älteren Bruder wird vor diesem Hintergrund fast als eine Wohltat beschrieben (*„ich war froh dass ich ihn los bin, ich hab ihn nich geliebt, weil er hat mir, ähh=also ich hab ihn auch vom ersten Tag an nich vermisst, kann mich nie daran besinnen, dass ich ihn jemals vermisst habe, weil ich nur unangenehme Erinnerungen an ihn habe“* (Bärbel Jonekeit; NF4, 19/15-18). Bis in die heutige Zeit hält Bärbel den Kontakt zum ungeliebten Bruder nur sporadisch aufrecht. Unter dem Deckmantel einer versteckten Konkurrenz bleibt diese Geschwisterbeziehung geprägt von Ambivalenzen und gegenseitiger Missgunst, während Bärbel ihm darüber hinaus bei einem späteren Familientreffen vorwirft, im beruflichen wie privaten Leben nur den eigenen, Prestigeträchtigen Vorteilen hinterherzujagen. Der Bruder hingegen reagiert bei jener

<sup>5</sup> Die Abwesenheit einer wichtigen Bezugsperson bedingt möglicherweise im emotionalen Erleben von Kindern große Verunsicherungen, die sich im ambivalenten Spannungsgefüge zwischen Nähe (Liebe, Vertrauen, Wärme) und Distanz (Hass, Misstrauen, Abkehr) bewegen und unterschwellig zu selbst bezogenen Defizitkonstruktionen oder Schuldzuweisungen führen können.

Familienzusammenkunft auf Bärbel mit einer Abwertung ihrer persönlichen Lebensziele und Lebensgestaltung („*er stellt auch mich hin ähh, als wär ich die begabtere und die, ähh bessere Startcha- chancen gehabt hätte, aber ich hätte ja aus meinem Leben überhaupt nichts gemacht, ich würde ja, also ähh, würde ja klein Tante Emma vom Hinterhof noch sein, und er der große Architekt, und er hat was aus seinem Leben gemacht*“ (Bärbel Jonekeit; NF 2, 19/36-40).<sup>6</sup> Vor dem Hintergrund mangelnder wechselseitiger Anerkennung rückt eine Versöhnung der Geschwister in weite Ferne.

### **Weitere Aufschichtung des Verlaufskurvenpotenzials im advokatorisch festgelegten sozialen Bezugsrahmen**

Auf die Großeltern angewiesen, fühlt sich Bärbel in ihrer sozialen Umgebung nicht nur fremdbestimmt, sondern größtenteils auch unverstanden. Die Verlaufskurvenwirksamkeit hält an. Als problematisch stellt sich heraus, dass Bärbel durch die richterliche Anordnung an einen Platz versetzt wurde, den sie selbst nicht gewählt hat. Dazu kommt, dass die Großmutter nicht die innige Gestalt repräsentiert, mit der sich Bärbel identifizieren kann, während sie doch laut Rechtslage als Erziehungsperson in Erscheinung tritt. Bärbel spürt die Vorbehalte, die die Großmutter ihr gegenüber hegt, wodurch die Beziehung zwischen Großmutter und Enkelin bisweilen massiven Spannungen ausgesetzt ist. Während Bärbel in der Beziehung zur Großmutter auf Konfrontation geht, stellt der liebevolle Großvater für sie einen wichtigen signifikanten Anderen dar. Der wie der Vater aus der Tradition einer Metzgerfamilie stammende Großvater nimmt sie häufig mit in eine antiquierte und längst vergessene Zeit, einer Zeit, in der er noch am fürstlichen Hofe als Rittmeister tätig war. Diese z.T. märchenhaften Geschichten, die der Großvater erzählt, faszinieren Bärbel ungemein. Er ist es auch, der sie in die Gesetze und die Schönheiten der Natur einführt („*und (..) der Großvater war an sich n liebenswürdiger Mensch, der mit mir jeden Sonntag in den Wald gegangen is und, der hatte en Dackel und, dann hat er mir eben den Wald gezeigt, und, von daher stammt auch eine=vielleicht, aber vielleicht ((unverst.)) ja auch in mir, also ich wills bloß mal so sagen, ähh das, da steckt ja in mir ganz viel (..) Freude auch an der Natur drin, und das war mir auch immer das liebste*“ (Bärbel Jonekeit; Segment

<sup>6</sup> Axel Honneth (1992) geht davon aus, dass die praktische Beziehung zu sich selbst innerhalb von Interaktionsvorgängen massiv durch den Entzug der Anerkennung bestimmter für den Akteur selbstverständlicher Identitätsansprüche beeinflusst wird. Neben Formen der praktischen körperlichen Misshandlung (1) sowie Formen der Nichtanerkennung des sozialen Status der moralischen Vollwertigkeit eines Mitglieds im Interaktionszusammenhang (2), spricht Honneth von einer dritten Form, die mit den Kategorien „Beleidigung“, „Entwertung“ oder „Entwürdigung“ besetzt ist (3). Diese Form der Missachtung betrifft das Maß an sozialer Wertschätzung durch eine Person. Eine evaluative Herabwürdigung individueller Selbstverwirklichungsmuster (bspw., wie im Fall gesagt zu bekommen, dass man im Leben versagt hat bzw. aus seinem Leben nichts gemacht hat), kann dabei so kränkend sein, dass man den Kontakt zu jener verletzenden Person seiner Selbstachtung wegen oder um erneuten Herabsetzungen zu entgehen abbricht (vgl. Honneth 1992/212-225).

4, 2/15-20). Als solches vermittelt der einfühlsame Großvater >Natur< nicht als abstraktes System der Naturwissenschaften (im Sinne eines `harten` Wissens), sondern über den intensiven Austausch mit >Natur< wird diese auch emotional erfahren (im Sinne eines `weichen` Wissens). Diese Gemeinsamkeiten mit dem Großvater hinterlassen tiefe biographische Spuren, auch wenn der Großvater zwei Jahre später verstirbt. Im Sinne einer väterlichen Richtungsweisung setzt er deutlich die biographischen Themen. Von ihm erhält Bärbel ein einzigartiges Erfahrungswissen, welches sie später im Rahmen ihrer pädagogischen Arbeit an Kinder und Jugendliche weitergeben wird. Ebenso bekommt sie vom Großvater gelehrt, wie man Inhalte eindrucksvoll vermitteln kann. Die Erinnerungen an die Zeit mit dem Großvater sind noch heute von einem besonderen Glanz überzogen.

Zu einem empfindlichen Tiefschlag in Bärbels Leben kommt es dann fast folgerichtig, als dieser wichtige Mensch und Förderer stirbt. Als rechtlicher Vormund wird ein entfernter Onkel eingesetzt, der in der Erzählerdarstellung keine Rolle spielt. Die Fürsorgeverantwortung trägt die Großmutter. Dramatisch ist der Tod des Großvaters insbesondere vor dem Hintergrund der ohnehin schon bestehenden Verlusterfahrungen von Mutter und Vater (*„ja un dann eben Großvater das hat auch ne tiefe Wunde hinterlassen (..) des is auch, spürbar (..) obwohl eben nich so schmerzhaft, wie , wie des andre mit der Mutter, da war ich einfach ((geräuschvoll einatmend)) dann vielleicht auch (..) nicht mehr ganz so, empfindlich“* (Bärbel Jonekeit; Segment 4, 2/27-31). Der Wegfall emotionaler Bezugspersonen wird mit dem Tod des geliebten Großvaters zu einer schicksalhaften Wiederholungserfahrung. Die für Bärbels Kindheit bedeutsamen Personen verschwinden frühzeitig aus ihrem Leben, wenngleich sie biographisch prägend bleiben. Problematisch aber ist vor allem, dass Bärbel durch die Erfahrungen des Verlustes beginnt, das Vertrauen in Personen zu verlieren, die ihr nahe kommen. Auf der Basis der Ängste, wichtige Menschen erneut einzubüßen, wird ein Prozess in Gang geschoben, in welchem Bärbel nur noch eingeschränkt vertrauensvolle Beziehungen aufbauen und gestalten kann. Unterschwellig dominieren immer wieder Verlassenheitsgefühle, die es sowohl erschweren, Vertrauen entgegen zu nehmen als auch Vertrauen zu erwidern.

### **Schulischer Werdegang und signifikante Sperrereignisse**

Die Einschulung und die ersten beiden Schuljahre erlebt Bärbel als sehr angenehm. Durch das Engagement einer *„liebvollen, und sehr altmodischen Lehrerin“* (Bärbel Jonekeit; Segment 5, 2/35) bereitet ihr die Schule viel Freude. In den materiell bescheidenen Nachkriegszeiten überrascht die Lehrerin ihre Schüler mit selten gewordenen Buntstiften und Malheften. Diese feinfühligke Methode der Unterrichtsgestaltung erzeugt bei Bärbel ein Gefühl von Nähe und

Geborgenheit. Doch wird dieser als so anregend empfundene Schulalltag durch einen von der Großmutter eingeleiteten Schulwechsel aufgebrochen. Die Großmutter erhält durch diese Interventionsmaßnahme den besonderen Charakter einer Verhinderungsinstanz. Sie nimmt eine folgenschwere Entscheidung vor, obgleich sie weiß, dass Bärbel für solche Prozesse der Fremdbestimmung hochgradig sensibilisiert ist. Bärbel lehnt sich gegen diesen Schulwechsel auf, sie beginnt sich sogar, der neuen Schule zu verweigern. Darauf reagieren die Großmutter und andere Verwandte überwiegend hilflos und mit Furchteinflößenden Abschreckungsmaßnahmen. Sie drohen ihr z.B. mit der Polizei (*„ähh wurde umgeschult in eine andere Schule (...) wo ich dann nich mehr hingehn wollte, wollte nich mehr in die ((lachend)) Schule gehen, ham se zu mir gesagt ja wenn du nich mehr in die Schule gehst dann wirst du mit der Polizei geholt, davor hatt ich natürlich Angst“* (Bärbel Jonekeit; Segment 6, 2/42-45). Der Auslöser für die von der Großmutter vorgenommene Umschulung bleibt zwar unaufgehellt, doch stellt die neue Schuleinrichtung für Bärbel das ganze Gegenteil ihrer bisherigen Schulerfahrungen dar (*„dis war für mich eine (...) naja, auch so ne Art Hölle“* (Bärbel Jonekeit; Segment 6, 2/46). Die Eingliederung in den neuen Klassenverband wird für sie zu einem echten Kraftakt. So erweist es sich allein schon stigmatisierend, dass Bärbel aus einem zerrütteten Elternhaus stammt, in dem die zwei Generationen ältere Großmutter, die Erziehungsverantwortung trägt. In der Klasse findet Bärbel keine Freundin, und auch außerhalb der Schule existieren keine intensiven Kontakte zu Gleichaltrigen. Erschwerend kommt hinzu, dass sich Bärbel auch noch in einer anderen Weise von den Kindern ihrer Klasse unterscheidet. Denn die Großmutter, die der evangelischen Kirche angehört, erwartet von ihrer Enkelin die Beteiligung an der Jungen Gemeinde.<sup>7</sup> Mit diesem christlichen Orientierungseinschlag versehen, gerät Bärbel innerhalb der Klasse in eine Außenseiterposition. Die Gemeinde, in der Bärbel die Christenlehre besucht, bietet einen im Vergleich zur Schule geschützten Rahmen. Die Junge Gemeinde kann zwar den Großvater nicht ersetzen. Sie stellt jedoch ein Äquivalent zur fehlenden Familie dar. Das Gefühl der Anerkennung und uneingeschränkten Zugehörigkeit zur `Ersatzfamilie´ Kirche korrespondiert mit einer starken Identifikation der lebensweltlichen Strukturen der Christengemeinschaft; überhaupt wird die Kirche als sozialer Raum lebensgeschichtlich bedeutsam bleiben (*„ähh meine Großmutter wollte unbedingt dass ich in die Kirche gehe=obwohl ich nich getauft war, das ich aber Christenlehre besuche und, dass ich konfirmiert werde, /I: Hmh/ und das war die entscheidende (...) Sache für mich [...] also ich hab dort sozusagen*

<sup>7</sup> Die Entscheidung der Großmutter für eine christliche Erziehung erfolgt nicht vor dem Hintergrund einer religiös zelebrierten Sinngebung. Sie basiert im Wesentlichen auf bestimmten Einstellungen der Großmutter, der Bärbel eine nationalsozialistische Gesinnung unterstellt. Dieser Vorwurf ist möglicherweise eine verdeckte Grenzziehung und Distanzierung gegenüber der ungeliebten Großmutter. Ihre nationalsozialistische Gesinnung wird von Bärbel als Legitimationsgrundlage ausgewiesen, die die Einsozialisierung in das christliche Lager begründen und den Protest gegen den sich gerade im Aufbau befindenden DDR-Staat ausdrücken soll.

*meine Familie gefunden“ (Bärbel Jonekeit; Segment 8, 4/24-28). Darüber hinaus fungiert die Junge Gemeinde als alternative peer-group zur Schulklasse. Eine besondere Rolle spielt dabei, dass die Beleidigungen, die Bärbel in der Schule erfahren muss, in der Kirche emotional aufgefangen werden. Die Kirche bietet einen wichtigen Schutzraum, die darüber hinaus ihre Diskrepanzen zum DDR-Staat aufzeigt. Die Kirche ist es auch, die es Bärbel ermöglicht, geordnete biographische Prozesse zu durchlaufen. Die Schule wird für sie mehr und mehr zu einer Institution der Ausgrenzung. Die Situationen mehren sich, in denen Bärbel von Lehrern schikaniert und als Abweichlerin hingestellt wird. Als Bärbel in die Pionierorganisation eintreten möchte, verweigert ihr die Großmutter diesen Wunsch. Nachdem die Großmutter bereits den Schulwechsel angeordnet hatte, erweist sie sich nun zum zweiten Mal als Verhinderungsinstantz, was in der Konsequenz dazu führt, dass Bärbel mit weiteren Ausgrenzungserfahrungen konfrontiert wird. Neben der problematischen Tatsache des Schulwechsels und der im Anschluss verfehlten Integration in das neue Klassengefüge, wird die soziale Kluft zu den peers noch größer. Dabei kann der Wunsch nach einer Beteiligung an der Pionierorganisation als ein letzter Versuch Bärbels interpretiert werden, den verpassten Anschluss an die peers herzustellen.*

### **Transformation der familiären Verlaufskurve in eine schulische Abweichungsverlaufskurve**

Ihre Nichtbeteiligung an der Pionierorganisation ruft einzelne Lehrer auf den Plan, die ihren pädagogischen Beruf vor allem als politischen Auftrag der Partei verstehen, alle Kinder und Jugendlichen für die Ideen und die Organisationen des jungen DDR-Staates zu gewinnen.<sup>8</sup> Als ein solcher linientreuer Anhänger erweist sich der Klassenlehrer, der keine Gelegenheit auslässt, Bärbel öffentlich auf ihre abweichende Stellung in der Klasse hinzuweisen. Er inszeniert dies immer wieder auf eine kränkende Art und Weise, so dass die fortwährenden, sich wiederholenden Stigmatisierungen den Eingang in eine „abweichende Laufbahn“ (Becker

---

<sup>8</sup> Als einzige Schülerin der Klasse nimmt Bärbel nicht an den Pioniernachmittagen, Wandertagen etc. teil. Der Eintrittszwang in die Pionierorganisation sowie in die FDJ, der zentral von der SED festgelegt wurde, trug sowohl einen funktionalisierenden als auch kontrollierenden Charakter. Insbesondere Anfang der fünfziger Jahre, als der Kontrollbedarf entsprechend hoch war und der Kampf mit den Kirchen um das 'Bildungsmonopol' zum Teil offen ausgetragen wurde (bzw. die Kirchen in den offenen Widerstand getrieben wurden), waren die Zwänge und entsprechenden Restriktionen bei deren Nichteinhaltung besonders hoch. „Pionierorganisation und FDJ stellten damit sowohl die wesentlichen organisatorischen Zusammenhänge für eine durchgehende Politisierung des Schulalltags im Sinne der SED wie auch das institutionelle Rückgrat zur Kontrolle der sozialistischen Schule und ihres Auftrags. Die vielschichtige strukturelle und personelle Verflechtung zwischen schulischer Pädagogik und Partei lassen die Triade von Schule, Kinder- und Jugendverband und SED somit als untrennbare institutionelle Einheit erscheinen, deren Funktion im Bereich politischer Nachwuchsrekrutierung, politischer Agitation und als ideologische Kontrollinstanz weit über einen bloßen schulischen Erziehungs- und Bildungsauftrag hinaus geht“ (von Wensierski 1994/34). Zur politischen Funktion und sozialisatorischen Bedeutung der Jugendorganisationen in der DDR, vgl. von Wensierski 1994/30-48.

1963/1973, Lemert 1974) prozessieren. D.h. Bärbel gerät insbesondere dadurch in einen Prozess der Abweichung, weil sie von jenem Klassenlehrer auf ihre abweichende Position in der „*gesamten Klassengemeinschaft*“ (Bärbel Jonekeit; Segment 7, 3/7), in der alle anderen Mitschüler der Pionierorganisation beigetreten sind, hingewiesen wird. Der folgende Interviewauszug aus einem der Erzählsegmente markiert diesen Entwicklungsprozess, ausgehend von der Ausgrenzungserfahrung durch den Klassenlehrer hin zu Verhaltensweisen der Abweichung, die Bärbel bald selbst aktiv zu gestalten beginnt:

Und, dann kam (...) ähh also ne neue Diktatur und, da wurde es mit den Pionieren sehr viel intensiver und, ich durfte von der Großmutter aus nicht in die Pioniere gehen“, ich als Kind wäre selbstverständlich reingegangen, ne /I: Hmh/ warum auch, also, ich denke n Kind is kein Märtyrer, und ähh (...) ich wurde da ausgeschlossen aus der gesamten Klassengemeinschaft, weil ich die einzje war aus der ganzen Klasse die nicht in die Pioniere gegangen is, und (...) hmh das war (...) sehr kompliziert, ähh insofern war ich also für mein, Klassenlehrer der gerne eine sozialistische Klasse aus uns gemacht hätte, das heißt also hundert Prozent Pioniere (...) ging nich, weil ich nich reinging, und Großmutter wollte nich (...) und, da hats also immer Zoff gegeben, ich war also ständig der hatte mich immer auf m Kieker, und, war ich natürlich, auch immer viel Stoff geboten denk ich mir, ((lachend)) ne, /I: Hmh/ ja (...) also, musst ich zum Direktor und und lauter solches Zeug und ich hatte jeden Tag n Eintrag im Tagebuch und solche Sachen also es, es ging immer ((lachend)) ja (...) es war schon (...) hmh (...) das einzije was ich gerne gemacht hab in der Schule war Singen, Malen, also Zeichnen, und ähh Sport, das warn die=nur Mathematik mocht ich gerne und Physik mocht ich auch gern, aber die andern Fächer, das warn nicht grade so Lieblingsfächer von mir (...) ähh (Pause) und das zählte natürlich nicht ne (...) in Betragen hatt ich immer ne drei, und das als Mädchen, das war natürlich ganz schlimm, das nun also ich war aufsässig, ich hab mir nich alles gefallen lassen und, war frech und, laut und, was weiß ich was ich, was ich alles da, von mir gegeben habe, ähh, jedenfalls nicht diszipliniert, und nicht untergeordnet (...) eingeordnet (...) ja, ich hab immer versucht als Kind, weil ich halt Druck zu Hause hatt ich ja auch (...) also Druck in ner Schule und Druck zu Hause, und da hab ich versucht, mir meine (...) meine Freiheit auf eine Weise zu zu verschaffen, indem ich ähh (...) unerlaubte Dinge ((gedehnt)) heimlich getan habe (...) also immer wieder in (...) ähh, ja versucht irgendwelche Auswege zu finden, Lösungen für mich zu finden, für mich zu sorgen dass ich, ähh und was ich niemandem erzählt habe, ich hab also auch viele Dinge heimlich getan=ich hab gelogen, und ähh habe also ganz viele Dinge nich erzählt (...) das (...) das weiß ich einfach so aus Selbstschutz (Pause) hmh >das wärn die< (...) dis ((kurzes Lachen))

(Bärbel Jonekeit; Segment 7, 3/3-32)

Stellt man die Frage, welches die wesentlichen Prozesse sind, die zu dieser Abweichungsproblematik führen, wäre es vorschnell, die veränderten Verhaltensmuster von Bärbel allein nur auf diese Ausschlusserfahrung in der Schule zurückzuführen. Tatsächlich scheint der Ursprung für ihr abweichendes Verhalten schon mit den früheren Ereignissen der Familienzerrüttung zu tun zu haben. Oder anders gesagt, spielt die Wirksamkeit der familiären Verlaufskurve insofern eine wichtige Rolle, als das neben dem willkürlichen Druck, der vonseiten der Schule bzw. von

einzelnen Lehrern ausgeht, auch ein Druck in der Familie, nämlich durch die reglementierende Großmutter herrscht. Zudem wird der Abweichungsprozess durch die Unvereinbarkeit der beiden sozialen Welten von Kirche (Junge Gemeinde) und Staat (Schule) maßgeblich befördert.<sup>9</sup> Bärbel wäre also möglicherweise nicht `deviant´ geworden, wenn sie nicht aus den zerrissenen Familienverhältnissen gekommen wäre, die sie von anderen Kindern unterscheidet. Sie hätte sich damit zumindest der erzieherischen Obhut der Großmutter entziehen können. Die Entwicklung abweichender Verhaltensmuster (frech, laut, aufsässig, undiszipliniert, sich nicht unterordnen, lügen, unerlaubte Dinge tun) wäre vor diesem Hintergrund sicher nicht so stark ausgeprägt, wenn Bärbel, wie die übrigen Kinder der Klasse, intensiv an der gleichen sozialen Welt hätte partizipieren können, wenn sie die Schule und die Pionierorganisation als zentralen Interaktionsbezug hätte annehmen dürfen. Hingegen entwickelt sich die Kirche mehr und mehr als der wichtige, Sicherheit spendende Ort, der Rückzugsräume und Geborgenheit zur Verfügung stellt. Immer wieder schützt die Christengemeinschaft vor den Deklassierungen und Kränkungen, wie sie in der Schule erfahren werden. An die Schule bleiben Erinnerungen gebunden, die eine Dominanz von negativen Gefühlen auf der Basis von Ausgrenzungserfahrungen beinhalten. Die Kirche entspricht einer Gegenwelt, die den Nährboden und die Argumente für ihre wachsende Kritik am politischen System der DDR liefert.

Wenngleich offen bleibt, ob Bärbel sich mit dieser abweichenden Rolle voll identifiziert, ist doch ihre unbeugsame und widerständige Haltung gegenüber solchen Personen unübersehbar, die den Abweichungsprozess erzeugt und gefördert haben (Lehrer, Direktor, Großmutter). Die abweichenden Zuschreibungen durch die Lehrer liefern allemal Nahrung für ein abweichendes Selbstbild. Bärbel scheint zu merken, dass sie `anders´ ist als die anderen Kinder, und dies vor allem deshalb, weil ihr anders begegnet wird, als es die Reaktionen auf andere Kinder zeigen. In diesem Prozess der „sekundären Devianz“ (Lemert 1974) entwickelt Bärbel dann tatsächlich auch den Spaß und die Lust abweichend zu sein, d.h. Schwierigkeiten zu machen, zu widersprechen oder bestimmte Erwartungshaltungen bewusst zu unterlaufen. Hier dominieren Verhaltens- und Reaktionsmuster, die sich durch maskierte Lügenspiele, Grenzauslotungen und eine symbolische Protesthaltung gegenüber den Verhaltenserwartungen anderer kennzeichnen lassen. Dazu zählt auch das Erlernen und Beherrschen der rhetorischen

---

<sup>9</sup> Indem der Lehrer Bärbels christliche Gesinnung vor dem Klassenverband als Aufhänger benutzt, ihre moralische Integrität infrage zu stellen, wird ein sozialer Ausschlussmechanismus in Gang gesetzt, der empfindlich in ihre persönliche Autonomie und Entscheidungsfreiheit eingreift. Im Vergleich zu ihren Mitschülern kann Bärbel deshalb auch nicht das Gefühl entwickeln, als ein vollwertiges, gleich behandeltes Mitglied der Interaktionsgemeinschaft betrachtet zu werden. Da sie in den Prozessen ihrer frühen Sozialisation ohnehin nur sehr sparsam ein soziales Grundvertrauen ausbilden konnte, sie eben auch von wichtigen Bezugspersonen verlassen wurde, besteht aber möglicherweise gerade ein erhöhtes Integrationsbedürfnis in den Klassenverband, welches ihr hier entzogen wird, obgleich sie selbst sehr gerne in die Pionierorganisation eingetreten wäre. Hingegen scheint die Kirche, insbesondere die Junge Gemeinde, genau jene so wichtige Integration zu bieten, die ihr Anerkennung, Schutz und Geborgenheit zuteil werden lässt.

Regeln des Abweichlers, die Bärbel in ihr Verhaltensrepertoire aufnimmt. Sie lernt in diesem Prozess, abweichende Perspektiven analytisch zu erkennen, sie mit den eigenen Handlungsmustern zusammenzuführen und sie zu funktionalisieren. D.h. sie entwickelt prospektivisch ein Gespür dafür, ihre devianten Verhaltens- und Reaktionsmuster einzusetzen. Ansatzweise wird dies an ihrer Haltung deutlich, nach der sie ihr schlechtes Betragen als ein für Mädchen relativ untypisches einstuft, während sie sich gleichermaßen an einem Verhalten orientiert, das sie geschlechtsspezifisch Knaben zuordnet. Diese aufgezeigten Prozesse begründen es im Wesentlichen, Bärbel als abweichend zu klassifizieren.<sup>10</sup> Jedoch führen ihre Aufmüpfigkeit und Verweigerungshaltung nicht dazu, dass die Schulausbildung grundsätzlich in Gefahr gerät. Nach acht Jahren Schulzeit schließt sie diese erfolgreich ab.

### **Die Adoleszenz und der Übergang in die Berufsausbildung**

Noch in der Zeit ihrer Schulausbildung erfährt Bärbel den antagonistischen Widerspruch zwischen Kirche und Staat. Während einer von der Gemeinde organisierten Rüstzeit wird der Jugendpfarrer unverhofft festgenommen. Die Gemeindefahrt wird von staatlichen Ordnungskräften ohne Begründung aufgelöst. Diese Geschehnisse erlebt Bärbel zwar nicht selbst (sie erfährt davon `aus zweiter Hand`), doch bekommt sie eine erste Sensibilisierung für die politischen Spannungen zwischen Kirche und Staat. Die Verhaftung des Pfarrers fällt in eine Zeit, in der die Verteilung der Bildungsanteile zwischen der nach dem Krieg erstarkten Kirche und den sich im Aufbau befindenden staatlichen Massenorganisationen keineswegs entschieden war.<sup>11</sup> Die aufgelöste Rüstzeit avanciert für Bärbel zu einem zentralen Ereignis, in welchem

---

<sup>10</sup> In den interaktionistisch geprägten Arbeiten von Edwin M. Lemert, aber auch in Howard S. Beckers Außenseiterforschungen wird der Zusammenhang von sozialer Kontrolle, Etikettierung und Devianzverhalten ausführlich beschrieben (Becker 1963; Lemert 1974). „Der Abweicher ist jemand, dessen Rolle, Status und Selbstdefinition wesentlich durch die Art und die Stärke der gesellschaftlichen Reaktion bestimmt werden“ (Lemert 1951 nach Peters 1989/99). In diesem Sinne können gesellschaftliche Kontexte sekundäre Devianz produzieren. Neben der Verringerung sozialer Partizipationschancen des Abweichlers kann sich die symbolische und interaktive Umgebung z.T. massiv verändern, so dass konforme Verhaltensweisen erschwert werden (vgl. Peters 1989/99).

<sup>11</sup> Die von der DDR-Führung beanspruchte Alleinherrschaft über den Bildungsbereich musste erst errungen werden. Mit Beginn der fünfziger Jahre, insbesondere Anfang 1952 bis Mitte 1953, verschärfte sich die Auseinandersetzungen zwischen der SED und den Kirchen. Seit Dezember 1952 betrieb die SED-Führung einen systematischen und offen geführten Feldzug gegen die kirchliche Jugendarbeit. Am 27. Januar 1953 beschloss das Politbüro einen umfangreichen Maßnahmenkatalog gegen die Jungen Gemeinden, um deren vermeintlich „feindliche Aktivitäten“ zu kontrollieren. Etliche Mitglieder, Pfarrer, Jugendleiter von Jungen Gemeinden wurden in bisher nicht gekanntem Ausmaß verleumdet und jener „feindlichen Aktivitäten“ beschuldigt. Es wurden Austrittskampagnen unter Einsatz massiven Drucks organisiert, die letztlich gar zu einer großen Verhaftungswelle führten. Anliegen der DDR-Staatsführung war es, die Kirche durch Massenaustritte zu schwächen und gleichzeitig den Zentralismus als politisches Organisationsprinzip und die staatlichen Organisationen (bspw. die am 7. März 1946 gegründete FDJ) zu stärken. Dem Politisierungs- und Kriminalisierungsprozess gegen die Jungen Gemeinden zu Beginn der fünfziger Jahre konnten allerdings viele Kirchenanhänger trotz schonungsloser Schikanen standhalten. Erst infolge des Besuchs der DDR-Führung in Moskau Anfang Juni 1953 und der Weisungen der Sowjetregierung kam es zu einem >Neuen Kurs<, in welchem alle Maßnahmen gegen die Jungen Gemeinden zunächst schlagartig eingestellt wurden. Einen heftigen Rückschlag für die Normalisierung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat löste dann wiederum der Aufstand am 17. Juni 1953 aus. In den folgenden Jahren wurden die Gemeinden unter veränderten, meist subtileren Methoden eingeschüchtert und drangsalirt (vgl. dazu ausführlich Neubert 1997/Kap. I/70-80).

die evangelische Gemeinde als Widerstandsgruppe politisiert wurde. Erstmals geraten ihre Vorstellungen von der Unantastbarkeit der Kirche ins Wanken geraten. Entlang dieses und einiger anderer negativer Ereignisse beginnt Bärbel eine gewisse Vorsicht zu entwickeln. Dabei ist nicht zu übersehen, wie schwer ihr ein entspannter Umgang mit staatlichen Institutionen fällt.<sup>12</sup> Ihre Beteiligung am Gemeindeleben bleibt mit großer Intensität bestehen. Im Milieu der Kirche bieten sich Erfahrungen, die sie mit anderen teilen kann. Es existiert ein solidarisches Miteinander und Wir-Gefühl in der Gruppe. In der Jungen Gemeinde werden gemeinsame Reisen unternommen. Vor dem Hintergrund dieser Gemeindeaktivitäten kommt die weitere Entfaltung der Abweichungsverlaufskurve fast vollständig zum Erliegen.

Gegen Ende der Schulausbildung, Bärbel ist vierzehn Jahre alt, beginnt sie erste Überlegungen zur Berufswahl anzustellen. Eine Ausbildung zur Trainerin im Sportbereich bleibt ihr mit dem Hinweis auf ihrer christlichen Herkunft und Gesinnung versagt. Als Bärbel eine handwerkliche Ausbildung als Tischlerin oder Schlosserin in Erwägung zieht, macht die Großmutter erneut ihren erzieherischen Einfluss geltend. Sie verweigert Bärbel den Wunsch, weil handwerkliche Berufe für Frauen nicht in ihr traditionelles Rollenverständnis passen. Ohne die Bedürfnisse ihrer Enkelin zu berücksichtigen, trägt die Großmutter an sie eine Ausbildung als Damenschneiderin heran, womit wiederholt Autonomieansprüche der Enkelin verweigert bzw. zurückgewiesen werden. Die Ausbildung geht Bärbel nur unter großem Protest und Widerwillen ein. Die Lehrjahre sind dann auch hochgradig von ambivalenten Erfahrungen geprägt. Sie muss mit einer intriganten und hinterlistigen Lehrmeisterin auskommen. Zu ihr entwickelt sich ein bis zum Ende der Ausbildung verhasstes und mit Misstrauen bedachtes Verhältnis. Auch bereitet ihr diese Ausbildung, deren praktischer Teil in einem Betrieb absolviert werden muss, wenig Freude. Ihr Engagement hält sich in Grenzen und Bärbel ist froh, als sie die Damenschneiderlehre erfolgreich abschließen kann. Zu diesem Zeitpunkt möchte sie nicht in diesem Beruf arbeiten. Sie entschließt sich für ein Studium zur Gemeinédiakonin. Da sie das achtzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht hat, muss sie die Zeit mit einem Vorpraktikum in einer Kirchengemeinde überbrücken.

---

<sup>12</sup> Hinsichtlich der staatlichen Schließungsprozesse im Spannungsfeld Kirche und Staat und der ambivalenten Stellung der Kirchen im Gesellschaftsgefüge der DDR zwischen den „offiziellen Herrschaftsstrukturen und der informellen Alternativkultur“ (Findeis 2000b) sind in den letzten Jahren ausführliche theoretische Abhandlungen (stellv. Schroeder 1998; Neubert 1997; Goertz 1999) und empirische Arbeiten entstanden (stellv. Findeis 2000a). Während die evangelischen Kirchen in der DDR heute unter dem zweigeteilten Fokus von gesellschaftlicher Anpassung und Widerstand gegen die politischen Restriktionen des Systems betrachtet und beurteilt werden, verfolgte die katholische Kirche dagegen eine „Überwinterungsstrategie“ (Findeis 2000b), in dem sie versuchte, die Reibung mit dem politischen System der DDR möglichst zu vermeiden. Infolge ihrer nach außen gering betriebenen politischen Wirksamkeit sammelten sich in der katholischen Kirche auch vergleichsweise weniger regimiekritische Kreise und politisches Protestpotenzial als im Rahmen der evangelischen Kirchenarbeit. Zur näheren Differenzierung von evangelischer und katholischer Kirche bezüglich ihrer gesellschaftlichen Funktion in der DDR; vgl. auch Pollack 1999a.

## Wechsel der Prozessstruktur der Abweichungsverlaufskurve durch das Diakoniestudium als biographische Wandlung

Im Rahmen dieses Vorpraktikums ist Bärbel u.a. im Pflegebereich eingesetzt. Sie macht erste Erfahrungen in der Arbeit mit schwerstgeschädigten Patienten und erkennt bald den Anspruch, die der Beruf als Diakonin mit sich bringt. Das Studium zur Gemeindediakonin ist mit der Übersiedlung in ein Mädcheninternat verbunden. In der Einrichtung, die unter der autoritären „*Herrschaft der Diakonissen*“ (Bärbel Jonekeit; *Segment 11, 5/48*) steht, gelten strenge Vorschriften. Bärbel fährt selten nur nach Hause. Soweit dieses im Diakonissenhaus möglich ist, lernt sie sich selbständig und eigenverantwortlich zu bewegen und dieser Prozess bewirkt auch eine vollständige Loslösung von der Großmutter. Das Studium setzt sich zu einem Teil aus Theorie zusammen. Hier werden Grundlagen der diakonischen Arbeit vermittelt, wobei das Theoriestudium interdisziplinär angelegt ist. D.h. es enthält einen breit angelegten theoretischen Rahmen, der sich zu Teilen am westlichen Bildungsstand orientiert. Der Unterricht umfasst im Wesentlichen die Fächer Psychologie, Pädagogik und Theologie. Bärbel hat uneingeschränkten Zugang zu Fachlektüre aus dem Westen. Dabei ist sie insbesondere von reformpädagogischen Ansätzen fasziniert. Im Gegensatz zur tristen Pädagogik in der DDR, der sie Gleichmacherei und politischen Dogmatismus unterstellt, begrüßt sie die im Westen einzeln betriebene Reformpädagogik, die eine freie und individuelle pädagogische Arbeit präferiert. Ferner wird Bärbel im Studium durch Lehrer beeinflusst, die nicht nur disziplinübergreifend unterrichten können, sondern pädagogisches Wissen auch differenziert und kritisch vermitteln. Davon fühlt sie sich sehr angetan und es scheint so, dass ihr einzelne Lehrerpersönlichkeiten auch vertrauensvoll und emotional offen gegenüberstehen. In dieser Zeit saugt sie Bücher förmlich auf und sie beginnt, sich für Kunst zu interessieren.

Das Leben im Mädcheninternat gestaltet sich da schon etwas schwieriger. Der strenge Regelkatalog des Diakonissenhauses bedingt immer wieder auch die Einschränkung von Handlungsspielräumen (z.B. Ausgangsregelungen, Ordnung, Verbot von Männerbesuchen usw.). Interessant ist, dass es Bärbel hier gelingt, bestimmte Auflagen und Regeln geschickt zu unterwandern. Ihr abweichender Verhaltenskanon verhilft ihr dazu, fast schon spielerisch mit der sozialen Kontrolle und den Einschränkungen im Internat umzugehen. Sie versteht es, ihre devianten Fähigkeiten weitgehend unauffällig und zu ihrem eigenen Vorteil einzusetzen („*ahh die hab ich doch ausgetrickst die Leute, ((Lachen)) ich war doch geübt im Tricksen, ja*“ (Bärbel Jonekeit; *NF 8, 25/3-4*). So führen die heimlich betriebenen Abweichungsaktivitäten nicht, wie noch während der Schulzeit, zu Ausschlusserfahrungen oder zu Verwerfungen mit

der Leitung des Diakonissenhauses. Obwohl Bärbel von bestimmten Erwartungshaltungen des Hauses abweicht, tritt eine erneute Wirksamkeit der Verlaufskurve nicht ein. Vielmehr überwiegen die positiven Erfahrungen des Studienbetriebes, die Bildungserlebnisse und ein Gefühl der sozialen Akzeptanz, so dass es zu einem Wechsel der Prozessstruktur kommt. Das Diakoniestudium erweist sich als ein erster biographischer Wandlungsprozess, der wichtige Impulse für die Ausbildung einer eigenen Vorstellung ihrer Identität beinhaltet. Der Wandlungsprozess liefert auch einige wichtige Orientierungen für ihre spätere pädagogische Arbeit.

### **Erneute Aufschichtung eines Verlaufskurvenpotenzials innerhalb des institutionellen Ablaufmusters der Kirche**

Allerdings verläuft auch das Diakoniestudium nicht ohne Negativerlebnisse. So erfährt Bärbel bspw. von der Suspendierung einer Lehrerin, der vorgeworfen wird, sie betreibe eine Lehre, die sich abseits des theologischen Verständnisses der Einrichtung bewegen würde. Die Lehrerin, eine von Bärbel geschätzte Persönlichkeit, hatte die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria zur Disposition gestellt und sich damit zu weit von der christlicher Geschichtsschreibung entfernt. Die Kirche zeigt sich unnachgiebig und kündigt der Lehrerin fristlos. Schockiert muss Bärbel mit ansehen, wie nun auch im Rahmen der Kirche Grenzen aufgezeigt und Ausschlüsse verhängt werden. Diese Erfahrung führt zu einem grundsätzlichen Misstrauen gegenüber Institutionen und institutionellen Strukturen. Mehr noch, entwickelt Bärbel eine institutionskritische Haltung auf der Basis des Vorwurfs der ideologischen Behaftetheit institutioneller Apparate. Kirche und Staat erfahren dahingehend sogar eine explizite Gleichsetzung (*„und, da damals war mir schon, klar (...) dass, das Kreuz, der Kirche, und, der rote Stern, des Staates, dass das für mich /I: Hmh/ zwei Symbole sind und, auf der einen Seite, wird die Doktrin gelebt und auf der andern Seite wird die Doktrin gelebt, und im Grunde genommen, nehmen die beiden sich gar nichts die sind bloß zwei Seiten einer Medaille, ne das war mir damals klar geworden“* (Bärbel Jonekeit; Segment 13, 6/36-40).

Während Bärbel das Praktikum als Gemeindegewerkschaftsleiterin absolviert, wird sie dann auch mit ganz persönlichen Auseinandersetzungen innerhalb der kirchlichen Arbeit konfrontiert. Das Berufspraktikum fällt in den obligatorischen Fahrplan des Diakoniestudiums. An einen anderen Ort verschlagen, lernt sie hier auch ihren Mann kennen, den sie ein halbes Jahr später heiratet. In der Gemeindearbeit ist Bärbel einem Superintendenten unterstellt, von dem sie sich ausgenutzt fühlt. So muss sie z.B., um die Christenlehre durchzuführen, die weiten Entfernungen zwischen den Dörfern *„bei Wind und Wetter“* (Bärbel Jonekeit, 7/9) mit dem Fahrrad

oder dem Bus erledigen, während ihr Vorgesetzter vergleichsweise kurze Strecken mit dem Auto zurücklegt. Nicht weniger schwierig gestaltet sich das Interaktionsverhältnis zwischen den beiden, wobei der Superintendent nicht die kooperative Zusammenarbeit sucht, sondern darauf bedacht ist, seinen Führungsanspruch geltend zu machen und ihr die 'niederen' Arbeiten zuzuschieben. Der Superintendent nimmt alles andere als die Rolle eines Mentors ein, der Bärbel in die Gemeindegemeinschaft einsozialisiert und ihr dabei hilfreich zur Seite steht. Mit der Zeit werden die Unstimmigkeiten größer, die Meinungsverschiedenheiten in der Organisation und Gestaltung der Gemeindegemeinschaft treten immer deutlicher zutage, so dass sie schließlich froh ist, als das Praktikum endet. Bärbel kehrt zurück an ihren Studienort. Sie besteht erfolgreich die Prüfungen und kann bald darauf ihr Diakoniestudium abschließen.

Der Übergang in den Beruf gestaltet sich relativ unproblematisch. Bärbel bewirbt sich auf eine Stelle als Gemeindegemeinschaftsdiakonin und wird sofort angenommen. Der Berufseinstieg ist mit einem Wohnortwechsel verbunden. Allerdings erweist sich ihre Tätigkeit dort nur als kurze Stippvisite. Als Bärbel nämlich ihre Arbeit in der Gemeinde aufnimmt, stellt sie wenige Zeit später mit Erschrecken fest, dass der Superintendent des Kirchenbezirks ein inoffizieller Mitarbeiter der Staatssicherheit ist. Mit dieser Enttarnung wird ihr erstmals ganz persönlich die staatliche Überwachung der evangelischen Kirche deutlich. Die Enttarnung ihres Vorgesetzten als Stasi-Mitarbeiter führt dazu, dass sie die Kirche als Institution massiv in Frage stellt. Sie wechselt den Arbeitsort und beginnt in einer anderen Kirchengemeinschaft, ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Doch hat diese Negativerfahrung deutlich Spuren hinterlassen. Bärbel wird zwar in ihrem Glaubensverständnis nicht erschüttert, doch schützt sie ihr Glaube auch nicht vor einer neuen Verlaufskurvenentwicklung. Bärbel bekommt erhebliche Probleme, da sie nicht weiß, welche Menschen ihr loyal gegenüber treten und wem sie sich in ihrer täglichen Arbeit anvertrauen kann. Darüber hinaus kommt es in der Arbeit mehrfach zu Situationen, die sie als ambivalent und widersprüchlich erlebt und die sich auch im Nachhinein nicht vollständig aufhellen. Ebenso bereitet es ihr Schwierigkeiten, die Aktivitäten, die hinter den Kulissen, sozusagen auf der Hinterbühne laufen, von der offiziellen Kommunikation und Haltung der Kirche zu unterscheiden. Die Strukturen und z.T. auch die verantwortlichen Personen innerhalb der Kirche erscheinen Bärbel bisweilen hochgradig intransparent, was immer wieder zu Spekulationen und vagen Situationseinschätzungen führt. Sie bekommt zwar ein Gefühl von der zunehmenden Politisierung des Alltags durch offizielle Stellen und jenem Druck, der das ständige Aushandeln und den vorsichtigen Umgang mit staatlichen Repräsentanten wie auch mit einzelnen Mitarbeitern der Kirche verlangt. Doch fällt es ihr ungemein schwer, Widersprüche und Doppelbödigkeiten zu durchschauen und auszuhalten. Auf der Basis dieser fehlenden

‘Ambiguitätstoleranz’<sup>13</sup> erweisen sich ihre Erfahrungen im Beruf als äußerst kräftezehrend. Sie sorgen bei Bärbel ständig für Verunsicherungen und Irritationen, lösen Resignationsschübe aus, die sie z.T. handlungsunfähig machen. Mit dieser verlaufskurvenförmigen Entwicklung wird auch der biographische Wandlungsprozess, der durch das Diakoniestudium angeschoben wurde, wieder gebremst. Nach zwei Jahren Arbeit als Gemeindediakonin kündigt Bärbel das Beschäftigungsverhältnis. Die Geburt ihrer Tochter erweist sich als eine Art Fluchthandlungsschema, aus dem Beruf auszusteigen (*„naja, jedenfalls ähm, hab ich dann in (...) ein ‘Kind bekommen’, meine ‘Tochter’, ‘Bc.’, und, das war die Gelegenheit auszusteigen (...) vor allen Dingen weil sie mir auch gesacht haben, eine Frau die ähh Gemeindediakonin is und ein Kind hat=obwohl ich da war ich noch verheiratet, wenn wenn sie also ein Kind hat is sie Luxus für die Gemeinde, da kann sie ja für die Gemeinde nich mehr vierzehn Stunden arbeiten, s geht ja nich, ne, /I: Hmh/ so das war die also die haben schon, ihre Leute ausgebeutet, ne“* Bärbel; Jonekeit, Segment 17, 8/9-15). Dabei sind insbesondere die sozialen Schwierigkeiten und Irritationen, die Bärbel im Umgang mit Verantwortungsträgern und Institutionen erfahren hat, ein wesentlicher Grund für ihre Kündigung. Der Zwischenfall mit dem Stasibelasteten Superintendenten leitete dahingehend schon einen unglücklichen Beginn ein.

Probleme bestehen jedoch auch im Privatleben. Nach sieben gemeinsamen Ehejahren trennt sich das Paar bereits ein dreiviertel Jahr nach der Geburt der Tochter. Von der Ehe war Bärbel ohnehin nie überzeugt. Die Eheschließung erfolgte mehr oder weniger auf der Grundlage eines traditionellen Verständnisses vom partnerschaftlichen Zusammenleben, wobei auch ein Druck von den Angehörigen beider Ursprungsfamilien ausging. Bereits am Tag der Hochzeit, wusste Bärbel, dass mit dieser Ehe keine Liebe verbunden war (*„ja, und ich hab, gewusst, das das is auch son son Irrtum im Leben ne, ich hab gewusst, das is nich der Mann, deines Lebens ((lachend)), und ich, das hab ich aber am Abend vor der Hochzeit, erkannt, war am Abend vor der Hochzeit, spät (...) und dann hatt ich nich mehr den Mut zu sagen nein (...) und jedesmal wenn ich ja gesagt hab auf m Standesamt und in der Kirche, jedesma hab ich gewusst, eigentlich meinst du nein (...)“* Bärbel Jonekeit; NF 8, 25/39-44). Der Ehemann wird als ein gutmütiger Mensch geschildert, der jedoch nicht die Reibungsflächen bietet, sich geistig und intellektuell auf Augenhöhe zu begegnen. In der Ehe blieb der Kinderwunsch lange Zeit unerfüllt. Erst nach einer länger andauernden Behandlung des Ehemannes konnten sich die Partner

<sup>13</sup> Unter Ambiguitätstoleranz soll hier verstanden werden, dass Bärbel mit Hilfe einer Vertrauensperson sicher hätte lernen können, dass es in Interaktionszusammenhängen schwer durchschaubare und widersprüchliche Situationen geben kann und dass man diese versuchen muss zu interpretieren. Sie hätte in diesem Zusammenhang erfahren können, dass die Kommunikation auf der Vorderbühne eine andere ist, als die auf der Hinterbühne und dass das eigene Verhalten dabei häufig auch eine Gradwanderungen darstellen kann. Eben diese Perspektive der Mehrschichtigkeit und Brüchigkeit von Situationen erlernt sie in der Kirche möglicherweise deshalb nicht, weil die Kirche eine Institution darstellt, die mit dem Bekenntnis von Aspekten eindeutiger und absoluter Moral verbunden ist und ihr die entsprechende Unterstützungsangebote für einen solchen Lernprozess fehlen.

diesen Wunsch erfüllen. Nach der Geburt der Tochter stellen die Ärzte fest, dass die Gesundheit des Kindes erheblich eingeschränkt ist. Die Tochter leidet unter epileptischen Anfällen, die mit Absencen, d.h. mit kurz andauernden Bewusstseinstörungen einhergehen. Diese Erkrankung ist mit Folgen für die Entwicklung des Kindes verbunden, insbesondere was die schulische Ausbildung anbelangt. Für Bärbel, die nach der Scheidung alleinerziehend bleibt und den Kontakt zum Vater ihres Kindes abbricht, bedeutet dies einen erhöhten Betreuungsaufwand. Die berufliche Auszeit widmet sie sich vollständig ihrer Tochter. Zu ihr entwickelt sich in den ersten Jahren eine sehr intensive Beziehung. Viel später, als Bärbel die Entscheidung treffen wird, alleine in die Landkommune überzusiedeln und der Kontakt zum Vater wieder hergestellt wird, damit er die Fürsorge übernimmt, begeht die Tochter mehrere Suizidversuche. Diese Trennung von der Mutter muss sie als extrem schmerzhaft und bedrohlich empfunden haben. Später wird sie ihre Mutter in der Landkommune häufig besuchen und einen guten Kontakt pflegen.

### **Künstlerische Lehrjahre als ein zweiter biographischer Wandlungs- und Kreativitätsentfaltungsprozess**

Für Bärbel kommt eine Rückkehr in ihren alten Beruf nicht in Frage. Die kurze Auszeit kann sie für eine berufliche Neuorientierung nutzen. Bärbel strebt eine freiberufliche Laufbahn als Bühnenbildnerin und künstlerische Gestalterin an. Der Schritt in die Freiberuflichkeit ist Ausdruck einer zu dieser Zeit vorherrschenden Generalverweigerung gegenüber dem Staat und der Kirche bzw. gegenüber den entsprechenden Karriereverläufen der institutionalisierten Gesellschaft. Sie beantragt die Aufnahme in den Verband Bildender Künstler.<sup>14</sup> Der Antrag auf Probezeit wird bewilligt. Die Facharbeiterausbildung der Schneiderin kommt ihr dahingehend zugute. Als Autodidaktin ist sie der Abteilung „Bühnenbild“ zugeordnet und sie bekommt einen Mentor an die Seite, der sich als Puppenspieler verdingt. In der gemeinsamen Arbeit zeigt sie ihre Stärken insbesondere in der Bühnenausstattung und im Benähen der Puppen und Kostüme. Resonanz finden auch ihre künstlerischen Innovationen, die sie bei der Ausarbeitung von neuen Themen und Ideen in das Puppenspiel einbringt. Andererseits profitiert sie von den Fähigkeiten und dem Wissen ihres Mentors, der neununddreißig Jahre älter

---

<sup>14</sup> Der 1950 gegründete Verband Bildender Künstler der DDR kann als 'Eintrittskarte' in den Status der Freischaffenden Tätigkeit und somit als wichtige Vorbedingung und Zugangsberechtigung für eine staatlich nur geduldete Selbständigkeit angesehen werden. In der Regel musste man ein abgeschlossenes Kunsthochschulstudium nachweisen. Der Verband stellte eine Berufsorganisation dar, in der Berufsgruppen wie Maler, Graphiker, Bildhauer, Kunsthandwerker, Restauratoren, Fotografen und Kunstwissenschaftler vereinigt waren. Um in den Verband Bildender Künstler aufgenommen zu werden, benötigte der Kandidat einen Mentor, der den Schützling über einen Zeitraum von in der Regel fünf Jahren begleitete und unterstützte. Das Betreuungsverhältnis war häufig formal, die geleisteten Arbeiten und Kunstwerke mussten zumeist an Kombinatbetriebe als Sachwerte abgegeben werden. Die finanzielle Unterstützung durch den Verband wurde nur zum Teil und im Rahmen eines minimalen Zuschusses zugesichert. Nach erfolgreicher Kandidaturzeit wurde die Aufnahme in den Verband Bildender Künstler bewilligt. Es gab aber auch einzelne Fälle, in denen die Aufnahme verweigert wurde.

ist als sie und die entsprechenden beruflichen Erfahrungen mitbringt. Das Arbeitsverhältnis gestaltet sich in einer Weise, in der beide Personen voneinander lernen. In der Zusammenarbeit kann Bärbel eine Kreativität freisetzen, die ihr so bislang noch verborgen geblieben ist. Ferner bildet sie ein breites handwerkliches Repertoire aus. Auf der Basis der Erweiterung ihres künstlerischen und handwerklichen Könnens wird ein zweiter wichtiger Wandlungsprozess eingeleitet. Indessen erlangt sie die Kompetenzen und Fähigkeiten für eine professionelle künstlerische Organisations-, Gestaltungs- und Präsentationsarbeit. Ähnlich dem Großvater trägt auch der Puppenspieler hier eine öffnende und Initialzündende Funktion für die Gestaltung wichtiger biographischer Prozesse. Er zeigt Wege und Arbeitsformen auf, die für die Tätigkeit als freischaffende Künstlerin erforderlich sind.

Neben dem Arbeitsverhältnis entsteht zwischen den beiden auch eine Liebesbeziehung, die aber über ihren heimlichen, Affärenhaften Charakter nicht hinausgehen wird. Der verheiratete Puppenspieler deutet Bärbel zwar hin und wieder die Trennung von seiner Frau an, löst diese Ehe aber nicht auf, so dass über Jahre hinweg eine Dreiecksbeziehung besteht. Der Puppenspieler wird als ein Mann beschrieben, der im Vergleich zu Bärbels Ehemann viel Temperament mitbringt und der ihr den intellektuellen Austausch bietet, den sie sich in ihrer Ehe gewünscht hätte. Die Scheidung von ihrem Ehemann wird vor allem deshalb nicht als emotional schwierig empfunden, weil Bärbel ganz in diesem kreativen Wandlungsprozess steckt und sich von dem unkonventionellen und charismatischen Puppenspieler faszinieren lässt. Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch ihre Bereitschaft, mehr zu geben als sie vom Puppenspieler zu erwarten hat. Die undankbare Rolle als Geliebte einerseits, in der sie immer wieder mit Versprechungen getröstet wird und ihre Rolle als Mitarbeiterin im Puppenspielunternehmen andererseits, führen sie dann auch in einen inneren Konflikt. Die Vermengung beider Rollen hinterlässt bei ihr große Gefühlsschwankungen, die von der totalen Liebe und Hingabe an diesen Mann bis hin zu dem Vorwurf reichen, vom Puppenspieler ausgenutzt zu werden. Der innere Konflikt berührt vor allem zwei Fragen: Die Frage nach der emotionalen wie auch der beruflichen Abhängigkeit ihrer Person vom etablierten Künstler, und die Frage nach den Grenzen ihrer Aufopferungsbereitschaft (*„hmh, das war das war ne schwieriche Sache, weil es es war sehr schön mit ihm ich hab bei ihm, unwahrscheinlich viel gelernt, ganz ganz schön, viele viele viele Sachen, und hab aber gespürt, dass er mich, benutzt, als, ähh, er er schenkt mir zwar, ne ganz viel von sich, aber er benutzt mich als, Objekt, ich war, neununddreißig Jahre jünger wie er (..) und, ähh, er, der, gestandene Künstler, hat eine so junge Frau, das war für ihn also ein (..) Prestigeobjekt, diese Frau, die er da vorführn konnte, und ähh ja so hat er mich behandelt, als, als Vorführobjekt, ne, und das eines Tages konnt ich das dann einfach nich mehr, s ging nich mehr (..)“* Bärbel Jone-

keit; NF 12, 29/13-21). Als Bärbel dann die Gewissheit spürt, dass sie für den wesentlich älteren Künstler nicht die zentrale Bezugsperson darstellt und ihr klar wird, dass er seine Ehe nicht aufgeben wird, löst sie sich aus dieser unglücklichen Daueraffäre. Nach siebenjähriger Bühnensammenarbeit und vielen gemeinsamen Tourneen endet damit auch die fruchtbare Arbeitsbeziehung. In dieser Zeit der Trennung entsteht ein Bedürfnis nach Ruhe und Rückzug aus dem öffentlichen Leben. Bärbel widmet sich ihrer Tochter, die ihre Schulausbildung in einer Sonderschule absolviert und dort individuell betreut wird.<sup>15</sup> Die erfolgreiche Integration der Tochter in diese Sonderschule bedeutet für Bärbel eine Entlastung, die sie dafür einsetzt, sich nach einem neuen Arbeitsverhältnis umzusehen. Sie bewirbt sich auf die Stelle der pädagogischen Mitarbeiterin in einem Pionierhaus und wird angenommen. Die Nachricht über ihre Aufnahme in den Verband Bildender Künstler scheint dabei maßgeblich ins Gewicht zu fallen.<sup>16</sup> Gleichermäßen fällt in diese Zeit, dass sich Bärbel über verschiedene Kontakte und durch Bezahlung in harter D-Mark (eine Gunst des Vaters), ein eigenes Haus kauft, das sie wenig später mit ihrer Tochter bezieht. Der Ausbau und die Restauration des Hauses wird neben ihrer Arbeit im Pionierhaus zu einer zweiten wichtigen Wirkungsstätte.

### **Neue soziale Rahmenbedingungen als Resonanzboden der beiden biographischen Wandlungsprozesse**

Die Festanstellung im Pionierhaus erweist sich als ein unvorhergesehener Glücksfall. Denn bislang hatte Bärbel kaum eine Berührung mit staatlichen Einrichtungen. Besonders günstig scheint, dass sie das fachliche Anforderungsprofil an die Stelle erfüllt und sie auf einen Aus-

---

<sup>15</sup> Nachdem die Tochter zunächst in die erste Klasse einer POS eingeschult wird, merkt Bärbel relativ schnell, dass sie dort mit den Leistungserwartungen nicht zurechtkommt. Bevor das Schuljahr endet (die Tochter hätte die erste Klasse wiederholen müssen), sorgt Bärbel für eine Umschulung in die Sonderschule. Mit diesem Schritt, den Bärbel bewusst und eigenverantwortlich einleitet, ist die Möglichkeit eines erneuten Wechsels in die Oberschule hinfällig. Diese Entscheidung erweist sich dennoch als positiv, denn ihre Tochter geht gerne in diese Schule. Darüber hinaus bringt sie gute Noten nach Hause. Im Alter von siebenundzwanzig Jahren kann die Tochter sogar den Abschluss der zehnten Klasse nachholen. Später wird sie ihr eigenes Geld verdienen und ihr Leben weitgehend selbständig gestalten können (vgl. NF 10, 26/22-27/14).

<sup>16</sup> Die Bewältigung dieser für das Berufsbild und Selbstverständnis als Freischaffende Künstlerin zentralen Statuspassage (die Aufnahme in den Verband Bildender Künstler) eröffnet Bärbel den Zugang in die staatlichen Systeme der Versorgung. Die Mitgliedschaft im Verband Bildender Künstler erforderte Tätigkeitsbezogene Nachweise, die zumeist über persönlich geführte Arbeitsbücher erfolgte. Auch schützte die Mitgliedschaft vor dem Verdacht der Bummelanz und `Asozialität`, wobei letzteres seit 1968 im Strafrecht der DDR als Tatbestand definiert wurde (insb. der 1968 eingeführte Paragraph 249 StGB >Gefährdung der öffentlichen Ordnung durch asoziales Verhalten<). Freischaffende Künstler in der DDR waren häufig der Gefahr der Zuschreibung von `Asozialität` ausgeliefert, weil sich die Organisation und Umsetzung ihrer Arbeit gänzlich anders verhielt, als in den staatlich geregelten Berufen. Der Terminus `asozial` war in der DDR ein geläufiger Begriff, um weitgehend unterschiedslos alle Formen sozialer Problemlagen und soziokultureller Auffälligkeiten einzelner Personen oder Personengruppen (z.B. Bluesfreaks, Trammer oder Hippies) zu subsumieren und diese Auffälligkeiten als subjektives Unvermögen bzw. Scheitern an den gesellschaftlichen Verhältnissen der DDR zu klassifizieren (vgl. von Wensierski 1994/383). „Im internen Wörterbuch der Staatssicherheit wurde >Asozialität< definiert als >eine gesellschaftliche Verhaltensweise einschließlich der ihr zugrunde liegenden asozialen Einstellungen und der daraus resultierenden gesellschaftlichen Erscheinungen, durch die sich einzelne Personen oder Personengruppen (Asoziale) zeitweilig oder ständig in einem extremen Gegensatz zu Teilbereichen oder zum Gesamtgefüge der moralischen und rechtlichen Normen des sozialen Lebens in der sozialistischen Gesellschaft stellen“ (Kaiser 2004/270f).

bildungsweg verweisen kann, der Vielseitigkeit und Kreativität in der Umsetzung pädagogischer Themen verspricht. Im Pionierhaus trägt sie Verantwortung für die Koordination und Durchführung einer Projektorientierten Kinder- und Jugendarbeit. Nach einer kurzen Einarbeitungsphase zeigt sich dann auch, dass Bärbel ihre Fähigkeiten und Kompetenzen voll und ganz in die Arbeit einbringen kann. Zugute kommt ihr dabei, dass die Arbeit im Pionierhaus (im Vergleich zu ihrer Tätigkeit als Gemeindediakonin) überschaubar ist und im Haus ein kollegiales und konstruktives Mitarbeiterklima herrscht. Das Verhältnis zu ihrer Chefin, der Pionierhausleiterin, ist von gegenseitiger Achtung und Loyalität geprägt. Der bisweilen paradox erscheinende berufliche Umschwung von der diakonischen Gemeindegemeinschaft über die freischaffende Tätigkeit in das ganz unter staatlicher Obhut stehende Pionierhaus verläuft nahezu problemlos. Wider Erwarten existiert im Pionierhaus ein ungewohnt hohes Maß an Selbstbestimmung und künstlerischen Entfaltungsmöglichkeiten. Bärbel ist Leiterin eines eigenen handwerklichen Bereiches, der Keramikwerkstatt. Der sorgenfreie Finanzetat des Hauses stellt die Grundlage für eine weitgehend ungestörte Projektarbeit mit den Kindern und Jugendlichen dar, wobei ihre pädagogische Arbeit und die Themenwahl auffallend kirchlich inspiriert sind. Vor diesem Hintergrund bietet das Pionierhaus den institutionellen Resonanzboden, auf dem Bärbel beide biographischen Wandlungsprozesse fast spielerisch miteinander verschränken kann. Zum einen sind das die sozialen und pädagogischen Kompetenzen, die sich innerhalb des ersten Wandlungsprozesses während des Diakoniestudiums herausbilden konnten. Sie können nun mit den handwerklichen und künstlerischen Fähigkeiten, die Bärbel im Rahmen des zweiten biographischen Wandlungsprozesses entwickelte, zusammengeführt werden. Dieser Wandlungsprozess führte zur Ausbildung eines professionellen Selbstverständnisses als Künstlerin, das durch die Aufnahme in den Künstlerverband Bestätigung erlangte. Seltsam erscheint hierbei nur, dass die Synthese der beiden Wandlungsprozesse ausgerechnet in einer staatlichen Einrichtung geschieht, die einst (wie z.B. die Schule) dafür gesorgt hat, dass Bärbel zu einer marginalisierten und abweichenden Persönlichkeit wurde. Paradox erscheint auch, dass Bärbel das Themeninstrumentarium und die Fähigkeiten, die sie aus der diakonischen Gemeinde- und Kirchenarbeit mitbringt, nun in im Rahmen eines staatlichen Beschäftigungsverhältnisses umsetzen kann.

## Das berufliche Handlungsschema und die Ausbildung einer professionellen beruflichen Identität

Beide biographischen Wandlungsprozesse sind der Ausgangspunkt für ein berufliches Handlungsschema, das Bärbel vor allem in ihrer Projektarbeit mit den Kindern und Jugendlichen im Pionierhaus einlösen kann. Im Rahmen der pädagogischen und künstlerischen Arbeit gelingt es ihr, eine professionelle berufliche Identität auszubilden, wobei das Pionierhaus weiter als verlässlicher und solidarischer Unterboden für die Bearbeitung Umwelt- und -friedenspolitischer sowie bisweilen auch religiöser Themen dient.<sup>17</sup> In der Arbeit an den einzelnen Projekten schafft es Bärbel, eine Atmosphäre herzustellen, die bei den Kindern und Jugendlichen ankommt und von der sie sich selbst tragen lässt. Sie beherrscht es insbesondere im didaktischen Bereich auf die Kinder einzugehen, szenisches Verständnis herzustellen, indem sie die Wissensvermittlung durch praktisches und experimentelles Erfahrungslernen anregt. Wissen soll sich ihrer Ansicht nach ganz naturwüchsig aus eigenen Erfahrungs- und Erkenntnisprozessen herausbilden – eine Erfahrung, die z.T. auf den positiven Erlebnissen mit ihrem Großvater in der Natur basiert. Besonders wichtig ist ihr dabei, dass die kreativen Herausforderungen, die sie an die Kinder heranträgt, keiner Zensur oder gar Leistungsspezifischen Bewertung unterliegen dürfen: Es entspricht ihrer humanistischen Überzeugung, dass kein Mensch andere Personen daran hindern darf, ihre Begabung und Phantasie zu entfalten. Jeder soll sich möglichst so entwickeln, dass er seine eigenen Fähigkeiten und Potenziale erkennen und ausschöpfen kann, so auch einer ihrer pädagogischen Grundsätze. Unübersehbar ist, dass sich ihre Vorstellungen von der pädagogischen Arbeit an der konziliaren Maxime der „Bewahrung der Schöpfung“ orientieren. Deutlich wird dies, als Bärbel gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen im Pionierhaus eine „Friedensmauer“ baut, auf der man laufen, herumtollen und unter der man durchsteigen kann. Ähnliches gilt für das ebenso provokante Projekt „Umweltberg“, einen Berg, den sie mit den Kindern aus Müll, Plastik und Schrott aus der Umgebung auftürmt, um auf die ökologischen Probleme im Land aufmerksam zu machen.<sup>18</sup> In ihrer Zusammenarbeit mit den Kindern

---

<sup>17</sup> Dahingehend wurde schon angedeutet, dass das Themenspektrum, das Bärbel in die Pionierhausarbeit einbringt, kirchlich inspiriert ist. Zweifellos bestanden hier staatliche Interessen, die kirchlichen Aktivitäten im Kinder- und Jugendbildungsbereich auf die eigens dafür geschaffenen Organisationen zu übertragen und die im kirchlichen Umfeld hervorgebrachten Themen (z.B. der Friedenspolitik, der Abrüstungspolitik, ökologische Themen etc.) zu kanalisieren. Waren dafür entsprechende Akteure vorhanden, schien es im Sinne der DDR-Bildungspolitik sicher sinnvoll, diese entweder abzuwerben und für die staatlichen Organisationen zu gewinnen oder sie sogar ideologisch umzufunktionalisieren. Der Sinn dessen war, die Kirche und insbesondere deren Kinder- und Jugendarbeit zu schwächen und die Kirche insbesondere Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre systematisch zu unterhöheln. Vor diesem Hintergrund wurde möglicherweise auch das freie und unbehelligte Arbeiten sowie die zum Teil hochpolitische Themenauswahl ihrer Projekte geduldet, sicher aber auch sorgfältig beobachtet worden. Das Pionierhaus bot paradoxerweise eine Plattform für eine Projektarbeit, die sonst ausschließlich im Rahmen kirchlicher Kinder- und Jugendarbeit betrieben wurde.

<sup>18</sup> Die Themenfelder, sowohl die „Friedensmauer“ als der „Umweltberg“, passen in die Zeit umfangreicher kirchlicher Aktivitäten in den achtziger Jahren der DDR. Mit der Tagung des Weltkirchenrates in Vancouver 1983 wurden zum einen kirchliche

besteht ein Verständnis vom gegenseitigen Geben und Nehmen. Die Kinder fungieren zum Teil sogar als kleine „Lehrmeister“, die eigene Vorstellungen und Ideen in die Arbeit einbringen, was Bärbel als Ausdruck dieses Reziprozitätsverständnisses ansieht („*und ich hab ganz viel von den Kindern gelernt, die Kinder sind, also großartige Lehrmeister, es was ich von Kindern gelernt habe was sie, ähm, ich habe ihnen, ‘Anerkennung’ gegeben, und ähh, Gleichberechtigung, und sie haben mich gelehrt, so ist die, also es war, war ganz toll mit den Kindern*“ Bärbel Jonekeit; Segment 20, 9/12-16). Die Arbeit mit den Kindern erweist sich auch für sie ganz persönlich als eine außergewöhnliche Form der Beziehungsarbeit. Das selbständige Lernen und Identifizieren der Kinder mit den Projekten bestätigen sie nicht nur in ihrer didaktischen Herangehensweise. Die Freude und Dankbarkeit der Kinder stellen auch das eigentliche Honorar ihrer Arbeit dar. Es sind vor allem diese immateriellen Gratifikationen, die Bärbel immer wieder motivieren, neue Projekte aus der Taufe zu heben. Bärbel kann sich voll und ganz dieser projektorientierten Arbeit hingeben, insbesondere wenn dabei gesellschaftspolitische Themen aufgegriffen und kreativ umgesetzt werden.

Auch psychologisch betrachtet ist die Quelle ihrer Projektarbeit interessant. In den Projekten sind nämlich desöfteren Bestandteile enthalten, die eine unauffällig betriebene biographische Arbeit kennzeichnen. Anders gesagt, Bärbel nutzt die Projektarbeit gleichermaßen für die Bearbeitung eigener biographisch relevanter Themen und Probleme. Vor diesem Hintergrund betrachtet, scheinen sich sowohl ihre pädagogischen Vorstellungen als auch ihr Verständnis vom gegenseitigen Geben und Nehmen, u.a. aus biographischen Defiziterfahrungen ihrer Lebensgeschichte heraus zu erklären. Es spielen Bedürfnisse und Sehnsüchte eine Rolle, die in ihrer eigenen Kindheit nicht erfüllt werden konnten.<sup>19</sup> Vor diesem Hintergrund fungie-

---

Gruppen in ihrer Friedens- und Umweltsarbeit bestärkt. Zum anderen breitete sich in dieser Zeit der konziliare Prozess in der DDR unter dem Schwerpunkt „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“, immer weiter aus und übertrug sich auf zahlreiche Gruppen der Friedensbewegung in der DDR. Einige Basisgruppen (Bewegung für einen sozialen Friedensdienst (SOFD), die Bewegung „Schwerter zu Pflugscharen“, der „Berliner Appell“ oder die 1984 gegründete „Solidarische Kirche“) machten den konziliaren Prozess zu einem richtungsweisenden Vorsatz ihrer politischen Arbeit (vgl. Neubert 1999/27-35).

<sup>19</sup> Im Rahmen von Lehrerfortbildungen ist Bärbel auch als Referentin tätig. Dort wird die Bedeutung ihres Reziprozitätsverständnisses vom Geben und Nehmen noch einmal deutlich („*also das war auch wieder son Geben und Nehmen ne, also was ich von den Kindern gelernt habe, ((lachend)) hab ich an die Lehrer weitergegeben und die Lehrer ham, gleichzeitig natürlich für mich, wieder, was zum Lernen gehabt, ne, und, ich bin also heute noch, ganz, glücklich darüber, dass so eine Gruppe Lehrer, in die Welt raus gegangen is und, ähh das gemacht hat, was ich mir als Kind gewünscht hätte (...) ja, so das das konnt ich also über, en paar Lehrern konnt ich das weiterreichen ne, /I: Hmh/ das war, das war eigentlich och meine Motivation ne=dass ich Lehrerfortbildung gemacht habe, dass ich gesacht habe, die Lehrer müssen anders auf Kinder eingehen, sie sie müssen einfach respektieren, dass Kinder Persönlichkeiten sind, und dass sie etwas in sich tragen, was wert ist, und was nich beurteilt werden darf (...) was keine ähh, es bedarf nicht der Beurteilung (...) de, das was ich in mir trage, und schon gar nich auf dem künstlerischen Gebiet, das darf eigentlich gar keine Zensuren geben auf dem Gebiet, s hab ich ihnen immer wieder gesacht, ihr müsst dafür sorgen, dass ihr ähh, keine Zensuren gebt (...) hmh, weil ihr könnt höchstens den Fleiß be- könnt ihr, beurteilen, das kann man unter Umständen machen, ne, aber ähh, wie sollt ihr ähh, beurteilen mit einer Note, was ein Mensch künstlerisch aus sich herausholt (...) das das is ein Unding“ (Bärbel Jonekeit; Segment 23, 11/31-48). Interessant in diesem kanonischen Darstellungsteil ist, dass Bärbel mit den Aufzeigebemühungen ihrer pädagogischen Vorstellungen, ihre eigene Kindheit und das, was ihr darin gefehlt hat, mit zu thematisieren beginnt. Sie schlägt eine Brücke zu ihren lebensgeschichtlichen Erfahrungen, wobei eine Sehnsucht und ein Bedürfnis mitschwingt, Visionen zu entwickeln, die eine `bessere Welt` versprechen, als die, die sie in ihrer Nachkriegs-kindheit erfahren hat. Im Folgenden wird darauf noch näher eingegangen.*

ren die Kinder im Pionierhaus zum Teil als ein Spiegel ihrer eigenen Wünsche und Vorstellungen, die, wenn auch nur symbolisch, in die Projektarbeit einfließen. Vielleicht liegt hierin auch ein Grund, dass Bärbel in ihrer Arbeit geradezu prädestiniert ist, die Welt `mit den Augen´ der Kinder zu sehen. Fast spielerisch gelingt es ihr Perspektivenwechsel vorzunehmen, ein Feingespür für Situationen und eine Sensibilität für die Sorgen und Ängste der Kinder zu entwickeln. Diese Befähigung zur Perspektivenübernahme und ihre einfühlsame Art im Umgang miteinander, katapultieren sie gelegentlich sogar in eine stellvertretende Anwaltsrolle für kindliche Bedürfnisse und Interessen. Bärbel kann ihre eigenen Ideen und Gedanken in eine `Sprache der Kinder´ übersetzen und auf diese Weise gelingt es ihr, auch politisch brisantere Projekte vor der Pionierhausleitung zu legitimieren. Hin und wieder unternimmt sie zwar den Versuch, die kritischen Inhalte ihrer Arbeit in den `Kindermund´ zu legen, doch werden die Kinder und Jugendlichen dahingehend nicht vereinnahmt bzw. ausgenutzt. Auch verliert sie nicht ihre Einschätzungskompetenzen, zu wissen, wie weit sie gehen darf, wo die Grenzen ihrer Arbeit liegen, welche gesellschaftlichen Probleme und Missstände pädagogisch bearbeitet werden können und welche Mittel dafür zum Einsatz kommen dürfen. In einem Projekt nutzt sie bspw. die „Gebote der Jungpioniere“ als strategischen Trick, um die Umwelt- und Friedensproblematik in der DDR aufzugreifen. Dies geschieht in der Weise, dass Bärbel die „Gebote der Jungpioniere“ wortwörtlich aufgreift, diese Grundsätze aber als menschliche Werte interpretiert und sie über die Bedeutung für den Sozialismus hinaus transzendiert.<sup>20</sup> Fast alle Projekte beinhalten eine tiefere Kritik der gesellschaftlichen Zustände in der DDR. Die verwendeten Geschichten und Präsentationsfiguren sind häufig mit einer signifikanten Symbolik ausgestattet, die bewusst nach außen befördert werden soll. Allerdings lassen die Projekte immer auch mehrdeutige Interpretationen zu, so dass die eigentliche, z.T. politisch abweichende Botschaft nicht offen zutage tritt bzw. hinter den Objekten versteckt bleibt. Bärbels vom offiziellen politischen Kurs der DDR abweichende Bildungs- und Projektarbeit zeichnet sich im Besonderen dadurch aus, dass sie die Grenzen des Möglichen zum Verbotebenen geschickt auslotet, ohne dabei die Präsentation ihrer Projekte und auch ihr Beschäftigungsverhältnis zu gefährden.

---

<sup>20</sup> Die „Gebote der Jungpioniere“ beinhalten statutartig die „Liebe zur Arbeit“, die „Liebe zur Heimat“ oder die „Liebe zum Frieden“ etc. Um das so genannte „Pionierversprechen“ einzuhalten, wurde zunächst auf die Gebote der Pioniere geschworen und darauf geachtet, nach diesen zu handeln („Ich verspreche, ein guter Jungpionier zu sein. Ich will nach den Geboten der Jungpioniere handeln“; Mitgliedskarte der Jungpioniere). So erweist es sich als eine gewiefte Strategie, diese Gebote beim Wort zu nehmen und die Hintergründe solcher Werte mit den Kindern zu diskutieren. Es sind jedoch genau die Themen (Friedens- und Umweltarbeit), die in der DDR-Gemeindearbeit in den achtziger Jahren eine zentrale Rolle spielten. Sowohl die inhaltlichen Gesichtspunkte als auch die höhersymbolische Bedeutung der Gebote fließen dabei in ihre Artikulations- und Diskussionsarbeit ein. Obwohl Bärbel es nicht explizit thematisiert, scheint sie doch geistig verbunden mit den politisch-oppositionellen Gruppen, die sich im Rahmen evangelischer Gemeinde- und Kirchenarbeit in den achtziger Jahren herausgebildet haben.

## Die ideologische Nagelprobe

Das kooperative Arbeitsklima im Pionierhaus und das von gegenseitiger Anerkennung geprägte Verhältnis zur Pionierhausleiterin stellen die Voraussetzungen dar, dass Bärbel ungestört ihre Bildungsarbeit umsetzen kann. Was Bärbel jedoch noch nicht weiß, ist der politische Auftrag, den die Chefin von der Parteileitung längst schon zugetragen bekommen hat. Als Bindeglied zwischen staatlicher Kontrolle und Mitarbeiterführung soll die Pionierhausleiterin dafür Sorge tragen, Bärbel politisch zu beeinflussen und sie perspektivisch für die Partei zu gewinnen. Hintergrund des Parteauftrags ist es, Bärbel für die Weltanschauung und Werteordnung des Sozialismus zu gewinnen. In der Erzähldarstellung thematisiert Bärbel eine in diesem Zusammenhang stehende Situation beiläufig in einer Hintergrundkonstruktion:

Ja und das wäre vielleicht auch noch interessant im Zusammenhang mit diesem Pionierhaus, sie [die Pionierhausleiterin; d. Verf.] hatte schon mal=wahrscheinlich hatte sie da Parteauftrag dazu, mich in die Partei zu kriegen, und da bin ich also drei Jahre lang, immer wieder bearbeitet worden, immer wieder, ich sollte also, dann bei eim (...) ähh FDJ-Kongress, da sollt ich ne Rede halten, und, da hab ich gesacht wieso soll ich dort ne Rede halten, soll ich da soll ich denen was über die Keramik erzählen, un da hab ich s- =nein natürlich nich, ähh, die Rede, da brauch ich mich gar nich drum kümmern, die krieg ich, geliefert, die Rede, und ich brauch die nur, halten (...) na da ha ich gesacht da kann doch der sie schreibt kann sie doch halten warum soll ich die da halten, nee das geht ja grade darum dass du an die Öffentlichkeit kommst ne, und, nee sach ich also ich will ja gar nich an die Öffentlichkeit, wenn jemand was von mir wissen will dann kommt er zu mir, in den Keller, und dort hab ich was zu sagen, im Keller, bei der Keramik, da weiß ich was zu sagen, da könn se zu mir komm, ne  
(Bärbel Jonekeit; Hintergrundkonstruktion im Segment 23, 11/5-17)

Das in der Eingangspräambel angekündigte `Interessante´ richtet sich auf den besagten Anwerbeprozess. Es werden die Rolle der Pionierhausleiterin und der an sie herangetragene Parteauftrag deutlich. Bärbel soll an die politischen Organisationen herangeführt werden, zumal ein erster wichtiger Schritt, nämlich ihre Beschäftigung und vor allem ihre Integration in die staatliche Einrichtung, viel versprechend verlaufen ist.<sup>21</sup>

Die Hintergrundkonstruktion zeigt einen komplexen und vielschichtigen Dialog zwischen den beiden Interaktionspartnern: Die Pionierhausleiterin beauftragt Bärbel, auf dem bevorstehenden FDJ-Kongress eine fremd geschriebene Rede zu halten. Bärbel wird also nicht dazu angehalten, selbst etwas über ihre Arbeit zu formulieren und vorzutragen. Sie soll

<sup>21</sup> Hier erschließt sich nun auch der Sinnzusammenhang für die freie Gewähr der Projektarbeit, die Bärbel im Pionierhaus ausüben durfte. Bärbel war nicht allein aufgrund ihrer hochwertigen pädagogischen und künstlerischen Arbeit interessant, sondern vor allem wegen ihrer christlichen Herkunft und Weltanschauung. Für Partei und Staat galt es, gerade solche Akteure mit kirchlichem `Stallgeruch´ für die Kinder- und Jugendarbeit der DDR zu gewinnen. So versprach man sich, dem Kampf gegen die Kirche wirkungsvoller zu begegnen. Solche Strategien hielten vor allem in den siebziger und achtziger Jahren in der DDR an (vgl. dazu Goertz 1999).

lediglich eine Rede halten, deren Inhalt sie nicht kennt. Deutlich wird, dass Bärbel bereits zum Zeitpunkt dieses ersten Gespräches mit der Leiterin mutmaßt, dass die Chefin als Person eingesetzt ist, die den politischen Druck der Parteileitung an sie weiterreichen soll. Dennoch kommt es für Bärbel zu Irritationen in der Bestimmung der Situation, weil sie das Geschehen anders zu betrachten beginnt, als erforderlich. Im Interaktionsverlauf scheint sie sich zunächst nicht ganz sicher, was die Pionierhausleiterin genau bezweckt (*„und, da hab ich gesacht wie-so soll ich dort ne Rede halten, soll ich da soll ich denen was über die Keramik erzähl'n [fragende wörtliche Rede; d. Verf.]“*), hatte die Leiterin sich doch bereits die letzten Jahre schon erfolglos um ihre Mitgliedschaft in der Partei bemüht. Als Irritation erweist sich, dass ausgerechnet sie, die in aller Deutlichkeit ein Parteimitgliedschaft ablehnt, die ominöse Ansprache auf dem FDJ-Kongress halten soll. Etwas betreten verweist sie darauf, dass doch der Verfasser der Rede seinen Text selbst vortragen könne (*„na da ha ich gesacht da kann doch der sie schreibt kann sie doch halten warum soll ich die da halten“*). Es fällt Bärbel schwer, ihre Rolle in dieser Situation richtig einzuschätzen. Denn sie bekommt Probleme, den dahinter stehenden Gesinnungstest – man könnte auch von einer Aufforderung zur Inauthentizität sprechen –, zu durchschauen, in dem es einzig und allein um die Inauguration einer fremd produzierten Rede vor einer gestellten Öffentlichkeit geht (*„nee das geht ja grade darum dass du an die Öffentlichkeit kommst ne, [so die Pionierhausleiterin; d. Verf.]“*). Auf Parteebene hatte man sich davon versprochen, eine Bestimmung ihrer politisch-moralischen Integrität vornehmen zu können.<sup>22</sup> Ihre Zusage, die Rede des anonymen Verfassers einfach zu halten, hätte möglicherweise die Weiterführung ihrer Projektarbeit nachhaltig unterstützt. Sie hätte guten Willen gezeigt und im Gegenzug dafür unbehelligt ihrer Arbeit weiter nachgehen können, womit dieses Kapitel vorerst abgeschlossen gewesen wäre. Allerdings ist verständlich, dass die Intransparenz der Kommunikationssituation genügend Raum für Spekulationen bietet.

Der Interaktionsverlauf gestaltet sich dann so weiter, dass Bärbel in keiner Weise das innere Bedürfnis signalisiert, sich auf dem FDJ-Kongress als politische Agitatorin vor einer Scheinöffentlichkeit zu präsentieren. Der Kongress wird explizit als Bühne ausgewiesen, auf der sie nicht in Erscheinung treten möchte, und zwar grundsätzlich nicht (*„und, nee sach ich also ich will ja gar nich an die Öffentlichkeit“*). Und nachfolgend bekräftigt sie diese Ablehnung noch durch den sich wiederholenden Hinweis auf ihren eigentlichen Arbeitsort, dem Keramikkeller. Der Keramikkeller ist der Ort, dem eine zentrale Bedeutung zugeschrieben

---

<sup>22</sup> Natürlich musste Bärbel vor dem Hintergrund ihrer bisherigen Arbeit von den Funktionären als potenzieller Risikofaktor eingeschätzt werden. Dieser Logik zufolge musste die Rede zweifelsohne vorbereitet sein. Die fremd produzierte Rede zu halten, bedeutete dahingehend eine erste, getarnte Vorprüfung, ob man Bärbel überhaupt das Vertrauen für eine von ihr selbst verfasste Rede aussprechen konnte. Nach dieser ersten bestandenen Nagelprobe wäre es anschließend einzuschätzen gewesen, ob man ihr die Verantwortung für einen eigenen Redetext hätte zubilligen können.

wird. Er stellt die symbolische Gegenbühne dar; ein Ort der ihr die Sicherheit verleiht und an dem alle für sie wichtigen Prozesse zusammenlaufen. Hier kann sie fachkundige Auskunft unabhängig vom gesellschaftlichen oder politischen Status geben. Hier verläuft sie sich auch nicht in der Anonymität oberflächlicher parteipolitischer Reden. Menschen, die etwas von Bärbel und ihrer Arbeit erfahren wollen, sollen zu ihr in den Keller kommen. In diesem Kontext steht auch das fast schon ironische Angebot an die Funktionäre: „*wenn jemand was von mir wissen will dann kommt er zu mir, in den Keller, und dort hab ich was zu sagen*“. Im Gegensatz zur öffentlichen Bühne des Kongresses bietet der Keramikeller den Ort für einen kommunikativen Austausch jenseits von Schönfärbereien und Selbstinszenierungen. Insofern stellt der Keramikeller auch den Ort für eine ‚echte Kommunikation‘ dar, bei der Wert darauf gelegt wird, dass sich ein wirklicher Dialog auf dem Prinzip der wechselseitigen Verständigung entwickeln kann.<sup>23</sup>

Die Keramikwerkstatt trägt noch in einer anderen Hinsicht Relevanz. Sie stellt den wichtigen Rückzugsraum dar, eine Art Nische, die bezeichnenderweise unten im Keller des Hauses angesiedelt ist. Bärbel kann hier nicht nur ungestört ihre gesellschaftskritischen Projekte entwickeln. Sie kann sich partiell auch einer „Dominanz des Politischen über alle Lebensbereiche“ (Findeis 2000b) entziehen und ihre Subversivität ausleben.<sup>24</sup> Im Pionierhaus lernt Bärbel vor allem aber, bestehende Fragen und Probleme auszuhandeln. Sie merkt, dass sie in den Prozessen des Perspektivenabgleichs und der Aushandlung (vgl. Strauss 1978a) mithalten kann, dass sie Gespräche rhetorisch gestalten und schlüssige Argumentationen aufbauen kann. Ihre Fähigkeit, Perspektiven übernehmen und Probleme vorwegnehmen zu können, hilft ihr auch bei der Durchsetzung eigener Interessen. Während Bärbel im Rahmen der diakonischen Ausbildung und Arbeit ein Gespür für das Theatralische und Spielerische einer Situation entwickeln konnte, und dieses Gespür auch in den eigenen Verhaltensweisen einzusetzen wusste, lernt sie in ihrer beruflichen Arbeit im Pionierhaus, sich auf die subjektiven Orientierungen ihrer Interaktionspartner einzulassen und sie mit ihren eigenen Perspektiven zu verschränken.

In Bärbels Privatleben sind mittlerweile einige Veränderungen eingetreten. Das Haus wurde weiter ausgebaut. Sie hat sich ferner eine Werkstatt im Haus eingerichtet, die bald noch um einen Keramikofen ergänzt wird. Auf einer Tanzveranstaltung hat Bärbel einen Mann

---

<sup>23</sup> Wie im Normalfall einer gelungenen kooperativen Interaktion, die von „Basisregeln“ (Garfinkel 1973), „elementaren Reziprozitätsregeln der Verständigung an einem Konsensus“ (Habermas 1971/101-141) oder „Interaktionspostulaten der Gegenseitigkeit“ (Schütze 1980/82ff, Schütze 2000/2-3) gekennzeichnet ist. Die Voraussetzungen für den Normalfall einer gelungenen Interaktion liegen in einer „grundsätzlich kooperative[n], wechselseitig interaktive[n] Handlungsorientierung der beteiligten Akteure [begründet], die durch gegenseitige Perspektivenübernahme und durch die Ausrichtung auf gemeinsamen Aufgabengestaltung geprägt ist“ (Schütze 2000/2f).

<sup>24</sup> Die Dominanz des Politischen über alle Lebensbereiche führte in der DDR-Gesellschaft u.a. dazu, dass einzelne Personen oder Personengruppen z.T. subversive kulturelle Techniken und Strategien entwickelten. Ziel dabei war es, individuelle Vorstellungen von Glück und Freiheit zusehends von den staatlich restringierten Erwartungen abzukoppeln (vgl. Findeis 2000b). Für eine solche Orientierung bietet der Keramikeller einen geradezu idealen Ort.

kennen gelernt, den sie 1987 heiratet. Allerdings steht sie auch dieser zweiten Ehe von Beginn an skeptisch gegenüber, wobei eine ausschlaggebende Rolle spielt, dass ihre Tochter mit dem neuen Partner nicht zurechtkommt. Zwischen diesen beiden entwickelt sich alles andere als ein liebevolles Verhältnis, so dass Bärbel häufig in die Rolle einer Vermittlerin gerät, die Streitigkeiten in der Familie schlichten und den Hausfrieden wahren muss. Als problematisch wird sich hier auch die Tatsache erweisen, dass Bärbel dem Ehemann die Hälfte des Grundstücks notariell überschreibt. Denn auch diese Ehe wird nicht von Dauer sein.

### Der Abbruch des beruflichen Handlungsschemas

Im Pionierhaus kommt es bald zu größeren Schwierigkeiten. Bärbels Projekte, die zeitlich nun in die politische Vorwendezeit (1988/89) hineinfallen, werden von den Parteifunktionären misstrauischer in den Blick genommen.<sup>25</sup> Im Fall des „Umweltbergs“ wird das repräsentative Projekt kurzerhand aus dem Verkehr gezogen:

Und ähh mit diesem Umweltberg bin ich auch angeeckt, wir ham also sonst immer, in ähh mit dieser Arbeitsgemeinschaften sind wir bis in die zentrale Galerie vor, da gabs immer diese, hmh (...) ähh, diese Galerien, Galerie der Freundschaft nannte sich s, und ähh da wurden, die besten Arbeiten, wurden immer, in die Galerien reingegenommen, und wurden dann weiter in dn Bezirk, ähh als Kreisgalerie, Bezirksgalerie und dann gabs DDR-Galerie, und man hatte also drei Stufen zu über-, ähh also ähh zu nehmen, um dahin zu kommen –

*[Auslassung der hier einsetzenden HGK im Segment, 12/43-13/7); d. Verf.]*<sup>26</sup>

und, von diesem Umweltberg her noch mal, ähh mit dem, sind wir nicht weitergekommen, weil der, zu, gesellschaftskritisch, denn wir haben erstens gezeigt, was es alles für Müll gibt, bei uns, was also auf der Straße so für Müll rum liegt, wir ham ne halbe Stunde gesammelt und hatten also unsern gesamten Müll den wir brauchten, den brennbaren, das hieß also Glasscherben und Metallschrott, was einfach so auf der Straße rumlag, ne, bis hin zum Kinderwagenrad, und solchem Zeug, s ham wir alles mitgebrannt, und ham das dann ähh (..) da, ähh gestaltet und es war (..) was wir noch als Bedrohung, das hieß dann, bedrohte Erde, hieß dieser Berg, mit den Kindern erarbeitet ne, und ähh da saß dann oben auf der, auf dem Gipfel, saß eine Mutter mit ihrem Kind, und versuchte, das Kind das Leben, das werdende Leben zu schützen, und auf dieses, Kind war gerichtet, ähh hmh irgendwel-

<sup>25</sup> Ende der achtziger Jahre ist ein deutlicher Aufschwung politisch engagierter Gruppen zu verzeichnen. Sowohl in Alternativen- als auch in Kirchenkreisen kam es immer häufiger zu öffentlichen Aktivitäten, kleineren Kundgebungen und Auseinandersetzungen mit staatlichen Organen. Über die Zahl der 1989 existierenden Gruppen und deren Ausrichtungen (Friedens- und Abrüstungspolitik, Menschenrechte, Einsatz eines zivilen Wehrersatzdienstes, Frauenrechte, Umwelt- und Naturschutz, Demokratieverständnis etc.) braucht hier nicht weiter eingegangen werden. Einen zahlenmäßigen Überblick über die Gruppen vor 1989 bietet Ulrike Poppe (1990) auf der Grundlage des Schriftstückes „Frieden konkret“. Poppe geht für den Kirchenbezirk Berlin-Brandenburg von rund 80 aktiven Gruppen, in der gesamten DDR von ca. 325 Basisgruppen aus (Poppe 1990/69f). Andere Autoren, wie Geis & Giebel, verbuchten 1989 ca. 500 Initiativen in der DDR (vgl. Geis & Giebel 1989 nach Rucht 1997/141). In den Dokumentationen der Staatssicherheit sind 1989 rund 160 „feindliche, oppositionelle und personelle Zusammenschlüsse“ vermerkt worden, darunter 150 so genannte „kirchliche Basisgruppen“ (Mitter & Wolle 1990 nach Rucht 1997/141).

<sup>26</sup> In der hier nicht aufgeführten Hintergrundkonstruktion schiebt die Erzählerin nach, dass sie für ihre Arbeiten mehrere Male mit dem >Banner der Arbeit< ausgezeichnet werden sollte. Diesen Orden lehnte sie jedoch ab, weil sie für die Beerdigung ihres Vaters, der in Westdeutschland verstorben war, keine Besuchserlaubnis genehmigt bekommen hatte. Der Verzicht auf diese Auszeichnung wird vor diesem Hintergrund gewissermaßen als eine Kränkung und Trotzreaktion plausibilisiert.

ches Militärzeug ne also (...) wir warn ja zu DDR-Zeiten warn wir ja bis an die Zähne bewaffnet, so und das ham se nich vertragen, diese Bedrohung, die wir hier, augenscheinlich gemacht haben, des ähh=wir sind zwar bis in die Bezirksgalerie vorgekommen, und dort hat das einen solchen Aufstand gemacht, dass die, eine Sondersitzung angesetzt haben, ((lachend)) unsret wegen, ähh Parteisitzung, wozu ich also nicht durfte, da durfte dann nur Chefin, weil da also nur Parteileute drin warn, und die Chefin wurde dort klein geklopft und, die hat mir dann hinterher gesacht, es gibt keine Chance, das geht nich weiter, das darf nicht in die zentrale Galerie, obwohl es eine so hervorragende Arbeit is, sie stand auch dazu, ne, aber sie sacht, ich muss das einsehn, und, das is, Parteidisziplin, wir müssen, da, müssen das also, sein lassen (...) ja, da hat die, und dieser Berg ist dann auch irgendwann, klammheimlich verschwunden aufm Schrott, der is auch nirgends gelandet,  
(Bärbel Jonekeit; Segment 26, 12/37-13/30)

Die Darstellung zum Projekt „Umweltberg“ und seine später modifizierte Version „Bedrohte Erde“ eröffnet einen präziseren Blick in Bärbels Arbeit. Aus zusammen gesammeltem und gebranntem Abfall (Glasscherben, Metallschrott etc.) wird ein Berg aufgeschichtet, der auf die gravierenden Umweltprobleme im Land hinweisen soll. Ob das Projekt „Bedrohte Erde“ ein gesondertes Projekt oder eine umgestaltete Illustration des „Umweltbergs“ unter Verwendung gleicher Materialien darstellt, ist nicht eindeutig ersichtlich. Aber das Gebilde „Bedrohte Erde“ ist in seiner Botschaft und Symbolik noch um ein einiges brisanter als der „Umweltberg“. „Bedrohte Erde“ kritisiert nämlich darüber hinaus die Militarisierungs- und Aufrüstungspolitik, wie sie im Zuge des `kalten Krieges` betrieben wurde und wie sie hier unverblümt und wirkungsvoll aufgegriffen wird. Und zwar so wirkungsvoll, dass die Parteileitung der Bezirksgalerie, in deren Räumen die Ausstellung stattfindet, in das Geschehen eingreift. Unverzüglich wird eine Parteisondersitzung anberaumt, in der nicht Bärbel, wohl aber die dafür Verantwortung tragende Pionierleiterin Rechenschaft ablegen muss. Die Pionierhausleiterin scheint zwar das Projekt und ihre pädagogische Mitarbeiterin in jener Sitzung tapfer verteidigt zu haben, doch kann auch sie nicht verhindern, dass „Bedrohte Erde“ eingezogen wird und unter Verschluss gerät. Die Pionierhauschefin muss sich dem Beschluss der Parteileitung beugen, wenig später verschwindet die Präsentation „Bedrohte Erde“ unbemerkt.<sup>27</sup>

---

<sup>27</sup> Es kann davon ausgegangen werden, dass insbesondere im Umweltbereich in den achtziger Jahre umfangreiche Dokumentationen stattgefunden haben, doch blieben die Dokumentationsergebnisse der breiten Öffentlichkeit vorenthalten. Man stellte die ökologischen Mängel fest, handelte aber nicht. Die meisten, zum Teil erschütternden Gutachten und Dokumentationen über die ökologischen Probleme blieben in den amtlichen Schubladen unter Verschluss. In dieser Weise wurde die eigentliche Umweltproblematik in der DDR fortlaufend bagatellisiert, aktive Umweltgruppen (stellv. die Berliner Umweltbibliothek, das Netzwerk Arche etc.) wurden in das oppositionelle Lager geschoben, kriminalisiert oder mittels so genannter „operativer Maßnahmen“ zersetzt. Durch Verfälschung der Tatsachen wurde der von grünen Gruppen eingeklagte akute Handlungsbedarf zurückgewiesen, entsprechende öffentliche Aktionen wurden teilweise unter Anwendung von Gewalt verhindert (vgl. dazu ausführlich Rüdtenklau 1992, Beleites 1992). Die Unterdrückung der Umweltgruppen zeigt, dass das politische System der DDR nicht imstande war, geeignete umweltpolitische Maßnahmen unter Einbeziehung der Basisgruppen in Angriff zu nehmen. Die `offizielle` ökologische Bewegung hingegen (wie sie z.B. durch die Gesellschaft für Natur und Umwelt (GNU) im Kulturbund der DDR repräsentiert war) blieb im Wesentlichen fassadenhaft auf ihre formalen Organisationsmöglichkeiten und -mittel beschränkt (vgl. Behrens 1993).

Die in der Plastik „Bedrohte Erde“ enthaltene Symbolik ist neben ihrer politischen Aktualität auch noch in einer anderen Hinsicht interessant: Auf der Spitze des Berges befindet sich eine Frauenfigur, die ein Kind zu schützen versucht, das durch Waffen bedroht wird. In diesem Szenario werden ansatzweise Parallelen zu Bärbels eigener Kindheit deutlich. Sie hat damals das Ende des Krieges und die Bombenangriffe auf ihre Heimatstadt erlebt, hat das Wohnhaus ihrer Familie in Flammen gesehen und nach ihrer Mutter gesucht, die mit anderen Personen versucht hatte, den Brand zu löschen – Erlebnisse existenzieller Art, an die sie sich z.T. heute noch genau erinnern kann. Vor diesem Hintergrund bekommt die Plastik einen hintersinnigen Charakter. Es könnte sogar sein, dass sich Bärbel mit dem schutzbedürftigen Kind, das die Frau im Arm hält, selbst identifiziert. Denn in der Zeit des Krieges und nach Kriegsende war Bärbel immer wieder Situationen ausgeliefert, die sie als existenziell bedrohlich empfunden haben muss (die Erfahrungen des Hungers, das Aufwachsen in einem notdürftigen Barackenlager, der Tod von Verwandten, die Trennung von Mutter und Vater, der Verlust des geliebten Großvaters etc.). Diese einschneidenden Erfahrungen können durchaus eine Rolle spielen, wenn man sie als Projektionen auf die Plastik „Bedrohte Erde“ betrachtet. Die Plastik spricht aber vor allem für Bärbels Drang, eine Art `innere Mission`, elementare menschliche, gesellschaftliche und moralische Werte auf künstlerisch aufzunehmen und zu vermitteln. Darunter fallen höhersymbolische Werte, wie Freiheit, Gleichheit, Frieden, Gerechtigkeit, Versöhnung, Demokratie, die Würde des Menschen, die Bewahrung der Schöpfung etc. – humanistische Werte, die für sie biographisch betrachtet keineswegs selbstverständlich sind. Umso mehr ist ihre Arbeit davon geprägt, diese Werte immer wieder zu problematisieren und die Kinder und Jugendlichen im Pionierhaus behutsam an sie heranzuführen.

Auch wenn es nun immer häufiger zu Unvereinbarkeiten mit dem Pionierhaus kommt, möchte sich Bärbel nicht kompromittieren lassen. Sie lehnt Veranstaltung und Projekte ab, mit denen sie sich nicht identifizieren kann oder die der Zensur unterliegen. In gewisser Weise wird ihr zum Verhängnis, dass sie seither zu eng mit der Bildungsarbeit der Kirche verbunden ist, ihre Beschäftigung aber in einer staatlichen Einrichtung erfolgt, deren Schutz sie nicht mehr in vollem Umfang genießt und die ihre Arbeit reglementiert. Obwohl Bärbel im Laufe ihrer langjährigen Tätigkeit im Pionierhaus quasi zu einer `gelernten` DDR-Bürgerin geworden ist und sie die komplexen Aushandlungsprozesse und sprachlichen Codes sehr viel besser verstehen gelernt hat als noch während ihrer Berufstätigkeit in der Gemeinde- und Kirchenarbeit, bleibt sie doch mit dem Problem konfrontiert, dass sich ihre christlich-moralischen Werte und ihr Selbstverständnis nicht mit den institutionellen Orientierungen und Vorgaben des Pionierhauses vereinbaren lassen. Ebenso schwindet die Hoffnung, sie könne mit ihrer päd-

gogischen Arbeit, zu grundlegenden Veränderungen oder zu ideologischen Öffnungen im Hause beitragen. Vor diesem Hintergrund fasst Bärbel im Frühjahr 1989, also noch kurz vor dem politischen Umbruch, den Entschluss, sich beruflich von der Einrichtung zu lösen, womit sie gleichermaßen wieder von den Versorgungskanälen der DDR-Gesellschaft abgeschnitten ist. Diese Kündigung ist aber nur konsequent, denn in Bärbels Augen – und das wird so bleiben –, korrespondiert die Nähe zur Macht immer mit moralischen Verwerfungen der politischen Eliten und privilegierten Schichten. Das berufliche Handlungsschema wird abgebrochen, wenngleich die Auseinandersetzung mit dem Ausscheiden aus diesem Beschäftigungsverhältnis nicht abgeschlossen ist. Denn als die politische Wende in der DDR Einzug hält, verfolgt Bärbel aufmerksam, wie sich die Ereignisse im Pionierhaus überschlagen. Dabei ist die Beziehung zur Pionierhausleiterin von besonderer Bedeutung.

### **Das Verhältnis zur Pionierhausleiterin im Spiegel gesellschaftlicher Transformationsprozesse oder: Eine Entthronisierung zwiespältiger Natur**

Mit dem Beginn des gesellschaftlichen Umbruchs wird das schleichende Ende des Pionierhauses eingeläutet. Die Einrichtung existiert zwar noch bis in die Nachwendezeit hinein, doch werden die finanziellen Zuwendungen, die für die Handlungsfähigkeit und tägliche Arbeit erforderlich sind, sukzessive eingefroren. Es muss personell abgebaut werden. Die verbleibenden Mitarbeiter sind gezwungen, die Tätigkeiten ihrer entlassenen Kollegen zu übernehmen und fortzuführen. Im Zuge der Abwicklung kommt es zu einer Neuschneidung der Arbeitsbereiche. In der Auseinandersetzung um die Neubesetzung der Arbeitsbereiche formiert sich schließlich eine feindliche Koalition gegen die Pionierhausleiterin. Der Loyalitätsbruch mit der Leiterin des Hauses wird dabei von Bärbel mit initiiert, obwohl sie durch ihren Wohnortswechsel weit vom Pionierhaus entfernt ist und nur noch sporadische Kontakte bestanden haben dürften. Verwunderlich ist ihre Beteiligung an der Verschwörung gegen die Pionierhausleiterin auch, weil Bärbel unter den schwierigen politischen Bedingungen in der DDR stets auf die Rückendeckung ihrer Chefin zählen konnte. Als die Frage nach der Weiterbeschäftigung der Pionierhausleiterin diskutiert wird, genießt diese keine Unterstützung mehr unter ihren Kollegen:

Und dann hatten wir noch eine, Gruppe in F.-Stadt ich bin ja dann, nach F.-Stadt gezogen, hab dann allerdings in R.-Stadt immer noch weiter, mitgemacht, bis ich dann aufgehört hab, kurz vor neunundachtzig=also kurz vor der Wende hab ich aufgehört, dort (tiefes Atmen) ähh (...) ich war ff zweiundzwanzig Jahre war ich gaub ich dort, an dem Haus, ein eine der ältesten Mitarbeiterinnen, ((lachend)) die dort, ähh und die die Wende ham wir dort auch

mitgemacht, ähh wo wir der Chefin gesagt ham sie müsste gehen (..) wenn sie, also wenn sie, innerlich, gut wäre, ich springe jetzt n bisschen merk ich grade, ja, also wenn sie (...) ja (..) wenn sie sich, und und ihrem was sie getan hat wenn sie da was Gutes tun will, noch, dann wär s besser sie würde gehen, freiwillig, ne, sie musste später doch gehen ne, aber die ham ja alle geklammert die ham ja alle, Angst gehabt, und merkwürdicher Weise diese Frau die mich am meisten gestützt hat, in der, DDR-Zeit, ähh wenn sie nich gewesen wär ich hätte dort nich sein könn, s weiß ich ne, weil ich war einfach zu freiheitlich in meinem Gedankengut, /I: Hmh/ ne und ich hab daraus auch keinen Hehl gemacht (..) ne, da hat die, ähh, dass diese Frau dann ausgerechnet meine Arbeit weitergemacht hat (..) die hat sich dann in die Keramik=obwohl sie keine Ahnung hatte, konnte das nich, aber sie hats dann gemacht (...) ((tiefes Atmen))

(Bärbel Jonekeit; Segment 23, 10/37-11/5)

Entlang dieses Erzählauschnitts wird deutlich, dass in der Auseinandersetzung die kollegialen Leistungen der Pionierhausleiterin aus der Zeit der DDR kaum Berücksichtigung finden. Hatte die Pionierhausleiterin einst Sorge dafür getragen, einen weitgehend geschützten und kooperativen Arbeitszusammenhang herzustellen und sich für ihre Mitarbeiter einzusetzen, wird sie nun im Kollegium relativ schematisch auf ihre funktionale Rolle im politischen System der DDR reduziert. Die Pionierhausleiterin avanciert zu einer potenziellen Gegenspielerin, der unter moralischem Druck nahe gelegt wird, sie solle doch von sich aus ihren Platz räumen. Als ehemalige Repräsentantin von Partei und Staates, so der Hinweis, sei sie für die Einrichtung nicht mehr tragbar. Sie könne nicht mehr mit der Solidarität der Kollegen rechnen.

Entgegen ihrem Selbstverständnis der gegenseitigen Rücksichtnahme und Unterstützung, gelingt es Bärbel in dieser schwierigen Neuorientierungsphase nicht, der Leidtragenden Pionierhausleiterin den nötigen Rückhalt zu gewähren. Die Situation gerät in den Kontext einer massiven moralischen Abrechnung mit der Pionierhausleiterin. Verblüffenderweise überwiegen nun persönliche Enttäuschungen, die eine differenzierte Perspektivenübernahme und eine gewisse Souveränität, die ehemalige Leiterin in ihren Facetten und Widersprüchlichkeiten wahrzunehmen, verhindern. Darin begründet sich auch, dass Bärbels Interventionsbemühungen z.T. etwas hilflos wirken und vor dem Hintergrund ihrer größtenteils positiven Erfahrungen, die sie in der gemeinsamen Arbeit mit der Pionierhausleiterin gemacht hat, unterschwellig zu Gewissensbissen führen. Sie gerät in Kollision mit ihrem eigenen Gerechtigkeitsempfinden. Indirekt schwingt deshalb auch der subjektiv entlastende Verweis auf die strukturell schwierigen Rahmenbedingungen mit („*ham ja alle geklammert die ham ja alle, Angst gehabt*“). In Bärbels Argumentation überschneiden sich dahingehend zwei Problemkontexte; eine in sich nicht ganz schlüssige Vorstellung moralischer Integrität (1) und eine gewisse Missgunst, die sie der Pionierhausleiterin gegenüber offenbart, da diese schließlich die Keramikwerkstatt übernehmen soll (2).

(1) Für Bärbel steht fest, dass sich die Pionierhausleiterin im Anschluss an die gesellschaftspolitischen Veränderungen im Land hätte selbst diskreditieren und nach ihrer Entlassung ersuchen müssen. Nach ihrer Ansicht wäre dieser Schritt im Sinne der moralischen Integrität der Leiterin notwendig gewesen. Bärbel lässt keinen Zweifel daran, dass sie hier eine Haltung der absoluten Moral vertritt („wenn sie, also wenn sie, innerlich, gut wäre, [Auslassung; d. Verf.], ja, also wenn sie (...) ja (...) wenn sie sich, und und ihrem was sie getan hat wenn sie da was Gutes tun will, noch, dann wär s besser sie würde gehen, freiwillig, ne, sie musste später doch gehen ne, aber die ham ja alle geklammert die ham ja alle, Angst gehabt,“).<sup>28</sup> Bei dieser Haltung scheint indirekt eine Rolle zu spielen, dass Bärbel ihre eigene Entschlossenheit, mit der sie noch vor dem politischen Umbruch ihre Kündigung eingereicht hat, zum Maßstab eines moralisch `korrekten` Verhaltens erhebt. Zwar stimmt es, dass sie damals, als ihre kreativen Gestaltungsmöglichkeiten in die institutionellen Schranken der Einrichtung verwiesen wurden, aus eigenen Stücken das Feld geräumt hat. Zeitlich gesehen erfolgte ihre Kündigung aber erst relativ spät, so dass sie gewissermaßen mit dem Dilemma konfrontiert bleibt, ihre kirchliche Bildungs- und Sozialarbeit die längste Zeit doch auf der `falschen` Seite ausgeübt zu haben.<sup>29</sup> Und eben an dieser Stelle verläuft sich auch die Kategorie der absoluten Moral, an der das Verhalten der Pionierhausleiterin ausgerichtet wird. Zumindest versäumt Bärbel hier, ihre Beschäftigung von damals ebenso kritisch zu hinterfragen, wie sie es jetzt von der Pionierhausleiterin einfordert, die freilich bestrebt ist, ihre Arbeit im Pionierhaus weiter ausführen zu können. Dabei kann Bärbel zweifellos zu den Personen gezählt werden, die auf Veränderungen in der DDR drängte und vor diesem Hintergrund liegt auch eine gewisse Tragik in der Gleichzeitigkeit, mit der sie durch den beginnenden Transformationsprozess ihr soziales und berufliches Handlungsfeld verloren hat.

(2) Das Bild ihrer moralischen Integrität fängt vor allem aber an zu bröckeln, als Bärbel erfährt, dass die Pionierhausleiterin ihren ehemaligen Arbeitsplatz in der Keramikwerkstatt übernehmen soll. An diesem sensiblen Punkt beginnt Bärbel, die Contenance zu verlieren. Einerseits zeigt sie sich entrüstet darüber, dass nun ausgerechnet die Pionierhausleiterin, die

<sup>28</sup> Gleichermäßen wird hier auch ein gewisser `Wendemechanismus` transportiert (oder wie es die Erzählerin ausdrückt: „aber die ham ja alle geklammert die ham ja alle, Angst gehabt“). Dieser beinhaltet die Frage, wer in der Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs abtaucht bzw. in die Marginalität rutscht, und wer hochgespült bzw. von den neuen gesellschaftlichen Strukturen profitieren kann. An eben jenem Scheidepunkt kristallisierte sich auch das Phänomen der Entsolidarisierung der Bevölkerung heraus. Im sozialen Miteinander gerieten die vielen positiven und kollektiv geteilten Erfahrungen zunehmend in den Hintergrund, es dominierten plötzlich die Konkurrenz um Arbeitsplätze, Status, Einfluss etc., was häufig existenzielle Ängste und Sorgen mit sich führte und ferner eine Vorstellung nährte, in und mit der neuen Gesellschaft nicht zurechtzukommen (vgl. dazu Maaz 1990).

<sup>29</sup> Entlang objektiver Daten der Lebensgeschichte, ist es nahezu unmöglich, dass Bärbel, wie sie selbst in der Erzählerdarstellung anführt, zweiundzwanzig Jahre im Pionierhaus beschäftigt war. So ist z.B. ihre Tochter erst 1971 geboren, woran sich laut ihrer Darstellung die siebenjährige freiberufliche Bühnenzusammenarbeit mit dem Puppenspieler anschloss. Nimmt man diese Zahlen zur Grundlage, so dürfte sich das Beschäftigungsverhältnis im Pionierhaus auf elf, vielleicht auch auf zwölf Jahre beschränkt haben.

nicht einmal über die erforderlichen handwerklichen Fähigkeiten und Erfahrungen verfügt, in ihre Domäne eindringt. Dementsprechend attestiert sie der Pionierhausleiterin fachliche Inkompetenz („da hat die, ähh, dass diese Frau dann ausgerechnet meine Arbeit weitergemacht hat (...) die hat sich dann in die Keramik=obwohl sie keine Ahnung hatte, konnte das nicht, aber sie hats dann gemacht“). Vor dem Hintergrund ihres moralischen Gewissens scheint es Bärbel andererseits höchst unangenehm, sich an der Entthronisierung der Pionierhausleiterin beteiligt zu haben. Es dringt eine gewisse Schuldhaftigkeit durch, da das vertrauensvolle und loyale Arbeitsverhältnis von früher nicht in Vergessenheit geraten ist („und merkwürdlicher Weise diese Frau die mich am meisten gestützt hat, in der, DDR-Zeit, ähh wenn sie nicht gewesen wär ich hätte dort nicht sein könn, s weiß ich ne“). Vielleicht neigt Bärbel deshalb auch dazu, die moralisch vorgetragene Argumentation ihrer verweigerten Unterstützung durch die Solidarisierung des Mitarbeiterkollektivs zu überspielen („wo wir der Chefin gesagt ham sie müßte gehen“).<sup>30</sup>

### **Die Zeit nach der Wende als essentielle Sinnkrise und Verlaufskurvenerfahrung**

Mit dem Ausstieg aus dem Beschäftigungsverhältnis im Pionierhaus widmet sich Bärbel ganz den Aktivitäten, die sie für eine Rhythmikausbildung damals schon berufsbegleitend begonnen hatte. Diese Rhythmikausbildung setzt sich nach dem gesellschaftlichen Umbruch fort und wird noch durch eine zweite zertifizierte Ausbildung als Tanztherapeutin ergänzt. Mit diesen beiden Ausbildungen versucht sich Bärbel, beruflich neu zu orientieren. Problematisch ist dabei nur, dass sich die neuen Qualifikationen schwer in ein festes Beschäftigungsverhältnis überführen lassen. Es besteht offenbar kein unmittelbarer Bedarf nach einer solchen Spezialisierung. Denn die verschiedenen Bildungs- und Sozialeinrichtungen haben mit anderen Problemen zu kämpfen, befinden sich z.T. in einer Phase der Abwicklung, sind von Schließung oder Personalrückbau bedroht. Tatsache ist auch, dass Bärbel nach dem gesellschaftlichen Umbruch im Alter von siebenundvierzig Jahren zu einer weitgehend unberücksichtigten

---

<sup>30</sup> In der Erzählerdarstellung erfolgt eine persönliche Schuldminimierung auf der Basis der sprachlichen Verwendung der Wir-Form, wodurch die eigenen Anteile der Verantwortung für das Entlassungsplädoyer auf die kollektive Mitarbeiterschaft des Pionierhauses übertragen werden. Durch die Verwendung der Wir-Form wird der Rausschmiss der Pionierhausleiterin nicht nur gefordert, sondern auch nachträglich legitimiert. In diesem Zusammenhang gesehen, trägt die letzte Hintergrundkonstruktion (HGK im Segment 23, 11/5-17) im Nachhinein eine verdeckte argumentative Funktion. Ihr Sinn, so erscheint es nun, soll eine indirekte Rechtfertigung der Distanzierung von der Pionierhausleiterin herstellen. Dass Bärbel zum damaligen Zeitpunkt die Rede vor dem FDJ-Kongress halten sollte, würde dieser Logik folgend, auch eine verdeckte Legitimation für die schuldhafte Befürwortung der Entlassung der Pionierhausleiterin bedeuten. Auch das Insistieren auf ihre damalige Nicht-korruptierbarkeit trotz der Jahre anhaltender politischer Agitation durch die Chefin erscheint vor diesem Hintergrund auffallend gewichtet.

Problemgruppe des Arbeitsmarktes zählt.<sup>31</sup> So kommt lediglich ein schlecht bezahlter Lehrauftrag zustande, den Bärbel von einem Gymnasium erhält. Parallel dazu existiert auch ein loser Kontakt zu einer landkommunitären Gemeinschaft, die sich am Rande der Stadt angesiedelt hat und in der Bärbel hin und wieder Keramikurse leitet. Auch setzt sie mit einigen Personen der H.-Gemeinschaft einen Brennofen, was jedoch nicht heißt, dass sie sich zu diesem Zeitpunkt mit dem Landkommuneleben im Besonderen identifizieren würde. Die Kurse bringen ihr lediglich ein geringes finanzielles Einkommen, die sie in dieser Zeit nötig gebrauchen kann. Der Lehrauftrag im Fach Kunst beinhaltet ein ähnliches Aufgabenspektrum wie das im Pionierhaus. Sie kann also ihre handwerklichen und künstlerischen Fähigkeiten und Erfahrungen einbringen, Projekte konzipieren und durchführen. Allerdings bietet der Teilarbeitsvertrag nicht die Möglichkeit, mittel- oder langfristig zu planen.<sup>32</sup> Dazu kommt, dass das Fach im Lehrplan der Schule eine untergeordnete Rolle spielt. Da es nur fakultativ angeboten wird, hält sich die Motivation der Abiturienten stark in Grenzen. Bärbels Arbeit bekommt dadurch gewissermaßen einen Beiläufigkeitscharakter. Sie kann ihren Ansprüchen gar nicht genügend Rechnung tragen, da die Resonanz und Verbindlichkeit an den Veranstaltungen viel zu gering ist. Sie fühlt sich unterfordert und in ihrem Leistungsvermögen nicht erkannt. Auch entwickeln sich keine Kooperationen oder kooperative Überschneidungen mit anderen Fächern, so dass die Wertschätzung ihrer Arbeit und die gewünschte Integration in das Gymnasium ausbleiben. Problematisch ist diese Erfahrung in der Hinsicht, dass doch gerade nicht-abrechenbares Engagement, gegenseitige Kooperation und der soziale Austausch wichtige Fundamente ihres beruflichen Selbstverständnisses darstellen. Deutlich wird nun, dass Bärbel mit der Herauslösung aus dem Pionierhaus der Unterboden für die Zusammenführung der beiden biographischen Wandlungsprozesse verloren gegangen ist. Auch fehlt im Gymnasium jene institutionelle Infrastruktur, die es ihr ermöglicht hat, ihre professionelle künstlerische Arbeit zu entfalten. Zunehmend bekommt Bärbel das Gefühl, in ihrem Schaffensprozess, insbesondere in der Freisetzung ihrer Ideen und Vorstellungen, zu stagnieren. Die für sie sonst so gewohnte soziale Anerkennung bleibt aus. Möglicherweise genießt sie unter ihrem Status als lediglich zeitweise beschäftigte Mitarbeiterin auch nicht das volle Vertrauen im Lehrerkollegium. Problematisch an dieser Verlaufskurvenentwicklung ist aber vor allem, dass Bärbel die

---

<sup>31</sup> Die beruflichen Einstiegs- und Aufstiegskanäle waren nach der Wende entweder durch dichte Beschäftigungsnetze verstopft gewesen oder die wenigen freien Stellen frühzeitig mit jungem Personal besetzt worden. Vor diesem Hintergrund bleiben berufliche Neuanfänge gerade für die Alterskohorte, der Bärbel angehört, riskant. Mögliche Eintrittssituationen waren ferner von geregelten und ungeregelten Strukturen durchdrungen. Letztere machten es häufig erforderlich, Altbewährtes über Bord zu werfen und sich durch experimentelle Erprobung und Improvisation an neue berufliche Rollen und Perspektiven heranzutasten.

<sup>32</sup> Bärbel spricht in der Erzähldarstellung von einer Teilanstellung, die sie vom Gymnasium erhalten hat. Allerdings erinnert der Arbeitsaufwand von fünf Stunden pro Woche bei einer Nettozahlung von einhundert Mark im Monat eher an eine Honorarbeschäftigung, was sich hier nicht vollständig auflösen lässt.

Krise, in die sie reinrutscht, nicht auf die schwierigen strukturellen Umstände und Bedingungen zurückführt, sondern sich persönlich dafür verantwortlich macht. Sie beginnt, an ihrer Arbeit zu zweifeln, verliert das Vertrauen zu sich selbst und auch zu den Kollegen. Bärbel ist bisweilen mit dem lähmenden Gefühl konfrontiert, ihrer eigenen Arbeit distanziert und fremd gegenüber zu stehen. Ihr Aktivitätsradius ist auf eine seltsam natürliche Weise eingeschränkt und vor diesem Hintergrund entwickelt sich eine hartnäckig anhaltende Sinnkrise. Dabei kommen die biographischen Entfaltungs- und Selbstverwirklichungsprozesse fast vollständig zum Erliegen. Der unsichere Status, die moderate Arbeitsbelastung und die berufliche Ungewissheit im Gymnasium führen ferner zu Motivationsproblemen, die wenig später auch den Abbruch ihrer Lehrtätigkeit zur Folge haben. Mögliche neue Erkundungs- und Bewerbungsaktivitäten bleiben aus.

Erschwerend kommt hinzu, dass Bärbel in dieser schwierigen Phase nicht auf die nötige Unterstützung ihres Ehemanns zurückgreifen kann. In der Ehe kriselt es seit längerem und die Beziehung stellt alles andere als einen stabilen Rückzugsraum dar. In der Ehe scheint zu diesem Zeitpunkt schon die Trennung besiegelt und der Kampf um das gemeinsame Haus entbrannt. Die Gütertrennung führt zu einem langwierigen Streit und dieser wiegt eindeutig schwerer als die emotionale Loslösung. In ihrer Lebenssituation kann sie den Ehemann nicht auszahlen. Daraufhin ist es Bärbel, die das gemeinsame Haus verlässt. Diese Entscheidung ist mit einer großen Ernüchterung verbunden, war es sie doch ursprünglich, die das Haus allein erworben und ausgebaut hatte. Es ist verständlich, dass sie sich angesichts dessen um die Früchte ihrer Arbeit betrogen fühlt, noch dazu, weil ihr Mann nicht auf das Eigentum der Immobilie angewiesen ist. Den damit verbundenen Ärger schreibt sich Bärbel jedoch größtenteils selbst zu. Denn neben den Erklärungsnöten, warum sie diese zweite Ehe trotz aller Zweifel eingegangen ist, weiß sie ebenso wenig ihre Naivität zu begründen, mit der sie das Haus zu gleichen Teilen an ihren Mann überschrieben hat. Bärbel scheint in solchen Momenten des Nachdenkens zu spüren, dass ihre Verlufterfahrungen immer dann eine virulente Rolle spielen, wenn es um die Gestaltung konkreter Beziehungen geht. Es sind intensive Beziehungen, die zuweilen undurchsichtig und ambivalent sein können, die Probleme mit sich bringen und die vor allem emotional etwas kosten, die Bärbel vor große Schwierigkeiten stellen.

In dieser Zeit wird der Kontakt zu ihrem ersten Ehemann, der zwischenzeitlich ganz abgebrochen war, wieder aufgenommen.<sup>33</sup> Hilfreich ist dieser soziale Bezug vor allem, weil er sich auf die Betreuung der gemeinsamen Tochter konzentriert, was für wichtige Entlastungs-

---

<sup>33</sup> Bärbels erster Ehemann hatte nach der Trennung relativ schnell wieder geheiratet. Seine Frau, die zwei Kinder in diese neue Ehe mitbrachte, und er, haben noch zwei weitere Kinder zusammen bekommen, wovon ein Kind schwer beschädigt und auf dauerhafte Hilfe angewiesen ist.

momente sorgt, auch wenn Bärbel für sich persönlich keine gefühlsmäßige Unterstützung erwarten kann. Fernerhin bestehen weiter Geldsorgen, durch die Bärbel in ihren Handlungsspielräumen immer wieder eingeschränkt ist. Ihre Lebenssituation verlangt es nun, neue realistische biographische Planungen vorzunehmen. Dabei gewinnen kollektive Strukturen wieder an Bedeutung, die sozial ähnlich konstruiert sind wie die Junge Gemeinde, die in ihrer Kindheit und Jugend schon ein verlässliches Surrogat für die fehlende Familie darstellte.

### **Die landkommunitäre Gemeinschaft als Identitätsmoratorium und Möglichkeit zur Neuausrichtung der Lebensgestaltung**

Vor dem Hintergrund ihrer krisengeschüttelten Situation plant Bärbel zunächst, in die H.-Gemeinschaft überzusiedeln. Ein wesentlicher Vorteil liegt in dem einfachen Grund, dass sich diese Gemeinschaft ganz in der Nähe ihres Wohnortes befindet, was den Umzug freilich gering und überschaubar erscheinen lässt. Allerdings kann nicht die Rede davon sein, dass Bärbel diese Entscheidung bewusst und aus einem inneren Bedürfnis heraus fällt. Es scheint vielmehr eine Notlösung, da sie unter massivem finanziellen und zeitlichen Druck steht. Zeitlich, weil sie die Konfrontation mit ihrem Mann und der Auszug aus dem Haus zwingen, eine neue Bleibe zu finden. Anscheinend war der Ehemann ebenso wenig in der Lage, sie finanziell ausuzahlen, wie er es von ihr verlangte. Der Ehemann ist es auch, der Bärbels Entscheidung für das Landkommuneleben von vornherein zum Scheitern erklärt. Abgesehen davon, dass Bärbel die Vorstellung nicht überwinden kann, in eine Einzelwohnung zu ziehen, dürfte sie wahrscheinlich auch vor Schwierigkeiten gestanden haben, die regelmäßigen Mietzahlungen aufzubringen. So fragt sie in der H.-Gemeinschaft an, ob eine Übersiedlung in die Landkommune möglich wäre. Die H.-Gemeinschaft steht jedoch vor räumlichen Problemen. Die beengte Wohnsituation in der Gemeinschaft gibt keinen Platz für weitere Mitglieder her. Doch bekommt Bärbel von den Akteuren der H.-Gemeinschaft den entscheidenden Hinweis auf die Existenz anderer Landkommunen. Über Informationsbroschüren und über die kleine H.-Gemeinschaft wird der Kontakt zur Landkommune U. hergestellt.

Die Akteure der Landkommune U. haben es sich zur Aufgabe gemacht haben, ein Dorf nach ökologischen Richtlinien zu erbauen. Daraufhin besucht Bärbel die Gemeinschaft U. Sie nimmt an Schnuppertagen und an einem Camp teil, die von der Landkommune ausgerichtet werden. Vor Ort zeigt Bärbel schnell Interesse für die gemeinschaftliche Lebensgestaltung und die praktischen Ideen der Dorfentwicklung. Sie ist begeistert von der positiven Stimmung in der Gruppe. Die Anliegen der Gemeinschaft und die Aktivitäten, wie sie mit der Umset-

zung des Siedlungsbaus verbunden sind, erscheinen ihr sinnvoll und viel versprechend („s war einfach ähh hier, war diese ganze Projektbeschreibung, die war sehr (..) sehr eindrücklich für mich, und ähh die Vision, des Projektes, das hat mich angezogen“ Bärbel Jonekeit; Segment 29, 14/30-31). In Übereinkunft mit den Akteuren der Gemeinschaft beschließt Bärbel, im September 1999 in die Landkommune U. überzusiedeln. Die Gemeinschaft befindet sich in einer anderen Region und liegt mehrere Fahrtstunden von ihrer heimatlichen Großstadt entfernt. Problematisch ist diese räumliche Distanz vor allem der Tochter wegen, die mit dem Umzug ihrer Mutter überhaupt nicht zurechtkommt. Obgleich die Tochter, die in der Zwischenzeit ihre Ausbildung zur Wirtschaftspflegerin abgeschlossen hat und in einem Krankenhaus arbeitet, ein fast eigenständiges Leben führt, erweist sich die Trennung von der Mutter für sie als dramatischer Ablöseprozess. Sie unternimmt mehrere Versuche, sich umzubringen, was Bärbel zu der nachträglichen Interpretation drängt, dass die Tochter vor allem darum zu ringen versuchte, die emotionale Nähe und Zuwendung ihrer Mutter nicht zu verlieren. Sie hätte, so Bärbel, alle Möglichkeiten ausgeschöpft, ihren Weggang in die U.-Gemeinschaft zu verhindern („ja und sie [die Tochter; d. Verf.], macht jetzt ihre Sache ganz gut, und also sie ihre, sehr zeitig ihr eigenes Geld verdient, und, macht ihr Leben, >nuja<, meistert ihr Leben, obwohl sie jetzt, als ich weg gegang bin hier nach [U. Gemeinschaft; Einfügung d. Verf.] ((geräuschvolles Einatmen)) [U.- Gemeinschaft] da hat sie noch mal (..) ähh alle, Register gezogen, da hat sie, mehrere Suizidversuche gemacht, weil die Mutter weg geht (..) das war noch mal ganz schön hart, und da bin ich mal, dem, ehemaligen Mann sehr dankbar da is er sehr eingesprungen an der Stelle, obwohl wir erst mal zehn Jahre kein Kontakt hatten, gar keinen“ Bärbel Jonekeit; NF 10, 27/25-31).

Bärbel gelangt zu einem Zeitpunkt in die Gemeinschaft U., da diese sich im Aufbau befindet. Obwohl die Gründung der Landkommune zeitlich etwas zurückliegt, die Planungen für das Siedlungsprojekt aber schon weit vorangeschritten sind, ist Wohnraum auch hier knapp und teuer.<sup>34</sup> Die ersten Monate ist Bärbel deshalb beschäftigt, sich einen Bauwagen auszubauen, wobei sie auf die Unterstützung durch andere Gemeinschaftsakteure zurückgreifen kann. Auch gewinnen die Themen und Auseinandersetzungen in der Landkommune zunehmend an Bedeutung. Sie überformen zwar nicht die familiären Probleme, denen Bärbel weiterhin ausgesetzt ist, bieten aber Möglichkeiten für die Entdeckung von neuen, unbelasteten

---

<sup>34</sup> Bei meinem ersten Besuch der Gemeinschaft U., Ende des Jahres 1998, existierte lediglich ein großes Haupthaus, das als Büro-, Versorgungs- und Gästeeinrichtung genutzt wurde. Fast alle Mitglieder der Landkommune wohnten in einer weitgehend provisorischen, aber dennoch liebevoll gestalteten Bauwagensiedlung (ca. 40-50 Bauwägen). Bei einem der nachfolgenden Besuche, als ich bereits Interviewtermine mit einzelnen Personen vereinbart hatte, wurde gerade das Richtfest für das dritte Wohnhaus gefeiert. Das war im Sommer 2000. Nach und nach sind weitere Leichtbauhäuser entstanden. Die Wohnungen werden je nach Bedarf über Genossenschaftsanteile den Gemeinschaftsmitgliedern oder auch einzelnen Familien zugeteilt. Neben den Gemeinschaftsakteuren waren zum Zeitpunkt der Interviewerhebung kleinere Firmen und Personen in Beschäftigungsmaßnahmen beteiligt.

Dingen. Sie sorgen für sinnstiftende Orientierungen. Darüber hinaus bringt Bärbel mit der Keramik selbst ein Thema in die Gemeinschaft ein. Das stößt auf positive Resonanz. Eine Keramikwerkstatt passte scheinbar gut in das Gesamtkonzept der Landkommune, da man hier auch einen Bildungsträger installieren und verschiedene Veranstaltung und Kurse organisieren und anbieten wollte. So sind dies neben der Arbeit an ihrem Bauwagen die ersten praktischen Aktivitäten, die Bärbel für die Gemeinschaft leistet, wohingegen ihr die Gemeinschaft ermöglicht, eigene Kompetenzen einzubringen und die Verantwortung für den Keramikbereich zu übernehmen. Die Gemeinschaft ist es auch, die Bärbel bei der Kommunikation und Bearbeitung ihrer aktuellen lebensgeschichtlichen Situation und den Schwierigkeiten, die sich im Zusammenhang mit ihrer Familie angestaut haben, hilfreich zur Seite steht. Ihr gegenüber wird Offenheit signalisiert, über Probleme zu sprechen und gemeinsam nach Lösungen zu suchen. Bärbel kann bei Bedarf das Gespräch suchen, es wird ihr aber auch die Ruhe gelassen, sich zurückzuziehen. Es werden keine großen Erwartungshaltungen an sie herangetragen.

In dieser Phase, die eine Art Moratorium für Rückzug, Reflexion und Neuorientierung darstellt, beginnen dann auch Prozesse intensiver biographischer Arbeit einzusetzen, in denen Bärbel ihre lebensgeschichtlichen Erfahrungen Revue passieren lässt und kritisch über einzelne Lebensabschnitte nachdenkt. Sie beginnt sich intensiver mit sich und ihrem Leben auseinanderzusetzen. Im Zuge dessen gelangt sie auch zu Selbsterkenntnissen, die sie nachträglich in einen ganz eigenen theoretischen Erklärungszusammenhang bringt. Für Bärbel sind es zwei zentrale Themen, die sie in der Anfangszeit ihres Aufenthalts in der U.-Gemeinschaft bewegen: Zum einen ist dies die biographische und geistige Arbeit `nach innen`, die Bärbel ihren eigenen Worten nach, mit einem „*Studium*“ (Bärbel Jonekeit; Z 1, 16/44) vergleicht. Im Rahmen dieses Studiums versucht sie auch, ihren Platz in der Gemeinschaft zu bestimmen (1). Zum anderen flammt ein tiefes Naturverständnis wieder auf, das sie mit einem „*Lebensgefühl*“ und einer spezifischen Vorstellung von „*Lebensqualität*“ (Bärbel Jonekeit; NF 19, 38/24) verbindet (2).

(1) Ausgangspunkt ihrer biographischen Arbeit sind einige Erkenntnisse, die Bärbel bereits vor ihrem Eintritt in die Gemeinschaft gewonnen hatte und die für ihre Entscheidung, mit ausschlaggebend gewesen sein dürften: Ihre damalige berufliche Tätigkeit war davon geprägt und motiviert, institutionelle Strukturen zu öffnen und zu erneuern, andere Personen immer wieder zu Veränderungen in ihrer Subjektivität und Haltung zu bewegen. In diesem Zusammenhang muss Bärbel eingestehen, dass viele ihrer Bemühungen darauf abzielten, missionarisch auf andere Personen Einfluss genommen zu haben. Die innere Veränderung der Subjekte, so ihre damalige Argumentation, würde unweigerlich auch zur Wandlung der Gesellschaft führen, wofür die Arbeit `am Menschen` und mit Menschen erforderlich sei. Im Nachhinein bilanziert Bärbel

diese lang anhaltende Vorstellung als eine persönliche Fehleinschätzung („und deutlich geworden is mir, mir persönlich, in dieser Arbeit is mir persönlich deutlich geworden es geht über haupt nich, dass ich sage, ihr müsst, euch ändern, ihr müsst das und das verändern, sondern ich kann, wirklich nur sagen, ich will bei mir gucken, was kann ich bei mir ändern, und wozu bin ich bereit und in der Lage, was kann ich verändern für mich (..) tja, das is das, das is die, die Sache die mich also, da seitdem nich mehr losgelassen hat, /I: Hmh/ B.: und deshalb also auch hier eine [U.- Gemeinschaft; d. Verf.] angucken, ne, komm wir dem, kommt der Bogen hierher, ne“ Bärbel Jonekeit; Segment 29, 14/21-27). Ohne selbst ihre langjährige Arbeit in den Inhalten zu schmälern, gelangt Bärbel zu dieser Einsicht, weil sie sich und ihre Einstellungen einer neuen Prüfung unterzieht. Dabei gelangt sie zu dem Schluss, dass sie lediglich in der Lage sein kann, Einfluss und Veränderung auf sich selbst auszuüben. Der zentrale Unterschied liegt also in einem Wechsel der Perspektive, demzufolge sie die Intention, andere zu formen und zu verändern, aufgibt und sie sich den Möglichkeiten zuwendet, die die Arbeit an der eigenen Persönlichkeit betreffen. Für diese innere Identitätsarbeit scheinen die spiegelnden Sichtweisen der Mitkommunarden besonders wichtig. Denn sie versprechen die notwendigen Fremdwahrnehmungen und Außenperspektiven. Dahingehend sind auch die Differenzen und Reibungssituationen, die Bärbel im sozialen Alltag der Gemeinschaft erfährt, bedeutsam, weil sie in die Prozesse ihrer persönlichen Auseinandersetzung einbezogen werden („und ähh, weils geht im Grunde genommen geht's gar nich so sehr, ähh darum, dass ich hier, so viel Spaß habe, was was natürlich schön is wenn ich ihn habe, was es die ganze Sache erleichtert (..) sondern eigentlich wirklich meine menschliche Entwicklung, das, das denk ich is das vordergründige, für mich (...) wie, wie erkenne ich, was ich für eine Lebensaufgabe habe, wie erkenne ich mich selber, wer bin ich (..) was bin ich für ein Mensch, und mir fällt's manchmal wie Schuppen von den Augen, wenn ich denk, ähh so bist du doch überhaupt ga nich=un dann denk ich, Moment mal, ähh vielleicht bist du ja doch so, und, das wird hier sehr deutlich, daran wo man sich hier eckt, aneckt, wo man sich dran stößt, das sind genau die Kanten, die, man selbst hat (..) >und das, das wird mir hier so deutlich, s is wunderbar<“ Bärbel Jonekeit; Segment 31, 15/11-20). Nicht umsonst versteht Bärbel diese in Eigenregie und in der Interaktion betriebene Auseinandersetzung mit der Überschrift einer „menschlichen Entwicklung“, die sie als Schwerpunkt ihrer Arbeit ausmacht. Dabei scheint sie nicht mehr, wie noch in einer früheren biographischen Phase, äußere Kriterien anzulegen, an denen die „menschliche Entwicklung“ gemessen oder bewertet wird. Vielmehr geht es um Fragen des Sich-selbst-Erkennens, des Erkennens von Stärken und Schwächen, der Suche nach einem inneren Verständnis, durch das sich Bärbel ihr individuelles Gewordensein zu erklären versucht. Für diese Phase des Rückzugs, der Standortbestimmung und Bilanzierung

lebensgeschichtlicher Erfahrungen, der Kontemplation und Selbstfindung, bietet im Besonderen der Bauwagen einen geeigneten Ort („*das is die eigentliche Arbeit ne, die eigentliche Arbeit in mir, und das außen vergess ich nich, also da, bin ich, dran, ne, da pack ich zu und, das gehört dazu, /I: Hmh/ B.: aber das eigentliche passiert hier, in diesem, Wagen, und in mir (..) ja (Pause)*“ Bärbel Jonekeit; B1, 16/22-25).

(2) Das Leben im Bauwagen ist es dann auch, das Bärbel zu einem Werteverständnis zurückführt, das sich an der >Natur< ausrichtet.<sup>35</sup> Dabei besitzt ihre Naturverbundenheit einen emotionalen, z.T. romantischen Kern, der biographisch aus der Zeit und engen Bindung zu ihrem Großvater stammt. Er ist derjenige gewesen, der Bärbel mit seinem friedlichen Gemüt in den Reichtum und in die Beobachtung der Natur eingeführt, der sie als Kind für diese feinsinnige Welt begeistert und ihre Liebe für die Natur geweckt hat. In einer ähnlichen Weise, wie die Schilderung von Spaziergängen mit dem Großvater durch den Wald, zeichnet Bärbel ein verträumtes, schwärmerisches Bild, wenn sie über ihre Hingabe an die Natur rund um den Bauwagen erzählt:

Ähh (..) dass ich hier mitten in der Natur lebe is etwas was ich mir schon immer gewünscht habe, das is einfach, großartig, na dass hier, in dem Bauwagen, mein Ohr am Fenster habe und, dann morgens vom Pirol geweckt werde oder, von irgend nem andern Vogel ne, ähm (...) ähh es is, es is einfach fantastisch /I: Hmh/ B.: und ich gehe morgens hier Barfuss aus m Haus und gehe schwimmen, am Morgen und ähh, dann, kann ich wieder reingehen und, es is einfach, dieses, Lebensgefühl es eine Lebensqualität, an (..) an der Natur, die Natur also einfach so so hautnah und obwohl ich ein Großstadtkind bin, ähh liebe ich die Natur so sehr, dass ich mich überhaupt nich nach der Großstadt sehne

(Bärbel Jonekeit; NF 19, 38/18-26)

Das Erleben der Natur nimmt einen wichtigen Stellenwert ein, ist doch der Alltag ihres Wagenlebens unmittelbar an die Bedingungen, die die Natur vorgibt, geknüpft und der Kontakt mit der Natur noch einmal anders gegeben, als es z.B. das Leben in der Stadt hergibt. Das Leben im Bauwagen, inmitten der Natur, ist dann auch mit verschiedenen Naturerlebnissen und Naturerfahrungen verbunden. Das Leben in und mit der Natur betrachtet sie mittlerweile als eine spezifische Form der „*Lebensqualität*“. Ihre Naturverbundenheit schlägt sich praktisch in einem „*Lebensgefühl*“ nieder. Und dazu gehören Phänomene, wie z.B. das morgendliche Gewecktwerden durch Vogelgesänge oder auch die Möglichkeit, früh im Teich zu

<sup>35</sup> >Natur< darf in die diesem Zusammenhang als umfassendes und komplexes System mit all seinen Erscheinungsformen und seiner Vielfalt von Lebenserscheinungen, seinen Gesetzmäßigkeiten, systemischen Wechselwirkungen, seinen Prozessen und Abläufen verstanden werden. Darin inbegriffen sind sowohl die Bestände von Flora und Fauna, als auch der Natur zugeordnete Erscheinungen, wie die Abfolge der Jahreszeiten, Tag- und Nachtzeiten, biosphärische und klimatische Bedingungen, Boden, Gestein, Wasser und Luft etc.

schwimmen.<sup>36</sup> Darin enthalten sind auch Momente des Empfindens von Freiheit, Dinge zu tun oder Beobachtungen anstellen zu können, die anderenorts unmöglich oder nur mit Einschränkungen und Aufwand verbunden wären. Interessant ist aber vor allem, dass Bärbel diese Vorstellungen von Freiheit und individueller Lebensqualität in den Prozess ihrer Selbstauseinandersetzung aufnimmt. Denn die Vorstellungen erlangen insbesondere in dieser biographischen Such- und Orientierungsphase eine besondere Bedeutung. Dabei ist es nicht allein nur die unmittelbare Nähe zur Natur, die sich Bärbel „*schon immer gewünscht*“ hat und die sie mit persönlichen Eindrücken und Sinneserfahrungen verbinden kann. Es ist auch das Bedürfnis, sich geistig mit der Schöpfung auseinanderzusetzen, das Leben in und mit der Natur in die Vorstellungen von der eigenen Identität aufzunehmen und die neue Lebensgestaltung innerhalb der Biographie zu verankern. Dieses Bemühen, Konsistenz und Einklang herzustellen, wird ansatzweise erkennbar, wenn Bärbel im Zuge ihrer Auseinandersetzung, so z.B. wenn sie über den Sinn ihres „*Studiums*“ spricht, das Erkennen „*der Gesetze der Natur*“ in einem Atemzug mit dem Erkennen der „*Gesetze meines [ihres eigenen; d. Verf.] Lebens*“ (Bärbel Jonekeit; B 1, 16/12-14) erwähnt. Vor diesem Hintergrund ist es auch nicht verwunderlich, dass Bärbel, insbesondere in den bilanzierenden Abschnitten ihrer Erzählung, dazu neigt, Elemente einer eigenen Theorie ihrer Lebensgeschichte zu präsentieren. Als Bärbel im Interview auf eine rückblickende Betrachtung ihrer Lebensgeschichte angesprochen wurde, kommt sie zu einer folgenden sinnbildlichen Illustration:

---

<sup>36</sup> Das Interview bietet dahingehend noch einige weitere Passagen. Bekannte Beispiel für Naturerfahrungen und Naturschilderungen lassen sich auch in der Literatur finden, so z.B. in den Aufzeichnungen von H.D. Thoreau, der sich im März des Jahres 1845 am Waldensee anderthalb Kilometer südlich der Stadt Concord, Massachusetts, ein Blockhaus aus alten Hüttenbrettern, Abfallschindeln und zwei gebrauchten Fenstern zimmerte. Thoreau lebte zweieinhalb Jahre in dieser Einsiedelei, wo er, so könnte man im übertragenen Sinne sagen, 'Teil des Waldes' geworden ist. Nach seiner Rückkehr verfasste er das heute zu den Klassikern der Literaturgeschichte zählende Werk „Walden oder Leben in den Wäldern“ (>Walden: or, Life in the Woods<; erstmals erschienen 1854). Dort berichtet er über seine Erfahrungen in der freien Natur mit vielen anschaulichen Beschreibungen. Hier ein kurzer Auszug aus dem Kapitel 12 „Meine Nachbarn, die Tiere“: „Im Herbst kam gewöhnlich der Taucher (*Colymbus glacialis*), um sich zu mausern und im Teich zu baden, und machte, noch ehe ich aufstand, von seinem wilden Lachen den Wald widerhallen. [...; Auslassung, d. Verf.]. An einem sehr stillen Oktobernachmittag ruderte ich einmal am Ufer entlang und sah mich nach einem Taucher um, denn an solchen Tagen lassen sie sich, wie der Flaum des Milkrautes, besonders gern auf die Seen nieder; aber mein Ausblicken war lang vergeblich, bis plötzlich, vom Ufer gegen die Mitte zu, einer ganz nahe bei mir vorbeisegelte und sich verriet, indem er sein lautes Lachen erschallen ließ. Ich setzte das Ruder ein und verfolgte ihn; er tauchte, als er aber wieder in die Höhe kam, war ich ihm näher als vorher. Er tauchte wieder, ich verrechnete mich aber in der Richtung, welche er einschlagen würde, und wir waren, als er diesmal an die Oberfläche kam, um zweihundert Meter auseinander, denn ich hatte dazu beigetragen, den Zwischenraum zu vergrößern; und abermals lachte er lang und laut – und mit mehr Recht als vorher. [...] Sein gewöhnlicher Ton war das dämonische Lachen, das aber immer noch an das eines Wasserhuhnes erinnerte; manchmal jedoch, wenn er mich mit größtem Erfolg an der Nase herumgeführt hatte und in weiter Entfernung in die Höhe kam, stieß er ein langgezogenes, grausiges Geheul aus, was mehr dem des Wolfes als dem Schrei irgendeines Vogels ähnelte, wie ein Tier, das seine Schnauze auf den Boden drückt und bedächtig drauflosheult. Es war vielleicht der wildeste Ton, der je in der Gegend hier gehört wurde, er machte die Wälder nah und fern widerhallen. [...] Stundenlang beobachtete ich im Herbst die Enten, wie sie schlau lavierten, sich vor dem Winde drehten und die Mitte des Teiches, fern von den Jägern, innehielten – Künste, welche sie in den Louisianabuchten weniger zu üben brauchten. Wurden sie zum Aufsteigen gezwungen, so kreisten sie manchmal um den Teich und über ihm in beträchtlicher Höhe, von wo sie, die wie schwarze Stäubchen im Himmel aussahen, leicht die anderen Teiche und den Fluß überblicken konnten; und wenn ich sie längst dorthin geflogen wähnte, kamen sie plötzlich in schrägem Flug aus einer Entfernung von einer Viertelmeile von der Seite heran und ließen sich auf einem entfernten, gefahrlosen Teil des Sees nieder. Was sie aber bei ihrem Segeln auf der Mitte des Waldenteiches außer der Sicherheit noch fanden, weiß ich nicht, es müßte denn sein, daß sie sein Wasser aus dem gleichen Grunde lieben wie ich“ (Thoreau 1854/1979/ 232-236).

Ähm, ä ä also (...) dass ähh wenn wenn ähh wenn es dann so über die fünfzich is, is ja so n ähh so n, Stadium erreicht, wo man ähh ein bißchen Lebensbilanz zieht, ne, und ähh mir fällt auf, dass all das was ich in meim Leben bisher gemacht habe, eine, Vorübung für mein Alter gewesen is, also alles was ich an Schmerz, an Lernaufgaben, und solchen Dingen, erfahren habe, also, auch die Berufe die verschiedenen Berufe die ich ausgeübt habe, das sind alles, für mich, ähh, notwendige Voraussetzungen gewesen, um jetzt ähh, das Alter, in einer Weise zu leben, die ähm, die es noch mal, zur Frucht bringt, also das Leben zur Frucht bringt, ja so, das wäre für mich Bilanz ziehen, zum heutigen Zeitpunkt ne, und deshalb, bin dankbar für alles was gewesen auch auch den Schmerz ne, alles is, wichtig und notwendig und, tol dass ich s erfahren habe [...]

(Bärbel Jonekeit; B1, 15/34-44)

Mit dem entworfenen Bild vergleicht Bärbel ihr Leben mit der Entwicklung einer Pflanze, die im Reifungsprozess eine Frucht ausbildet. Dabei geht es in diesem Versuch der biographischen Gestaltschließung nicht mehr so sehr darum, lebensgeschichtliche Etappen und Prozesse im Einzelnen zu ordnen oder differenziert einer Bewertung zu unterziehen.<sup>37</sup> Vielmehr versucht sich Bärbel an einer symbolischen Konstruktion, in der sie ihre Entwicklungsgeschichte unter dem Einfluss äußerer und innerer Faktoren in einen Zusammenhang bringt. Grundlage dieser Konstruktion ist die Deutung ihrer lebensgeschichtlichen Erfahrungen im Sinne einer „*Vorübung*“ für das Alter. Oder anders gesagt, Bärbel interpretiert die Gesamtheit ihrer biographischen Erfahrungen als „*notwendige Voraussetzungen*“ eines Reifungsprozesses, an dessen Ende sie langsam angekommen zu sein glaubt. Neben den verschiedenen Berufen und Arbeitsfeldern, die Bärbel durchlaufen hat, zählen auch die mit Leid und Schmerzen verbundenen Erfahrungen, die sie für ihren persönlichen Reifungsprozess in die Waagschale wirft und denen sie damit rückwirkend einen positiven Sinn zuschreibt. Hintergrund dafür ist eine Haltung, die die biographischen Prozesse und Phasen nicht losgelöst voneinander betrachtet, sondern diese in einem einzigartigen Sinnzusammenhang (im Sinne Diltheys) begreift. Im Alter von sechsundfünfzig Jahren blickt Bärbel dankbar auf ihr Leben, das sie mit einer Art Reifetraining in Verbindung bringt, zurück („*eine, Vorübung für mein Alter*“). Doch scheint Bärbel der Symbolik entsprechend noch mehr sichtbar machen zu wollen: Es geht ihr darum, die vielen Kompetenzen und Fähigkeiten, jetzt, wo sie in der Landkommune lebt, voll zur Geltung bringen zu wollen. Und so ist auch der bildliche Vergleich mit dem Organismus der Pflanze zu verstehen, die im finalen Reifestadium ihre Frucht ausbildet.<sup>38</sup> Dieser Analogie zufolge, gelangt die freie Ent-

<sup>37</sup> Dieses Erzählsegment, in dem die Informantin zuvor gebeten wurde, ihre Lebensgeschichte zusammenzufassen, ist weitaus umfassender als hier aufgeführt (B1, 15/28-16/25). Die Erzählerin gelangt dort tatsächlich zu einer Bilanzierung einzelner biographischer Etappen, die aber aufgrund der Ausführlichkeit hier nicht weiter aufgezeigt werden soll. Wichtig schien mir insbesondere die in der Bilanzierung enthaltene Symbolik, die die Erzählerin selbst ins Spiel bringt, ohne dazu aufgefordert worden zu sein.

<sup>38</sup> Die Frucht ist ein nur bei Bedecktsamern ausgebildetes Organ. Die als botanische Randdisziplin spezialisierte Samen- und Fruchtbioogie geht davon aus, dass bestimmte Ausbreitungseinheiten, wie die Früchte in Fachkreisen genannt werden, aus Blütenteilen, Blüten oder Blütenständen bestehen, die im Zustand der Reifung Samen freigeben oder mit ihnen abfallen.

faltung aller Kräfte und Potenziale in der landkommunitären Gemeinschaft in das Zentrum ihrer Bilanzierung, die dadurch auch eine prospektive Richtung erfährt. Für ihren Entfaltungsprozess, den Bärbel hier gedanklich vielleicht sogar mit einem Handlungsschema in Verbindung bringt („um jetzt ähh, das Alter, in einer Weise zu leben, die ähm, die es noch mal, zur Frucht bringt“), bieten sich in der Gemeinschaft einige Möglichkeiten und Vorteile, da vieles ungeregt und im Aufbau begriffen ist, Ideen und Projekte in der nächsten Zukunft gefragt sind. Für diese Projektarbeit bringt Bärbel sicher etliches an Voraussetzungen und Kompetenzen mit. Nur liegt eine Herausforderung für sie darin, ihre Fähigkeiten in die entsprechenden Handlungsmuster umzuwandeln, dem Handlungsschema eine reale Gestalt zu verleihen sowie es in der Gemeinschaft auszuhandeln und konsequent zu verfolgen.

Offensichtlich besteht ein konkreteres Handlungsschema schon im Aufbau der Keramikwerkstatt, wodurch sie insbesondere ihre handwerklichen Fähigkeiten wieder aufnehmen kann. Dieses Handlungsschema scheint gleichermaßen auch zur Rehabilitierung jener Kompetenzen beizutragen, die seit dem Verlassen der beruflichen Plattform im Pionierhaus mehr oder weniger auf Eis gelegt waren. Sie erfahren von den Akteuren der Landkommune Anerkennung und Wertschöpfung. Bärbel wird sogar aufgefordert, ihre Phantasie und Stärken gerade in solchen Bereichen einzubringen, die ihr vertraut sind, weil jede neue Idee eine Möglichkeit darstellt, die landkommunitäre Gemeinschaft in ihrer Komplexität und Vielfältigkeit zu bereichern. Mit der Integration in die Gemeinschaft wird für Bärbel aber auch noch ein zweites Thema interessant: Es betrifft die sozialen Prozesse, insbesondere die kommunikativen Runden, die der sozialen Organisation und der Klärung von Problemen in der Landkommune dienen. Seit ihrem Eintritt konnte Bärbel zunehmend am sozialen Geschehen partizipieren, so dass sie mittlerweile auch um die bestehenden Konflikte und Spannungen in der Gruppe weiß. Sie verfügt über internes Wissen, das weit über die formalen Kenntnisse und Regeln des Zusammenlebens hinausgeht. Bärbel ist zu einer eingeweihten Person geworden, weil sie die Auseinandersetzungen sucht und sich für die Schwierigkeiten in der Gruppe interessiert, auch weil sie die Sensibilität und das Verständnis für die Perspektiven und Probleme anderer Personen aufbringt. Dabei nimmt sie für sich in Anspruch, über Erfahrungen zu verfügen, die sie befähigen, in Auseinandersetzungen, z.B. zwischen streitenden Parteien, zu vermitteln und zur Konfliktschlichtung beizutragen. Ihre Rolle als Mediatorin sieht sie als eine besondere Aufgabe für das Funktionieren und Gestalten der Gemeinschaft an.

---

Bestimmte Pflanzengruppen (z.B. Angiospermen) sind dadurch gekennzeichnet, dass ihre Samenanlagen immer in ein von Fruchtblättern gebildetes Gehäuse (dem Fruchtknoten) eingelagert sind. Erst nachdem sich innerhalb eines Reifungsprozesses der Fruchtknoten allein oder mit anderen Blütenteilen zur Frucht umgewandelt hat, kann diese sich entfalten und reife Samen in umliegende Standorte entlassen (aus einem Lehrbuch der Botanik/vgl. Strasburger 1983/770-803). Der gesamte Entwicklungsprozess von der Blüte bzw. der Blütenstände bis hin zur Fruchtbildung beinhaltet also einen enormen Wachstumsprozess. Im Fall von Bärbel ist ein solcher Wachstumsprozess mit der lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung gleichgesetzt, indessen nun alle biographischen Fähigkeiten und Kompetenzen voll zur Entfaltung kommen sollen.

## 7.2 Landkommunitäre Bewegung als Prozess intensiver Selbst-reflexion. Susanne Klatt

*„Das hätte ich nie gedacht also das eben so viel emotional hier also hoch kommt und sichtbar wird und, äh mich wieder bewegt wo ich vorher schon dachte naja ich bin ebend so und so und so, und hier ganz viele Spiegel gekriegt hab und ganz viel über mich und über andre gelernt hab, also Menschenkenntnis is die Superschule hier find ich.“<sup>1</sup>*

### Biographischer Werdegang

Susanne Klatt ist 1964 geboren. Die Mutter arbeitet als Lehrerin, der Vater studiert Maschinenbau und ist später als Diplomat im Staatsministerium für Außenhandel tätig. Das erste Lebensjahr verbringt Susanne in einer Wochenkrippe, anschließend besucht sie Kinderkrippe und Kindergarten. 1971 wird ihre Schwester geboren. Susanne erweist sich als eine sehr gute Schülerin. Allerdings muss sie ihre Schullaufbahn in der DDR im zweiten Halbjahr der dritten Klasse unterbrechen, da sie mit den Eltern und ihrer Schwester für anderthalb Jahre nach Indien geht, was der Arbeit des Vaters geschuldet ist. Die Familie lebt in einer indischen Stadt. Unterrichtet wird Susanne in dieser Zeit von ihrer Mutter. Über die vierte Klasse hinaus ist jedoch eine Schuleinweisung erforderlich. Sie muss in die DDR zurückkehren, während die Eltern und ihre Schwester in Indien bleiben. Bis 1979 lebt Susanne bei ihrer Großmutter. In dieser Zeit erfolgt auch der Eintritt in die Pionierorganisation und später in die FDJ.

Das Abitur ist mit dem Aufenthalt in einem Internat des Ministeriums für Außenhandel verbunden. Dort lernt Susanne auch ihren späteren Mann kennen, den sie 1987 heiratet. Gegen Ende der Abiturzeit hegt Susanne schon eine konkrete berufliche Vorstellung. Sie möchte Journalistin werden, wofür sie zunächst ein Volontariat absolviert. In dieser Zeit tritt sie der SED bei. Während des Studiums teilt sie sich eine eigene Wohnung mit einer Studienkommilitonin. Das Journalistikstudium endet 1988 mit einem Auslandsaufenthalt in Moskau.

Nach ihrer Rückkehr aus der Sowjetunion zieht Susanne zu ihrem Mann in eine Offizierssiedlung. Im April 1989 wird ihre erste Tochter geboren. Kurze Zeit später kommt es jedoch zur Trennung, die für Susanne mit einem erneuten Ortswechsel verbunden ist. Ein Jahr nach der Geburt ihrer Tochter beginnt sie, in einer Lokalredaktion als Journalistin zu arbeiten. In diese Zeit fällt auch der gesellschaftliche Umbruch. Über eine Annonce in der Zeitung lernt sie einen neuen Partner kennen. Diesem folgt sie 1993 in eine landkommunitäre Gemeinschaft. Allerdings scheitert diese Beziehung wenige Monate später.

Beruflich ist Susanne nicht mehr als Journalistin tätig. Über eine ABM-Stelle beteiligt sie sich am Aufbau eines Lern- und Bildungszentrums, das in der Gemeinschaft betrieben werden soll. In der Landkommune geht sie eine neue Partnerschaft ein, woraufhin 1996 ihre zweite Tochter zur Welt kommt. Zum Zeitpunkt des Interviews im Jahr 1999 steht für Susanne fest, dass sie mit ihrer neuen Familie die landkommunitäre Gemeinschaft verlassen wird.

### Biographische Gesamtformung

#### Das Ausbleiben der elterlichen Zuwendung als frühe Verlaufskurvenerfahrung in der Kindheit

Sussannes erste Lebensjahre sind von einem ambivalenten Wechselspiel zwischen emotionaler Nähe und Distanz zu den Eltern geprägt. Nach ihrer Geburt wird sie von den Eltern in eine Wochenkrippe gegeben. Lediglich an den Wochenenden wird sie nach Hause geholt. Rückblickend ist diese Entscheidung der Eltern für Susanne nur schwer nachvollziehbar. In den Erinnerungen an ihre Kindheit kommt ein starker Leidensdruck zum Vorschein. Dieser bein-

<sup>1</sup> Zit. Susanne Klatt; Segment 21, 10/27-31.

haltet vorab schon die vage Einschätzung, sie sei nicht als Wunschkind zur Welt gekommen, von Mutter und Vater also nicht erwünscht gewesen. Größer aber noch ist Susannes Schmerz und die Enttäuschung darüber, in den ersten wichtigen Phasen ihres Lebens von den Eltern allein gelassen und in die Wochenkrippe abgeschoben worden zu sein. Bis heute bleibt ihr unerklärlich, dass ihr die selbstverständliche Liebe und Zuwendung nicht entgegengebracht wurde, hatte sie doch frühzeitig schon versucht, die Aufmerksamkeit der Eltern auf sich zu ziehen. In der Wochenkrippe z.B., das wurde ihr später berichtet, litt sie unter somatischen Beschwerden. Sie musste häufig erbrechen, was Susanne heute als ein Zeichen interpretiert, dass sie mit dieser Trennungssituation nicht zurechtgekommen sei.

Das Empfinden der Isolation von den Eltern setzt sich in der Kinderkrippe und im Kindergarten fort. Ihre Bemühungen, das „*allerliebste Kind*“ zu sein, es der Mutter und dem Vater möglichst leicht und recht zu machen, schien auch hier nicht zu dem ersehnten Erfolg zu führen, sich die emotionale Zuwendung der Eltern zu sichern („*und zu Hause das allerliebste Kind war, und das wahrscheinlich nie verstanden warum ich ebend immer wieder weggegeben wurden bin (...) ja (holt tief Luft) das kommt jetzt erst so alles hoch, das is /I: Hmh/ ganz lange phhh verdrängt*“ Susanne Klatt; Segment 1, 1/20-23). Diese Verletzungsdisposition führt bei Susanne zu einer grundlegenden Verunsicherung über die Selbstverständlichkeiten, die Sicherheit und die Annahme durch die Welt, wie sie zunächst von den Eltern repräsentiert wird. Susanne selbst ist es, die die Defizite in der elterlichen Fürsorge und Unterstützung als Quelle ihrer künftigen Probleme ansieht, wenn es um das Grundvertrauen und die Gestaltung von sozialen Beziehungen geht – ein Thema, das für sie lebensgeschichtlich von zentraler Relevanz bleiben wird. Entsprechend bietet Susanne gleich zu Beginn ihrer Stegreifdarstellung schemenhaft eine eigene Verlaufskurventheorie über ihre Kindheit an, während sie andererseits auf gewöhnliche Schilderungen von kindlichen Erlebnissen und Etappen ihrer Entwicklung verzichtet: „*Ich fang mal mit dem an was mir im Moment wichtig is, ähh (...) von meinem Befinden, ich denke ähh das ich ähh zu zeitich gekommen bin, in dieser Beziehung meiner Eltern, ich noch nich erwünscht war, und ich hab ähh mein erstes Lebensjahr in ner Wochenkrippe zugebracht, und das lief so (lacht kurz auf) also immer Woche über weg /I: Hmh/ und am Wochenende geholt, und ähm je mehr ich jetzt zu mir komme oder mich mit mir oder meiner Psyche und meiner Beziehung zu Menschen beschäftige (...) desto mehr find ich so n Muster wieder, ganz heiß oder ganz kalt (...) also entweder jemanden ganz nah (2) sein ganz nah und mit vereinnahmen, also Wochenende oder ganz weit weg ähm beziehungsweise ähm (...) ja verschlossen und und normal ähm, entfernt (holt tief Luft) ich merke dass ich ne Schwierichkeit habe ähh ähm mit Nähe und Abstand ähh Beziehung zu Menschen so was (2)*“

*das is was was mir so als Start einfällt, was mir ganz viel im Moment oder ja wo ich immer mehr merke dass das ne Rolle spielt so n Start“* Susanne Klatt; Segment 1, 1/5-18). In dem sich Susanne kritisch ihrer frühen Lebensgeschichte zuwendet, bekommt die Entfaltung ihrer reflexiv gesteuerten Eigentheorie eine erstaunliche Dynamik.<sup>2</sup> Entscheidend ist dabei nicht nur, dass Susanne ihr Leiden unter der mangelnden Zuwendung der Eltern zum Ausdruck bringt. Gleichermäßen kommt es ihr darauf an, erklären zu wollen, welche problematischen Konsequenzen dies für ihre weitere biographische Entwicklung hatte. Im Zuge dessen erlangt ihre laienhafte Theorie von der frühen Verlaufskurve, in der Susanne bisweilen auf therapiewissenschaftliche Versatzstücke zurückgreift, eine ganz eigene Bedeutung. Sie scheint davon überzeugt, ihre systematischen Schwierigkeiten im Umgang mit vertrauensvollen zwischenmenschlichen Beziehungen auf die besagten Umstände und Zuwendungsdefizite in ihrer Kindheit zurückführen zu können. Auch wenn die kindliche Verlaufskurve im weiteren Lebensverlauf abgewendet werden kann und sich in eine andere biographische Prozessstruktur wandelt, so entwirft Susannes doch in ihren Erklärungsversuchen ein erstes Bild über ihre Identitätsentwicklung. Dieses Bild gewinnt seine Konturen unter dem Einfluss der Verlaufskurve, an deren kritischen Punkt zwei zentrale biographische Handlungsmuster ausgelöst werden.

### **Das lang anhaltende Handlungsschema der Zuwendung und Anerkennung durch Leistung**

Zum einen baut sich Susanne ein nahezu unumstößliches Selbstbild auf, in dem sie glaubt, sie müsse sich die Anerkennung und Zuwendung von signifikanten Anderen (insbesondere den Eltern) durch Leistungen erkämpfen. Im gleichen Maße entwickelt sie ein tiefes Misstrauen, Akzeptanz und Wertschätzung entgegennehmen zu können, ohne dafür einen Beitrag zu leisten. Dieses biographische Handlungsmuster erlangt vor allem in der Schulzeit an Bedeutung, wie der folgende Ausschnitt verdeutlicht:

Ähm (..) ja ich war ne hervorragende Schülerin, (lacht) ich denke ich hab zu Hause zu wenich Anerkennung irgendwie gekriegt für mein so sein wie ich bin, ähm (2) obwohl ich Einzelkind war und obwohl och viele meine Eltern viele Sachen mit mir gemacht haben, aber so (..) ja diese Bestätigung meiner selbst=ich weiß heute und

---

<sup>2</sup> Susanne beginnt ihre lebensgeschichtliche Darstellung in einer Weise, die fast an den Einstieg in eine Therapiesitzung erinnert. Vom heutigen Erzählstandpunkt aus, d.h. aus der biographischen Identität der Gegenwart, blickt Susanne auf ihr Leben zurück und fängt umgehend an zu bilanzieren. Im ersten Erzählsegment wechselt z.B. das Kommunikationsschema fortlaufend zwischen erzählenden und argumentativen Passagen, wobei immer wieder eigentheoretische Aussagen unter Bezugnahme auf professionelle Wissenssysteme (Psychologie, Psychotherapie) in die Darstellung einfließen. Vor diesem Hintergrund wirkt der Aufbau insbesondere des ersten Segments relativ ungeordnet. Mehrere Themenbereiche werden erzählerisch angerissen, aber auch gleich wieder abgebrochen. Es ist gut möglich, dass die Erzählerin dabei merkt, dass sie die angeschnittenen biographischen Prozesse selbst noch nicht richtig durchgearbeitet hat, insofern sie, nachdem ich erneut den Stimulus gesetzt habe, einen zweiten Erzählversuch startet. Eine freie Entfaltung der Stegreifdarstellung kommt im Anschluss daran zustande.

weiß auch von I.'s Therapie [I. ist die sieben Jahre jüngere Schwester; d. Verf.] so n bisschen das ähh bei uns zu Hause s viel so war das wir für unsre Eltern da sein mussten=also wir mussten ihnen was geben=wir mussten ihnen Bedürfnisse erfüllen, [...] ja ich mhm ich hab also in der Schule gelernt mein mein Verstand zu benutzen, was mir im Kindergarten nich so gelang, ich war immer n ganz normales Kindergartenkind=ich war weder besonders, lieb noch besonders böse, ähm und die Zuwendung hab ich mir eben nachher über Leistung geholt was de im Kindergarten nich so konntest (2) hm ähh (3) ja also eins null immer und so

(Susanne Klatt; Segment 3, 1/39-2/4)

Erst die Schule bietet die einzigartige Möglichkeit, Leistungen kontinuierlich hervorzubringen dafür bestätigt zu werden. Dabei muss Susanne gar nicht im Besonderen für den Unterricht und erforderliche Leistungsbereitschaft motiviert werden. Ihr Verlangen nach Anerkennung ist so groß, dass sie sich selbst genügend unter Leistungsdruck setzt. Susanne bringt fast ausschließlich sehr guten Noten nach Hause. Sie ist rege bei den Pionieren und später in der FDJ engagiert, worauf nicht nur die Eltern, sondern auch die Lehrer positiv reagieren. Zeitweilig wird eine starke Orientierung im Sport, speziell in der Gymnastik, relevant. Diese Orientierung muss sie allerdings durch einen längeren Aufenthalt der Familie in Indien aufgeben werden.<sup>3</sup> Dennoch, ihre Anerkennung durch Leistungen hervorzulocken, erweist sich als erfolgreiches Handlungsschema: Wenn schon die Eltern mit ihrer natürlichen Hingabe und Zuwendung sparen, so kommen sie doch nicht umhin, ihre Tochter aufgrund der hervorragenden schulischen Leistungen und ihrer hohen Einsatzbereitschaft in der Pionierorganisationen zu loben. Susanne kann das Handlungsschema sogar noch ausbauen, in dem sie, als ihre Schwester geboren wird, Verpflichtungen im Haushalt und Betreuungsaufgaben für die jüngere Schwester übernimmt. Auch hier erfreut sie sich bei den Eltern bester Beliebtheit, wenn dies auch auf Kosten ihrer persönlichen Freizeit geht. Neben den Leistungen in der Schule dient ihr diese Hilfsbereitschaft der Stabilisierung von Anerkennungsmustern, die sie, um erfolgreich zu sein, immer wieder provozieren muss.<sup>4</sup> So sind auch die Vorstellungen, die Susanne von sich entwickelt, mit denen einer 'Leistungsträgerin' vergleichbar, die im Kampf um Anerkennung nicht versagen darf. Für ihre Zukunft heißt das, dass es Susanne besonders schwer fallen wird, sich als Nicht-Leistungsträgerin zu begreifen und ihr Selbstbild von jenem Leis-

<sup>3</sup> Hier muss gleich hinzugefügt werden, dass Susanne zwischenzeitlich (d.h. nach dem Halbjahr der dritten bis zum Ende der vierten Klasse) mit den Eltern und ihrer Schwester für anderthalb Jahre in Indien lebt. Der Aufenthalt in Indien ist der Tätigkeit des Vaters im DDR-Außenhandel geschuldet. Diese Thematik soll jedoch erst später in die Falldarstellung aufgenommen werden, auch wenn sich an dieser Stelle schon sicher sagen lässt, dass diese Fremdheitserfahrung und die Erfahrungen der Heimkehr dazu beitragen, dass Susanne nach ihrer Rückkehr enorme soziale Schwierigkeiten bekommt, sich wieder in der Klasse zurechtzufinden.

<sup>4</sup> Erst viel später macht sie die Schwester in einem vertraulichen Gespräch darauf aufmerksam, wie unverhältnismäßig stark beide Kinder von den Eltern beansprucht worden seien, wenn sie ständig für die Erfüllung der Bedürfnisse der Eltern herangezogen wurden. Dabei scheinen die Selbsterkenntnisse, die die Schwester im Rahmen der Psychotherapie gewonnen hat, für Susanne stellvertretend zu sprechen, ohne dass sie sich selbst einer Therapie unterzogen hat. An dieser Stelle entsteht im Interview der Eindruck, als hätte die Schwester für Susanne diese therapeutische Arbeit übernommen und 'mit erledigt', Susanne sich im Zuge dessen selbst 'mittherapiert'.

tungsdruck zu lösen, durch den sie die fehlende Anerkennung ihrer selbst zu kompensieren versucht. Ferner wird dies mit Komplikationen verbunden sein, Liebe und Zuneigung von nahe stehenden Menschen (insbesondere künftigen Partnern) anzunehmen. Susanne erwartet nämlich, immer etwas dafür tun zu müssen, weil sie genau nicht über jene Erfahrung der bedingungslosen Liebe und Zuwendung verfügt.

Susannes Handlungsschema erfüllt zwar die Erwartungshaltungen der Eltern, Verwandten und Lehrer, ohne dass diese Personen ihr eigentliches Ringen um Akzeptanz und Zustimmung in seiner tieferen Problematik erfassen. Nicht gerecht wird es hingegen den Mitschülern, die in Susanne eine Streberin sehen und sich von ihr abwenden, ihr also die Anerkennung entziehen, die sie sich bei den Lehrern erkämpft. Diese Problematik spitzt sich nach ihrer Rückkehr aus Indien noch dramatisch zu. Bei den peers stoßen ihr Leistungswille und ihr mustergültiges Verhalten auf Widerstand. In dem Susanne in der Schule nur diszipliniert und durch gute Leistungen in Erscheinung tritt, bekommt sie von den Klassenkameraden auch nur entsprechend fokussierte Me-Bilder zurück, die ausschließlich mit Leistung zu tun haben. Andere Bilder über sich selbst erfährt Susanne nicht, wodurch zwei Probleme auftreten: Einmal, sich von anderen Personen jenseits ihrer Leistungen nicht wahrgenommen und erkannt zu fühlen. Ein anderes Mal, und das wahrscheinlich noch stärker, zu glauben, die Me-Bilder entsprächen exakt den Vorstellungen vom eigenen Ich, das sich maßgeblich über Leistungen definiert. Beide tragen dazu bei, dass sich Susannes 'Leistungsidentität' weiter manifestieren kann. Zumindest führt Susanne ihre hohe Anpassungs- und Leistungsbereitschaft als Grund an, in der Klasse unbeliebt gewesen zu sein. Dabei scheint ihr der Zusammenhang, warum sie von den Lehrern gemocht, aber von ihren Mitschülern abgelehnt wurde, bis heute weitgehend undurchsichtig. Denn das, was einen unmittelbaren Zusammenhang darstellt, formuliert Susanne selbst als „*Widerspruch*“, an dem sie sich abzumühen schien („*bin dort nochmal gewesen von der sechsten bis zur achten Klasse, und das war unheimlich schwer- nee es war schwer für mich also, ich hab diese diesen mhh (2) Widerspruch schwer ausgehalten ähm Zuwendung zu kriegen von Lehrern und und Erwachsenen durch Leistung und durch Disziplin und gesellschaftliche Arbeit und so weiter, /I: Hmh/ aber in der Klasse nich anerkannt zu sein oder wenich anerkannt zu sein=/I: Hmh/ also nich zur Gruppe zu gehören, das hat mir sehr zu schaffen gemacht, und ähm war och recht (2) isoliert kann man schon sagen, also ich hatte zwar Freunde und so aber nich so, ne gute Freundin war dann och weggegangen in der sechsten Klasse, und ähm ich hatte mir ganz fest vorgenommen, wenn ich wenn wenn meine Eltern das war abzusehen das die wieder rausgehen, nach Indien von der neunten bis zur zwölften Klasse, wenn die wieder rausgehen, werd ich ne andere Rolle spielen in Gruppen*“ Susanne Klatt; Segment 6, 2/35-46).

Die Ablehnung in der Klasse ist für Susanne vor allem deshalb schmerzlich, weil mit der Wirksamkeit dieser Verlaufskurve noch ein weiterer Prozess angeschoben wird: Es ist höchstwahrscheinlich, dass die ausgebliebene Zuneigung und Geborgenheit in den ersten Jahren ihres Lebens dazu geführt hat, dass Gruppen eine starke Anziehungskraft auf Susanne ausüben und sie sich dort im Besonderen aufgehoben fühlt. Dabei wird ihr die Annahme der Identität einer Wir-Gemeinschaft wesentlich leichter fallen, als dies ihr die Suche nach einer eigenen Identität ermöglicht. Es lässt sich sogar sagen, dass Susanne die fehlende Anerkennung durch das Sich-Aufgehoben-Fühlen in kollektiven Gemeinschaften substituieren wird. Auch wenn diese Zugehörigkeit während der Schulzeit nicht in dem Maße eintritt, wie sich Susanne das gern gewünscht hätte, ist dieses Handlungs- und Orientierungsmuster für ihre weitere Lebensgeschichte bestimmend. Nicht umsonst zeigt sich Susanne, wenn sie oben zum Beispiel in einzelnen Kommentarteilen ihre Schulerfahrungen resümiert, bedrückt darüber, dass ihr die soziale Integration in das Klassenkollektiv verwehrt geblieben ist (hier der Kommentar: *„aber in der Klasse nich anerkannt zu sein oder wenich anerkannt zu sein=/I: Hmh/ also nich zur Gruppe zu gehören, das hat mir sehr zu schaffen gemacht, und ähm war och recht (2) isoliert kann man schon sagen“*). Ebenfalls nicht grundlos markiert Susanne im weiteren Erzählverlauf ihre Entschlossenheit, künftig (d.h. später im Abitur) anders in Gruppen auftreten zu wollen, um stärker als bisher an deren Aktivitäten zu partizipieren (*„und ähm ich hatte mir ganz fest vorgenommen, wenn ich wenn wenn meine Eltern das war abzusehen das die wieder rausgehen, nach Indien von der neunten bis zur zwölften Klasse, wenn die wieder rausgehen, werd ich ne andere Rolle spielen in Gruppen“*; hier Ende des 6. Segments, Beginn des Segments 7: *„und ich bin also mit richtig in der Beziehung so, jetzt zeig ichs mal allen /I: Hmh/ nach F.-Stadt gegangen ins Internat“* Susanne Klatt; Segment 7, 2/46-47). Auch da wird ihre Leistungsorientierung weiter bestehen bleiben, Susanne den Druck aufrechterhalten, sich von ihrer ‚besten Seite‘ zu zeigen, was ihr, so glaubt sie, die Anerkennung und Integrität in der Gruppe sichert.

Zu einer außergewöhnlichen Erfahrung kommt es im Laufe der dritten Klasse. Die Eltern entscheiden sich, einem Auftrag zu folgen, den der Vaters vom Ministerium für Außenhandel bekommt. Sie gehen für mehrere Jahre nach Indien. Die zehnjährige Susanne lebt mit den Eltern und ihrer Schwester in einer indischen Großstadt. Susanne wird von der Mutter, die selbst von Beruf Lehrerin ist, unterrichtet. In ihrer autobiographischen Darstellung spricht Susanne auffallend wenig über den Aufenthalt in Indien. Eher beiläufig wird diese Erfahrung, in der fremden Kultur gelebt zu haben, in die Erzählung eingebunden und als etwas *„ganz tolles“* (Susanne Klatt; Segment 4, 2/13) bilanziert. In den wenigen Ausführungen dazu dringt

jedoch ansatzweise durch, dass sich das Leben dort unter sehr engen, vielleicht sogar isolierten sozialen Bedingungen abgespielt haben muss. So wird zum Beispiel das Erleben, täglich von der Mutter unterrichtet worden zu sein, von Susanne als eine nicht ganz frei von Konflikten begleitete Geduldsprobe angedeutet (*„war vielleicht mehr als ichs dann zu Hause gewesen wäre meiner meiner Mutter ausgesetzt, die hat mich nämlich och noch unterrichtet“* Susanne Klatt; Segment 4, 2/13-14). Sie erinnert sich eines Gefühls, nämlich der Mutter in der kulturellen Fremde *„ausgesetzt“* gewesen zu sein. Entscheidend ist aber nun, dass Susanne diese Belastungssituation als eine wahrnimmt, mit der sich vor allem die Eltern konfrontiert sahen, insbesondere die Mutter. Eine Belastungssituation, für die sie sich selbst verantwortlich macht (*„ja und dann hat ich war wieder so n Punkt, das ich das Gefühl hatte ich bin zu viel, denn ich bin dann das Jahr darauf zu Hause geblieben bei meiner Oma, weil die noch länger bleiben wollten fünfte Klasse konnteste dann nich mehr im Ausland mit sein wegen der ganzen verschiedenen Fächer, /I: Hmh hmh/ und dort unterrichtet werden konnteste auch nich in indischen Schulen weil s ja kapitalistisches Ausland war“* Susanne Klatt; Segment 5, 2/14-19). Ungeachtet dessen, kann Susanne die Schule mit dem Übergang in die fünfte Klasse im kapitalistischen Ausland nicht fortsetzen. Sie hätte offiziell in das indische Schulsystem einsteigen müssen, was der politischen Umstände wegen damals unmöglich war. So beschließen die Eltern Susannes Rückkehr in die DDR, während sie selbst mit ihrer Schwester für weitere dreieinhalb Jahre in Indien bleiben. Damit löst sich der gemeinsame Familienverband auf. Susanne lebt von nun an bei der Großmutter, die in dieser Zeit die Erziehungs- und Fürsorgeverantwortung für ihre Enkelin übernimmt.

Die Trennung von den Eltern erweist sich dann auch als relativ schwierig. Susanne benötigt einige Zeit, die kulturelle Umstellung zu realisieren und sich bei der Großmutter einzuleben. Die Großmutter kann zwar Susannes Sehnsucht nach der Mutter und dem Vater nicht vollständig kompensieren. Aber zwischen den beiden entwickelt sich ein harmonisches Verhältnis. Zunächst treten jedoch Prozesse in Kraft, die einen verlaufskurvenförmigen Charakter tragen. Susanne ist sich vor allem darin unsicher, welchen Personen sie Vertrauen schenken kann, ohne dass sie von den gleichen Personen wieder verlassen oder weggegeben wird. Das führt zum einen dazu, dass Susanne sich entweder nur ganz auf eine Beziehung oder eine Gruppe von Menschen einlassen kann oder sie sich daraus vollständig zurückziehen muss. Zum anderen fehlt ihr das Zutrauen, selbst Freundschaften aufzubauen, ihnen eine Gestalt und gemeinsame Geschichte zu geben. Besonders unglücklich ist vor diesem Hintergrund auch der Abschied von einer Freundin, die kurz nach ihrer Rückkehr aus Indien die Schulklasse verlässt. Anschließend gelingt es Susanne nicht, neue Freundschaften in und außerhalb der

Klasse zu schließen. Sie ist weitgehend isoliert, stößt bei den Mitschülern weiter auf Ablehnung ihrem Ehrgeiz, ihrer Tüchtigkeit und nun möglicherweise auch ihrer Andersartigkeit oder Fremdheit wegen, die sie aus Indien `mitbringt`. Der Anschluss an die Klasse bleibt auch deshalb gebrochen und problematisch, weil sie von den peers als eine veränderte, in mancher Hinsicht vielleicht auch fremde Person wahrgenommen wird. Nach ihrer Heimkehr beschreibt sich Susanne selbst in der Klasse als „Außenseiterin“, die weitgehend auf sich allein gestellt bleibt („*was hat Indien für ne Rolle gespielt (2) kann ich jetzt auf Anhieb gar nich sagen, hat mich n bisschen zum Außenseiter gemacht*“ Susanne Klatt; Segment 4, die Ergebnissicherung 2/8-9). Die Erfahrungen der kulturellen Differenz dürften wesentlich zur Entwicklung ihres Außenseiterbildes beigetragen haben.<sup>5</sup> Diese Rolle der Außenseiterin ist Susanne unangenehm, würde sie sich doch viel lieber zu einer festen Gruppe zählen, um von den Mitschülern anerkannt zu sein. Während kaum Kontakte zu Gleichaltrigen bestehen, ist es die Großmutter, die für Susanne zu einer zentralen Bezugsperson wird.

### **Das Verhältnis zur Großmutter, Beginn und Stagnation eines biographischen Wandlungsprozesses**

Von der Großmutter erfährt Susanne Zuneigung und Geborgenheit. Susanne hat das Gefühl, dass sich die Großmutter um sie kümmert, dass sie von ihr gehört wird und ihre Sorgen teilt. Der große Altersunterschied scheint kaum ein Nachteil, auch wenn Susanne während der Pubertät merkt, dass die Großmutter diese Entwicklungsphase nur schwer auffangen kann („*ja war schon ganz froh bei meiner Oma zu sein, aber es hat mir natürlich och ganz schön zu schaffen gemacht das, meine Mutter weg war oder meine Eltern, ich=ich beziehs ma vor allem so auf meine Mutter Pubertät also elf Jahre, also da geht ja ganz schön was los, und es war keiner da, meine Oma konntes natürlich och überhaupt nich offangen, obwohl meine Oma ne große Rolle spielt für mich, in mit in Beziehung darauf, ähm das ich dort immer ne Geborgenheit hatte, die ich nirgendwo anders hatte*“ Susanne Klatt; Segment 5, 2/21-26). Andererseits führt die Auseinandersetzung mit den z.T. unzeitgemäßen Vorstellungen der Großmutter zu einem wichtigen Prozess, in dem Susanne lernt, selbständig zu denken und zu

---

<sup>5</sup> Man kann Susanne zweifellos als eine Heimkehrerin bezeichnen. Die Probleme, die auf einem „Heimkehrer“ (Schütz 1972b) bei seiner Rückkehr in die Heimat zukommen, dürften keinen geringeren Stellenwert einnehmen, als die des „Fremden“ (Schütz 1972a), der seine Heimat einst in das Unbekannte verlassen hat. „Er [der Fremde; d. Verf.] weiß, dass er sich selbst in einer unvertrauten Welt befindet, die anders organisiert ist, als die, aus der er kommt, die voller Fallgruben steckt und schwer zu meistern ist. Der Heimkehrer erwartet jedoch, in eine Umwelt zurückzukehren, von der er immer und auch jetzt wieder – so denkt er – intime Kenntnis besitzt und besessen hat, die er nur wieder fraglos annehmen muß, um sich dort selbst wieder zurechtzufinden. Der sich annähernde Fremde muß auf eine mehr oder weniger vorläufige Art und Weise das antizipieren, was er vorfinden wird; der Heimkehrer [wie im Fall des Odysseus, der nach zwanzig Jahren in seine Heimat Ithaka zurückkehrt; d. Verf.] muß sich nur auf die Erinnerungen seiner Vergangenheit besinnen. So denkt und hofft er; und weil er so denkt und hofft, wird er den von Homer beschriebenen typischen Schock erleiden“ (Schütz 1972b/70f).

kommunizieren. Dabei ist es insbesondere die weltanschauliche Perspektive der Großmutter, die Reibungsflächen und Grund für Auseinandersetzungen bietet. Im Gegensatz zu den Eltern, die auf Susanne eine politische Vorbildfunktion ausüben, steht die Großmutter der DDR-Gesellschaft kritisch gegenüber und vertritt z.T. die politischen Standpunkte des Westens (*„und wir hatte och n guten Draht zunander (begeistert erzählend) die war politisch sehr interessiert wenn auch auf nem andern Stern als ich so=der Westen war ganz toll und ich war ganz rot schon damals (lacht auf) und so“* Susanne Klatt; Segment 5, 2/29-31). In den Gesprächen versucht Susanne die überwiegend von den Eltern vermittelte Werteorientierung am Sozialismus zu verteidigen, während sie von der Großmutter immer wieder herausgefordert wird, eigene Argumente und Positionen zu entwickeln. Wichtig ist hierbei, dass Susanne einerseits zum kritischen Nachdenken angehalten wird, sie andererseits aber das Vertrauen genießt, von der Großmutter angenommen und geliebt zu sein. Diese Lernprozesse führen dazu, dass Susanne an Selbstvertrauen und Kontrolle über sich gewinnt und sie die verlaufskurvenförmigen Prozesse abwenden kann. Die Erfahrungen der liebevollen Zuwendung und Auseinandersetzung mit der Großmutter beinhalten zeitweilig sogar Aspekte eines biographischen Wandlungsprozesses. Susanne spürt das Vorhandensein eigener Handlungspotenziale und ist zunehmend in der Lage, ihr Leben selbst zu steuern und zu gestalten.

Das gelingt Susanne zum Beispiel während der Abiturzeit hervorragend. Die Abiturzeit ist mit einem Aufenthalt im Internat verbunden. Die Schule und das Wohnheim befinden sich auf dem Dorf. Ihre Klasse setzt sich sowohl aus Schülern zusammen, die wie sie aus der Stadt kommen und im Internat wohnen, als auch aus Jugendlichen, die aus den umliegenden Gemeinden stammen und nur am Unterricht teilnehmen. Neben dieser Heterogenität in der Klasse bringt vor allem das weitgehend selbständige Leben im Internat neue Impulse und Entwicklungsschübe hervor. Susanne lernt viele neue Leute und Orte kennen, lernt das eigene und das gemeinschaftliche Leben zu organisieren. Es gelingt ihr, Freundschaften zu knüpfen. Ferner bekommt sie nun auch den Zugang zur Gruppe ihrer Mitschüler. Ihre weiterhin sehr guten schulischen Leistungen und ihr gesellschaftliches Engagement in der FDJ blockieren oder belasten diese Freundschaftsbeziehungen nicht. Susanne wird offen und problemlos in die Internats-Gemeinschaft aufgenommen, was sie für sich als eine wichtige positive Erfahrung verbucht (*„s war ne total tolle Zeit für mich=ich hab es och geschafft, mir n ganz andern Platz in der Gruppe zu zu schaffen sozusagen, ähm (3) war trotzdem gut in der Schule (2) ja und Gruppe hat mir ganz ganz viel gegeben, ich hatte dann och gute Freundinnen, (3) ja war ne ganz tolle Zeit (lacht) träum ich och noch viel von“* Susanne Klatt; Segment 7, 3/4-8). Hier wird auch der Abnabelungsprozess von ihrer Familie angeschoben. Die sozialen Prozesse und das Eingebunden-

sein in die Gemeinschaft ermöglichen die vollständige Loslösung von den Eltern, die zwischenzeitlich zwar in die DDR kommen, wenig später aber wieder nach Indien zurückkehren. Hinzu kommt, dass Susanne im Wohnheim ihre erste intime Beziehung eingeht. Wenige Jahre später wird sie diesen Mann, einen angehenden Offizier der NVA, ehelichen.

Obwohl in der Zeit des Abiturs viel Neues passiert und sich Susanne im Rahmen dieser dynamischen Prozesse zu einer aktiven und selbstbewussten Person entwickelt, kann der biographische Wandlungsprozess in der Folgezeit nicht zentriert werden. Der Wandlungsprozess verblasst wieder. Dafür wird das Handlungsschema der Anerkennung durch Leistung erneut relevant. Im Besonderen zeigt sich dieses Handlungsschema, als die Berufswahl bevorsteht.

### **Die erneute Dominanz des Leistungshandlungsschemas im Kontext der Berufswahl**

Bereits während des Abiturs entwickelt Susanne relativ konkrete berufliche Vorstellungen. Sie möchte Journalistin werden, und da sich darüber bewusst ist, dass sie zu den Leistungstärksten ihrer Klasse zählt, räumt sie sich auch gute Chancen für die Zusage auf einen Studienplatz ein. Sie weiß, dass für den Beruf ein langes Studium, viel journalistische Praxis sowie ein hohes Maß an politischer Anpassungsfähigkeit erforderlich sind. Ebenso weiß sie aber auch, dass sich Leistungen und politische Partizipation auszahlen, sich also entsprechende Anerkennungs- und Gratifikationsmuster erwarten lassen. Sie möchte sich in einem Beruf verwirklichen, bei dem sie glaubt, ihre Kreativität und ihr Leistungspotenzial voll ausschöpfen zu können.

Darüber hinaus scheinen für diesen Berufsentwurf zwei lebensgeschichtliche Erfahrungen von nicht unwesentlicher Bedeutung: Zum einen spielen Susannes ihre Erfahrungen der Fremdheit und der Marginalität in einem anderen Kulturkreis eine wichtige Rolle. Ein vielleicht noch größeres Gewicht tragen jedoch die Erfahrungen ihrer Heimkehr in die DDR, ihre Nichtintegration und die Erfahrungen der Andersartigkeit, die sie im Laufe ihrer Schulzeit zu einer stillen Beobachterin haben werden lassen. Susanne ist gewissermaßen in eine „Insider-Outsider-Position“<sup>6</sup> gerutscht, von der aus sie die soziale Welt anders wahrnehmen kann. Vor dem Hintergrund ihrer Marginalitätserfahrungen hat Susanne eigene Fähigkeiten entwickelt,

---

<sup>6</sup> Der Begriff „Insider-Outsider“ wurde von Jürgen Glinka in seiner Untersuchung zu „Veränderungen im Erleben älterer Wohnquartiere“ (Glinka 1993) verwendet. Später wurde er noch einmal in einem Aufsatz von Thomas Reim aufgegriffen, in dem es um die Darstellung der Entwicklung und Probleme bei der Ausbildung einer beruflichen Identität geht (vgl. Reim 1997). Daran anknüpfend soll der Terminus „Insider-Outsider“ hier eine Haltung kennzeichnen, bei der Susanne zwar über den Einblick und die Beschäftigung mit den sozialen Gegebenheiten der Schulklasse verfügt, was sie gewissermaßen als Expertin auszeichnet. Doch muss Susanne mit dieser Expertenschaft nicht zwangsläufig tiefer gehende biographische Bezüge verbinden. Auch muss sie sich mit dieser Expertenschaft nicht im Besonderen identifizieren. Die Haltung kann ebenso auch eine „Expertenschaft und Kompetenz mit innerer und teilweise auch mit faktisch vollzogener Distanzierung“ (Reim 1997/209) aufweisen.

vom Rande aus distanziert oder auch abstrakt auf soziale Phänomene und soziales Geschehen blicken zu können. Ihre Erfahrungen der Fremdheit und Marginalität sowie die Beobachterstellung des Insider-Outsiders stellen somit eine Grundlage dar, durch die Susanne im Besonderen für den Beruf der Journalistin prädestiniert scheint.

Auf der anderen Seite findet Susanne in diesem Berufsfeld ein Medium, die kritische Solidarität zu praktizieren, die sie von ihrer Großmutter gelernt hat. Denn es sind die Streitgespräche mit der Großmutter, die dazu führen dass Susanne den journalistischen Beruf mit der Vorstellung verbindet, den „Sozialismus [zu] verbessern“ (Susanne Klatt; Segment 11, 4/31). Journalismus dient vor diesem Hintergrund als Plattform für das Einlösen eines Handlungsschemas, von dem Susanne glaubt, das gesellschaftliche System der DDR mitgestalten zu können. Die Arbeit der Journalistin bietet faktisch die Möglichkeit einer Perspektivenverzahnung, d.h. Susanne kann hier ihre eigene Sichtweise und die kritische Perspektive der Großmutter zusammenführen. Sie kann die diskrepanten Vorstellungen und die Aspekte der Kritik und der Problematisierung von Gesellschaft aufnehmen. Allerdings heißt das nicht, dass Susanne mit dieser Sensibilität Grundsätzliches in Frage stellt. Sie zweifelt nicht an ihrer weltanschaulichen Überzeugung und den politischen Idealen der DDR-Gesellschaft, auch wenn sie sich von der Großmutter das eine oder andere Mal hinterfragen und verunsichern lassen muss. Für Susanne steht fest, dass sie im Rahmen einer Zeitungsredaktion tätig sein möchte. Von der journalistischen Arbeit verspricht sie sich, die Probleme des Alltagslebens in der DDR aufzugreifen und darüber zu berichten. Zumindest hält sie das für den Stoff, der die Menschen interessiert und der auch für sie von Belang ist, wenn es darum geht, etwas in der Gesellschaft zu verändern. Was Susanne mit dem Journalismus nicht verbindet, ist es politische Stereotype und Phrasen zu bedienen. Deshalb schließt sie von vornherein eine Anstellung in der Redaktion eines Bezirksorgans aus. Mit beratender Unterstützung der Großmutter scheint sich Susanne über die Begrenztheit der journalistischen Freiheiten gerade in den Bezirksorganen im Klaren: Eine Pressefreiheit, die von der Parteileitung beobachtet, kontrolliert und gesteuert wird, sozusagen eine zensierte Arbeits- und Schreibpraxis.

Von den Zensuren her, gibt es dann auch keine besonderen Schwierigkeiten, die ihrem Studienwunsch im Wege stehen. Susanne bekommt die Zusage für den Studienplatz, wobei sie heute noch davon überzeugt ist, dass sie das begehrte Journalistikstudium nicht durch `Beziehungen´, sondern aufgrund ihrer eigenen Leistungen bekommen hat (*„ja und dann (2) hab ich och mein Superberufswunsch gekriegt zumindest, ham se sogar von der Schule aus unterstützt obwohl s viele, die das damals wollten gesagt ham na hier und schaffste sowieso nich und so, und ich hab s ohne Beziehungen mit gekriegt, da bin ich heut och noch stolz droff“*

*Susanne Klatt; Segment 8, 3/8-11*). Mit dem Ende der EOS und dem Übergang in das Studium ergibt sich nun allerdings eine Problemkonstellation. Das Journalistikstudium erfordert ein Volontariat.

### **Das Volontariat und die Aufsichtung eines neuen Verlaufskurvenpotenzials**

Das Volontariat bestreitet Susanne beim Presseorgan einer Bezirksstadt. Allerdings wird sie gleich zu Beginn dieses Praktikums in die Lokalredaktion einer entfernten Kleinstadt beordert. Mit der Volontariatszeit vollzieht sich nicht nur eine schmerzliche Trennung von der peer-Gemeinschaft, die sich im Anschluss an die EOS auflöst. Sie ist auch mit der räumlichen Trennung von ihrem Freund verbunden, der anderenorts seinen Grundwehrdienst und die Offiziershochschule absolviert. Die Beziehung bleibt aufrechterhalten, sie konzentriert sich jedoch auf die wenigen freien Wochenenden, an denen ihr Freund die Kaserne verlassen darf. Zeitweise besteht auch nur telefonischer Kontakt. Susanne ist gezwungen, sich in der Kleinstadt ein Zimmer zu mieten und ihren Alltag selbst zu organisieren:

Also und ich ich nach L.-Stadt, ich allein in L.-Stadt ich kannte kein Schwein, ich war mir och sehr unsicher weil die Gruppe plötzlich weg war, ähh musste also völich auf mich selbst gestellt, ich hatte zum Teil hab ich so gemerkt und das wurde noch deutlicher als ich dann nach B.-Stadt musste n viertel Jahr in der Lokalredaktion, also Kaff (2) noch weniger ähh ähm Kontakt, weil Lokalredaktion och nur aus drei vier Männeln bestand so, ohh ich hab mich da so alleene und verloren gefühlt in dieser Stadt, also hab zu F. also fast nur telefonisch Kontakt gehabt in der Zeit, der hatte seine Gruppe wieder der war voll so drinne, das war n ganz anderes Leben und ich war, ich kam mir richtich rausgeworfen vor=mir fehlte meine Freundin und naja Gleichaltrige und, also ich hab mich da so wenich verstanden und offgenommen und (..) also völich falsch gefühlt, dann noch die ganz Wohnsituation noch (lacht) /I: Hmh/ ich hatte dort n Zimmer, das musste man selber heizen, ich hab nie geheizt in meinem Leben, das war schwierig für mich, ne Küche daneben wo kein fließend Wasser war /I: In dem viertel Jahr jetzt?/ in dem viertel Jahr mhm (..) och ich hab ganz schön elend gefühlt so (3)

(Susanne Klatt; Segment 8, 3/25-40)

Die Versetzung in die Lokalredaktion von B.-Stadt ist für Susanne mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Nicht nur, dass ihr die Gruppe, eine enge Kumpanin und ihr Freund fehlen. Sie bekommt vor allem Probleme, ihr Leben eigenständig und sinnvoll zu gestalten. Da sind zum einen die spartanischen Wohnbedingungen. Susanne muss ihre Stube selbst beheizen, hat kein fließendes Wasser in der Küche. Kurz, sie wird mit Lebensumständen konfrontiert, die sie nicht kennt und die ihr überholt erscheinen. Zum anderen ist da die Arbeit in der Pressestelle, zu deren wenigen Mitarbeitern sie kaum einen Draht findet. Auch bietet die Redaktion kein Anre-

gungs- und Unterstützungsmilieu für ihre Arbeit. Vor dem Hintergrund, dass Susanne zum ersten Mal mit den Bedingungen der journalistischen Praxis in Berührung kommt, hätte man ansatzweise erwarten können, dass sie von einigen ersten beruflichen Erfahrungen oder einer Bezugsperson in der Redaktion berichtet. Bei Susanne machen sich erste Enttäuschungen breit, nicht das vorzufinden, was sie ihren eigenen Ansprüchen nach erwartet hat.

Gravierender ist aber das Gefühl der Einsamkeit, von dem sie überrascht wird und das zu einer rasanten Aufschichtung eines Verlaufskurvenpotenzials führen. Geradezu anonym bewegt sich Susanne zwischen der Redaktionsarbeit und ihrer provisorischen Unterkunft (*„ich hab mich da so alleene und verloren gefühlt in dieser Stadt [...; Auslassung, d. Verf.] ich war, ich kam mir richtig rausgeworfen vor=mir fehlte meine Freundin und naja Gleichaltrige und, also ich hab mich da so wenich verstanden und offgenommen und (..) also völich falsch gefühlt“*). Bisweilen kann sie der sozialen Isolation durch Heimfahrten zur Großmutter entgegen. Susanne gelingt es aber in dieser kritischen Phase nicht, ihrer Einsamkeit etwas entgegenzusetzen, eigene Aktivitäten zu entwickeln oder einem Hobby nachzugehen. Merkwürdigerweise kommt Susanne auch nicht auf die Idee, im Bezirksorgan um eine Versetzung zu bitten. Wahrscheinlich möchte sie sich nicht die Blöße geben oder den Anschein erwecken, mit dieser Lebenssituation nicht zurechtzukommen. Immerhin ist der Zeitraum ihrer Arbeit in der Lokalredaktion in B.-Stadt überschaubar.

Allerdings scheint sich an ihrer Lebenssituation nichts Grundsätzliches zu ändern, als Susanne nach einem viertel Jahr wieder in die zentrale Pressestelle nach L.-Stadt zurückkehrt. Wichtig ist hier jedoch, dass Susanne im Bezirksorgan einen Mentor findet, der sie in die Organisation und inhaltliche Arbeit der Zeitung einführt. Von seinen Erfahrungen und Kompetenzen kann Susanne viel lernen. Neben der Arbeitsbeziehung entwickelt sich zwischen den beiden auch ein intimes Verhältnis. Die Beziehung zu ihrem Freund aus der Abiturzeit beendet sie. Für die Trennung spielt auch eine Rolle, dass sich neben der Entfernung, nunmehr auch die gemeinsamen Themen und Interessen auseinander entwickelt haben (*„ich hab gemerkt das mit F. [ihr Freund; d. Verf.] das ging weil wir einfach in sehr sehr verschiedenen Welten lebten=also unter anderem deshalb, ging das so auseinander“* Susanne Klatt; Segment 9, 3/41-43). Gleichwohl das Verhältnis zu dem vierzehn Jahre älteren Redakteur nur ein halbes Jahr anhält, verbucht Susanne diese Beziehung für sich als eine sehr intensive Erfahrung, die ihr heute noch viel bedeutet. Möglicherweise besteht ein Grund dieser Bedeutung darin, dass Susanne durch diese Beziehung die zeitweilige Dominanz der Einsamkeitsverlaufskurve abwenden konnte. Mit dem Beginn des Hochschulstudiums bricht Susanne diese Beziehung jedoch ab. Interessant ist dabei, wie sie ihre damalige Entscheidung begründet.

Denn Susanne kommt in diesem Zusammenhang selbst auf grundlegende Schwierigkeiten zu sprechen, die sie mit dem Eingehen und der Gestaltung von intimen Beziehungen verbindet:

Ja ne Beziehung gehabt zu nem Mann, n halbes Jahr lang, der mir im Nachhinein irgendwie immer wichtiger geworden is (lacht kurz auf) ähm der war (2) vierzehn Jahre älter als ich, das war n Redakteur aus der aus der Redaktion, /I: Hmh/ mhh, aber die hab ich letztendlich wieder abgebrochen, (2) mhh als mein Studium angefangen hat (...) aber der Grund also das warn nur so Äußerlichkeiten, ich denke der Grund war, das is zwar was sehr persönliches aber wo ich denke das hat och mit meiner Lebensgeschichte zu tun (3) ähm (3) ich hab ähh immer wieder Partner weggeschickt, und erst recht wenn sie alles für mich gemacht haben (lacht kurz auf) also, ich werd ja erst langsam schlau draus was das was das bedeutet (...) und das tut mir sehr leid das ich das mit dem so gemacht hab, also es ist als wenn ich immer weiter ausloten muss wie weit lässt der andere was lässt der andere noch mit sich machen

(Susanne Klatt; Segment 9, 3/44-4/6)

Ihrer Stellungnahme zufolge, lässt Susanne mehr als einen Hinweis durchblicken, der sie veranlasst hat, die Liebesbeziehung zu jenem Mentor zu beenden. Zum einen wendet sie sich im Laufe der Darstellung vom konkreten Sachverhalt ab, d.h. man erfährt nicht, woran denn nun die Beziehung zum Redakteur gescheitert ist. Zum anderen wird in der Darstellung das Kommunikationsschema der Argumentation dominant. Der Erzählschwerpunkt verlagert sich weg von der spezifischen Situationsdarstellung hin zur Erwähnung und Konkretisierung eines allgemeinen Beziehungsmusters. Susanne will darauf aufmerksam machen, dass sie dieses Muster im Laufe ihrer `Beziehungsbiographie` selbst bereits erkannt hat. Deshalb bringt sie an dieser Stelle auch den Verweis auf ihre Lebensgeschichte („*das is zwar was sehr persönliches aber wo ich denke das hat och mit meiner Lebensgeschichte zu tun*“). Ihrer Überzeugung vom Bestehen eines solchen Musters verleiht Susanne Nachdruck durch die Erfahrung der Wiederkehr des Nähe-Distanz-Problems auch in nachfolgenden Partnerschaften („*ich hab ähh immer wieder [Unterstrichene Hervorhebung von mit; d. Verf.] Partner weggeschickt, und erst recht wenn sie alles für mich gemacht haben*“). Das Muster, von dem Susanne hier ausgeht, beinhaltet eine Reaktion der Abwendung oder gar der Abwehr ihrerseits immer dann, wenn sich der Partner vollständig auf die Beziehung, ihre Person und auf die Erfüllung ihrer Wünsche, Bedürfnisse und Erwartungen einlässt. Susanne scheint bisweilen sogar getestet zu haben, wie weit die Aufopferungsbereitschaft ihres Partners geht, welche Belastungen und welche Leidenschaft der andere für die Beziehung aufzubringen bereit ist. Doch verliert der Partner an Attraktivität, wenn er Verbundenheit, Zuwendung, Intensität und emotionale Nähe signalisiert. Im Eingangssegment des Interviews hatte Susanne bereits auf ihre Schwierigkeiten hingewiesen, Beziehungen zwischen „*Nähe und Abstand*“ (Susanne Klatt; Segment

1, 1/16) ausgewogen zu gestalten –, es handelt sich also um eine Nähe, die sie sich einerseits wünscht, die sie aber andererseits nur schwer aushalten und zulassen kann („so n Muster [...] ganz heiß oder ganz kalt (..) also entweder jemanden ganz nah (2) sein ganz nah und mit vereinnahmen [...] oder ganz weit weg ähm beziehungsweise ähm (..) ja verschlossen und und normal ähm, entfernt“; Susanne Klatt; Segment 1, 1/12-14). Susanne scheint hier unter einem besonderen Anforderungsdruck zu stehen, der möglicherweise mit ihrer Kindheit zu tun hat. Was das betrifft, ist sie nicht nur auf Schwierigkeiten zurückgeworfen, Vertrauen in sozialen Beziehungen zu entwickeln. Ebenso schwer fällt es ihr, Beziehungen in ihrer Komplexität und in ihren Widersprüchen anzuerkennen und einzuschätzen, weshalb sie dazu neigt, die Wahrnehmung von Beziehungen als symbolische Gegenstanordnung von „ganz heiß oder ganz kalt“, von „ganz nah [...] oder ganz weit weg“ aufzuzeigen. Diese schematische Vorstellung scheint jedoch Ausdruck einer großen Verunsicherung, wenn es darum geht, Beziehungen zu gestalten und auszuhandeln, Beziehungen zu interpretieren und gemeinsam an einer Beziehung zu arbeiten. In der Konsequenz führt dieses Defizit dazu, dass Susanne ihre Partner verlässt, bevor sie verlassen wird. Es führt dazu, dass sie diese Partnerschaften vorzeitig abbricht, ohne sich dabei einer kritischen Auseinandersetzung zu stellen. Allerdings lösen sich damit nicht ihre Probleme.

### **Die Entwicklung und Wirksamkeit der Einsamkeitsverlaufskurve während des Journalistikstudiums**

Das Journalistikstudium ist mit einem Wohnortwechsel verbunden. Auch findet sie zu ihrem Ex-Freund zurück. Die Beziehung bleibt aber von mehr oder weniger ambivalenten Gefühlen überschattet. Ihre Zerrissenheit und die Zweifel, die Susanne mit der Beziehung zu diesem Mann verbindet, bestehen weiter. Die Partnerschaft beschreibt Susanne als eine „recht unkomplizierte“. Auch glaubt sie, dass sie beide „schon gut zueinander gepasst“ hätten. Doch gleichermaßen, und das ist Susanne von Beginn an klar, stellt der Mann für sie „zu wenig Herausforderung“ dar, bietet kaum Fläche für Auseinandersetzungen oder ernsthafte Konfrontationen. Die Partnerschaft vermittelt die Sicherheit eines ‚eingespielten Teams‘, eine gut organisierte, aufeinander abgestimmte Beziehung, was sie in Susannes Augen gewissermaßen aber auch „langweilig“ erscheinen lässt („also wir ham schon gut zueinander gepasst und trotzdem weißt ich, mit dem is es mir sicher ma zu langweilich (lacht), hmh so n ganz lieber, aber (2) ja zu wenig Herausforderung irgendwie (..) hmh, war aber ne recht unkomplizierte Beziehung“ Susanne Klatt; Segment 12, 4/36-38). Die Partnerschaft kommt nicht über eine

Wochenendbeziehung hinaus, da auch Susannes Freund an seinen beruflichen Plänen in der NVA festhält. Mit Beginn des Studiums bekommt Susanne erneut Schwierigkeiten, soziale Kontakte und Freundschaften zu knüpfen:

Ja und dann war wiederum vier Jahre Studium in E.-Stadt, war och ne gute Zeit aber och ne Zeit wo ich mehr zur Gruppe hätte gehören wollen, ich durfte nicht im Internat wohnen weil ich in E.-Stadt gewohnt hab, das war zwar schön dass ich nun nicht mehr fahren musste, /I: Hmh/ vorher war immer viel mit Fahrerei verbunden, das war weg aber (...) ja das hab ich vermisst, ich hab dann mit ner, na war eigentlich nich ne richtige Freundin, war ne Studienkumpanin, in ner Wohnung gewohnt, und wenn keen Studium war hab ich mich da och sehr einsam gefühlt (lacht kurz auf) ähh ich hab damals schon gemerkt dass ich Schwierigkeiten hab Beziehungen zu bauen und zu halten, ich hab immer gedacht ich muss da Wunder was machen um mir Zuwendung zu sichern, und das hat mich aber so angestrengt das ich das dann wieder sein lassen hab also, s kommt jetzt aber och alles erst so hoch, für mich war s immer günstig wenn schon ne Gruppe da war, und ich hab da mitgemacht /I: Hmh/ aber eben so was selber bauen, war hat mich unheimlich angestrengt, weil ich mich och nich getraut eh hab, mich zu zeigen mit allen Seiten sondern ebend immer nur mit meiner besten, und ich musste immer alle unterhalten und immer gut drauf sein und so (...) ja (...)

(Susanne Klatt; Segment 10, 4/8-24)

Im Rahmen der Thematisierung ihres Journalistikstudiums in E.-Stadt spricht Susanne nicht darüber, wie sich die institutionellen Ablaufmuster des Studiums gestaltet haben, welcher Fahrplan, welche Bedingungen und Erwartungen im Studiengang vorgegeben waren. Auch erwähnt Susanne keine persönlichen Ziele, Inhalte oder Themen, die sie während des Studiums in besonderer Weise interessiert haben. Dagegen evaluiert sie die vier Jahre des Journalistikstudiums global als „ne gute Zeit“. Allerdings erfolgen auf diese Ergebnissicherung sogleich auch einige Einwände („aber och ne Zeit wo ich mehr zur Gruppe hätte gehören wollen“). Indirekt spielt hier der Vergleich zur Abiturzeit eine Rolle, in der die Gemeinschaft der peers durch das Leben im Internat gegeben war. Eine solche Situation findet sie im Studium nicht wieder. Ihr Antrag auf einen Platz im Studenteninternat wird mit der Begründung abgelehnt, dass sich das Wohnhaus der Eltern in der Studienstadt befindet, was eine Aufnahme ins Wohnheim nicht erforderlich macht. Susanne muss sich, weil sie nicht bei ihren Eltern oder der Großmutter einziehen möchte, eine eigene Wohnung suchen. Mit einer Studienkumpanin gründet sie eine Wohngemeinschaft. Deutlich wird aber, dass ihre Mitbewohnerin nicht den Status einer Freundin erlangt. Beide verbindet eine Zweckgemeinschaft, die die Vorzüge einer eigenen Wohnung genießen. Allerdings scheint genau darin ein Teil des Problems zu liegen. Denn durch die Inanspruchnahme einer eigenen Wohnung erklärt sich Susanne den fehlenden Anschluss an die Studiengruppe, die mehrheitlich im Studentenwohnheim lebt („wo ich mehr zur Gruppe hätte gehören wollen, ich durfte nicht im Internat wohnen [...;

*Auslassung, d. Verf.] das war weg aber (...) ja das hab ich vermisst“). Im Erzählausschnitt fällt auf, dass Susanne von ihren erneut aufkommenden Einsamkeitsgefühlen insbesondere in dem Zusammenhang spricht, wenn der Studientag beendet bzw. der laufende Studienbetrieb, z.B. durch Semesterferien oder Prüfungsphasen, unterbrochen ist („und wenn keen Studium war hab ich mich da och sehr einsam gefühlt (lacht kurz auf)“). Die Verlaufskurve scheint also meist dann ihre Wirksamkeit zu entfalten, wenn Susanne nicht in den Studienalltag eingebunden und sie in ihrer Wohnung auf sich allein zurückgeworfen ist. Umgekehrt bieten die institutionellen Ablaufmuster des Studiums gewissermaßen einen Ordnungsrahmen und einen Schutz vor der Übermächtigkeit der Verlaufskurve. Der äußere Rahmen, d.h. der Studienbetrieb, scheint bisweilen dafür Sorge zu tragen, dass Susanne noch einigermaßen ein Gleichgewicht in der Organisation und Bewältigung ihres Alltags aufrechterhalten kann. Vor dem Hintergrund der Verlaufskurve erklären sich auch ihre Bemühungen, enger an die Studiengruppe heranzutreten. Dabei gerät Susanne allerdings wieder unter den Druck, sich von ihrer `besten Seite` präsentieren zu müssen, weil sie glaubt, nur auf diese Weise in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Und erneut stößt sie dabei an ihre Grenzen, insbesondere weil die erwünschten Anerkennungserlebnisse ausbleiben. Susanne überkommen große Selbstzweifel, die dazu führen, dass sie ihre Bemühungen und Aktivitäten um zwischenmenschliche Kontakte zeitweilig sogar ganz einstellt („ähh ich hab damals schon gemerkt dass ich Schwierigkeiten hab Beziehungen zu bauen und zu halten, ich hab immer gedacht ich muss da Wunder was machen um mir Zuwendung zu sichern, und das hat mich aber so angestrengt das ich das dann wieder sein lassen“). Dies erklärt z.T. auch, warum Susanne lieber Gruppen aufsucht, in denen der institutionelle Rahmen schon vorgegeben ist und die beteiligten Personen immer schon feststehen („für mich war s immer günstig wenn schon ne Gruppe da war, und ich hab da mitgemacht /I: Hmh/ aber eben so was selber bauen, war hat mich unheimlich angestrengt, weil ich mich och nich getraut eh hab, mich zu zeigen mit allen Seiten sondern eben immer nur mit meiner besten, und ich musste immer alle unterhalten und immer gut drauf sein und so (...) ja“).*

Das Journalistikstudium durchläuft Susanne weitgehend problemlos. In ihrer Erzählung gibt es keinen Hinweis auf etwaige Schwierigkeiten, z.B. was die Bewältigung der Leistungsanforderungen anbelangt. Die Sektion, an der Susanne studiert, untersteht direkt dem Zentralkomitee der SED. Es wird umfassend und gründlich Marxismus/Leninismus gelehrt, weshalb Susanne das gesamte Journalistikstudium als eine „*unheimliche Rotlichtbestrahlung*“ (Susanne Klatt; NF12, 24/35) bezeichnet. Dies erfordert ein hohes Maß an Ausdauer, zumal solche Fächer zu kurz kommen, die sich auf das journalistische Wesen, die Sprache und das kreative

Schreiben konzentrieren. Susanne zeigt sich darüber nicht gerade begeistert. Es scheint sie aber auch nicht besonders zu stören, weil sie die Autorität des SED-Staates sowie die Vereinnahmung der Medien durch den Parteiapparat grundsätzlich anerkennt. Eine lapidare, aber aussagekräftige Begründung, die Susanne aus dem Gespräch mit einem Kommilitonen von damals zitiert und die sie als Orientierung für sich übernimmt, lautet: *„Wenn die Journalisten dem Staat das Dach übern Kopf anzünden dann kannst du den Staat vergessen“* (Susanne Klatt; NF 12, 24/38-39). Für den Eintritt in die Partei hatte sich Susanne während der Volontariatszeit bereits empfohlen. Ihre Mitgliedschaft in der SED ist nicht zum Schein, sondern fester Bestandteil ihrer Überzeugung vom Sozialismus, wie ihn die Partei vertritt und repräsentiert. Damit einher geht auch die Bereitschaft, sich durch persönliches Engagement und durch Leistungen in den Dienst der Gesellschaft stellen zu wollen, das eigene Wohl für die Idee des Sozialismus zurückzustellen (*„ähäh ach so und und die Erziehung sozusagen mein Ich für eine größere Sache zurückzustellen, das hab ich auch sehr in mir, [...; Auslassung, d. Verf.] ja ja mein persönliches Glück nich in Vordergrund zu stellen sondern so das große Ganze, dem zu dienen und dem alles unterzuordnen“* (Susanne Klatt; NF 2, 13/33-40).

In der Zeit ihres Studiums gibt es eine Tendenz der Überformung ihrer Biographie durch gesellschaftliche Organisationen und institutionell geregelte Prozesse. Susanne hat Schwierigkeiten, eigene Positionen und biographische Handlungsschemata jenseits des Studienbetriebs und der Organisationen zu entwickeln. So bleibt zum Beispiel relativ unscharf, welche Inhalte und Fragestellungen für sie und ihre journalistische Arbeit wichtig sind, ob sie einem Hobby oder Interesse nachgeht, das sich vielleicht sogar mit einem späteren beruflichen Aufgabenfeld verbinden lässt. Susannes Orientierungen am institutionellen System sind auch noch in einer anderen Hinsicht problematisch: Denn das, was Susanne an Leistungen aufbringt und an Bereitschaft signalisiert, wird nicht in dem Maße honoriert, wie sie dies eigentlich erwartet. An ihre starke Leistungsorientierung knüpft sie die Erwartung, irgendwann auch mit der Integration in eine Gemeinschaft belohnt zu werden. Eben das passiert aber gerade nicht. Susanne leidet darunter, dass sie weder in die Studiengruppe noch in ein Kollektiv (z.B. innerhalb der Partei) eingebunden ist.

Einen persönlichen Wunsch äußert sie dann doch im Zusammenhang mit ihrem zukünftigen Beruf: Susanne möchte in der journalistischen Arbeit die Alltagsprobleme der Bevölkerung aufgreifen. Ihr schwebt vor, durch seriöse Zeitungsarbeit, z.T. sogar auf empirischer Basis (Befragungen), an der Verbesserung des Sozialismus mitwirken. Zu diesem Zeitpunkt glaubt Susanne noch ernsthaft daran, dass ihre kritische Perspektive gefragt ist. Schließlich ruft die Partei zur Selbstkritik auf und dieser Anspruch scheint sie in ihren Grundüberzeugungen zu bestärken

(„ja, so meine Rolle ähh ähm och in der Partei also ich bin nach der Schule gleich in die Partei eingetreten, also s war ne sehr rote Erziehung an dieser Penne, mhh schon eher ne kritische war, also ich hab mich schon als kritisch empfunden, es wurde aber auch gelobt das ich kritisch war so also so“ Susanne Klatt; Segment 18, 8/20-23). In der SED musste man sich weder darum bemühen, Susanne für die Partei zu gewinnen, noch musste man sich Sorgen machen, dass sie der Partei irgendwann ketzerisch gegenüber auftritt. Dafür waren ihr Grundvertrauen und ihr Loyalitätsbewusstsein zu stark ausgeprägt. Man musste Susanne lediglich das Gefühl vermitteln, dass gerade solche Stimmen, wie die ihre gebraucht würden, dass ihre kritische Solidarität, der Partei und ihrem Auftrag zur Gestaltung der Gesellschaft zugute kommt. Erst vor dem Hintergrund dieser Bestätigung bildet Susanne überhaupt erst ihre Selbstwahrnehmung als kritisches Parteimitglied aus. Im Rahmen der Erzähldarstellung versucht Susanne ihre kritische Haltung an einem Beispiel aufzuzeigen. Sie schildert folgende Episode:

Mein verschärftestes Erlebnis oder wo ich wahrscheinlich so am kritischsten war war ma das ich ans ND geschrieben hab mit noch einem, als ständig solche bescheuerten Dankbriefe von Honi [gemeint ist Erich Honecker; Anmerkung d. Verf.] nee von Werktätigen an Honi veröffentlicht wurden sind, wo also mit allen Mitteln, dann natürlich jetzt so methodisch und so gesagt haben das geht doch nich und das kann man doch nich machen, und wie kommt denn das an bei unsern Menschen und so weiter und so weiter (lacht), und ähm der Dialog dann mit dem ND soweit führte das wir das die gesagt ham ja sie schicken uns einen der sich mit uns unterhält und der wartet am Brunnen vorm R.-Haus, wir warn dann och dort da war aber niemand, /I: Hmh/ is keiner hingekommen und angeb-, ich hab dann mich noch ma getraut dort anzurufen angeblich war dort jemand also, das is sicher dann schon irgendwelche Stasiwege gegangen, manchmal überlege ich heute ob ich ma meine Akte wenn ich denn eine hab, ich globe zwar nich das ich so richtig wa (lacht) aber vielleicht hat man ja doch (..) liest man ja doch mal was ganz witziges darüber, oder ich fand mich och in Briefen ganz mutig was ich mir da getraut hab zu schreiben zum Teil, naja gut (..) ähm, aber ich war jetzt von irgend ner Stelle weg

(Susanne Klatt; Hintergrundkonstruktion im Segment 18, 8/24-39)

Zum einen verdeutlicht die Hintergrundkonstruktion, dass sich Susanne nicht zu den Personen zählt, die sich mit Parteiphrasen und Lobgesängen auf die Partei zufrieden gibt. Sie erkennt sehr wohl die Diskrepanz zwischen den Ansprüchen der Partei und den real existierenden Zuständen im Land. Sie merkt auch, und das scheint Anlass für ihre Eigenaktivitäten, dass das „Neue Deutschland (ND)“ eine Arbeit betreibt, die in leicht erkennbarer Weise der Propaganda und der Denkmalpflege der Partei dient.<sup>7</sup> Im Zeitungsorgan der SED sind Gruß-

<sup>7</sup> Die SED beherrschte nahezu die gesamte Medienlandschaft in der DDR. Sie führte ein totalitäres Meinungsmonopol in Presse, Rundfunk und Fernsehen, wobei es zu ihrem Selbstverständnis gehörte, die Medien zu nutzen, um „das Wort der Partei in die Massen zu tragen“ und bei den Werktätigen „sozialistische Überzeugungen und Haltungen herauszubilden“ (Schroeder 1998/565). Das „Neue Deutschland“ kann im Zeitungswesen der DDR als das zentrale Sprachrohr der SED angesehen werden. Hier wurden sowohl die Beschlüsse der SED erläutert, als auch aktuelle innen und -außenpolitische Informationen vermittelt. Das ND diente ferner zur Verbreitung propagandistischer ‚Wahrheiten‘ und trug im Vergleich zu anderen

adressen und Dankesbriefe an den Partei- und Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker abgedruckt, die die Weltsicht der Partei mit der Stimme des DDR-Bürgers wiedergeben. Ob nun straff überarbeitet oder komplett erfunden, sollten die von der Redaktionszentrale veröffentlichten Dankesbriefe einzig und allein den Zweck erfüllen, die besonderen Leistungen der Parteiführung und die sozialistischen Errungenschaften hervorzuheben. Das ruft Susanne auf den Plan, weil sie sich der Unsinnigkeit und einer gewissen Lächerlichkeit solcher Dankesbriefe bewusst wird (*„und so gesagt haben das geht doch nich und das kann man doch nich machen, und wie kommt denn das an bei unsern Menschen und so weiter und so weiter“*). Gemeinsam mit einem Kollegen nimmt Susanne den Kontakt zur „ND“-Redaktion auf, wo sie wahrscheinlich auf die merkwürdigen Effekte jener Lobes- und Dankesbriefe in der Öffentlichkeit hinzuweisen versucht.

Zum zweiten wird erkennbar, dass ein von der „ND“-Redaktion anberaumter Termin zur Diskussion des Problems letztlich nicht zustande kommt. Die Person, die von offizieller Seite zu dieser Verabredung geschickt werden soll, bleibt von vornherein ohne Namen. Es sind nur Ort und Zeitpunkt des Treffens vereinbart, bei dem dann später die anonyme Person nicht anzutreffen ist (*„und ähm der Dialog dann mit dem ND soweit führte das wir das die gesagt ham ja sie schicken uns einen der sich mit uns unterhält und der wartet am Brunnen vorm R.-Haus, wir warn dann och dort da war aber niemand, /I: Hmh/ is keiner hingekommen“*). Susanne unternimmt sogar noch einen zweiten Versuch, ihr Anliegen nicht unter den Tisch fallen zu lassen. Sie erkundigt sich bei der „ND“-Redaktion nach den Gründen des geplatzen Treffens. Sie selbst ist sich relativ sicher, dass niemand am vereinbarten Treffpunkt erschienen ist, während von der Redaktion genau das Gegenteil behauptet wird. Indirekt schwingt hier vonseiten der Redaktion der Vorwurf mit, Susanne und ihr Kollege hätten den vereinbarten Termin nicht eingehalten.

Im Erzählverlauf kommt es zu einer Verschiebung des Problemschwerpunktes. Es geht nicht mehr um die geschönten Dankesbriefe, sondern um die Intransparenz und Rätselhaftigkeit, wie sie mit dem ominösen Treffen verbunden waren. Susanne scheint sich bis heute nicht ganz darüber im Klaren, wie sie diese Angelegenheit einzuschätzen hat, welche Hintergründe damals eine Rolle spielten, dass ihre eigentlich gut gemeinte Kritik mehr oder weniger abgebügelt wurde. Es besteht

---

kleineren Zeitungen für die „Bewertung übergeordneter Ereignisse Vorbildcharakter. Daneben sorgte die von der SED gesteuerte staatliche Nachrichtenagentur ADN für die „korrekte Sicht“ vor allem auf Auslandsereignisse“ (Schroeder 1998/568). „Durch die strikten Anweisungen und eine durch das jeweilige Medium selbst vorgegebene lückenlose Kontrolle [für das machtzentralistische Blatt „ND“ im Besonderen; d. Verf.] existierten für DDR-Journalisten keine Freiräume, allenfalls Spielräume, die, solange keine vorgesetzte Instanz eingriff, in gewissem Maße genutzt werden konnten. Aber da das Ziel der Medienarbeit ohnehin nicht in wahrheitsgemäßer Aufklärung und Informationsvermittlung bestand, mußten die Journalisten zwangsläufig Desinformation gegenüber ihren Lesern, Hörern und Zuschauern betreiben. Hierzu produzierten oder übernahmen sie gelegentlich auch Falschmeldungen, ließen zum Verständnis wichtige Fakten und Hintergründe weg oder berichteten über bestimmte Ereignisse überhaupt nicht“ (Schroeder 1998/567).

zwar die vage Vermutung, dass ihr Aktionismus als ein inloyaler Akt gewertet worden sein könnte. Deshalb erfolgt auch der Verweis auf das eventuelle Bestehen einer Akte bei der Staatsicherheit, in der dieser Vorfall festgehalten sein könnte. Der damaligen Erlebensperspektive zufolge scheinen jedoch bei Susanne große Enttäuschungen darüber geherrscht zu haben, dass ausgerechnet ihr das Misstrauen entgegengebracht wurde, sie, die ihre Loyalität bereits nachhaltig bewiesen hat. Umso irritierender sind für sie die Missachtung ihres kritischen Beitrags und die enttäuschten Erwartungen, wie sie mit dem klärenden Gespräch verbunden waren. Vielleicht entsteht deswegen zwischen den Zeilen auch der Eindruck, dass sich Susanne doppelt betrogen fühlt: Nicht nur, dass sich ihre Erwartungen von der Integration in die Gemeinschaft nicht erfüllt haben. Betrogen auch, weil sie möglicherweise nicht authentisch wahrgenommen, Susanne in ihrer kritischen, aber bejahenden Haltung zu Partei und Staat nicht erkannt wurde, obwohl sie sich stets darum bemüht hatte, ihre Loyalität zum Ausdruck zu bringen.

Vor dem Hintergrund dieser Enttäuschungserfahrungen stellen sich die Vereinsamungsphasen als besonders hartnäckig und langwierig heraus. Doch scheint Susanne inzwischen über ein gewisses Krisenmanagement zu verfügen. Aufgrund ihrer Selbstbeobachtungsgabe gelingt es ihr zunehmend, die Wirksamkeit der Verlaufskurve unter Kontrolle zu bringen und sie insbesondere in schwierigeren Phasen auszubalancieren. Ferner entwickelt Susanne vereinzelt kleinere Handlungsschemata (zumeist bezogen auf Freizeitaktivitäten), die wie ein Befreiungsschlag aus dem konditionalen Schatten der Verlaufskurve wirken. Ein umfangreicheres Handlungsschema nimmt sie gegen Ende ihres Journalistikstudiums in Angriff. Das Studium eröffnet Susanne die Möglichkeit eines Auslandssemesters, das sie für ein halbes Jahr in die Sowjetunion, genauer nach Moskau, führt. Die Studienreise ist organisiert, entsprechende Abläufe, Programm und Unterkunft stehen fest, ebenso die Gruppe der Teilnehmer und Betreuer – eine relativ unverfängliche Konstellation, die Susannes Vorstellungen entgegenkommt.

### **Die vorübergehende Abschwächung der Verlaufskurve durch den Studienaufenthalt in Moskau**

Der Auslandsaufenthalt in Moskau fällt im Rahmen einer Bilanzierung, die Susanne auf die Reise bezogen vornimmt, als die „*absoluteste Spitzenzeit*“ (Susanne Klatt; 4/25) aus. Die Studienreise, das Entdecken und Erleben einer Weltstadt wie Moskau, führt zu einer wesentlichen Abschwächung der Verlaufskurve, wie sie sich bei Susanne mit dem Gefühl der Einsamkeit und sozialen Isolation in den ersten Studienjahren entwickelt hat. Dem entgegen kommt, dass der Studienaufenthalt weniger verregelt ist, als zunächst angenommen. Es gibt

zwar feste Koordinaten, was das Studieren und die Vorbereitungen für Susannes Diplomarbeit angeht. Auch bestehen fixe Programmpunkte, Pflichtveranstaltungen und Begegnungstreffen, die die Anwesenheit erfordern. Ein geringes Übel gegenüber dem ungeahnten Maß an Freiheiten und Spontaneität, das Susanne und ihre Studiengruppe für das Erleben von Neuen nutzen kann. Sie erobern das soziale und kulturelle Leben der Stadt, die bei Susanne einen einzigartigen, faszinierenden Eindruck hinterlässt. Besonders wichtig ist hier auch wieder das eindeutige Gefühl, einer sozialen Gemeinschaft anzugehören. Susanne fühlt sich in der Gruppe aufgehoben und akzeptiert, und auf dieser Basis kann sie sich auf die gemeinsamen Aktivitäten und auf die neuen, unerwarteten Dinge und Situationen einlassen. Darüber hinaus entwickelt sich ein guter freundschaftlicher Kontakt zu einem Moskauer Kommilitonen, der auch nach der Reise weiter bestehen bleibt. Dass sich der Auslandsaufenthalt für sie so positiv entwickelt, hätte Susanne vor Antritt der Reise nicht gedacht, insofern sie davon völlig überrascht wird. Und dieser Überraschungseffekt scheint auch maßgeblich für das Zur-Ruhekommen der Verlaufskurve verantwortlich zu sein. Die Anerkennung und Integration in der Gruppe wiegt sogar das Heimweh nach ihrem Freund auf, den Susanne zwei Monate vor ihrer Abreise nach Moskau geheiratet hatte. Dahingehend überkommt sie bisweilen ein schlechtes Gewissen, das sie die Reise, frisch vermählt, ohne ihren Ehemann angetreten ist, der zur gleichen Zeit mit einer Versetzung konfrontiert wird. Allerdings erweist sich das Handlungsschema der Eheschließung nicht unbedingt als eine stabile Prozessstruktur. Der Entscheidung für die Ehe fehlt die innere Überzeugung, was nicht heißt, dass Susanne der Beziehung kein Vertrauen schenkt oder die Liebe keine Rolle spielt. Ihre Bedenken richten sie zum einen auf sich selbst, auf ihre persönlichen Motive, Ängste und Schwierigkeiten, eine Partnerschaft zwischen Nähe und Distanz zu gestalten. Es ist nicht verwunderlich, dass Susanne ausgerechnet in der Moskau-Zeit, als der Abstand zu ihrem Partner gegeben ist, die Nähe zum Partner idealisiert. Zum anderen, das wurde schon erwähnt, fehlen Susanne in der Beziehung die Reibungspunkte. Gleichwohl Susanne die Moskau-Reise als Highlight, als die bis dahin „beste Zeit [ihres; d. Verf.] Lebens“ (Susanne Klatt; 4/26) bezeichnet, steht für sie eine erste Auseinandersetzung mit dem Handlungsschemas der Eheschließung nicht aus. Wahrscheinlich wäre der Zeitpunkt auch verfrüht, zumal sich die Ehe im gemeinsamen Zusammenleben noch nicht bewähren konnte. Unterschwellig scheint sie jedoch ihre Zweifel an der Beziehung aufrechtzuerhalten („was für mich och ganz komisch war, na es war so n das plötzlich in Moskau och F. weg war, also s war so n ganz anderes Leben wieder und und die Beziehungen die ich alle vorher hatte warn irgendwie abgeschnitten, was mir och n schlechtes Gewissen gemacht hatte, wobei ich nie dran gedacht hätte ernsthaft mich von ihm zu trennen oder so aber, ich hab das ge-

*merkt und er kam sich och verraten vor so wie ich mir damals in L.-Stadt verraten vorkam“ (Susanne Klatt; Segment 12, 5/13-19).*

Das Auslandssemester schließt mit einer Examensarbeit ab. Damit wird auch das Ende des Journalistikstudiums eingeläutet. Über den Inhalt dieser Arbeit, die Susanne bereits in Moskau begonnen hat, zu schreiben, erzählt sie nichts weiter. In ihrer Darstellung verrät sie nur soviel, dass das Thema mit Soziologie zu tun gehabt hätte, während sie auf eine detailliertere Beschreibung, worum es dabei ging, verzichtet. Auch erfährt man kaum etwas über den Verlauf oder die Bewertung der Abschlussprüfungen, wodurch das Journalistikstudium in seinem Ende gewissermaßen unkonturiert bleibt. Allerdings kann davon ausgegangen werden, dass Susanne mit den Leistungsanforderungen vor keine größeren Probleme gestellt war. Von ihrer Leistungsorientierung und ihrem Eifer, zu den besten Absolventen ihres Studienganges zählen zu wollen, hat sie nichts eingebüßt. Schwerer wiegen dagegen die Konsequenzen zweier Entscheidungen, die Susanne nach ihrer Rückkehr aus Moskau trifft: In der Erzählerdarstellung markiert Susanne ihre Heimkehr und die nun folgenden lebensgeschichtlichen Erfahrungsabschnitte mit einem „totalen Schnitt“ (Susanne Klatt; Segment 12, 4/36).<sup>8</sup> Freilich deutet sie damit einen schroffen Kontrast zu den schönen und interessanten Erfahrungen während des Semesters in der Sowjetunion an. In Susannes Erinnerungen hinterlässt die Moskau-Zeit einen einmaligen, bleibenden Eindruck.

### **Umzug in die Offizierssiedlung und Versuch einer gemeinsamen Lebensgestaltung**

Die erste Entscheidung fällt so aus, dass sich Susanne nach dem Studium entschließt, zu ihrem Ehemann in eine Offizierssiedlung zu ziehen. Die Entscheidung ist motiviert von den Vorstellungen eines gemeinsamen Lebensentwurfs. Allerdings muss Susanne dafür ihren Studienort verlassen, der immerhin eine breite Palette kultureller Angebote zur Verfügung gestellt hat. Susanne entscheidet sich damit ferner auch gegen die Option einer akademischen Laufbahn. Die intellektuellen Fähigkeiten dafür brächte sie mit und auch von Förderern der Sektion Journalistik wurde ihr die berufliche Eignung für den Hochschulbetrieb bescheinigt.

---

<sup>8</sup> Das 12. Segment wird mit einem „suprasegmentalen Textmarkierer“ (Schütze 1995/140) eingeleitet („und dann kam wieder n totaler Schnitt“ Susanne Klatt; Segment 12, 4/36). In der Stegreifdarstellung wird damit auf einen größeren biographischen Erlebnis- und Erfahrungszusammenhang hingewiesen, der nun im Anschluss an den Moskau-Aufenthalt von Bedeutung war. Gleichmaßen werden hier eine grundsätzliche Veränderung der Lebenssituation und womöglich auch ein Wechsel der biographischen Prozessstruktur angedeutet, auf die sich im Folgenden der Erzählschwerpunkt konzentrieren soll. Durch die Verwendung des „wieder“ („wieder n totaler Schnitt“) wird der Eindruck eines erneuten Dominantwerdens der Verlaufskurve geweckt. Häufig wird mit der Markierung größerer Erfahrungszusammenhänge auch eine Veränderung der eigenen Haltung zu den Erfahrungsprozessen aufgezeigt. Kurz, „ein suprasegmentaler Textmarkierer ist eine sprachliche Aktivität, die auf der Textebene des narrativen Interviews größere Erlebniszusammenhänge in Einleitungs-, Ergebnissicherungs- oder auch Höhepunktspassagen symptomatisch ausdrückt, semantisch anspricht oder auch propositional prädiziert – Erlebniszusammenhänge, welche über die Gesamtstrecke verschiedener Erzählsegmente (meistens in Reihung) hinweg sich entfalten bzw. präsentiert werden“ (Schütze 1995/140; vgl. hier auch Schütze 1987c/109-114).

Beste Voraussetzungen eigentlich, um einen Zielgerichteten beruflichen Plan zu verfolgen. Ihren eigenen Aussagen nach, hätte Susanne ohne weiteren an der Universität bleiben können, hätte mit großer Wahrscheinlichkeit eine Dissertation schreiben und Aufgaben an der Sektion übernehmen können. Doch entschließt sie sich dagegen, und das auch vor dem Hintergrund, dass Susanne glaubt, durch die Arbeit im Zeitungswesen einen größeren Einfluss auf die Entwicklung und Gestaltung der Gesellschaft nehmen zu können. Ein spezielles Interesse wecken dabei die Bereiche Kultur und Soziales, in denen sie vieles für veränderungs- und verbesserungswürdig hält. In der Zeitungsarbeit sieht sie für sich eine gute Wirkungsstätte, soziale und kulturpolitische Themen aufzunehmen, sich mit Lektüre und Quellenmaterial zu beschäftigen und entsprechende Beiträge zu verfassen. Eine Gelegenheit zum beruflichen Einstieg wird ihr dann in einer kleinen Lokalredaktion gegeben. Die Redaktion befindet sich in der Nähe der Offizierssiedlung in der benachbarten Kreisstadt. Der unkomplizierte berufliche Einstieg kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Susanne Probleme bekommt, mit dem neuen sozialen Umfeld zurechtzukommen:

Ja ich hatte den geheiratet ach so, und der hatte dann ähm seine Offiziersstelle gekriegt in B.-Stadt an der Ostsee, und er hatte mich durchaus vorher n paar Mal gewarnt, ja du ziehst da in ne Offizierssiedlung, ähm und da is nischt los und überleg dir das wirklich und so, und ich hab immer gesagt na ich heirate dich aber, ich heirate den Menschen F.M. der dann F.S. hieß und nicht den Offizier, /I: Ja/ da hab ich mich natürlich ganz schön geschnitten und so, das haste ja alles mitgeheiratet und, ähm es ging mir ziemlich beschissen in dieser Offizierssiedlung, erstmal dieser radikale Schnitt von Moskau und viel Leben und Diplomarbeit noch das war ja dann das Ende des Studiums, hin zu so nem (...) Waldsiedlung acht Kilometer vom vom, von der nächsten Kleinstadt entfernt, zwei Kilometer Straße in Wald rein /I: Hmh/ dann kam ich mir sehr als Außenseiterin vor in Bezug auf die anderen Frauen dort, also /I: Hmh/ da nich nur vom Beruf her sondern, also was weeiß ich von Interessiertheit und von, naja so einfach ringsrum, ich hab eben in dieses Klischee überhaupt nich gepasst, und diese so hab mich sicher zum Teil och so verhalten, mich schon als was Besseres gefühlt och, hab mich ganz doll nach Moskau gesehnt=ich hab ganz viel davon geträumt, und hab immer geträumt dazu das weiß ich noch das war in der Zeit, ich muss aber unbedingt ähh dahin zurück [Auslassung, kurzer, aber unbedeutender Sprecherwechsel; d. Verf.] und ähm, ja (3) das war einfach öde, ich hab meine Sprache is och ja ich konnt ganz viel sprechen, is natürlich verkümmert, ich hab mir interessante Bücher geholt und hab auf dem Weg hinter in die Siedlung dann wieder immer russisch mit mir selbst gesprochen oder russisch Tagebuch geschrieben, alles so Sachen hab mir noch Zeitung bestellt, hatte dann noch Kontakt zu einem in Moskau, hatt ich och ne Beziehung=s war zwar keene intime aber es war schon recht nah

(Susanne Klatt; Segment 12, 4/40-5/13)

In der Offizierssiedlung leben Familien überwiegend der Männer, die sich auf eine höhere Laufbahn bei der NVA verpflichtet haben.<sup>9</sup> Obwohl Susanne noch vor dem Umzug in die Siedlung von ihrem Ehemann gewarnt wird, er die Gewöhnungsbedürftigkeit und vielleicht auch Fremdartigkeit dieser besonderen Umgebung bei ihrer Entscheidungsfindung zu Bedenken gibt, orientiert sich Susanne klar am gemeinsamen Lebensentwurf. Sicherlich spielt dahingehend eine Rolle, dass beide bislang lediglich eine Wochenendbeziehung führten, Susanne länger getrennt von ihrem Mann in Moskau studierte und auch, dass beide darauf drängen, nun wo sie eine Ehe führen, miteinander leben zu wollen. Allerdings wird schnell klar, dass Susanne der Warnung ihres Mannes ganz und gar nicht die Bedeutung beimisst, die sie dann tatsächlich erfahren muss. Getragen von der Hingabe an den Partner und die Ehebeziehung, merkt Susanne zu spät, welchen Bedingungen sie in der Offizierssiedlung ausgesetzt ist (*„und ich hab immer gesagt na ich heirate dich aber, ich heirate den Menschen F.M. der dann F.S.“*<sup>10</sup> *hieß und nicht den Offizier, /I: Ja/ da hab ich mich natürlich ganz schön geschnitten und so, das haste ja alles mitgeheiratet“*). Die neue Umgebung entspricht überhaupt nicht ihren Erwartungen. Die Siedlung befindet sich abgeschieden im Wald und ist nur durch eine Zufahrtsstraße erreichbar. Die nächste Kleinstadt ist einige Kilometer entfernt. Susanne ist, um ihre Arbeitsstelle zu erreichen, auf die wenigen öffentlichen Verkehrsmittel und das Fahrrad angewiesen. Spontane Aktivitäten sind, wenn sie nicht organisiert sind, kaum möglich.

Noch komplizierter verhält es sich mit dem sozialen Leben in der Offizierssiedlung. Susanne hat massive Eingewöhnungsprobleme. In der Offizierssiedlung stößt sie auf eine soziale Welt, die keine oder nur wenige biographische Anknüpfungspunkte sowie geistige Auseinandersetzungen bietet. Susanne spürt diese Kluft, noch mehr aber ihre eigenen Identifikations- und Integrationsblockaden. Die Gewissheit, sich von den anderen Frauen intellektuell abzuheben, führt zu einer inneren Distanzierung und in der Folge auch zu einem Absonderungsprozess und Bild von sich als *„Außenseiterin“*. Sie zieht sich zurück, lässt sich z.T. von Tagträumen und Erinnerungen an die bewegte Zeit in Moskau leiten, der sie mit Wehmut hinterher trauert. Die Moskau-Zeit scheint nachzuwirken und den Gegensatz zum tristen Alltag in der Siedlung umso offensichtlicher zutage zu fördern. Das geht soweit, dass Susanne, während sie z.B. Strecken zu Fuß zurücklegt, mit sich selbst Russisch redet. Sie führt Tagebuch in russischer Sprache und sucht über sowjetische Zeitschriften immer wieder die Nähe zur russi-

---

<sup>9</sup> Junge Offiziere konnten nach dem Hochschulstudium in der Regel nicht über ihren künftigen Einsatzort mitbestimmen. Sie wurden von den militärischen Leitungsebenen in die bestehenden Stützpunkte abkommandiert. Dort wurde ihnen eine Wohnung, meist in Neubauvierteln, zur Verfügung gestellt. Mitunter mussten die jungen Offiziere sogar mit mehrmaligen Versetzungen rechnen, was Planungen im privaten oder familiären Bereich immer wieder erschweren konnte. Das hatte z.T. einen umgekehrten Effekt zur Folge, in dem alle privaten oder familiären Planungen möglichst im Vorfeld schon auf die Vorgaben und Eventualitäten der Militärorganisation hin abgestimmt wurden.

<sup>10</sup> Susanne hebt mit der sprachlichen Verbesserung bzw. Präzisierung F.S. (anstelle von F.M.) lediglich die Annahme ihres Nachnamens durch den Ehemann hervor.

schen Kultur – ein Rückzug `nach innen`, bei dem Susanne jedoch droht, sich immer weiter von realen Bedingungen ihrer Lebenssituation zu entfernen. Der Rückzug in eine aufgewertete und glorifizierte Vorstellungswelt, fungiert zuweilen auch als Mittel der Ausblendung ihres Erleidens. Denn es wird nicht nur deutlich, dass Susanne in der Offizierssiedlung einer extremen Gegenwelt zum Aufenthalt in der Sowjetunion ausgesetzt ist. Augenscheinlich ist ebenso, dass es Susanne nicht gelingt, in der Gemeinschaft der jungen Offiziersfamilien Anschluss zu finden und ein Gefühl von Heimat zu entwickeln. Das führt erneut zu Problemen, die mit persönlichen Erleidensprozessen verbunden sind (hier der Bilanzierungsteil: *„und, ähm es ging mir ziemlich beschissen in dieser Offizierssiedlung“*). In diesem Zusammenhang ist auch fraglich, ob der Ehemann für eine Auseinandersetzung und Bearbeitung ihrer aktuellen Probleme zur Verfügung steht. Überhaupt sind Bedeutung und Einfluss signifikanter Personen, denen sich Susanne in schwierigen Lebenslagen anvertrauen kann, kaum bestimmbar.

In dieser relativ instabilen Lebenssituation entscheidet sich Susanne für ein Kind. Allerdings sind die Motive für diese zweite wichtige, bewusst getroffene Entscheidung relativ undurchsichtig. Als Susanne ihren Kinderwunsch im Interview zur Sprache bringt, dringt eine Form der Individualität durch, die fast etwas trotzig wirkt, sich aber in jedem Fall von der Erfüllung eines lang ersehnten Traums oder etwa von einer ausgereiften Familienplanung unterscheidet (*„ja also dort gearbeitet, und war aber ganz sicher jetzt will ich n Kind ham, will von F. n Kind ham das war ganz wichtich, ähh weil manche halt gesagt ham ja jetzt fängste grade an und arbeitest dich ein, und obwohl ich sonst immer sehr hörich war oder sehr brav, und erstma das gemacht hab was so die Andern von mir erwartet ham und der Staat, hab ich dann richtig gesagt nöö also das will ich jetzt (lacht)“* (Susanne Klatt; Beginn Segment 14, 5/45-50). Fast scheint es so, als trete Susanne auf den Plan, ein biographisches Handlungsschema einzulösen, das ihr aus bisher unerfindlichen Gründen vorbehalten war. „Andere“ Personen (die hier anonym bleiben) oder „der Staat“, die dahingehend als Hinderungsinstanzen aufgeführt werden, erklären jedoch nicht die Heftigkeit ihrer kämpferischen und auf Durchsetzung ihres Willen bedachten Haltung. Susanne tritt zwar ungewöhnlich scharf in Distanz zu vermeintlich bestehenden Erwartungshaltungen von außen. Doch darf dieser Eindruck nicht über ihre verlaufskurvenförmige Lebenssituation hinwegtäuschen, die zum damaligen Zeitpunkt gleichermaßen für den Kinderwunsch relevant schien. Übertrieben gesagt, kann der Kinderwunsch möglicherweise sogar eine Reaktion auf ihre persönliche Krise darstellen, mit dem sie sich eine Veränderung ihrer Lebenssituation verspricht. Faktisch jedoch spitzt sich diese weiter zu als die Tochter geboren ist und Susanne in den Erziehungsurlaub geht.

## Das Erziehungsjahr als Höhepunkt der Verlaufskurvenerfahrungen

Es deutete sich bereits an, dass Susanne mit dem Umzug in die Offizierssiedlung erneut in einen Prozess gerät, der über weite Strecken von Verlaufskurvenerfahrungen bestimmt ist. Die Geburt der Tochter führt in der Folge nicht dazu, dass die Entfaltung der Verlaufskurve abgebremst werden kann. Im Gegenteil. Das Erziehungsjahr erweist sich als echter Drahtseilakt, bei dem sie bisweilen auf Grenzen, insbesondere auf Grenzen ihrer psychischen Belastbarkeit stößt:

Ja dann hat ich L., die ist im April 89 geboren, /I: Hmh hmh/ und es wurde wieder scheißeinsam (Stimme senkt sich rapide), also weil Babyjahr, dann hab ich gemerkt, ich war auf dieses Muttersein sehr wenich vorbereitet=ich hab es mir zwar gewünscht aber, was wirklich kümmern um jemanden bedeutet (..) und ähh verzichten /I: Hmh/ naja einfach beschränken, oder n Maß finden zwischen zwischen meinen Bedürfnissen und ihren, das hab ich noch nich so richtig gecheckt, mach ich mir jetzt Vorwürfe also machen sich ja viele so in Bezug aufs erste Kind, ich habs halt so gut gemacht wie ich konnte, und ich wusste also länger als ein Jahr will ich um kein Preis zu Hause bleiben ich verblöde oder ich krieg ne Zimmermacke oder so, /I: Hmh/ ähm, also ich musste unbedingt wieder arbeiten hab sie dann halt in die Krippe geschafft, und ich hab sie och weeß ich noch gegen alles impfen lassen gegen was man impfen lassen konnte weil ich arbeiten wollte ne (lacht), hmh und sie hat das, also ich hatte zu ihr ne viel geringere Bindung als ich zu H. [Susannes zweite Tochter, die sieben Jahre später geboren wird; d. Verf.] hab, sie hat das och mit sich machen lassen, wo ich mich dann wieder trösten lasse mein Gott meine Mutter hats noch anders mit mir gemacht, s war schon ne Stufe besser so ungefähr (lacht), also is ohne mit der Wimper zu zucken in die Krippe gegangen, hat och nie Schwierigkeiten gemacht im Kindergarten und so (Susanne Klatt; Segment 15, 6/4-20)

Susanne gelangt hier selbst zu dem Eingeständnis einer Fehleinschätzung. Sie beschreibt, dass sie die Übernahme der Verantwortung und Fürsorge ihrer Tochter maßgeblich unterschätzt hat. Mit der Geburt der Tochter muss sich damit auseinandersetzen, was es heißt, für das neugeborene Kind da zu sein („*ich war auf dieses Muttersein sehr wenich vorbereitet=ich hab es mir zwar gewünscht aber, was wirklich kümmern um jemanden bedeutet (..) und ähh verzichten /I: Hmh/ naja einfach beschränken, oder n Maß finden zwischen zwischen meinen Bedürfnissen und ihren, das hab ich noch nich so richtig gecheckt*“). Ihr Leben gestaltet sich grundlegend anders, als sie es vorher angenommen hatte. Sie hat kaum Zeit für sich selbst oder andere Dinge und muss ihre eigenen Bedürfnisse zurückstellen. Flüchtig entsteht sogar der Eindruck einer Bedürfniskonkurrenz zwischen ihr und der Tochter, die Susannes Unvorbereitetheit und ihre Ohnmacht eigentlich nur unterstreicht. Auch kommt es hin und wieder zu Überforderungssituationen, denen sie alleine nicht gewachsen ist. Susanne empfindet die Si-

tuation nach der Geburt als eine, die sie allein zu meistern hat. Hilfe und Unterstützung durch ihren Mann erwähnt sie in diesem Zusammenhang nicht.<sup>11</sup>

Die Situation wird für sie bald zu einem Problem: Susanne erfährt ihr Alleinsein als einen Zustand, der mit Prozessen des Erleidens verbunden ist. Sie fühlt sich „*scheißeinsam*“<sup>12</sup> (man beachte die Intonation in der Ergebnissicherung im Originaltext; es verändern sich Stärke und Tonlage ihrer Stimme, woran sich dann die Erzähldetaillierung anschließt). So wie es Susanne darstellt, scheint ihr daheim sprichwörtlich die Decke auf den Kopf zu fallen („*und ich wusste also länger als ein Jahr will ich um kein Preis zu Hause bleiben ich verblöde oder ich krieg ne Zimmermacke oder so*“). Neben den geregelten Abläufen bekommt sie enorme Schwierigkeiten, die Tage und Wochen ihrer Erziehungszeit zu strukturieren und sinnvoll auszufüllen. Es bestehen keine sozialen Kontakte, zumindest keine, auf die Susanne hinweist, so z.B. gemeinsame Aktivitäten mit anderen Müttern oder Familien. In dieser kritischen Phase erreicht die Verlaufskurve ihre größte konditionale Relevanz, insofern ihre Vorstellungen, so bald als möglich wieder in den Beruf einzusteigen, als Strohalm dienen, einer weiteren Zuspitzung der Verlaufskurvensituation zu entgehen. Im Eiltempo organisiert sie einen Platz in der Kinderkrippe, lässt ihre Tochter schutzimpfen und präventiv-medizinisch betreuen (z.T. über den gesetzlichen Rahmen der Gesundheitsvorsorge hinaus). Susanne versucht alle nur erdenklichen Maßnahmen und Vorkehrungen zu treffen, und sie tut das vor allem, um nicht wegen etwaiger Erkrankungen oder gesundheitlicher Probleme ihres Kindes wieder zu Hause bleiben zu müssen. „*Um keinen Preis*“, wie Susanne selbst betont, möchte sie sich einer solchen, offenbar fast traumatisch erlebten Situation noch einmal aussetzen. Für die Heftigkeit ihrer Verlaufskurvenerfahrungen spricht auch, dass sich Susannes Kritik an der damaligen Entscheidung in Grenzen hält. Sie geht zwar mit sich moralisch ins Gericht, weil sie es nicht gutheißt, ihr Kind so früh in eine Fremdbetreuung weggegeben zu haben, insofern sie die „*viel geringere Bindung*“ und somit den Vergleich zur später geborenen, zweiten Tochter einbezieht. Doch relativiert Susanne die Gegenüberstellung der beiden Töchter vor dem Hintergrund der

---

<sup>11</sup> Eine Tatsache, die seinem Beruf bei der NVA geschuldet sein kann, aber ebenso dem Rollenverständnis und der Erziehungspraxis in der DDR entsprochen haben dürfte.

<sup>12</sup> Ich möchte hier zwischen dem *Zustand* des Alleinseins und dem *Gefühl* der Einsamkeit unterscheiden. Im Zustand des Alleinseins meine ich eine mentale Kategorie zu erkennen, oder besser eine Bewusstwerdung der Bedingungen, mit einer spezifischen Lebenssituation selbst `fertig` (oder auch `nicht fertig`) zu werden, ohne dass besondere Erwartungen auf äußere Unterstützungsangebote oder Hilfeleistungen bestehen. Der Zustand des Alleinseins muss nicht zwangsläufig mit dem Empfinden von Einsamkeit einhergehen. Kurz gesagt, man kann auch ganz gut allein sein, ohne sich dabei einsam zu fühlen. Das Gefühl der Einsamkeit hingegen zielt auf eine Wahrnehmung von sich selbst, die der Tendenz nach meist mit negativen Erscheinungen verbunden ist, zumindest mit Vorstellungen, die viele Menschen für sich mit etwas Bedrohlichem assoziieren. Im extremen Fall kann Einsamkeit eine abgrundtiefe, destruktive Gestalt annehmen, nämlich dann, wenn dieses Gefühl zum sozialen Rückzug, zu Resignation, Frustration und/oder zur Vereinsamung führt, wenn es eine Person krank zu machen droht oder gar krank macht. Sich-Einsamfühlen kann heißen, sich sozial als vollkommen isoliert zu betrachten, sich in seiner Welt und in seinen Vorstellungen unbeachtet, unerkannt oder unverstanden zu fühlen und auch die Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz infrage zu stellen. In diesem Zusammenhang betrachtet, scheint das Gefühl der Einsamkeit vergleichsweise stärker an der Entwicklung und Konsolidierung eines negativen Selbstbildes beteiligt als etwa die Vorstellung vom Alleinsein.

Thematisierung ihrer eigenen frühkindlichen Entwicklungsphase. Und damit meint sie ihr Aufwachsen in den ersten Monaten in der Wochenkrippe und den an ihre Mutter adressierten Vorwurf, als Säugling abgeschoben worden und von den Eltern getrennt gewesen zu sein. Susanne spannt also einen noch schärferen Bogen auf, der hier möglicherweise auch die Funktion einer subjektiven Entlastung von unterschwelligen Schuldgefühlen und moralischen Selbstvorwürfen einnimmt („*wo ich mich dann wieder trösten lasse mein Gott meine Mutter hats noch anders mit mir gemacht, s war schon ne Stufe besser so ungefähr (lacht)*“).

Susannes Entscheidungen – zum einen, der Umzug in die Offizierssiedlung, zum anderen die Entscheidung für ein Kind –, bedingen, dass die Vereinsamungsverlaufskurve aus ihren verborgenen Wirkmechanismen heraustritt und erneut als biographische Prozessstruktur dominant wird. Im Rahmen beider Entscheidungen wird Susanne mit sozialen Bedingungen konfrontiert, auf die sie nicht vorbereitet war und die sie in ihrer Folgeproblematik verkannt hat. Beide Handlungsschemata stehen zwar im Zusammenhang mit einer beabsichtigten Planung, Steuerung und Gestaltung ihrer Biographie. Doch sind beide Handlungsschemata in der Vorausschau, vor allem in ihren Konsequenzen und Entfaltungsbedingungen von Susanne nicht genügend differenziert betrachtet und eingeschätzt worden. Sie verfügt über kein Management, die unterschiedlichen und z.T. parallel laufenden Lebensprozesse miteinander zu verbinden (die Ausübung ihres Berufs, die Beziehung zum Ehepartner, die Organisation und Gestaltung des Familienlebens, die sinnhafte Ausstaffierung ihres privaten Lebens). Für ein solches Management – das ist aus ihrer bisherigen Lebensgeschichte deutlich geworden –, fehlen Susanne auch entsprechende biographische Lernerfahrungen sowie familiäre oder außerfamiliäre Identifikationsvorbilder. Die Realisierung der beiden Handlungsschemata wird nahezu vollständig von den konditionalen Prozessen der Verlaufskurve überformt. Es kommt zu einer dramatischen Verengung ihrer Handlungsspielräume. Das Erziehungsjahr stellt den Höhepunkt ihrer Erleidendserfahrungen dar, ein Ausdruck dessen, dass Susanne bislang keine nachhaltig funktionierenden Handlungsmuster zur Bewältigung und Überwindung der Verlaufskurve hat ausbilden können. Deshalb bleibt sie faktisch auch immer wieder in den Vereinsamungsfallen gefangen und wird von jenen kritischen Momenten und Gefühlen ihrer Einsamkeit eingeholt. Susanne kann ihrer schlechten Stimmungslage nur mit Frust und vereinzelten emotionalen Ausbrüchen begegnen, woraufhin sich die Beziehung zu ihrem Ehemann erheblich zu verschlechtern beginnt. Auch führt die Verlaufskurve in ihrer Ablaufstruktur zu noch deutlicheren sozialen Rückzugsbestrebungen und Interaktionsängsten. Im Rahmen der autobiographischen Stegreifpräsentation, und das erst an einer viel späteren Stelle, als es im segmentarischen Aufbau der Darstellung zu vermuten wäre, erzählt Susanne folgende Geschichte:

Ja ich weeiß noch ich hab sogar ma eene die mir zu L. gratulieren wollte der hab ich das Geschenk an der Wohnungstür abgenommen, ich hatte immer so ne unterschwellige Angst wenn die jetzt reinkommt und ich bitte die sich hinzusetzen, das spielt hier och manchmal noch ne Rolle bei mir, dann muss ich jetzt Wunder was äh großartiges ähm erzählen oder so, ne/I: Hmh, musst irgendwas liefern/ ja ja, ich muss ne Leistung ich muss (..) kann doch nich sein das man das man gar nix sagt oder das man was Dummes sagt oder so (lacht) ich hatte och immer ach, das hat mich so angeödet, einfach nur so ne Floskeln austauscht, das is aber auch ne Art von Kommunikation erstma is so ne, also es musste immer ungeheuer anspruchsvoll sein also der Anspruch an mich och dabei, das hat mich och umgebracht /I: Hmh/ das kenn ich och von der I. da ham mer uns jetzt so viel unterhalten (...)

(Susanne Klatt; Hintergrundkonstruktion im Segment 17, 7/5-15)

Die Szene, eingebettet in eine Hintergrundkonstruktion, macht deutlich, wie verunsichert Susannes Reaktion in einer direkten Interaktionssituation ausfallen konnte. Die hier nicht mit Namen erwähnte Frau, wahrscheinlich eine Bewohnerin der Offizierssiedlung, möchte Susanne zur Geburt ihrer Tochter gratulieren, möchte ihre Freude und möglicherweise auch ihre Sympathie zum Ausdruck bringen. Das unangemeldete, überraschende Auftreten dieser Bewohnerin löst bei Susanne jedoch ein derart beklemmendes und lähmendes Gefühl aus, dass sie die Frau erst gar nicht in die Wohnung bittet. Mehr noch, sie nimmt der Frau das Geschenk an der Türschwelle ab und verabschiedet sich nach kurzer Danksagung. Soweit die grobe Paraphrasierung der Geschichte.

Susanne vergegenwärtigt sich hier eine konkrete Situation, bei der es ihr nicht gelungen ist, eine vertrauensvolle und auf wechselseitigen kommunikativen Austausch basierte Beziehung herzustellen. Zu einem wirklichen Gespräch in diesem Sinne kommt es erst gar nicht. Was die freundliche Nachbarin nicht wissen kann ist, dass dieser von Susanne mehr oder weniger betriebene Interaktionsboykott rein gar nichts mit ihrer Person zu tun hat. Dennoch könnte die Besucherin es als eine persönliche Ablehnung empfunden haben, weil Susanne nichts unternimmt, ihr merkwürdiges Verhalten aufzuklären und damit das entzogene Vertrauen wieder zurückzuerlangen. Sie hätte ihre Nachbarin z.B. darauf hinweisen können, dass ihr Erscheinen gerade ungünstig sei und dass man sich zu einem späteren Zeitpunkt gern einmal verabreden könnte. Dass dies nicht passiert, spricht für die Überforderung, von der Susanne überrascht wird. Sie ist zu keiner der üblichen Handlungsschritte und symbolischen Gesten fähig, die einem Besucher das eindeutige Gefühl vermitteln, willkommen zu sein (z.B. den Gast höflich in die Wohnung bitten, die Freude des Wiedersehens zum Ausdruck bringen, Getränke anbieten, über Smalltalk zu einer guten Gesprächsatmosphäre vordringen etc.). Sofort schießt Susanne in den Kopf, sie müsse sich – um den Erfolg der Interaktion zu sichern –, in besonderer Weise den Gesprächserwartungen ihres Gastes widmen. In dem Moment unterstellt sie der Besucherin natürlich ein intensives Kommunikationsinteresse, auch wenn diese

vielleicht nur auf ein kurzes `Hallo´ vorbeischaun und sich nach dem allgemeinen Gesundheitszustand von Mutter und Kind erkundigen wollte. Eben jene Mutmaßung der hohen Erwartungshaltung des Gegenübers scheint ein wesentlicher Grund, der bei Susanne plötzlich zur Blockade führt, und der sie dahin treibt, es bei einer formalen Konversation an der Tür zu belassen („*ich hatte immer so ne unterschwellige Angst wenn die jetzt reinkommt und ich bitte die sich hinzusetzen, das spielt hier och manchmal noch ne Rolle bei mir, dann muss ich jetzt Wunder was äh großartiges ähm erzählen oder so, ne/I: Hmh, musst irgendwas liefern/ ja ja, ich muss ne Leistung ich muss (...) kann doch nich sein das man das man gar nix sagt oder das man was Dummes sagt oder so (lacht)*“).

Letztlich scheitert auch die Möglichkeit des Zustandkommens einer intensiveren Beziehung an den übersteigerten Ansprüchen, die Susanne ihrer Kommunikationspartnerin unterstellt, denen sie aber vor allem selbst unterlegen ist. Denn unmissverständlich zeigt Susanne ihre Abneigung, sich nur mit oberflächlichen Gesprächen abzugeben („*ich hatte och immer ach, das hat mich so angeödet, einfach nur so ne Floskeln austauscht*“). Sie wehrt sich gegen eine Fassadenhafte, nicht-authentische Höflichkeitsinszenierung. Erst aus der Gegenwartsperspektive heraus, in der Susanne mit einigem Abstand auf diese Geschichte zurückblickt, lässt sich eine Veränderung in ihrer Erfahrungshaltung erkennen. So beginnt sie ihre überhöhten Interaktionserwartungen von damals kritisch zu beleuchten und in die Schranken zu weisen. Es kommt eine größere Akzeptanz und Offenheit ins Spiel, kommunikative Situationen nicht nur auf ihre Qualität und Tiefsinnigkeit hin zu beurteilen, sprachliches oder überhaupt zwischenmenschliches Verhalten allein daran auszurichten („*[Floskeln austauschen; d. Verf.] das is aber auch ne Art von Kommunikation erstma is so ne*“). Susanne wird sich des Drucks bewusst, dem sie sich selbst ausgesetzt hat. Auch scheint sie einen Zugang zu ihren Erlebenserfahrungen zu finden, wie sie mit diesem Druck unmittelbar verbunden waren („*also es musste immer ungeheuer anspruchsvoll sein also der Anspruch an mich och dabei, das hat mich och umgebracht*“). Skizzenhaft wird in der Darstellung der Szene eine persönliche Auseinandersetzung sichtbar, die Aspekte biographischer Arbeit enthält. Allerdings fehlen der biographischen Arbeit noch die Präzision und die Differenzierungsgrade, insofern das erklären würde, dass Susanne, wenn es um eigene Interpretationen insbesondere Problembehafteter lebensgeschichtlicher Themen geht, häufig auf die therapeutischen Erkenntnisse ihrer Schwester zurückgreift.<sup>13</sup> Überhaupt kann an dieser Stelle festgestellt werden, dass die

---

<sup>13</sup> Im Erzählausschnitt und der darin vorgenommenen Differenzierung der Perspektiven von früher zu heute, bezieht sich Susanne erneut auf eine Unterhaltung, die sie unlängst mit ihrer Schwester I. geführt hat („*das kenn ich och von der I. da ham mer uns jetzt so viel unterhalten (...)*“). Wiederholt entsteht der Eindruck, als hätte Susanne aus der therapeutischen Arbeit ihrer Schwester bestimmte Erklärungen übernommen. In diesem Sinne sind die Erzählstrukturen, die sich auf die Gegenwarts Perspektive konzentrieren, häufig von `Gleichschaltungen´ gekennzeichnet. Die therapeutische Arbeit der

Schwester für Susanne offenbar die einzige biographische Beraterin darstellt, wenn es um Fragen der Planung und Reflexion lebensgeschichtlicher Entwürfe und biographischer Etappen geht.

### **Der gesellschaftliche Umbruch, die Wiederaufnahme der beruflichen Arbeit und die Orientierungsschwierigkeiten im Nachwendeprozess**

Susannes Erziehungsjahr fällt dann auch in den Zeitraum des politischen Umbruchs in der DDR. Anfang des Jahres 1990 nimmt sie ihre journalistische Arbeit in der Redaktion wieder auf. Die Tochter gibt sie in die Kinderkrippe. Im Zuge dieser Entscheidungen gelingt es Susanne, sich von der extremen Dominanz der Verlaufskurve zu befreien. Insbesondere die Wiederaufnahme der Arbeit sorgt für eine Abschwächung des Verlaufskurvenpotenzials, was aber nicht dazu führt, dass sich ihre Lebenssituation nachhaltig stabilisieren kann. Ein Grund dafür ist ihre Unzufriedenheit in der Ehe. Die Beziehung zu ihrem Mann hat sich nicht wesentlich geändert, es gibt nach wie vor kaum gemeinsame Aktivitäten und gemeinsame Interessen.

Die politischen Ereignisse in der DDR verfolgt Susanne aufmerksam und interessiert. Mit ihrer Schwester besucht sie sogar eine der großen Demonstrationen im Spätherbst 1989. Susanne weiß noch nicht, was sie von der politischen Stimmung und den Entwicklungen im Land halten soll. Sie positioniert sich nicht. Eine Sympathisierung und Beteiligung an den Demonstrationen könnte immerhin Ärger in der Redaktion hervorrufen – eine zu diesem Zeitpunkt sicher nicht unbegründete Befürchtung. So verharrt sie auf der Seite der Schaulustigen, ohne sich den Massenprotesten anzuschließen. Einigen Ideen, die auf der Straße und bei den Kundgebungen kursieren, steht sie jedoch mit Zuversicht gegenüber. Das betrifft z.B. die Reformvorschläge Michail Gorbatschows. Seit ihrem Aufenthalt in der Sowjetunion ist Susanne von dessen Reformpolitik angetan und in dieser Richtung begrüßt sie auch mögliche Veränderungsprozesse in der DDR, ohne die Souveränität des sozialistischen Staates und der Partei in Frage zu stellen (*„mmh, ohh Russland Perestroika (schwärmend) warn also ganz (..) bewegt und hoffnungsvoll und so“* Susanne Klatt; *Segment 11, 4/32-33*). Andere Vorstellungen hingegen, z.B. die nach einer Vereinigung der beiden deutschen Staaten, lehnt sie kategorisch ab. Susanne zählt auch später nicht zu den zahlreichen Befürwortern der deutschen Vereinigung. Sie setzt ihre Hoffnung auf einen demokratischen Sozialismus, wobei sie der SED etwas zu viel an Wandlungs- und Reformfähigkeit zumutet. Denn die Parteispitze denkt nicht daran, sich von ihrem uneinge-

---

Schwester und deren Erkenntnisgewinne werden dabei so einbezogen, dass sie mit Susannes eigener Auseinandersetzung korrelieren. D.h. die Therapie der Schwester wird immer wieder stellvertretend herangezogen, wenn Susanne eigene lebensgeschichtliche Prozesse, insbesondere solche, die von persönlichen Schwierigkeiten überschattet sind, zu deuten versucht.

schränkten Machtanspruch zu verabschieden. Die Reformvorstellungen von ‚Glasnost und Perestroika‘ bleiben für die SED-Führungsriege Fremdworte, und das bis zu ihrem Ende.<sup>14</sup>

Die weiteren politischen Entwicklungen in der DDR sind dann für Susanne auch mit Ambivalenzen und Enttäuschungen verbunden. Objektiv gesehen ist es nur noch eine Frage der Zeit, wann die DDR der Bundesrepublik angegliedert wird. Den Mauerfall und die deutsche Vereinigung erlebt Susanne als „*Niederlage*“. Diese Haltung bestätigt sie später, als sie während eines Urlaubs in Tunesien, von einer Reisebekanntschaft aus dem Westen in eine Diskussion über die DDR verwickelt wird. Die interessierte Frau schaut relativ verduzt, als sie wiedererwartend zu hören bekommt, dass sich Susanne selbst nicht zu den Personen zählt, die den Mauerfall begrüßt hat. Dabei spricht Susanne vor allem in dem Sinne von einer „*Niederlage*“, es in der DDR nicht geschafft zu haben, einen eigenen, unabhängigen gesellschaftlichen Weg einzuschlagen („*ich hab ich weiß noch mich hat ma ne Wessifrau gefragt, da warn wir ma in Tunesien im Urlaub, wie ich den Mauerfall empfunden hab, da hab ich gesagt als Niederlage, un da war die ganz baff, weil se das s erste Mal gehört hat, das war aber so, also ich wollte den besseren Sozialismus haben*“ Susanne Klatt; Segment 18, 7/23-26).

Trotz aller Enttäuschungen, die Susanne mit der politischen Wende davonträgt, sorgen gerade diese bewegte Zeit und ihre wieder aufgenommene Tätigkeit in der Redaktion dafür, dass sich ihre verlaufskurvenförmige Lebenssituation nicht chronifiziert. Die Arbeit und der äußere Orientierungszusammenbruch, d.h. der Zerfall des politischen Systems der DDR, sind einem inneren Orientierungszusammenbruch zuvorgekommen. Darüber hinaus wird Susanne mit neuen Problemen konfrontiert, die zwar nicht weniger gravierend sind, die aber von der Betroffenheit der Einsamkeitsverlaufskurve ablenken und wegführen. Hintergrund ist, dass Susanne relativ schlecht auf die Veränderungen der gesellschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen vorbereitet ist. Sie merkt, dass sie vieles, was sie in den institutionellen Ablaufmustern gelernt hat, nicht mehr zur Geltung bringen kann. Das betrifft nicht nur ihre individuellen Orientierungen sowie die Gewissheiten und Optionen, die auf die gesellschaftlichen Verhältnisse des DDR-Systems zugeschnitten waren, sondern auch die Bedeutung politischer Organisationen, die nach der Wende abgewickelt oder umstrukturiert werden. Susanne wird praktisch in eine individualistische Welt hineingeworfen, in der sich die Bedeutung und die Orientierungen an einer Vorstellung von kollektiver Identität und Gemeinschaft nicht mehr bewähren. Auch bleiben die Anerkennungs- und Gratifikationsleistungen, die diese Orientierungen einst entsprechend honoriert haben, aus. Susanne ist nun viel stärker gezwungen, als Solistin in Erscheinung

---

<sup>14</sup> Während die SED Mitte der 80er Jahre einen deutlichen Zuwachs an jungen Mitgliedern mit Hoch- oder Fachschulabschluss zu verzeichnen hatte, blieb in ZK und Politbüro „die personelle Kontinuität der alten Garde um Erich Honecker gewahrt. Das Durchschnittsalter der Vollmitglieder im Politbüro lag 1986 bei knapp 63 Jahren“ (Schroeder 1998/289).

zu treten. Dabei fehlen ihr wichtige Voraussetzungen für die Ausbildung eines Handlungsverständnisses, das den neuen individualisierten gesellschaftlichen Bedingungen Rechnung trägt. Die mentalen Strukturierungsleistungen, die es dafür zu erbringen gilt, sind überwiegend noch von alten biographischen Sinn- und Handlungsorientierungen überlagert. So verwundert es nicht, dass Susanne insbesondere in der ersten Zeit nach der Wende eine gewisse Aufsässigkeit und Verweigerungshaltung gegenüber dem neuen Gesellschaftssystem entwickelt („*also ich wollte den besseren Sozialismus haben, /I: Ja/ und nicht den dieses ganze Westzeuch, ich war unheimlich trotzigich (..) und hab mich verweigert dem ganzen Scheiß (lacht)*“ Susanne Klatt; Segment 18, 7/26-28). Ihre Trotz- und Verweigerungshaltung deutet jedoch darauf hin, dass Susanne nur wenige Bearbeitungsmodi für die individuelle Bewältigung des Zusammenbruchs der DDR zur Verfügung stehen. Sie ist vor allem ein Zeichen großer Hilflosigkeit, mit der Susanne die politische Wende erlebt. Dazu kommt die Nachhaltigkeit der Parteiideologie, denn Susanne verbindet mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung genau jene Vorstellungen vom ‚Klassenfeind‘, die die SED über Jahrzehnte propagiert hat. So ist sie davon überzeugt, dass im Westen keine Formen von Gemeinschaft und Solidarität existieren und die gesellschaftliche Realität von Vereinzelung, Konsumismus und Entfremdung geprägt sei.

Erst später, als Susanne von der Redaktion aus die Gelegenheit bekommt, die Partnerschaftsstadt B. zu besuchen, kann sie ihre doch recht schematischen und Vorurteilsbehafteten Bilder aufweichen und korrigieren („*also enteitelt war mein erster Besuch und zwar über die Zeitung, ähm Partnerstadt von Rd.-Stadt war B.-Stadt, und da war ich in B.-Stadt bei der Gleichstellungsbeauftragten dort zwei Tage lang, und ich war total geplättet, also ich hatt ja es ging ja soweit meine Klischeevorstellung oder vermittelten bis dahin das die Wessis ebend überhaupt nicht gemeinsam was machen und so, und das die Kneipen ebend ähh das in den Kneipen keine Gemütlichkeit is das hab ich mir immer vorgestellt=weil die dort ja alle, naja jeder macht nur seins und was ihm gehört, ja und es war ebend überhaupt nicht so, ganz im Gegenteil /I: Hmh/ n ganz tollen Menschen kennen gelernt, der hat mich dann noch spontan sonst wohin gefahren mit seiner Familie und war sehr interessiert, ich bin völich eh (..) wie (..) ich find jar keen Ausdruck, zurückgekommen“ Susanne Klatt; Segment 18, 7/28-38).<sup>15</sup>*

Verwundert und positiv überrascht kehrt Susanne von dieser Kurzreise zurück. Ihre Verwunderung scheint jedoch keineswegs sonderbar. Vielmehr ist sie Ausdruck ihres weltanschaulich

<sup>15</sup> Noch eindringlicher kommt das Bild mangelnder Solidarität in ihrer Meinung über den Umgang mit behinderten Menschen zum Ausdruck. Hier glaubt Susanne, dass Behinderte mit der Wende ‚fallengelassen‘ werden, weil sie für die kapitalistische Gesellschaft keinen Nutzen bringen und nur als zusätzlicher Kostenfaktor angesehen werden. Umso mehr zeigt sie sich erstaunt, dass dieses allein von ihr entworfene Szenario nicht eintritt und sich sogar in sein Gegenteil wandelt, dass behinderte Menschen in der Gesellschaft einen sehr wohl akzeptierten Status genießen und Möglichkeiten der Hilfe und Unterstützung in Anspruch nehmen können („*so dann hab ich gemerkt das ich mich in einigen Erwartungen och total getäuscht hatte und einfach och korrigieren musste zum Beispiel hatt ich, erwartet das se die Behinderten völich fallen lassen oder es nich mehr wichtig is aber es war genau das Gegenteil die ham super Einrichtungen dort gebaut ne*“ Susanne Klatt; NF 5, 17/27-31).

relativ einseitig geprägten Lebens in der DDR. Susanne war weder von westlichen Medien affiziert, noch hatte sie Kontakte mit politisch Andersdenkenden („*ich hab ich hab so gut wie keinen Kontakt zu denen gehabt*“ *Susanne Klatt; NF 4, 16/19*). Aus diesem Grund kolportiert sie in ihrer Ost-West-Auseinandersetzung auch die Klischees, die vor allem zeigen, dass sie der SED-Ideologie in besonderer Weise ausgeliefert war. Allerdings bedeutet die Stippvisite in der Partnerschaftsstadt einen Wendepunkt. Die Reise ist ein Schlüsselerlebnis vor allem in der Hinsicht, dass Susanne beginnt, sich differenzierter und kritisch mit der Geschichte und dem ideologischen Wesen der DDR auseinanderzusetzen. Hier wird ein Prozess der theoretischen Verarbeitung ihrer Erfahrungen im politischen System der DDR angeschoben, wobei Susanne u.a. auf die Lektüre kritischer linker Intellektuellen zurückgreift (z.B. W. Leonhard, H. Marcuse, W. Biermann). So dient ihr beispielsweise die von Wolfgang Leonhard<sup>16</sup> herausgebrachte Publikation „Die Revolution entläßt ihre Kinder“ als ein, wie sie selbst sagt „*Erlösungsbuch*“ (*Susanne Klatt; Segment 18, 8/10*), das ihr „*die Augen geöffnet hat*“ (*Susanne Klatt; NF 6, 17/47*). Rückblickend, und auch hier schien Susanne wenig von kritischen Berichterstattungen beeinflusst, zeigt sie sich erschrocken über den Einsatz der staatlichen Gewalt bei den Demonstrationen im Oktober 1989. Susannes Bemühungen um eine Auseinandersetzung mit der DDR-Geschichte gehen jedoch nicht so weit, dass sie ihre eigene biographische Vergangenheit genauer in den Blick nimmt. Eine Thematisierung ihrer Erziehung, Sozialisation und Teilhabe am institutionellen System der DDR bleibt in diesem Zusammenhang ausgespart. Es findet z.B. keine Auseinandersetzung mit den Eltern statt, und das wahrscheinlich auch deshalb, weil Susanne über weite Strecken bei ihrer Großmutter aufgewachsen ist. Vor diesem Hintergrund hatte sie sich auf einer Ebene der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der Großelterngeneration bewegt, was die Erfahrungs- und Meinungsunterschiede mit der Großmutter in ihrer frühen Jugendzeit bestätigen. Dies begründet auch, warum gerade die Schriften Wolfgang Leonhards aus den fünfziger Jahren für Susannes Beschäftigung mit der Vergangenheit des SED-Staats Bedeutung erlangen. Susanne bleibt auch in den ersten Jahren nach dem gesellschaftlichen Umbruch überzeugtes Mitglied der SED-PDS, während sie später (als sie mit der Landkommunenbewegung in Berührung kommt) zunehmend Sympathien für die „GRÜNEN“ entwickelt.

---

<sup>16</sup> Wolfgang Leonhard gehörte als jüngstes Mitglied der Gruppe um Walter Ulbricht an und war wesentlich am Aufbau der Verwaltungen nach 1945 beteiligt. Nachdem Leonhard die Unterwerfung der SED unter sowjetische Interessen kritisierte und ihm die Verfolgung drohte, flüchtete er im März 1949 nach Jugoslawien. Später, im November 1950, siedelte Leonhard in die Bundesrepublik über, wo er im Rahmen einer umfangreichen publizistischen Tätigkeit seine „intimen Kenntnisse über die Methoden und Ziele der kommunistischen Herrschaftsstruktur [vermittelte]“ (Neubert 1997/41); so z.B. in der hier aufgeführten Publikation „Die Revolution entläßt ihre Kinder“ (Leonhard 1955).

## Das Handlungsschema der Trennung vom Ehemann und die zaghafte Suche nach einer eigenen Emanzipationsgeschichte

Mit ihrer beruflichen Arbeit in der Redaktion ist Susanne weitgehend zufrieden. Sie lebt von der Arbeitsfreude und schätzt die Pressefreiheit, die nach der Wende Einzug hält. Auch mangelt es in der Redaktion nicht an Themen, die es zu bearbeiten gibt. Im Privatleben bestehen dagegen nach wie vor Schwierigkeiten. In der Offizierssiedlung fühlt sich Susanne völlig verloren. In der Erzähldarstellung wird das durch etliche Hinweise deutlich, in denen sie ihrer alten Studienstadt und der alles überwältigenden Moskaureise nachsehnt. Auch ist bereits während des Erziehungsurlaubs ein wichtiger Prozess eingeleitet, in dem Susanne begonnen hat, ihre Ehebeziehung kritisch zu hinterfragen. Wenngleich sich spezifischere Probleme in der Ehe nicht herausarbeiten lassen, so ist doch bisher schon deutlich geworden, dass Susanne von der Beziehung zu diesem Mann wenig überzeugt war. Das Miteinander schien sich tatsächlich als „*langweilig*“ (Susanne Klatt 4/37) herauszustellen, so wie es Susanne noch vor der Eheschließung prophezeit hatte. Dabei richtete sich ihre Skepsis gerade auf das reibungslose Funktionieren der Partnerschaft, die keine Besonderheiten, Höhepunkte oder Widerstände hervorbringt. Dazu kommt die persönliche Krise im Erziehungsjahr, eine Zeit des Erleidens, wie sie mit der beruflichen Auszeit und vor allem mit ihrer Einsamkeit und Isolation in der Offizierssiedlung verbunden war und immer noch nicht ganz ausgestanden ist. Alles dies sind Quellen, die Susanne nachdenklich stimmen und die sie in der Folge zu dem Entschluss bewegen, sich von ihrem Mann zu trennen. An der entsprechenden Stelle im Interview schildert sie die Trennung folgendermaßen:

Ja dann ging die Beziehung auseinander zu F.=ich denke ich hab ähm (2) ganz schön sträflich, gehandelt, also das Jahr was ich an Frust hatte das hat er dann irgend zu spüren gekriegt, das gehörte ja nich alles ihm, das war mir einfach öde dort und, ja mh (..) ich weiß nicht ob unsre Beziehung in der Großstadt dann alles gewesen wär =vielleicht hätte se länger gehalten das kann schon sein, und bin also dort weggezogen, im Sommer 92, und hatte aber vorher schon über ne Annonce also wir ham in ner Wohnung schon gelebt und er hatte dann dort och ne andere Freundin, s war och schon ganz schön demütigend so für mich ähm, ich hab das ganz schön wegge- weggeschluckt und weggekapselt so, mich in der Zeit viel schwarz angezogen weiß ich noch, also irgendwo aus aus Intuition und oder, ja (..) hmh hmh, (3) wir ham uns nicht groß gestritten sondern ich hab so das Gefühl gehabt es wurde gesagt na ich lieb den nich mehr, und habs mir da och recht leicht gemacht also, /I: Hmh hmh/ und vor allem och was wo ich mir jetzt Vorwürfe mache in Bezug auf L., ähh ich hab immer so n Ding in mir gehabt, hab ich jetzt noch zum Teil, schaff ich doch alles alleene phh, so ich bin doch off keen angewiesen, ähh (2) und das aber ich L. n Vater wegnehme und das dieser Part ganz wichtich is das hab ich überhaupt nicht-, gab ja viele Alleinerziehende und das is ja och n Status und so, das hab ich nich gecheckt (...) bewahren wollen so, (2) hmh also ich hab diese Beziehung schon sehr zum großen Teil kaputt gemacht  
Susanne Klatt; Segment 16, 6/21-39).

Aus der Ankündigung lässt sich zunächst nicht ablesen, wer von beiden Ehepartnern Ausgangspunkt für die Trennung war („*ja dann ging die Beziehung auseinander zu F.*“). Allerdings scheint die Erzählerin gleich im Anschluss unter den Zugzwang zu geraten, noch plausibilisieren zu müssen, wie es eigentlich zum Bruch in der Beziehung gekommen ist und welche Gründe dabei eine Rolle spielten. Zwangsläufig würde man so auch erfahren, wer diese Entscheidung forciert und an wen herangetragen hat. Im Verlauf der Darstellung wechselt dann das Kommunikationsschema. Susanne nimmt die Trennung argumentativ auf und gibt zu verstehen, sie hätte „*ganz schön sträflich*“ gehandelt, in dem sie ihren Frust und die Unzufriedenheit über das trostlose Leben in der Offizierssiedlung während des Erziehungsjahres auf ihren Mann übertragen hat. Auch macht sie deutlich, dass es einen Punkt gegeben hat, an dem sie spürte, dass die Liebe und Zuneigung zu ihrem Mann mit der Zeit verloren gegangen sei. Allerdings tätigt sie diese Aussage auf sehr unpersönliche und distanzierte Weise (deutlich wird das im Text, als Susanne an einer eigentlich erwartbaren Stelle auf die Ich-Erzählform verzichtet: „*es wurde gesagt ... – na ich lieb den nich mehr, und habs mir da och recht leicht gemacht also*“). Auffällig sind auch die Selbstvorwürfe, sie hätte ihrer Tochter den Vater weggenommen. Dadurch entsteht der Eindruck, als hätte sogar ein Abbruch der Beziehung zum Vater der Tochter gedroht. Abgesehen davon, spielt Susanne auf eine gewisse Leichtfertigkeit an, die Trennung von ihrem Mann aus eigenen Anstößen und Motiven durchgesetzt, ohne dabei die Rolle des Vaters für ihre Tochter hinreichend berücksichtigt zu haben. Sie selbst ist es, die die Entschlossenheit der Trennung mit einem Handlungsmuster der Autarkie zu erklären versucht („*ähh ich hab immer so n Ding in mir gehabt, hab ich jetzt noch zum Teil, schaff ich doch alles alleene phh, so ich bin doch off keen angewiesen*“). Das Handlungsmuster – egal was kommt, jede Lebenslage allein bewerkstelligen zu müssen –, ist biographischen Ursprungs. Susanne stützt sich hier auf eine Basisdisposition, die sie frühzeitig im Elternhaus erworben hat und die sie für ihre Identitätsentwicklung heute noch als bedeutsam ansieht („*ähh ich hab immer so n Ding in mir gehabt, hab ich jetzt noch zum Teil*“).<sup>17</sup> Mit der Entscheidung für die Trennung von ihrem Mann wird diese Basisdisposition im Sinne eines biographischen Handlungsschemas auf den Plan gerufen und funktionalisiert. Anders gesagt, Susanne aktiviert vor dem Hintergrund ihrer Verlaufskurvenerfahrungen eigene Ressourcen für ein bewusst vollzogenes

---

<sup>17</sup> Die Erzählerin hatte bereits im ersten Darstellungssegment versucht, die vor allem von der Mutter an sie herangetragene Eigenständigkeit als einen positiven Aspekt in ihrer Identitätsentwicklung herauszustellen. Diese Basisdisposition wurde von Susanne parallel zu ihrer eigenen Verlaufskurventheorie über die Kindheit angeboten, vielleicht auch, um sie als eine Art Gegengewicht zur Verlaufskurve kenntlich zu machen („*ich hab das eigentlich, was ich gemacht hab ähh dann hab ich immer gemeistert und ich hab immer so von meiner Mutter vermittelt gekriegt, ach du schaffst das und klar und, ich war zwar alleine aber ich hatte doch n n Gefühl dann zu mir, also je mehr ich übern Verstand regeln konnte ich schaff das, und das is wieder ne Seite die mir sehr zugute kommt och heute noch*“ Susanne Klatt; Segment 1, 1/23-27).

Handlungsschema. Man könnte auch von einer verspäteten Reaktion auf die Erleidensprozesse im Erziehungsjahr und in der Offizierssiedlung sprechen.

Beide, Susanne und ihr Mann, pflegen zu diesem Zeitpunkt schon neue bzw. sich anbahnende Partnerschaften. Der Ehemann hat eine neue Freundin, die mehrmals sogar in der gemeinsamen Wohnung aufkreuzt. Susanne empfindet dies als eine persönliche Verletzung und Erniedrigung, wahrscheinlich auch, weil sie ihrem Mann nicht zugetraut hätte, dass dieser sich so schnell wieder bindet. Symbolisch trägt sie ihren Kummer in einem schwarzen Kleidungsstil aus. Allerdings pflegt auch sie in dieser Zeit schon Kontakte zu einem anderen Mann.<sup>18</sup> Vor diesem Hintergrund schien es sicher besonders schwierig, die zerbrochene Ehebeziehung zu thematisieren bzw. aufzuarbeiten. Allerdings macht es auch nicht den Anschein, als hätte es zu einem späteren Zeitpunkt klärende Gespräche oder intensivere Auseinandersetzungen gegeben („ja (...) hmh hmh, (3) wir ham uns nicht groß gestritten“). Im Gegenteil, der Erzählauschnitt zeigt, dass sich Susanne mit ihren Selbstvorwürfen aus dem anstehenden inneren Diskurs der Beziehungsarbeit herausnimmt. In vorauseilender Reflexion übernimmt sie die Verantwortung für das Scheitern der Ehe und gibt zu verstehen, dass sie sich bei der Entzweiung der Beziehung viel hat zu schulden kommen lassen („also ich hab diese Beziehung schon sehr zum großen Teil kaputt gemacht“). Mit diesen Bekenntniszwängen kommt es jedoch zur Ausblendung einer grundsätzlichen Problematik, die sich wie ein roter Faden durch ihre Lebensgeschichte zieht: Susanne gelingt es nicht, sich Situationen und Beziehungen zu stellen, die Konfliktpotenzial enthalten und die Formen der Bearbeitung benötigen. So betrachtet, können sie die Konfliktpersonen (in dem Fall ihr Ehemann) gar nicht erst beschuldigen, weil sie die Verantwortung und Schuld immer schon selbst auf sich nimmt. Dazu kommt ihr Problem mit der Nähe, die sie bei einem Übermaß zum Rückzug aus Beziehungen zwingt. Zwischen Nähe und Distanz fehlen Susanne die Zwischentöne und vor diesem Hintergrund begründet sich auch, dass sie ihre Autonomiebestrebungen nur mit Hilfe einer radikalen Distanzierung umzusetzen vermag („schaff ich doch alles alleene phh, so ich bin doch off keen angewiesen, ähh“). Für sie ist die Trennung vom Ehemann und Vater ihrer Tochter mit dem Auszug aus der gemeinsamen Wohnung besiegelt und irgendwie auch geklärt. Auch zu einem späteren Zeitpunkt wird Susanne die Trennung nicht bereuen. Es beginnt ein Prozess, der durch die Suche nach einer eigenen Emanzipationsgeschichte gekennzeichnet ist.

---

<sup>18</sup> Aus dem Erzählauschnitt lässt sich das zunächst nur erahnen („und bin also dort weggezogen, im Sommer 92, und hatte aber vorher schon über ne Annonce“). An dieser Stelle erfolgt in der Darstellung ein nicht zu übersehender Thematisierungsabbruch. Die Erzählerin berichtet nicht weiter über ihre neue Bekanntschaft und das Zustandekommen der Beziehung. Susanne deutet lediglich an, dass sich der Kontakt über eine Zeitungsannonce ergeben hat. Wichtiger erscheint ihr hingegen, über die neue Freundin des Ehemanns und über die bisweilen unglückliche Dreierkonstellation in der gemeinsamen Wohnung zu sprechen.

Zunächst erfolgt ein Umzug in die benachbarte Kreisstadt. Susanne arbeitet weiterhin in der Redaktion, die Tochter besucht den Kindergarten. Die unmittelbare Nähe zwischen Wohnort, Kindergarten und Arbeitsstelle bringt einige Vorteile mit sich. Betreuung und Freizeit mit ihrer Tochter lassen sich wesentlich variabler und flexibler gestalten. Susanne schafft sich einen Ordnungsrahmen, der ihre täglichen Aktivitäten und Orientierungen strukturiert. Beruflich ist das auch erforderlich, denn die Arbeit und der Erwartungsdruck in der Redaktion nehmen zu. Hinsichtlich ihrer Tochter belastet Susanne das Gefühl, dass sie deren Bedürfnisse vor allem im ersten Jahr nach der Geburt nicht ganz erfüllen konnte, insofern sie hier einen Nachhol- und Wiedergutmachungsbedarf erkennt. Durch gemeinsame Ausflüge und viel gemeinsam verbrachte Zeit wird die Mutter-Tochter-Beziehung intensiver. Ein großes Problem im privaten Bereich bleibt allerdings bestehen: die einsamen Abende und der Mangel an Freundschaften (*„aber es war wieder ne ganz einsame Zeit ich war mhh (...) ich hatte in Rd.-Stadt keene Beziehung zu Leuten weiter, ich weiß noch so in der Zeit als ich mich von F. getrennt hab ich mir immer wieder klar gemacht ich brauch Freunde ich brauch jetzt hier Rückhalt also, und das lief immer so ab das ich mich ganz doll angestrengt hab und dann wieder abgebrochen hab“* Susanne Klatt; Segment 17, 6/41-45). Theoretisch ist Susanne klar, dass sie etwas `investieren` muss, um sich soziale Kontakte zu erschließen, insbesondere jetzt, da sie sich in einer neuen Lebenssituation befindet. Ebenso weiß sie, dass durch ihre journalistische Tätigkeit gute Voraussetzungen gegeben sind, mit vielen, unterschiedlichen Menschen in Berührung zu kommen. Es fehlt also nicht an Gelegenheiten. Jedoch scheint dieses Wissen nicht weiterzuhelfen, denn Susannes Probleme sind rein praktischer Natur. Mehrere vorsichtige Versuche, Freundschaften zu entwickeln, kommen schnell wieder zum Erliegen. Dabei scheitert es nicht an ihrem Willen oder an einer fehlenden Offenheit für Neues. Vielmehr bringt sie in entscheidenden Situationen nicht die Fähigkeit auf, in der Weise symbolisch auf ihren Gegenüber zu wirken, wie es ihr gegenüber aufgebracht wird, woraufhin die wenigen, z.T. mühsam erkämpften Kontakte wieder einschlafen. Im Nachhinein erklärt sie mit dem Hinweis auf das immer schon etwas zurückgezogene Elternhaus, dass sie die Bedeutung dieses notwendigen Reziprozitätsverständnisses (Geben und Nehmen) zum einen nicht richtig durchblickt hätte, es zum anderen aber auch unter den hohen Selbstansprüchen nicht stressfrei hat einlösen können (*„ich hab das aber nich gemerkt oder mitgekriegt, das das eben das eben Kontakt über Besuch und Gegenbesuch und was ausmachen, ich hab das einfach nich gekonnt, ich weiß es nich genau warum (aufgebracht), meine Eltern ham hmh (stotternd) sind och sehr eher so isoliert als gesellig also so, meine Mutter hat och diese Anstrengding so sehr in sich“* Susanne Klatt; Segment 17, 6/50-7/4). Letzteres bezieht Susanne auf das, wie sie es

nennt, „*Anstrengding*“ ihrer Mutter, womit sie auf eine Parallelisierung und unfreiwillige Übernahme eines Handlungsmusters anspielt, das von Druck, Anspannung und Überforderung bei der Gestaltung von sozialen Beziehungen und Situationen gekennzeichnet ist.

Trotzdem sind in dieser Lebensphase deutliche Bemühungen erkennbar, sich einen eigenen, unabhängigen Weg zu bahnen. Susanne versucht sowohl im Beruf als auch im privaten Bereich vereinzelte kleinere Handlungsschemata zu entwickeln, die ihr mehr Autonomie und Handlungsfähigkeit ermöglichen. So engagiert sie z.B. eine Betreuung für ihre Tochter, um sich an einzelnen Wochentagen oder an Wochenenden weiter in ihre Reportagen vertiefen zu können. Schwerer fällt es Susanne dagegen, einen langfristigen, umfassenderen biographischen Entwurf zu formulieren. Vorübergehend trägt sie sich mit dem Gedanken, beruflich bei einem größeren Radio- und Fernsehsender unterzukommen. Dieser Wunsch erfüllt sich nicht, ihre Bewerbung wird abgelehnt. Dem Arbeitgeber, so Susannes Verdacht, ist die Festanstellung einer allein erziehenden Mutter zu riskant. Inwieweit ihre neue Liaison zu diesem Zeitpunkt eine Rolle spielt, ist noch unklar. Zutrifft aber, dass die Verbindung zu dem Mann besteht und dass sie für Susanne immer wichtiger wird. Dabei scheint ihr entgegenzukommen, dass der neue Freund anderenorts lebt und beide sich meistens nur an den Wochenenden sehen. Möglicherweise ist mit den Hoffnungen und der Vorstellung von der neuen Beziehung ein Gegengewicht zu den verlaufskurvenförmigen Prozessen geschaffen, die bisweilen in dieser Lebensphase wieder virulent werden. Denn trotz der Versuche, die Susanne unternimmt, um eine eigene Planung und Organisation in ihre Lebensführung zu bekommen, hält die Prozessstruktur der Verlaufskurve unterschwellig an. Intuitiv scheint Susanne zu spüren, dass etwas Grundsätzliches in ihrem Leben passieren muss und dass dahingehend biographische Veränderungen und Neuorientierungen erforderlich sind. Das verbindet sie zunächst mit der Vorstellung einer äußeren Veränderung, die sich auf ihre aktuelle Lebenssituation bezieht und bei der sie sich immer stärker von den weltanschaulichen Orientierungen ihres neuen Partners begeistern und leiten lässt.

### **Der neue Partner als Wegweiser für neue Ideen und Orientierungen**

Susannes Freund ist zu diesem Zeitpunkt, Anfang des Jahres 1993, schon am Aufbau einer landkommunitären Gemeinschaft beteiligt. Er selbst kommt ebenfalls aus einer geschiedenen Ehe. Ursprünglich von Beruf Ingenieur, war er nach dem gesellschaftlichen Umbruch in einer Umweltbehörde tätig. Inzwischen hat er sich einer landkommunitären Gruppe angeschlossen.

Die Gruppe hat bereits einen Hof besiedelt, erklärtes Ziel ist das Zusammenleben in einer Selbstversorgergemeinschaft.

Wichtig ist zunächst aber erst einmal, dass Susanne, die bislang kaum mit alternativen Lebensvorstellungen und Personenkreisen in Berührung gekommen ist, durch die Orientierungen ihres Freundes für Neues sensibilisiert wird. Das schlägt sich u.a. darin nieder, dass sie die vonseiten ihres Partners eingebrachten Umweltthemen in das Spektrum ihrer journalistischen Arbeit aufnimmt. „Rot-grün“ (Susanne Klatt; Segment 20, 10/2) sei damals ihre Richtung gewesen, bekennt Susanne, und Themenbereiche, wie Umwelt, Naturschutz oder Ökologie hätten sich ganz gut mit ihren sozialen Orientierungen und politischen Überzeugungen verknüpfen lassen. Parteipolitisch steht Susanne nach wie vor der PDS nah, weil die PDS in ihren Augen die einzige oppositionelle Kraft darstellt, die die Interessen der neuen Bundesländer vertritt. Die Ökologie- und Umweltproblematik passt da anscheinend inhaltlich in das Raster ihrer eigenen kritischen Gesellschaftsauffassung und gibt genügend Stoff für die journalistische Arbeit. Susanne kann die Verschränkung der beiden Perspektiven (rot und grün) kreativ nutzen, zumal diese Themen in den Jahren nach der Wende an Aktualität gewinnen. Allerdings ändert dies nichts an ihrer Lebenssituation, die sie im Gesamten als unglücklich betrachtet:

Na das war keen Zustand, also ich bin manchmal selber erschrocken wenn ich da in dieser Redaktion saß vor meinem Computer ich dachte du hast hier ne Festanstellung, du kriegst hier ne Masse Geld ich wusste gar nicht was ich mir dem ganzen Geld machen sollte=ich brauchte das wirklich nicht (..) ähm, hm (3) du könntest hier alt und grau werden, und keiner holt dich raus du könntest das immer weiter so machen es fragt nich ma jemand ob de gut schreibst oder schlecht, du kannst das einfach machen ne /I: Hmh hmh/ und das hat mir richtich Angst gemacht, ja dann hab ich den Absprung also geschafft

(Susanne Klatt; Segment 19, 9/35-42)

Trotz ihres beruflichen Erfolgs und ihrer finanziellen Unabhängigkeit hat Susanne das Gefühl, in einer Art `biographischem Stillstand` festzustecken. Die Sicherheiten, die ihr die Anstellung in der Redaktion garantieren, werden zur Nebensache. Geld interessiert Susanne nicht. Im Gegenteil, sie signalisiert, dass sie dieses nicht in dem Maße benötigt hätte und es auch gar nicht sinnvoll auszugeben wusste. Problematisch ist eher, dass sich privat einfach nichts bewegt, oder genauer gesagt, dass es Susanne nicht gelingt, etwas anzuschieben, eigene Hobbys zu beleben oder neu zu entdecken und soziale Kontakte zu knüpfen. In ihren Augen ist es immer noch die Kleinstadt, von der sich nicht viel erwarten lässt. Aber das scheint nur vorge-schoben. In dieser als Stillstand und Leere empfundenen Situation steigen die Ängste, im Alltagstrott des kleinstädtischen Lebens zu verkümmern oder wie sie selbst sagt, „alt und grau“ zu werden. Diese Befürchtungen werden noch dadurch verstärkt, dass ihre Unzufriedenheit

nun auch in der Redaktion zunimmt. Für das Recherchieren und Verfassen qualitativ hochwertiger Beiträge bleibt kaum Zeit. Die Texte müssen termingerecht vorliegen und das in immer kürzeren Zeitabständen. Problematisch ist auch, dass ihre Beiträge inhaltlich nicht gewürdigt werden, so dass Susanne den Eindruck bekommt, es sei völlig egal, was sie an Texten produziert. Hinzu kommen häufiger Spät- und Wochenenddienste. Auch verschiebt sich der Redaktionsschluss z.T. soweit nach hinten, dass Susanne immer wieder Kompromisse bei der Betreuung ihrer Tochter eingehen muss. Die gestiegenen Anforderungen lassen sich nur mit Mühe und hohem Kraftaufwand bewältigen. Diese Tatsache würde sicher nicht so schwer wiegen, wenn Susanne wüsste, wofür sie diesen Aufwand betreibt, wenn also ein bestimmter biographischer Plan dahinter stünde, der jetzt nach seiner Umsetzung ruft. Doch scheint Susanne weder darauf eine Antwort zu haben noch zu wissen, wie sie an diese Frage überhaupt herantreten soll. Irgendwie scheint sie auf eine Person zu hoffen, die ihr zu Hilfe eilt und sie aus ihrer unglücklichen Lebenssituation befreit, jemand, der ihr eine Tür öffnet, für die sie selbst keinen Schlüssel und auch keinen Vorrat an Ideen besitzt. Vor dem Hintergrund dieses fast schon resignativen Leidensdrucks, spricht Susanne mit Erleichterung davon, den „Absprung“ schließlich doch noch geschafft zu haben. Dabei ist allerdings fraglich, wie sie bei diesem Befreiungsakt (in diesem Zusammenhang lässt sich das Wort „Absprung“ interpretieren) selbst in Erscheinung getreten ist. Es gibt keine eigenen Aktivitäten zur Planung und Realisierung eines Handlungsschemas, die ihren „Absprung“ als einen Handlungsakt mit zukunftsorientierter Perspektive plausibilisieren würden. Selbst als dann ihre Kündigung der Redaktion vorliegt, weiß Susanne nicht, welche Alternativen für sie in Betracht kommen (*„und danach war ich och ziemlich ausweglos, was mach ich denn jetzt“*; Susanne Klatt, *Segment 20, 10/8-9*).

In dieser unruhigen Such- und Orientierungsphase fällt Susanne die Entscheidung, sich dem Handlungsschema ihres Partners anzuschließen. Ihr Freund lebt bereits in der Landkommune, in die Susanne mit ihrer Tochter übersiedelt. Allerdings erfolgt dieser Schritt zu einem Zeitpunkt, als die Beziehung bereits auseinander zu brechen droht. So wie Susanne über ihre Entscheidung für das Landkommuneprojekt spricht, gleicht das fast einer Verlegenheitslösung. Es sind die klaren Orientierungen und Überzeugungen, wie sie mit dem Handlungsschema des Partners verbunden sind, die den Ausschlag für ihren Eintritt in die Gemeinschaft geben. Er ist es, der Susanne diese neue soziale Welt eröffnet, seine Sinn- und Handlungsorientierungen sind für ihren „Anschluss“ maßgeblich – den Anschluss an die Landkommunenbewegung (*„ja das war für mich ähm weltanschaulich sehr, also das war dann sozusagen die grüne Seite, und die hat mich fasziniert oder war wieder n Anschluss or ja, ich hatte schon damals bei DT 64 mal*

*was gehört über Kommune K., hab ich auch hingeschrieben, ähm die naja hätte ich zum Besucherwochenende kommen können, die wollten aber keine allein stehenden Mütter mit Kindern haben, was ich heute auch gut verstehe oder verstehen kann so (..) hmm, durch ihn kam dann Z.-Projekt, also er war hier beteiligt“ Susanne Klatt; Segment 19, 8/42-48).<sup>19</sup>*

### **Der Eintritt in die landkommunitäre Gemeinschaft. Ein Handlungsschema des Erlebens von Neuen**

Susannes Freund fungiert nicht nur als „Wegweiser“ (Susanne Klatt; Segment 20, 10/13) für die Orientierungen an der Sinnwelt und Praxis der Landkommunenbewegung. Er ist für sie auch der wichtigste Ansprechpartner, insbesondere in der ersten Zeit ihrer Beteiligung an der Gemeinschaft. Susanne wird relativ schnell von den Ideen der Landkommunenbewegung angesteckt. In der Erzählerdarstellung wird an mehreren Stellen deutlich, dass die Gemeinschaft ihre Sehnsucht nach einer gesellschaftlichen Vision bedient, nachdem der Zerfall des DDR-Systems mit der Auflösung einer Utopie und Vorstellung von Gemeinschaft einhergegangen war („also ich ich brauchte och wieder ich brauchte wieder ne Utopie ich brauchte was woran ich mich festhalten kann, ich wollte gerne wohin worauf zu arbeiten oder, Teil eines Ganzen sein der n besseres Ziel anstrebt, das war wieder genau dieses Muster (..) hmh wie ich mir Sozialismus vorstellen kann“ Susanne Klatt; NF 8, 20/23-26). Der Einstieg in die Gemeinschaft verläuft unkompliziert. Im Interview bestehen keine Hinweise auf Probleme bei ihrer Aufnahme und Integration in die Gruppe. Es kommt ihr entgegen, dass der soziale und organisatorische Rahmen der Gemeinschaft bereits existiert („ich braucht Menschen um mich rum /I: Ja/ ich hatte keine Beziehungen ich hab mir wieder also was gesucht wo schon Beziehungen da sind, also wo Menschen-“ Susanne Klatt; NF 8, 21/16-18).<sup>20</sup> Susanne scheint binnen kurzer Zeit so fest in die Gemeinschaft integriert, dass sie es einigermaßen verkraftet, dass ihr Freund eine Beziehung zu einer anderen Frau eingeht, die ebenfalls in der Gemeinschaft lebt.

<sup>19</sup> Aufschlussreich ist an diesem kurzen Erzählausschnitt auch, dass Susanne über den früheren Jugendradiosender „DT 64“ Informationen über die Kommune K. bekommen hat. Allerdings dürfte das schon in den Zeitraum gefallen sein, wo sie ihren neuen Freund bereits kannte und über ihn mit der Landkommunenbewegung in Berührung gekommen ist. Als sich Susanne in der Kommune zu einem „Besucherwochenende“ anmeldet, wird sie auch eingeladen. Entscheidend ist aber, dass die K.-Gemeinschaft ihre Skepsis formuliert, allein stehende Frauen mit Kindern in das Projekt aufzunehmen. Das soll hier nur am Rande vermerkt werden, weil diese Problematik im zurückliegenden Fall Georg Menze in einer ganz ähnlichen Weise aufgetaucht ist. Interessant ist hier vor allem, dass Susanne jenes für sie damals wahrscheinlich recht unverständliche Aufnahmekriterium, heute besser nachvollziehen kann, wo sich ihr Leben in einer Landkommune abspielt. Hier kommt die Perspektivendifferenz von früher zu heute sehr deutlich zum Ausdruck und ansatzweise wird auch klar, dass sich ihr Blick auf die Dinge durch die Erfahrungen in der Gemeinschaft verändert hat („die wollten aber keine allein stehenden Mütter mit Kindern haben, was ich heute auch gut verstehe oder verstehen kann so“).

<sup>20</sup> Erneut führt Susanne hier die biographische Disposition an, nach der es ihr immer schon leichter fiel, auf prästabilierte soziale Arrangements zuzugehen, wo sie nicht an der Entwicklung, Aushandlung und Organisation sozialer Prozesse beteiligt sein muss.

Doch trägt auch sie sich nicht mit Sorgen, wieder jemanden kennen zu lernen. Wenige Zeit später wird das auch geschehen.

Der Eintritt in die Landkommune ist mit einem Wechsel der biographischen Prozessstruktur verbunden. Die lange Zeit anhaltende Erleidensverlaufskurve wird durch ein Handlungsschema des Erlebens von Neuen abgelöst. Die Impulse des Erlebens von Neuen gehen dabei von der landkommunitären Gemeinschaft aus. Sie stellt die Sinnquellen zur Verfügung, d.h. das, was im Rahmen der Landkommune passiert, unterlag keiner spezifischen persönlichen Vorstellung, mit der Susanne in die Gemeinschaft gekommen ist. Dafür war sie lebensgeschichtlich zu weit von alternativen Lebensentwürfen entfernt. Susanne lernt jetzt eine soziale Welt kennen, die ihr bislang verschlossen war und es gelingt ihr, diese sich eröffnende Welt der Landkommune zu erschließen. Sie entwickelt eine unerwartete Vitalität und das Interesse, sich in die Gemeinschaft einzubringen. Zunächst arbeitet sie im Gartenbau und in der Landwirtschaft, wo ein großer Teil der Versorgung der Gemeinschaft realisiert wird. Etwas später ist sie am Aufbau und an der Organisation eines Bildungszentrums beteiligt, das Veranstaltungen und Workshops in den Bereichen Natur, Kunst und Philosophie anbietet. Erstaunlicherweise verspürt Susanne hier kaum soziale Berührungängste. Sie kann sich auf das Unbekannte einlassen, kann das Neue, was sie erlebt, immer stärker als etwas Eigenes erfahren und verinnerlichen. Sie ist in den Alltag, in die Abläufe und Entscheidungen eingebunden und beginnt bald, die Ideen, die Projekte und die Entwicklungen in der Gemeinschaft mitzugestalten. Susanne wird zu einem vollwertigen Mitglied der Gemeinschaft oder präziser formuliert, sie erlebt sich als Teil der Gemeinschaft, weil sie in deren Beziehungsgefüge und kollektive Interaktionsgeschichte eintaucht. Das alles sind wichtige Prozesse, die für Susanne mit Erfahrungen der sozialen Anerkennung und Integration verbunden sind. Sie erlangt Sicherheiten und eine Wiedererstarkung ihres Selbstbewusstseins. Diese Prozesse sind für sie auch ganz persönlich von Bedeutung. Denn mit den neuen Erlebnisse und Erfahrungen in der Landkommune beginnt sich Susanne, intensiv mit ihrer eigenen Lebens- und Entwicklungsgeschichte auseinanderzusetzen.

### **Die Landkommune als Ort für Prozesse der intensiven Selbstreflexion und biographischen Arbeit**

Eine entscheidende Rolle für ihre Auseinandersetzung spielt die Beziehung, die Susanne mit einem Mann aus der Landkommune eingeht. Dieser Mann, der seinerseits durch psychoanalytischen und psychotherapeutischen Sachverstand hervorsteicht, scheint sie wesentlich für Pro-

zesse der inneren Arbeit zu sensibilisieren („und hier in Z.-Landkommune is dann ähh zu meiner jetzigen Sicht der Dinge sehr B. der neue Partner; d. Verf.] hinzugekommen die ganze psychoanalytische Sache also vom Wert der einzelnen Personen meines Ichs, und ähh von meiner Berechtigung auch Bedürfnisse zu haben die nicht dem großen Ganzen entsprechen, und alle diese Dinge mit den bin ich vorher nie ähh in Berührung gekommen,“ Susanne Klatt; NF 8, 21/29-34). Zum einen führt er Susanne persönlich an die Prozesse der biographischen Selbstreflexion heran und gewährt ihr darin die notwendige Unterstützung. Auf diese biographische Arbeit wird gleich noch näher einzugehen sein. Zum anderen gibt der neue Partner einen ersten wichtigen Anstoß, die bestehenden Schwierigkeiten der Landkommune genauer zu betrachten. Er ist es, der einen distanzierten Blick auf das Geschehen in der Gemeinschaft werfen kann und Susanne mit seiner kritischen Perspektive konfrontiert. So macht er ihr z.B. deutlich, dass die subjektiven Wünsche und Interessen des „Ichs“ quer zu den Erwartungen der kollektiven Gemeinschaft liegen können. Auch vertritt er die Position, dass das, was die kollektive Gemeinschaft auszeichnet und zusammenhält, nur eine begrenzte Berechtigung auf die Inanspruchnahme der Identität des Einzelnen hat, die es unter den Bedingungen und Erwartungen einer Gemeinschaft immer noch wahren und zu respektieren gilt – so zumindest lässt sich der Beitrag ihres Partners verstehen. Mit dieser Perspektive durchbricht ihr Freund auch die romantischen Vorstellungen, mit denen Susanne insbesondere in ihrer Anfangszeit über einige Probleme im Gemeinschaftsleben hinweggesehen hat. Durch den neuen Partner lernt sie, die Bedingungen der sozialen Wirklichkeit in der Gemeinschaft zu hinterfragen und sie kritisch ins Verhältnis zu ihren eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen zu setzen. Die Beziehung zu diesem Mann erweist sich dann auch als tragfähig und stabil. Daraufhin bekommt Susanne ein zweites Kind, erneut eine Tochter. Zu diesem Zeitpunkt ist sie das dritte Jahr in der Gemeinschaft. Ihre Tochter aus erster Ehe besucht bereits die Schule. Weitere drei Jahre später, das kann an dieser Stelle schon vorweggenommen werden, wird die Familie die Landkommune verlassen. Für Susanne werden es insgesamt sechs lehrreiche Jahre sein, die sie in der Gemeinschaft verbringt. Dass es lehrreiche Jahre sind, lässt sich relativ leicht sagen. Denn Susanne kommt im Rahmen ihrer Stegreifdarstellung selbst auf die Bedeutung ihrer Landkommuneerfahrungen zu sprechen:

Ja und jetzt würd ich dann so so zum Zusammenfassen neigen, na gut vielleicht zuerst, Z.-Landkommune war für mich genau so toll wie Moskau von der Qualität von der Lebensqualität her, und was was hier ganz toll war zu Anfang das ließ dann nach mehr oder weniger, ähm dass ich mich ganz gebrauche also meine alle meine Kräfte einsetzen konnte, ähh ich war ja in Rd.-Stadt doch nur Kopf und hab geschrieben und vielleicht n bisschen vom Gefühl her beteiligt aber nicht richtig beteiligt, ähm und hatte immer das Gefühl ich tu gar nichts für

mein Körper oder so, irgendwie bin ich eben nur wird nur mein Kopf gebraucht beansprucht, und hier konnt ich eben meine Muskelkraft einsetzen draußen sein das fand ich immer ganz toll, ähm mein Kopf benutzen viel also tolle Gespräche führen und mein Herz, das hätt ich nie gedacht also das eben so viel emotional hier also hoch kommt /I: Hmh/ und sichtbar wird und, äh mich wieder bewegt wo ich vorher schon dachte naja ich bin eben so und so und so, und hier ganz viele Spiegel gekriegt hab und ganz viel über mich und über andre gelernt hab, also Menschenkenntnis is die Superschule hier find ich, /I: Ja/ gewesen (...) öhm, und sehr ach so und was ich hier auch sehr gesucht hab is dass der Sozialismus oder Kommunismus wenn er schon in Groß nicht möglich ist dann doch bitte wenichsten in Klein möglich sein soll (lacht), und er war s nich, es schwomm ja dann auch ein Fell nach m andern weg, und ich weeß noch dass ich geheult hab als nachdem die Gärtner ihre Produkte angefangen hatten zu verkaufen als auch U. ihre Tees ihre gesammelten verkaufen wollte das war für mich so ach hmm, och als die Gemeinschaftskasse krachen ging und so-, aber ich hab ähh och immer was ich ganz gut kann, weggucken und denken ach naja es wird schon also, mhh selbst wenn Felle davonschwimmen, dass ich immer geglaubt hab ähh naja das is doch noch gut und das is doch noch gut und noch besser als jetzt alleine draußen immer zu wohnen und so, (holt tief Luft) aber ähh als ich jetzt so für mich och so oder jetzt wo ich für mich den Schnitt mache und och anfangen wirklich Abschied zu nehmen da sehe ich einige Dinge viel deutlicher wo ich wirklich nur noch weggeguckt hab hier wie se wie se zwischen Menschen laufen und über Geld laufen und, so (..) ja, das eben die Gemeinschaft tatsächlich nicht da ist was gleich zu Anfang immer wieder gesacht worden war, das is wo is denn die Gemeinschaft und so /I: Hmh/ (..) das (3) ähh und, also so aus aus der Rückschau von Z.-Landkommune ist ne ganz wichtige Etappe, also ich bin ganz froh dass ich s wenigstens noch mal versucht hab (Susanne Klatt; Segment 21, 10/17-10/49)

Der Erzählausschnitt beginnt zunächst mit einer Vorkodaformulierung, die sich auf das Ende ihrer autobiographischen Darstellung bezieht („*ja und jetzt würd ich dann so so zum Zusammenfassen neigen*“). Ihre erzählte Lebensgeschichte vor Augen, fühlt sich Susanne veranlasst, dem Zuhörer noch eine „Zusammenfassung“ anzubieten. Sie kündigt dies aus freien Stücken an, ohne dazu aufgefordert zu sein. Möglicherweise möchte sie ihrer lebensgeschichtlichen Darstellung entsprechend die Bedeutung einzelner biographischer Erlebnisse oder Etappen hervorheben. Denkbar ist auch, dass sie ihre Haltung zu bestimmten Ereignissen oder Erfahrungen noch nicht deutlich genug zum Ausdruck gebracht hat. Nach der Ankündigung des Resümees, mit der ein Zugzwang zu wirken beginnt, entscheidet sich Susanne, auf die zurückliegenden Erfahrungen in der Landkommune einzugehen. Insofern erfolgt im formalen Aufbau des Erzählsegments die genauere Bestimmung, um was es zunächst in ihrer Zusammenfassung geht („*na gut vielleicht zuerst, Z.-Landkommune-...*“).

(1) Schon aus der präzisierten Ankündigungsstruktur lässt sich ablesen, dass die Erlebnisse und Erfahrungen in der landkommunitären Gemeinschaft Z. eine zentrale Bedeutung im Rahmen ihrer biographischen Erfahrungsaufschichtung einnehmen. Wäre das nicht der Fall, hätte Susanne vermutlich auf die Ausführlichkeit der bilanzierten Darstellung ihrer Erfahrun-

gen in der Landkommune verzichtet.<sup>21</sup> Wenn man hier pauschal von einem Lebensabschnitt sprechen kann, so fällt auf, dass Susanne den Aufenthalt in der Landkommune mit ihrer damaligen Auslandsreise vergleicht. Den Studienbesuch in Moskau hatte sie zu einem früheren Zeitpunkt im Interview einmal im Superlativ als die „*beste Zeit [ihres; d. Verf.] Lebens*“ (Susanne Klatt, 4/26) bezeichnet und diese Parallele wird hier bewusst geschlagen: Susanne gibt gleich zu Beginn ihres Resümées zu verstehen, dass es sich „*von der Lebensqualität*“ her um ähnlich positive Erfahrungen handelt. Ihre Zeit in der landkommunitären Gemeinschaft erfährt also zunächst einmal eine Aufwertung, auch wenn Susanne im weiteren Verlauf der Darstellung noch auf einige Probleme in der Landkommune zu sprechen kommt. Rückblickend erachtet sie für wichtig, dass sich mit dem Eintritt in die Gemeinschaft ihre damalige Lebenssituation grundlegend verändert hat. Anstelle der Kopf- und Schreibeitarbeit als Redakteurin hat das Leben in der Landkommune insbesondere am Anfang dafür gesorgt, dass sie ihren Körper und die Freiheit, in der Natur zu sein, deutlich hat spüren können. Die Interaktion mit dem eigenen Körper wird zu einem Akt mit hoher symbolischer Bedeutung („*hier konnt ich eben meine Muskelkraft einsetzen draußen sein das fand ich immer ganz toll*“). Jenes Gefühl, den Körper zu gebrauchen und einzusetzen, hatte u.a. mit ihrer Einbindung in die landwirtschaftliche Arbeit und Versorgung der Gemeinschaft zu tun. Von dieser Arbeit hat sich Susanne im Laufe der Zeit wieder entfernt, da sie Aufgaben in anderen Bereichen für sich entdeckte und übernommen hat („*das ließ dann nach mehr oder weniger*“). Dennoch spricht dafür, dass der erfreuliche Auftakt in der Gemeinschaft und die zunächst äußerlichen Veränderungen dazu beigetragen haben, dass die Verlaufskurve als dominante Prozessstruktur abgelöst werden konnte.

(2) Eine zweite und vielleicht die zentrale Erfahrung im Kontext ihrer Beteiligung an der Landkommune betrifft die sozialen Lernprozesse und die Prozesse der biographischen Arbeit. Die landkommunitäre Gemeinschaft stellt nicht nur einen Handlungsrahmen für das Erleben von Neuen zur Verfügung. Es sind also keine abstrakten Ideen und Menschen, mit denen Susanne nur formal in Berührung kommt, sondern direkte Vis-à-vis-Beziehungen, die das kollektive Leben in der Gemeinschaft prägen. Einige Vorstellungen und Orientierungen sind für sie neu (Subsistenzwirtschaft), andere erscheinen ihr vielleicht sogar in mancherlei Hinsicht

---

<sup>21</sup> Hier muss in Rechnung gestellt werden, dass Susanne möglicherweise zu einer ganz natürlichen Bilanzierung neigt. Zum Zeitpunkt des Interviews steht ihr Weggang aus der Landkommune bereits fest. Aus diesem Grund versucht sie nachzuzeichnen, was ihr die Landkommune als Gesamterfahrung eigentlich gebracht hat und wie sie diese Erfahrungen in ihre Lebensgeschichte einordnet. Der Erzählschwerpunkt bewegt sich deshalb nach der Vorkodaformulierung („*ja und jetzt würd ich dann so so zum Zusammenfassen neigen,*“) auch weg von einer ursprünglich beabsichtigten Zusammenfassung ihrer Lebensgeschichte hin zu einer Bilanzierung der Erfahrungen, die sich auf letzte, immer noch aktuelle Lebensphase in der Landkommune beziehen („*na gut vielleicht zuerst Z.*“).

fremd (Spiritualität). Entscheidend ist aber die Intensität und Dynamik, die das soziale Leben in der Landkommune mit sich bringt. Denn so, wie sie in ihrer Erzählung darüber spricht, entsteht der Eindruck, als hätte eine Identifikation mit sich selbst und ihrem Leben erst in der Landkommune stattgefunden (*„viel also tolle Gespräche führen und mein Herz, das hätte ich nie gedacht also das eben so viel emotional hier also hoch kommt /I: Hmh/ und sichtbar wird und, äh mich wieder bewegt“*). Die landkommunitäre Gemeinschaft bietet dafür ein entsprechendes Anregungs- und Unterstützungsmilieu. Susanne erklärt selbst, dass sie in der Gemeinschaft *„ganz viele Spiegel“* vorgehalten bekommen hat und meint damit die unterschiedlichen (positiven wie negativen) Me-Bilder, also ihre Vorstellungen davon, wie sie die anderen Akteure der Landkommune betrachten und einschätzen. Fast scheint es so, als hätten die vielen Spiegel-Ich ihre Vorstellungen von der eigenen Identität wieder in Bewegung versetzt, nachdem ihr Selbstbild schon relativ fest umrahmt und definiert schien (*„wo ich vorher schon dachte naja ich bin eben so und so und so, und hier ganz viele Spiegel gekriegt hab und ganz viel über mich und über andre gelernt hab, also Menschenkenntnis is die Superschule hier find ich, /I: Ja/ gewesen“*).

Im Prozess dieser Selbst- und Fremdauseinandersetzungen widmet sich Susanne dann auch ihrer Lebens- und Entwicklungsgeschichte. Die häufigen Einschübe an Reflexionen, Bilanzierungen und Bewertungen im Rahmen ihrer autobiographischen Erzählung haben bereits auf die Aktualität der biographischen Arbeit hingewiesen. Erinnerung sei hier noch einmal an den Beginn ihrer Stegreifdarstellung: Susanne hatte dort reflektiert, dass sie in ihrer Entwicklungsgeschichte erheblichen Verletzungsdispositionen durch die Isolation von den Eltern ausgesetzt war. Dazu zählten die Auseinandersetzung mit ihrer Kindheit und die Zweifel an den ersten Wochen und Monaten ihres Lebens in der Wochenkrippe. Diesem Thema, vor allem der Trennung von der selbstverständlichen Liebe der Eltern, hat sich Susanne gestellt, zumindest soweit es ihr möglich schien. Ihre Auseinandersetzung führte dazu, dass sie eine eigene, bisweilen noch lückenhafte Theorie über ihre frühen Verlaufskurvenverfahrungen entwickeln und formulieren konnte. Ähnliches gilt für das lang anhaltende Handlungsschema der Zuwendung und Anerkennung durch Leistung. Auch hier hat Susanne erkannt, dass der Ursprung dieses Handlungsschemas tief in ihre Kindheit hineinragt, dass sie abgesehen von ihrer Großmutter relativ wenig Solidarität und Unterstützung von signifikanten Anderen erfahren hat und dass dieser Zusammenhang für sie mit großen Problemen, Ambivalenzen und Ängsten in der Gestaltung von vertrauensvollen Beziehungen (insbesondere Partnerschaften) verbunden war. Zu diesen Schwierigkeiten und Ängsten findet sie einen Zugang und vor allem eine überzeugende Erklärung, die es ihr ermöglichen, insbesondere solche lebensgeschichtli-

chen Phasen in den Blick zu bekommen, die sie selbst als verlaufskurvenförmige Prozesse wahrgenommen und durchlitten hat. Für die Reflexion und Bearbeitung ihre Verletzungs- und Verlaufskurvenerfahrungen stellt die Gemeinschaft einen Raum zur Verfügung, der durch die spiegelnden Sichtweisen der Akteure und die Unterstützung ihres Partners eine besondere Bedeutung bekommt. Auf den Punkt gebracht, könnte man sagen, dass Susanne auf der Grundlage der intensiven Austausch- und Sozialbeziehungen in der Gemeinschaft lernt, selbstreflexive, fast analytische Fähigkeiten und Kompetenzen auszubilden, die für ihre persönliche Auseinandersetzung mit lebensgeschichtlichen Problemen hilfreich sind. Auch führen die Prozesse der biographischen Arbeit zu einer inneren Bewegung und anfänglichen biographischen Wandlung. Susannes Beteiligung an der Landkommunenbewegung ist eng verknüpft mit einer Reise zu den Wurzeln ihrer selbst, wofür die Gemeinschaft einen Ort des sozialen Lernens mit Aufforderungscharakter zur Arbeit an der eigenen Identität darstellt. Nicht umsonst spricht sie von der Landkommune als eine „Superschule“, in der sie viel über sich und andere gelernt hat. Sie selbst bezeichnet Stoff und Inhalt ihrer Lernerfahrungen mit „Menschenkenntnis“ („und ganz viel über mich und über andre gelernt hab, also Menschenkenntnis is die Superschule hier find ich, /I: Ja/ gewesen“). Ein Resultat der biographischen Arbeit besteht darin, dass Susanne beginnt, ihr Leben mit dem Partner und den zwei Kindern jenseits einer Landkommune neu zu entwerfen und zu planen.

Allerdings lassen sich auch Schwierigkeiten im Zuge der biographischen Arbeit feststellen. In einem Bilanzierungsabschnitt im Interview schätzt sich Susanne glücklich, dass ihr Leben „geographisch“ und „von [den] Beziehungen her“ so abwechslungsreich war („Hm, ich find es toll das es immer so bewegt war, also das es hmh geographisch bewegt war, und och ähh von Beziehungen her bewegt war, (..) ähh es is aber och immer n Stückchen (..) tja wie so ne Flucht nach vorne kommts mir so vor“; Susanne Klatt, B1, 11/22-24). Damit spielt sie einerseits auf die Fremdheitserfahrungen in Indien und die häufigen Wohnortwechsel an. Andererseits sind damit die Partnerschaften gemeint, die große Etappen ihres Lebens und auch ihr soziales Lebensumfeld bestimmt haben. Was Susanne hier nicht reflektiert, ist die Paradoxie, dass genau diese ständigen Bewegungen und Veränderungen häufig Ausgangspunkt ihrer Probleme, ihrer starken Verunsicherung und Zweifel und letztlich auch Ursprung einiger massiver Leidensprozesse bildeten. Was letztere, die Partnerschaften betrifft, so fehlt es der biographischen Arbeit an Vollständigkeit, wenn Susanne den Fokus und ihre Kritik ausschließlich auf sich selbst richtet und dabei vernachlässigt, dass an biographischen Problemen oder Konfliktsituationen immer auch andere Personen beteiligt sind. In den Rahmen ihrer kritischen Auseinandersetzung müsste ebenso einfließen, wie sie andere Personen und Träger von Konflikten wahrgenommen hat oder

wahrnimmt. Diese Auslassung in ihrer Wahrnehmung ist insbesondere in der Darstellung von gescheiterten Partnerschaften deutlich geworden, wohingegen Susanne schnell die Verantwortung für das Problematischwerden oder Scheitern der Beziehungen übernommen hatte. Dadurch konnte sie, bei allem Respekt für ihre offene Selbstkritik, jedoch einen wichtigen Teil der Auseinandersetzung nicht führen. Nämlich den der schmerzhaften, aber notwendigen Situationsbezogenen Beziehungsarbeit und Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Partner (der Ehemann) oder anderen Opponenten (die Eltern), der sich Susanne durch ihre freiwillige Schuldübernahme immer wieder zu entziehen wusste.

(3) In der Bilanzierung ihres Landkommunelebens geht Susanne noch auf eine dritte Erfahrung ein. Im Mittelpunkt stehen dabei die dynamischen Prozesse der Veränderung und Wandlung der landkommunitären Gemeinschaft. Im oberen Erzählausschnitt macht Susanne deutlich, dass die ursprüngliche Vision der Gemeinschaft eine Motivatoren, intrinsische Kraft für ihre Beteiligung am Projekt dargestellt hat. Ebenso lassen sich die Enttäuschungen darüber ablesen, dass diese gemeinsame Vision im Laufe der Entwicklung der Landkommune verloren gegangen ist (*„und was ich hier auch sehr gesucht hab is dass der Sozialismus oder Kommunismus wenn er schon in Groß nicht möglich ist dann doch bitte wenigsten in Klein möglich sein soll (lacht),und er war s nich, es schwomm ja dann auch ein Fell nach m andern weg“*).

Den Knackpunkt für die gravierenden Veränderungen in der Gemeinschaft sieht Susanne in den Orientierungen einzelner Akteure, die begannen, sich mit ihren Erzeugnissen am Markt zu beteiligen. Das hatte eine zunehmende Spezialisierung, Ökonomisierung und Öffnung der Arbeitsprozesse zur Folge<sup>22</sup>, die allerdings, so meint sie, nicht von allen Akteuren der Landkommune geteilt und mitgetragen wurden. Entscheidend ist hier aber nun, dass die Produkte nicht nur jenseits der Grenzen, sondern auch innerhalb der Landkommune verkauft worden sind, wodurch die „Gemeinschaftskasse“ und die daran geknüpfte Finanzierung der Gemeinschaftsmitglieder obsolet wurde (*„und ich weeiß noch dass ich geheult hab als nachdem die Gärtner ihre Produkte angefangen hatten zu verkaufen als auch U. ihre Tees ihre gesammelten verkaufen wollte das war für mich so ach hmm, och als die Gemeinschaftskasse krachen ging und so“*). Die daraus resultierenden Konsequenzen schienen weitreichender: Die Landkommune musste ihre Vorstellungen von der gemeinsamen Selbstversorgung und ökonomi-

---

<sup>22</sup> Kurz zum Hintergrund: Einzelne Personen wollten ihre Arbeit und ihre Tätigkeitsbereiche von der Subsistenzpraxis abkoppeln und auf eine dauerhafte, effizientere 'Linienarbeit' umschalten. Anscheinend bestand eine Nachfrage an den landwirtschaftlichen Produkten, die sich offenbar in der Region immer besser verkaufen ließen. Das erforderte plötzlich andere Arbeitstypen, Arbeitsverteilungen und Arbeitsintensitäten, Zeit und Investitionsbereitschaft. Die wirtschaftliche Rentabilität eines Arbeitsbereiches, wie dem Gartenbau, wenn man dieses Beispiel aus dem Erzählausschnitt herausgreift, dürfte vor allem straffere Organisationsformen, höhere Arbeitsteiligkeit, festgelegte Abläufe und Routinen sowie Verbindlichkeiten im Personal mit sich gebracht haben.

schen Verantwortung („*Gemeinschaftskasse*“) aufgeben. Denn durch die Zerstörung der Subsistenzstrukturen und der gemeinsamen ökonomischen Basis war man nicht mehr aufeinander angewiesen und es ist nachvollziehbar, dass damit für jeden Akteur die Frage nach seiner individuellen Finanzierung in den Vordergrund rückte. So wie Susanne es darstellt, waren damit die wichtigsten Fundamente der Gemeinschaft erschüttert. Ferner dürfte diese vor großen Legitimationsproblemen gestanden haben, schien man doch nicht die Möglichkeit wahrzunehmen, über die neuen Entwicklungen in der Landkommune konstruktiv zu verhandeln, sie in das Gesamtkonzept aufzunehmen und sie abhängig oder unabhängig von einer gesamtsozialen Neuorganisation zu integrieren.

Susannes Enttäuschungen begründen sich aber möglicherweise noch in einem weiteren Punkt: Ihre Erwartungshaltung scheint nämlich so konstruiert, dass die Mitglieder der Landkommune im Rahmen des ursprünglich gedachten Konzepts auch funktionieren sollten und in diesem Sinne dürften jene Personen zu Abweichlern werden, die die gewinnwirtschaftliche Entwicklung eingebracht haben oder anders formuliert, die sich damit ihren Verhaltenserwartungen entzogen haben. Diese Protagonisten sind es, die Prozesse der Veränderung und Innovation angeschoben und neue Möglichkeiten (auch im Sinne der Landkommune) erschlossen haben. In ihren Augen stehen sie jedoch in der Schuld, von der eigentlichen Linie abgerückt zu sein und durch ihr Handeln die Vereinbarungen und die Loyalität gegenüber der Gemeinschaft verletzt zu haben.<sup>23</sup> Susanne deutet an, dass die Landkommune damit eine empfindliche Schlagseite abbekommen hat, denn die eintretenden Veränderungen in den Formen der sozialen Organisation und Gestaltung der Gemeinschaft haben scheinbar auch zu enormen Belastungen und Schwierigkeiten in den Beziehungen bis hin zur Entsolidarisierung geführt. Offen bleibt die Frage, warum sich Susanne im Rahmen dieser kollektiven Wandlungsprozesse nicht exponiert hat. Sie hätte z.B. klar Stellung beziehen, für ihre Ziele eintreten und um diese auch hartnäckig ringen können. Allerdings ist sie selbst allem Anschein nach nie in den Raum einer diskursiven Auseinandersetzung getreten, um ihre Position darzulegen und ihren Einfluss im Rahmen eines Austauschs der unterschiedlichen Interessen geltend zu machen. Eine Zeit lang, und das wahrscheinlich bis zur Entscheidung ihres Ausstiegs aus der Gemeinschaft, hat Susanne noch eine gewisse Enttäuschungstoleranz aufbringen können. Deutlich wird aber ebenso, dass sie im Zuge ihrer Beteiligung an der Landkommune doch schwerwiegende Probleme und Interessenskonflikte immer wieder systematisch ausgeblendet und ver-

---

<sup>23</sup> Auch hier spielt die Basisdisposition indirekt eine Rolle, dass Susanne die Anerkennung durch andere nur auf der Grundlage eigener Leistungen entgegennehmen kann. Problematisch ist hier nun aber, dass Susanne die Akzeptanz anderen gegenüber auch nur aufbringt, wenn diese sich ebenfalls leistungsbereit im Rahmen der Realisierung des kollektiven Handlungsentwurfes zeigen. Vor diesem Hintergrund neigt Susanne möglicherweise auch zur binären Schematisierung zwischen denen, die den alten Vorstellungen vom Subsistenzprojekt treu geblieben sind, und anderen, die sich privat- und betriebswirtschaftlich neu orientiert und damit vom ursprünglichen Wesen der Gemeinschaft losgesagt haben.

harmlos hat (*„aber ich hab ähh och immer was ich ganz gut kann, weggucken und denken ach naja es wird schon also, mhh selbst wenn Felle davonschwimmen, dass ich immer geglaubt hab ähh naja das is doch noch gut und das is doch noch gut und noch besser als jetzt alleine draußen immer zu wohnen und so,“*).<sup>24</sup> Dennoch hat Susanne zweifelsohne in der Landkommune Erfahrungen und Fähigkeiten zur Aushandlung und Gestaltung von sozialen Beziehungen erworben. Ebenso unbestritten ist, dass Susanne aktiv zur Gemeinschaft und den Prozessen der Gemeinschaftsbildung beigetragen hat. Unklar und fraglich bleibt nur, ob sie mit ihren biographischen Anlagen, Basispositionen und Basisstrategien<sup>25</sup> ernsthaften Auseinandersetzungen im Sinne eines „sozialen Dramas“ (Turner 1982)<sup>26</sup> hätte standhalten können.

### **Aspekte der biographischen Wandlung im Zuge des Ausstiegs aus der landkommunitären Gemeinschaft**

Mit der Entscheidung, die Landkommune zu verlassen, ist Susanne in der Lage, die bestehenden Probleme und Zerwürfnisse in der Gemeinschaft deutlicher wahrzunehmen, sie zu benennen und daraus persönliche Konsequenzen zu ziehen (*„jetzt wo ich für mich den Schnitt mache und och anfangs wirklich Abschied zu nehmen da sehe ich einige Dinge viel deutlicher wo ich wirklich nur noch weggeguckt hab hier wie se wie se zwischen Menschen laufen und über Geld laufen und, so“*). An einer anderen Stelle im Interview betont sie, dass *„wir uns [und damit meint sie die kollektive Gemeinschaft; d. Verf.] hier an einigen Stellen ähh wohl doch ganz schön überschätzt haben, und übernommen haben“* und dass jener *„Riesenanspruch“* (Susanne Klatt; Segment 21, 11/6-7) unter den Paradigmen der gemeinsamen Ökonomie und Subsistenz dauerhaft nicht realisierbar gewesen sei. Es wäre allerdings zu einfach, die gescheiterte Utopie und die damit einhergehenden Enttäuschungen als einzigen Grund für ihren Weggang aus der Landkommune ins Feld zu führen. Susanne hat in der Gemeinschaft einen gewaltigen Schritt getan. Die intensiven sozialen Beziehungen, der kommunikative Austausch

<sup>24</sup> Ein solcher Mangel an Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit Konflikten und Problemen kann unter Umständen der Wahrung einer Vorstellung von der harmonischen Gemeinschaft dienen, selbst wenn diese längst schon in ihren Grundlagen erschüttert ist. Susanne zumindest schien erst in der Lage, tiefer in die Kontroversen und Probleme der Gemeinschaft einzublicken, als ihr Entschluss feststand, mit der Familie die Gemeinschaft zu verlassen. Lange Zeit, das ist im Interview deutlich geworden, schöpfte Susanne Kraft aus dem Takt der Verzögerung verbunden mit Durchhalteparolen und plakativen Bekundungen ihrer Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Ebenso auffallend ist in ihrem Fall, dass starke Visionentfaltungen, so z.B., dass alles bald schon irgendwie besser werden wird, dazu dienen können, länger in der Gemeinschaft zu verweilen, als vielleicht vorgesehen.

<sup>25</sup> Unter Basisstrategien können prinzipielle Angehensweisen von Problemen bezeichnet werden, die sich aus der persönlichen Erfahrung heraus bewährt haben (vgl. Schütze 1981/110). Unter Basispositionen kann man einen stabilen Standpunkt bzw. die Gesamtheit an Überzeugungen, Haltungen und Meinungen verstehen, die sich im Laufe der biographischen Entwicklung und Erfahrungsaufschichtung herausgebildet haben (vgl. Schütze 1981/110).

<sup>26</sup> V.W. Turner entwickelte das Konzept des „sozialen Dramas“, das an vier Phasen geknüpft ist: 1) Bruch mit den sozialen Normen, 2) Krise und Konflikt, 3) Versuch der Konfliktlösung und Bewältigung, 4) Reintegration oder Bruch/Spaltung (vgl. Turner 1982/110-114). Turners Konzept des „sozialen Dramas“ wird im achten Kapitel noch einmal aufgegriffen und dort auch näher erläutert.

und die „*Spiegel*“ der Anderen, die Prozesse ihrer Selbstaueinandersetzung und biographischen Arbeit haben sie verändert, haben ihren Blick auf die Welt verändert. Das lässt sich insbesondere vor dem Hintergrund sagen, dass Susanne am Ende ihrer Erzählerdarstellung einen biographischen Entwurf formuliert, der die Konturen eines Wandlungsprozesses enthält. Susanne schwebt nicht vor, der Landkommune einfach nur den Rücken zu kehren und sich mehr oder weniger planlos in eine ungewisse Zukunft treiben zu lassen. Sie selbst betont in ihrer Vorausschau den Moment der persönlichen Verantwortung: Was kann ich leisten, was bin ich persönlich zu leisten imstande und was nicht? – das ist eine Schlüsselfrage, mit der sie sich gründlich auseinander gesetzt haben muss. Nach sechs Jahren Gemeinschaftsleben möchte Susanne nicht mehr nur dem Idealismus und den hochgesteckten Erwartungen hinterher jagen. Sie signalisiert eine relativ kritische Distanz zum selbst auferlegten politischen Anspruch der Landkommunen, durch ihre alternative experimentelle Praxis gesellschaftliche Veränderungen hervorzubringen. Und dieser, wie sie es bezeichnet „*Riesenanspruch*“, stellt ein weiteres Ergebnis ihrer biographischen Arbeit dar, bei der sich Susanne ihrer eigenen Möglichkeiten und vor allem ihrer Grenzen bewusst geworden ist („*so hab ich mir das jetzt zurechtgelegt für das was ich jetzt mache, ähh n überschaubaren Platz ähm ne überschaubare Arbeit mir zu suchen, wo ich genau sagen kann das und das kann ich bewirken und das kann ich einfach nicht bewirken, also meine Grenzen och realistisch einzuschätzen ja /I: Ja/ das is so n Punkt hmh, und mich mit einigen Dingen einfach, ähh ja abzufinden nich immer nur nach diesem Ideal zu hetzen und so (..) ja sondern, (..) zu sagen das is Realität also s dieses ähh läuft auf dieses alte Gedicht zurück, und hilf mir das eine vom anderen zu unterscheiden*“ Susanne Klatt; Segment 21, 11/9-16).

In Susannes Vorstellungen und Wünschen, wie ihr Leben in der nächsten Zeit weiter verlaufen soll, nimmt die Verantwortung für die Familie einen zentralen Platz ein. Dabei schwingt die Bescheidenheit mit, sich in dieser vergleichsweise `kleinen Utopie` noch einmal biographisch zu entwerfen und zu einem Teil vielleicht auch zu verwirklichen. Der Lebensmittelpunkt der Familie, das steht zu diesem Zeitpunkt fest, wird sich in die Großstadt verlagern, wobei die Möglichkeiten, dort eine Arbeit für sich und ihren Partner zu finden, eine wichtige Rolle spielen. Wichtig für den Entschluss ist auch, dass die künftige Arbeit vor allem „*überschaubar*“ sein soll. Damit wird rückwirkend ein Hinweis auf die z.T. diffusen und unübersichtlichen Prozesse der Arbeitsorganisation, Arbeitsteilung, Arbeitsverteilung in der Landkommune gegeben. Mittelfristig möchte Susanne gerne, wie sie selbst sagt, eine „*therapeutische Ausbildung*“ (Susanne Klatt; Z 1, 12/26) beginnen. Allerdings werden diese Vorstellungen nicht weiter konkretisiert, ebenso wenig, welches berufliche Betätigungsfeld für sie

damit infrage käme. Auch wenn solche Vorstellungen zum heutigen Zeitpunkt noch schemenhaft bleiben, so entsteht doch der Eindruck, dass Susanne zunehmend realistisch die eigenen Fähigkeiten und Grenzen in die biographischen Planungen und Handlungsentwürfe einbezieht – eine der Erfahrungen, die sie in der Landkommune gemacht hat und die für ihre weitere lebensgeschichtliche Entwicklung besonders wichtig scheint.

### 7.3 Landkommunitäre Bewegung als Flucht aus der Erleidensverlaufskurve in einen biographischen Schonraum. Nils Schuck

*„Wenn draußen nichts passiert ich und ich nur für mi- auf mich geworfen bin komm ich mit mir nicht klar.“<sup>1</sup>*

#### Biographischer Werdegang

Nils Schuck wird 1955 in einer Kleinstadt in Sachsen geboren. Seine Mutter arbeitet zunächst als Verkäuferin, später ist sie als Abteilungsleiterin in einem Betrieb beschäftigt. Der Vater ist Marineoffizier bei der NVA. Nils hat zwei Geschwister. Sein Bruder ist ein Jahr jünger, die Schwester ist drei Jahre jünger als er. 1966 lassen sich die Eltern scheiden, woraufhin der Kontakt zum Vater abbricht.

Die Mutter heiratet noch einmal. Der neue Lebenspartner bringt ebenfalls drei Kinder mit in die Ehe. Nils Leistungen in der Schule sind mittelmäßig bis schlecht. In einem der letzten Schuljahre ist er stark versetzungsgefährdet. Nach dem Abschluss der zehnten Klasse beginnt Nils 1972 eine Lehre als Maurer. In dieser Zeit lernt er auch seine künftige Frau kennen. Obwohl er im Rahmen dieser Ausbildung z.T. schon auf Montage arbeitet, wohnt er noch zu Hause. Im Jahr 1974 folgt die Einberufung zur NVA. Nils verpflichtet sich für drei Jahre, wird aber nach eineinhalb Jahren Dienst aus der Armee entlassen. Grund für diese verspätete Ausmusterung ist eine Erkrankung am Auge. 1976 heiratet Nils seine Freundin. In diesem Jahr wird auch das erste Kind, ein Junge, geboren. Später bekommt seine Frau ein zweites Kind, ein Mädchen. Die junge Familie erhält eine Wohnung in einem Neubauviertel zugesprochen. Nils arbeitet als Maurer im Rahmen des DDR-Wohnungsbauprogramms. Seine Ehefrau ist als Kellnerin tätig.

Mit Beginn der achtziger Jahre widmet sich Nils einer persönlichen Herausforderung. Er holt das Abitur auf der Abendschule nach. Daraufhin folgt ein Studium für Ingenieurpädagogik und Hochbau. In dieser Zeit ist er von seiner Familie getrennt. 1985 kommt es zur Ehescheidung. Ein Kontakt zu seinen Kindern besteht danach nicht mehr.

Nach Beendigung seines Ingenieurstudiums im Jahr 1988 arbeitet Nils als Bauleiter. Auf der Arbeitsstelle kommt es zu ersten Schwierigkeiten, was zu einem zeitweiligen Ausstieg aus dem Bauberuf führt. Im Vorfeld des Herbstes 1989 beteiligt sich Nils an den Aktivitäten einer politischer Oppositionsgruppe (dem Grünökologischen Netzwerk Arche). Kurz vor dem gesellschaftlichen Umbruch ist er als Briefträger bei der Post beschäftigt. Nach der politischen Wende versucht er bei seinem Bruder in Baden-Württemberg beruflich Fuß zu fassen. Dieser Versuch scheitert. Nach seiner Rückkehr in die alte Heimat ist auch das Bestehen einer eigenen Baufirma nicht von langer Dauer. Als Nils Anfang des Jahres 1993 in einem Schweizer Unternehmen eine Position als Bauabteilungsleiter und Manager angeboten bekommt, kann er sich beruflich noch einmal profilieren. Allerdings treten auch bei diesem beruflichen Arrangement große Unregelmäßigkeiten in der Gestaltung seines Arbeitsalltags auf, die nicht zuletzt auf einen exzessiven Alkoholkonsum zurückzuführen sind. In den Jahren 1994 und 1995 jobbt Nils bei mehreren kleineren Firmen.

Während eines Aktionstages alternativer Gruppen kommt Nils mit Personen der Landkommunenbewegung in Kontakt. In der Folge besucht er eine landkommunitäre Gemeinschaft häufiger und siedelt kurze Zeit später, 1996, in die Landkommune um. Nils ist seitdem arbeitslos. In der Landkommune widmet er sich Aufgaben der Bauplanung und -umsetzung. Nils ist mit einer Frau zusammen, die selbst allerdings nicht in der Landkommune lebt.

#### Biographische Gesamtformung

##### Massive Gewalterfahrungen und Geschwisterkonkurrenz prägen die Kindheit

Nils Kindheit ist von zwei biographisch dominierenden Themen bestimmt: Zum einen sind dies körperliche Gewalterfahrungen, die er im Umgang mit seinem Vater macht (1). Zum anderen ist die Kindheit von Erinnerungen geprägt, in denen sich Nils überwiegend in einer Außenseiterposition innerhalb der Geschwisterkonfiguration wahrnimmt (2). Beide Erfahrungen kondensieren

<sup>1</sup> Zit. Nils Schuck, NF 12, 33/16-17.

in einer Haltung, in der sich Nils frühzeitig mit der Rolle eines Versagers identifiziert. Der folgende Erzählausschnitt liefert einen Einblick in die Voraussetzungen, die zur Einverleibung dieser prägenden und für die Identitätsbildung richtungsweisenden Disposition führen:

Ja also ich ich war auch in so ne Rolle rein gekommen sowieso immer der Versager zu sein und sowieso alles immer Scheiße zu machen und, mein Vater hat mich das och immer spüren lassen und (..) war ja dann och so dass bei jeder Kleinigkeit=er hat gar nich mehr gefragt er hat gleich zugeschlagen, und das war nich bloß ne so ne so ne Backpfeife sag ich ma so, das war auch ähm (..) na wie soll mer das nennen so richtige (..) Exekution kann man vielleicht nich sagen aber doch er hatte sch- schon n bestimmtes Maß mir ne Strafe zugeteilt fünfzig Hiebe, hatt er so ne kleine Peitsche gehabt so ne so ne dünne dünnen Lederriemen, musst ich mich ausziehen und dann hat er mich verwamst (..) deswegen so n ganz große ich hab das auch sehr verdrängt ne, große ähh flüssige Kindheitserzähl- innerungen hab ich gar nich so (..) na ja

(Nils Schuck; Segment 3, 1/40-2/1)

(1) Die regelmäßigen Straf- und Prügelhandlungen, die der Vater an seinem Sohn verübt, hinterlassen bei Nils eine tiefe seelische Erschütterung und traumatische Wirkung. Sie sind durch die körperliche Gewalt, wie sie mit der Peitsche ausgeübt wird, nicht nur brutal, sondern haben auch etwas zutiefst beschämendes. Nils muss sich, um die Peitschenhiebe entgegen zu nehmen, vor seinem Vater entkleiden. Das Durchbrechen solcher Schamschranken und die frühen Gewalterfahrungen sind vermutlich ein Grund dafür, dass große Teile seiner Kindheit in Vergessenheit geraten sind. Nils kann und möchte sich an diese schmerzhaften Erfahrungen nicht erinnern. Er selbst meint, er hätte diese Erinnerungen „sehr verdrängt“.<sup>2</sup> Eine reflexive Bearbeitung der von heftigen Störerfahrungen geprägten Kindheit scheint Nils bis heute weitgehend unmöglich. Er versucht sich zu schützen, in dem er dem aggressiven Vater gegenüber eine gewisse Gleichgültigkeit aufbaut, die auch in Verbindung mit einer emotionalen und kommunikativen Verstummung steht. Die Person des Vaters genießt bei ihm keine Achtung, wohl aber dessen Brutalität und seine Misshandlungspraxen. Die Beziehung zum Vater ist von Furcht geprägt, auch wenn dieser real gar nicht anwesend ist.<sup>3</sup> Immerhin ist der Vater in seinem Beruf als

<sup>2</sup> In den ersten drei Segmenten der Haupterzählung ist auffällig, dass Nils die Tatsache hervorhebt, sich nicht mehr detailliert an einige Ereignisse und Phasen seiner Lebensgeschichte erinnern zu können. Er selbst bewertet diese Gedächtnislücken als Ergebnis eines Verdrängungsprozesses, der bei ihm irgendwann eingesetzt hätte („also es gibt Bereiche wo ich mich nich mehr so richtig dran erinnern kann ((holt tief Luft)) aber is egal=ich fang irgendwo an ne“; Nils Schuck; Segment 1, 1/6-8) oder im 3. Segment: „und es is so (..) ähm (..) über meine Kindheit kann ich mich nur fragmentarisch also so n ganz äh kleinen Sequenzen erinnern weil sie teilweise auch nich so toll war“ Nils Schuck; Segment 3, 1/22-24). Wenn auch in Rechnung gestellt werden muss, dass das psychoanalytische Vokabular längst in den allgemeinen Sprachgebrauch vorgedrungen ist und z.T. diffus gebraucht wird, bleibt doch ein Bedeutungsgehalt zentral, nämlich der, dass sich der Erzähler selbst nicht mehr über die verdrängten Erinnerungsgehalte bewusst ist.

<sup>3</sup> An dieser Stelle lässt sich von Furcht sprechen, weil Nils die Strafprozeduren des Vaters körperlich lokalisieren und einschätzen kann. Nur deshalb kann er sie vermutlich hier auch exakt beschreiben. Er weiß genau, was auf ihn zukommt oder besser, wovor er sich fürchten muss. Angst hingegen scheint ein in vielerlei Hinsicht unbestimmtes und diffuses Gefühl.

Marineoffizier häufig mehrere Tage oder Wochen unterwegs Die Mutter bleibt in dieser Zeit weitgehend ohne Einfluss, obwohl sie die Erziehungsrolle im Alltag ausfüllt.

(2) In seiner Erzählerdarstellung thematisiert Nils die rituellen Strafen, die er als „*so richtige* (...) *Exekutionen*“ bezeichnet, vor dem Hintergrund eines Vergleichs zu seinen beiden Geschwistern. Hier wird ein zweites bewegendes Thema der Kindheit prägnant: Die asymmetrische und von Konkurrenz gekennzeichnete Beziehung zu den Geschwistern. Sie sieht Nils in engem Zusammenhang zu den Bestrafungen, die er erfahren musste („*also mein* (...) *(räuspern) mein Vater hat mich sehr oft geschlagen, also ich, bei uns gabs so die Gliederung in der Fa- bei den Kindern das Gefühl hat ich auch immer, also meine ähh mein Bruder war der Gute* (...) *er is n Jahr jünger wie ich, und ich war praktisch das Böse da- ähh böse Teil der der der Kinder=und meine Schwester war irgendwo dazwischen so was neutrales sie war auch n Mädchen und, ja* (...) *mein Bruder wurde mir immer vorgehalten also das is das leuchtende Vorbild und dem fällt die Schule so leicht und, ich bin da- ich war in der Schule na in der zweiten dritten Klasse wohl auch noch ganz gut und dann ging s aber rapide ab- wärts*“ Nils Schuck; Segment 3, 1/25-32). So zeichnet sich insbesondere zum ein Jahr jüngeren Bruder ein von Neid und Missgunst geprägtes Verhältnis ab. Die drei Jahre jüngere Schwester stellt zunächst einen neutralen Pol dar. Sie animiert Nils nicht zu unmittelbaren Auseinandersetzungen oder geschwisterlichen Rangkämpfen. Doch auch zu ihr wird er später neidisch aufschauen und eine mehr oder weniger ironischer Distanz entwickeln. Im Gegensatz zu seinem Bruder, den die Eltern häufig als ‚leuchtendes Vorbild‘ ausweisen und der innerhalb der Familie einen besonderen Stellenwert einnimmt, sieht sich Nils am Rand der familiären Konstellation.<sup>4</sup> Intimität und Konkurrenz prägen das konfliktuöse Beziehungsmuster zum jüngeren Bruder. Insbesondere in ihren Bewertungen der schulischen Leistungen neigen die Eltern dazu, dem Bruder Privilegien einzuräumen, welche die ohnehin schon rivalisierende Beziehung zwischen Nils und seinem Bruder zusätzlich anheizen. Diese Abstufungs- und Benachteiligungserfahrungen, jene „*evaluativen Formen der Mißachtung*“ (Honneth 2003/217)<sup>5</sup> durch die Eltern, führen zur Entwicklung einer zunächst noch verborgenen Schulverlaufskurve. Diese biographische Prozessstruktur wird relevant, weil die Eltern immer wieder Erwartungen an Nils herantragen, die er nicht erfüllen kann. Zum anderen ist die Einverleibung der „*Versa-*

<sup>4</sup> Die Vorbildfunktion des Bruders wird aus der Perspektive der Eltern eingespielt.

<sup>5</sup> Die „*physische Verletzung*“ bzw. die „*Misshandlung*“ ist eine zentrale Missachtungserfahrung, die „*das durch Liebe erlernte Vertrauen in die Fähigkeit der autonomen Koordinierung des eigenen Körpers nachhaltig beschädigt*“ (Honneth 1992/214). Neben Schamgefühlen kann hier „*ein Verlust an Selbst- und Fremdvertrauen [ausgelöst werden], das bis in die leiblichen Schichten des praktischen Umgangs mit anderen Subjekten hineinreicht*“ (Honneth 1992/214). Eine zweite, hier sichtbare Form der Missachtung ist mit starken Autonomieeinschränkungen verknüpft. Die Negativzuschreibungen der Eltern lösen bei Nils das Gefühl aus, im Vergleich zu seinem Bruder, „*nicht den Status eines vollwertigen, moralisch gleichberechtigten Interaktionspartners zu besitzen*“ (Honneth 2003/216). Diese Erfahrung der „*Entrechtung*“ kann zu einem „*Verlust an Selbstachtung, der Fähigkeit also, sich auf sich selbst als gleichberechtigter Interaktionspartner aller Mitmenschen zu beziehen*“ (Honneth 2003/216) führen.

ger“-Rolle soweit zementiert, dass Nils aufgegeben hat, überhaupt noch gegen diese Zuschreibung anzurennen („*ja also ich ich war auch in so ne Rolle rein gekommen sowieso immer der Versager zu sein und sowieso alles immer Scheiße zu machen und, mein Vater hat mich das och immer spüren lassen*“). Die Familie wird für ihn zunehmend zum „Ausnahmestand“ (Böhnisch 1999), was deutliche Rückzugsbestrebungen hervorruft.<sup>6</sup> Dass er sowieso alles `falsch` angehe, wird vor dem Hintergrund der Erfolglosigkeit gegenüber dem übermächtigen, Erfolgsgekrönten Bruder zu einer zentralen Fremd- und Selbstdefinition. Sie verursacht bei Nils nicht nur erhebliche Irritationen, was das Vertrauen in die Eltern angeht, sondern führt zu einer grundlegenden Haltung des persönlichen Misserfolgs und Scheiterns. Aus diesem Selbstbild heraus entwickelt sich eine tiefe Verunsicherungs- und Isolationsproblematik, die lebensgeschichtlich zentral bleiben wird.

Nils ist auch noch mit einem weiteren Problem konfrontiert: Er hat kaum Freunde. Der Offiziersberuf des Vaters bei der Marine der NVA bedingt zahlreiche Umzüge der Familie. Diese Wohnortwechsel, meist nach Versetzung des Vaters an einen anderen Dienstort, führen dazu, dass Nils der Zugang in Gleichaltrigengruppen verwehrt bleibt. Ein kontinuierlicher Aufbau von Freundschaften kann sich nicht entwickeln („*ich war auch ziemlich viel alleine ich hatte keine, ich hatten einmal n Schulfreund ich hab mehrmals die Schule gewechselt, also so viel ich weiß dreimal ne, (..) dreimal glaub ich hab ich die gewechselt*“ Nils Schuck; NF 3, 22/16-19).

### **Die Trennung der Eltern und das späte Dominantwerden der Schulverlaufskurve**

Im Alter von elf Jahren erlebt Nils die Trennung der Eltern. Die Gründe dafür führt er nicht ins Feld, sie scheinen ihm auch egal zu sein. Emotional hat er sich schon lange von seinem Vater verabschiedet und es ist nicht verwunderlich, dass er die Scheidung der Eltern als eine Befreiung empfindet („*dann in O.-Stadt, ähh na es gab dann auch Probleme mit meinen Eltern also, meine Mutter hat sich dann scheiden lassen von ihm, hab ich e bissel aufgeatmet also ich hab die äh Scheidung, als angenehm empfunden also, meine anderen beiden Geschwister nich so die mussten ja auch nich so leiden unter ihm*“ Nils Schuck; Segment 3, 2/3-6). Der Kontakt zum despotischen Vater bricht danach vollständig ab. Die Prozesse seiner frühen adoleszenten Entwicklung scheinen sich zu normalisieren. Das Verhältnis zur Mutter wird intensiver. Ein Jahr nach der Scheidung der Eltern lernt die Mutter einen neuen Mann kennen, erneut einen Seemann. Dieser Mann bringt nach dem tragischen Suizidtod seiner

<sup>6</sup> Ein solcher Ausnahmestand kann durch innerfamiliäre Spannungen erzeugt werden. Dabei treten massive Verunsicherungen und Irritationen auf, in denen „die Grenzen zwischen Liebe und Gewalt, Bedürftigkeit und Ausbeutung, Vertraulichkeit und Abhängigkeit, Nähe und Übergriff verwischen können“ (Böhnisch 1999/112, vgl. auch 112-116).

Frau drei Kinder mit in die Beziehung. Erneut steht ein Umzug bevor, der beide Familienhälften zusammenführt. Wiederholt muss Nils umgeschult werden. Der Familienverband mit insgesamt sechs Kindern hat für Nils etwas Heilsames, etwas Besänftigendes, denn das Zusammenleben verläuft reibungslos und harmonisch. Zum Stiefvater und dessen jüngsten Tochter kann Nils sogar eine engere Bindung aufbauen, die er allerdings später, nachdem er von zu Hause ausgezogen ist, nicht weiter pflegt.

Die relativ stabile Lebenssituation in der Großfamilie darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es in der Schule erhebliche Probleme gibt. Nachdem die schulischen Leistungen in der zweiten und dritten Klasse noch einigermaßen ausgewogen sind, erweist sich die Bewältigung des Schulalltags später als äußerst beschwerlich. Nils ist den Leistungsanforderungen immer weniger gewachsen. Er selbst stellt das jedoch als Leistungsverweigerung dar (*„aber ich würde sagen ich hab diese Sachen oder Mathe das hab ich auf einer Arschbacke abgessen, es war nich so daß ich s >nich konnte<, /I: Hmh/ ich hab einfach null Bock wie mer so schön sagt“ Nils Schuck; NF 5, 25/20-22*). Auch sein Verhalten lässt zu wünschen übrig. Insbesondere Autoritäten gegenüber, scheint er eine gewisse Trotzhaltung sowie Aktivitäten der Abweichung zu entwickeln. Die überwiegend schlechten Noten spornen Nils nicht zu besseren Leistungen an, eher sorgen sie für zusätzliche Motivationseinbrüche. Er hat keine Lust mehr auf die Schule und diese Antriebslosigkeit führt in der achten Klasse zur Versetzungsgefährdung. Die Versetzungsgefährdung ist der Höhepunkt der Verlaufskurvenentwicklung, deren Ursprung aber schon viel früher in den Prozessen der sozialen Degradierung innerhalb der Familie begründet liegt<sup>7</sup> (*„das hängt einfach was damit zusammen dass ich ähh (..) auch bei der Schule keine richtige Motivation hatte s war (..) es hing sicher mit diesem ich der ewige Bösewicht zusammen, /I: Hmh/ (...) und die ham mich auch richtig für n Versager gehalten, meine Eltern und ähh ich hab auch praktisch die Rolle erfüllt dann auch´ wie man das so tut ne“ Nils Schuck; NF 5, 25/8-12*). Vonseiten der Klassenlehrerin werden diese Sorgen dann auch an die Mutter herangetragen. Es kommt zu einem Gespräch, über dessen Inhalt nichts weiter bekannt ist. Aber es ist sehr wahrscheinlich, dass jene Unterhaltung zwischen der Mutter und der Klassenlehrerin dazu beigetragen hat, dass Nils die nächste Klassenstufe erreicht (*„ja in der achten Klasse praktisch ähh trat die Lehrerin so auf meine Mutter zu und sachte also wir glauben nicht dass er es Klassenziel schafft, und sie sollte sich da überlegen ähh ob ich ähh nich die Schule verlasse und doch einen Beruf lerne und so weiter ne, und sie hat dann mit ihr noch hin und her gemacht und mit ihr geredet und sie hat gesacht na gut, wir*

<sup>7</sup> Soziale Degradierung innerhalb der Familie meint hier die Missachtung durch den strafenden Vater sowie die problematische Konkurrenzdyade zum Bruder, der im Vergleich zu Nils anscheinend nie etwas falsch machen konnte und einen unantastbaren Status in der Familie zu genießen schien.

*nehm ihn noch mit rein ins neunte Klasse naja und da hab ich s eben so, neunte und zehnte Klasse noch so mit ach und krach zu Ende jebracht“ Nils Schuck; Segment 3, 1/34-40).*<sup>8</sup> Politisch gesehen, gibt es bei Nils nichts zu beanstanden. Seine Mitgliedschaft in den Kinder- und Jugendorganisation ist selbstverständlich, was bei seiner Versetzung sicher nicht außer Acht gelassen werden darf. Mit „*ach und krach*“ schleppt sich Nils durch die neunte und zehnte Klasse und er ist glücklich als das Ende der Schulzeit naht. Entsprechend bescheiden sind die Noten, die ihm nur begrenzte Möglichkeiten bei der Berufswahl einräumen.<sup>9</sup>

### **Berufsausbildung und Armeezeit**

Im Anschluss an die zehnte Klasse entscheidet sich Nils für eine Facharbeiterausbildung zum Maurer. Während dieser Ausbildung wohnt Nils weiterhin bei seiner Familie. Hin und wieder arbeitet er auch schon auf Montage. Dann ist er mehrere Wochen an auswärtigen Baustellen eingesetzt. Praktisches Arbeiten scheint ihn mehr zu erfüllen, als die Schulbank zu drücken. Die Lehrzeit absolviert Nils ohne größere Probleme und Zwischenfälle. Unter den Lehrlingen trägt er sogar die Funktion des FDJ-Sekretärs. Gegen Ende der Berufsausbildung und noch vor seiner Einberufung zum Wehrdienst lernt er seine spätere Frau kennen. Sie stammt vom Dorf und so sind zunächst nur gegenseitige Besuche in den jeweiligen Elternhäusern möglich.

Nils hatte sich bei der NVA für drei Jahre verpflichtet, was vor dem Hintergrund relativ ungewöhnlich erscheint, dass er ohnehin nicht ambitioniert war, ein Hochschulstudium anzustreben. Unter seinem Leistungsvermögen und ohne Abitur konnte er diesbezüglich sowieso keine höheren Ansprüche anmelden. Mit der Einberufung zur NVA verlässt Nils zum ersten Mal die häusliche Umgebung. Der Abkopplungsprozess von zu Hause scheint ihm nicht besonders schwer zu fallen. Er besucht die Unteroffiziersschule und ist bei den Raketentruppen als Lagerverwalter für die Treibstoffversorgung eingeteilt. An diesem Posten, so meint Nils, hätte er „*n bisschen Freiheiten gehabt*“ (Nils Schuck; NF 6, 25/48). Doch seine Motivation hält sich auch hier in Grenzen. Die Zeit beim Militär bleibt in Nils Lebensgeschichte weitgehend ohne besondere Ereignisse. Allerdings wird er bereits nach eineinhalb Jahren aus dem Dienst entlassen. Eine Erkrankung an den Augen führt zur vorzeitigen Ausmusterung. In seiner Erzählpräsentation stellt Nils das so dar, dass er den entsprechenden Gesundheitscheck beim

---

<sup>8</sup> Das 'Durchschleifen' leistungsschwacher Schüler durch die einzelnen Klassenstufen schien, trotz mangelhafter oder nicht ausreichender Leistungen, im DDR-Schulsystem keine Seltenheit. Der Begriff 'Durchschleifen' stand im gängigen Sprachgebrauch für diese Praxis.

<sup>9</sup> So gab es in der DDR gewaltige Unterschiede hinsichtlich einer Lehrzusage. Während die Facharbeiterausbildung zum Bauzeichner oder eine Krankenpflegeausbildung ein gewisses Leistungsniveau voraussetzten, konnte die Zusage für eine Maler- oder Maurerlehrausbildung auch mit einem Schulabschluss erreicht werden, der auf einem geringeren Leistungsniveau beruhte (z.B. auch mit dem Abgang aus der achten Klasse).

Militärarzt einforderte, um über diese verdeckte Strategie eine Verkürzung seiner dreijährigen Wehrzeit zu erzielen. Er wird daraufhin tatsächlich für untauglich erklärt, wobei allerdings nicht wirklich plausibel wird, woraus sich sein Sinneswandel begründet (*„na hab ich rum-jetrixxt ich bin dann anderthalb auf anderthalb Jahre runterjekommen, weil ich ähm ich hab n kleinen Augenfehler der nich so bedeutend ist ähh (...) aber also n Augenmuskel is gelähmt, und (...) ähh ich kann ein Auge ähh also kann ähh wenn ich nach links gucke nur mit einem Auge nach links gucken das andere kann ich nich bewegen ne“* Nils Schuck; NF 6, 25/31-35). Nur schemenhaft wird deutlich, dass wohl der militärische Alltag und die damit verbundenen Einschränkungen eine solche besondere Maßnahme erforderte (*„du konntest nicht raus du hast kaum Ausgang gekriegt ne, und das längste war n viertel Jahr: auf diesem (...) also so n Gelände ähh [...] und selbst bei ganz normalen Dienst ich bin bald blöd geworden, [...] ja es war (...) bei der Armee hab ich auch ziemlich gemerkt das is n Laden wo man, (...) so leicht verblödet so mit der Zeit also“* Nils Schuck; NF 6, 26/3-11). Im Nachhinein bewertet Nils die verkürzte Wehrzeit als einen glücklichen Umstand. Mit seiner Rückkehr, kann Nils sofort anfangen zu arbeiten. Es gibt kein Indiz auf etwaige Schwierigkeiten, die einem ungehinderten Übergang von der Ausbildung und Armee in den Beruf im Wege stehen. Vermutlich konnte Nils seine Arbeitsstelle schon während Lehrzeit aushandeln. Er arbeitet als Maurer auf Montage im Schichtdienst, was ihm neben seinem Grundgehalt weitere finanzielle Zuwendungen garantiert.

### **Arbeit, Heirat und Gründung einer eigenen Familie als Versuch, einen biographischen Entwurf einzulösen**

Bald kommt es zu einer Anhäufung verschiedener Ereignisse, die in die gleiche Zeit fallen. Zum einen heiratet Nils seine Freundin, die wenig später das erste gemeinsame Kind, einen Sohn, zur Welt bringt. Nils ist zum Zeitpunkt der Eheschließung einundzwanzig Jahre alt. Zum anderen wird ihm ein viel versprechendes berufliches Angebot unterbreitet: Er kann an einem Abschnitt des DDR-Wohnungsbauprogramms mitarbeiten, das Mitte der siebziger Jahre in einer Großstadt realisiert werden soll. Das eröffnet die Gelegenheit, relativ schnell und unkompliziert an eine moderne Dreiraumwohnung zu kommen. Bei der Wohnungsknappheit in der DDR ein verlockendes Angebot, dem Nils schließlich auch zustimmt. Daraufhin zieht die junge Familie in eine Plattenbausiedlung am Rande der Stadt. Nils geht hier einer gut bezahlten Arbeit nach, seine Frau ist als Kellnerin tätig. Die äußeren Rahmenbedingungen für die Umsetzung des biographischen Entwurfs scheinen zu stimmen und es ließe sich jetzt eine

positive, harmonische Entwicklung vermuten. Zu der kommt es die ersten Jahre auch. Die Familie verfügt über ausreichend Geld und kann sich bald einen guten Wohnkomfort, ausgestattet mit Fernseher und teurer Anbauwand, leisten. Doch in der Beziehung zu seiner Frau und bei der Gestaltung des ehelichen Alltags gibt es bald Probleme:

Jaa aber das ähm (..) irgendwann merkt ich das reicht mir nich (..) das kann s nich gewesen sein also, naja ich hab mich schon immer auch für andere Sachen interessiert also ich hab, auch von was die Musikspannbreite die is ziemlich breit bei mir da is alles dabei da is von Techno bis zu Klassik also buchstäblich alles dabei, /I: Hmh/ was böhmische Blasmusik is glaub ich nich dabei, /I: Hmh/ ähm (..) ja und ähm (..) ja sie war relativ interessenlos, und ich dachte da muss es noch irgendwas andres geben das kann s echt nicht sein jetzt hier, so vor mich hinöde und, und ähh naja ich hab dann äh gesagt gut es wird ich muss einfach in andre Kreise kommen, /I: Hmh/ und da dacht ich über die Bildung ähm wird das wohl passieren ne, na bin ich dann zur Abendschule dort gegangen und hab es Abi nachgemacht (..) ähh ach so ich hab zehn Jahre fast zehn Jahre als Maurer gearbeitet ne, ich war also jetzt ähh (..) ja doch fast zehn Jahre ne (..) also mit sechsundzwanzich hab ich wie gesacht das ähm Abitur auf der Abendschule gemacht war dann mit achtundzwanzich fertich, und das war für meine Frau immer noch Spielerei weißte=naja wenn er meint er muss seine Abende so rumkriegen, denn muss er s machen ne (..) tagsüber bin ich arbeiten gegangen ja und abends bin ich dann zur Abendschule gegangen

(Nils Schuck; Segment 6, 3/5-21)

Gleich zu Anfang des Erzählausschnitts macht Nils deutlich, dass ihn der biographische Entwurf mit der geregelten Arbeit, aber noch viel mehr das Zusammenleben mit seiner Frau, nicht ausgefüllt hätte. Ganz entschieden konstatiert er, dass ihm das Geschaffene irgendwie zu begrenzt vorkam, er eine wachsende Unzufriedenheit und Leere zu verspüren begann („irgendwann merkt ich das reicht mir nich (..) das kann s nich gewesen sein“). Im Anschluss daran betont Nils die Breite seiner Interessen, die sich jedoch anscheinend nicht besonders gut mit dem biographischen Entwurf vereinbaren ließen. Die Musik dient dabei als Beispiel zu Illustration der Vielfalt derer er sich seiner Interessen bedient. Aber das nur in zweiter Linie. In erster Linie scheint die Hervorhebung seiner Interessenvielfalt der Polarisierung zu dienen. Seine Frau bezeichnet er nämlich als „relativ interessenlos“ und damit zielt Nils durchaus auf einen Vergleich. Zugespitzt formuliert, verwendet der Erzähler das Bild von der eigenen Vielseitigkeit, um die vermeintlichen Bildungsdefizite und Differenzen zu seiner Frau und vielleicht auch die Langeweile, die aus seiner Sicht in der Ehebeziehung geherrscht haben mochte, aufzuzeigen. Aus dieser Enttäuschung heraus erklärt sich vielleicht auch, warum Nils seine Ehe bislang nur in Umrissen skizziert hat:<sup>10</sup> Es war auffallend, dass er lediglich den formalen Rahmen, wie die Ehe zustande gekommen ist, thematisierte. Dabei stützte sich Nils auf eine

<sup>10</sup> Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf vorhergehende Erzählsegmente. Sie sind deshalb hier auch in der Vergangenheitsform dargestellt.

Orientierung, die er weitgehend auf gewisse Normalitätsvorstellungen in der DDR zurückführte, und dazu zählte das frühe Heiraten, die gemeinsame Wohnung und ein geregeltes Arbeitsleben. Sein biographischer Entwurf sollte diesem sinnstiftenden Zusammenhang Rechnung tragen (*„ich bin ich hab n total normales Arbeiterähhleben angefangen so wie, das jeder so machte ne früh heiraten, Wohnung suchen ähh Anbauwand und so weiter (...) also was man so ähh sich so vorstellt“* Nils Schuck; Segment 5, 2/35-38). Allerdings war nichts darüber zu erfahren, was die Liebesbeziehung zu seiner Frau im Besonderen ausgezeichnet hat. In seinen Schilderungen blieb die Ehe ohne emotionalen Tiefgang und Nils verzichtete gar darauf, den Namen seiner Frau zu erwähnen.

In der Erzähldarstellung gelangt Nils an einen Punkt, an dem er wiederholt seine Unzufriedenheit mit der damaligen Lebenssituation markiert (*„und ich dachte da muss es noch irgendwas andres geben das kann s echt nicht sein jetzt hier“*). Nils hat das Gefühl, wie er sagt, vor sich *„hin zu öden“* und er spielt gedanklich durch, welche Wege es gäbe, sich aus dieser Lage zu befreien. Er verspürt die Sehnsucht nach etwas Neuem. Es ist wahrscheinlich, dass Nils darüber entweder nur wenig oder gar nicht mit seiner Frau gesprochen hat. Denn das biographische Handlungsschema, das Abitur auf der Abendschule nachzuholen, entwickelt er ganz für sich allein. Das Handlungsschema erscheint ihm als eine Alternative zu jenem empfunden Sinnvakuum, obwohl seine bisherigen Schulerfahrungen nicht unbedingt dafür sprechen, den hohen Leistungs- und Motivationsanforderungen im Abitur gerecht zu werden. Über den zweiten Bildungsweg verspricht sich Nils jedoch nicht nur, das Abitur nachzuarbeiten, sondern auch in ein anderes soziales Umfeld zu gelangen (*„und, und ähh naja ich hab dann äh gesagt gut es wird ich muss einfach in andre Kreise kommen, /I: Hmh/ und da dacht ich über die Bildung ähm wird das wohl passieren ne, na bin ich dann zur Abendschule dort gegangen und hab es Abi nachgemacht“*). Bei genauerem Hinsehen kündigt der Erzähler hier indirekt einen Wandel in seiner Lebensgeschichte an.<sup>11</sup> Der konzentriert sich zunächst auf die Abendschule, die Nils nach Feierabend auf der Baustelle besucht. In dieser Zeit scheint sich die Beziehung zu seiner Frau maßgeblich zu verschlechtern. Es kommt zu anfänglichen, zum Teil heftigen Auseinandersetzungen. Nils fühlt sich in der Partnerschaft und vor allem in dem, was ihn bei der Umsetzung seines Handlungsschemas bewegt, unverstanden. Der biographische Entwurf, wie er mit dem Familienmodell verbunden ist, bekommt deutliche Risse.

---

<sup>11</sup> Der sich im Erzählausschnitt sinngemäß wiederholende Kommentar: *„und ich dachte da muss es noch irgendwas andres geben das kann s echt nicht sein jetzt hier“* stellt gewissermaßen einen Höhepunktmarkierer dar, über den Aspekte einer biographischen Wandlung angekündigt werden.

## Das biographische Handlungsschema des nachgeholtten Abiturs und seine Konsequenzen

Das Abitur auf der Abendschule nachzuholen, ist ein bewusst vollzogenes Handlungsschema. Durch die tagsüber ausgefüllte Arbeit als Maurer und die Abendschule ist Nils kaum zu Hause. Damit lösen sich zwar nicht die Spannungen und Probleme im Umgang mit seiner Partnerin, aber er kann ihnen vorerst aus dem Weg gehen. Das passiert zu einem Zeitpunkt, da seine Frau ein zweites Kind bekommt, eine Tochter. Der Junge kommt gerade in die Schule und diesen Alltag mit zwei Kindern muss die Ehefrau allein meistern. Nils hingegen scheint sich in dieser wichtigen Phase zunehmend von seiner Familie zu entfernen. In dem Zusammenhang kommt er selbst auf eine Auseinandersetzung mit seiner Frau zu sprechen. Der kurze Disput ist zwar eher beiläufig in die Erzähldarstellung eingeflochten, scheint aber doch von zentraler Relevanz. Denn in jenem Disput wird deutlich, dass die Ehefrau seiner Idee und den Aktivitäten rund um das biographische Handlungsschema keine besondere Akzeptanz einräumt. Im Gegenteil, es verletzt Nils zutiefst, als sein Bildungs-Tatendrang von ihr als unnütze „*Spielerei*“ abgetan wird („*und das war für meine Frau immer noch Spielerei weißte=naja wenn er meint er muss seine Abende so rumkriegen, denn muss er s machen ne*“). Nils spürt, dass ihn seine Frau dahingehend nicht ernst nimmt und es wäre an dieser Stelle nicht überraschend, wenn dieser Anerkennungsentzug unangenehme Erinnerungen an seine Kindheit wecken würde. Immerhin hat Nils mit dem biographischen Handlungsschema eigene Emanzipations- und Veränderungsbestrebungen initiiert und genau diese werden von der Ehefrau nicht honoriert.<sup>12</sup> Während sie diese Situation in ihrer Brisanz und Tiefenwirkung zu verkennen scheint, stellt die Auseinandersetzung für Nils jedoch ein signifikantes Ereignis dar. Die Verletzungserfahrung ist sicher nicht der Grund für die später von ihm eingeleitete Trennung, aber sie bewirkt schon eine klare Distanzierung und einen inneren Loslösungsprozess von seiner Partnerin. Die Beziehung kann sich zwar wieder erholen, doch sie bleibt nur kontrafaktisch stabil. Denn die beiden Prozesse – zum einen das von Nils verfolgte biographische Handlungsschema, und zum anderen die durch die Ehefrau provozierten Sticheleien und Kränkungen –, konkurrieren zum gleichen Zeitpunkt miteinander. Die Differenzen zwischen beiden Ehepartnern werden größer, gegenseitiges Vertrauen und Verständnis füreinander schwinden.

Trotz der Interventionen seiner Frau hält Nils an seinem Handlungsschema fest. Er absolviert das Abitur und das erstaunlicherweise mit recht gutem Abschluss. Anschließend schreibt er sich für ein Studium der Ingenieurpädagogik ein. Mit der Wahl des Studienorts ist er erneut

---

<sup>12</sup> In der Bemerkung seiner Frau steckt insofern ein Verletzungspotenzial, als dass hier die Möglichkeit besteht, dass das Bild des Versagers wieder hervorgerufen und aktualisiert wird. Das passiert zu einem Zeitpunkt, als Nils eigene, selbstbewusste Emanzipations- und Reputationsaktivitäten entwickelt, um sich von genau jenem Negativbild loszueisen.

von der Familie getrennt – möglicherweise eine bewusste Entscheidung, denn Nils hätte dieses Studium durchaus auch an seinem Heimatort antreten können. So fährt er lediglich an den Wochenenden nach Hause. Die Entscheidung, ein Studium anzuschließen, bedeutet eine Fortsetzung und Kontinuierung des biographischen Handlungsschemas, wie es mit dem nachgeholtten Abitur eingeleitet wurde.

Der räumliche Abstand führt zu keiner qualitativen Verbesserung der Ehe. Nils spricht davon, dass seine Frau und er sich in dieser Zeit seines Studiums „auseinander gelebt“ hätten, aber es ist wahrscheinlich, dass die emotionale Entzweiung schon viel früher einzusetzen begann („*ähh wie gesagt mein mein Horizont änderte sich langsam wir ham uns wirklich auseinander gelebt, sie hat ähh na Kellner- Kellnerinnenniveau beibehalten, und ähm (...) na ich hab dann auch noch am Wochenende gesessen und hab noch gelernt*“ Nils Schuck; Segment 9, 3/35-38). Wäre das nicht der Fall, hätte Nils vermutlich darauf verzichtet, die verletzende Auseinandersetzung mit seiner Frau oben zu erwähnen. Auffällig ist auch, dass Nils immer stärker den Bildungsunterschied zu seiner Frau ins Feld führt, während er damit mehr oder weniger hilflos das eigene biographische Handlungsschema aufzuwerten versucht. Die Konflikte in der Beziehung nehmen zu, auch weil ihm seine Partnerin unterstellt, er würde sich während des Studiums mit anderen Frauen einlassen. Ein Verdacht, der sich nicht bestätigt. Nach neun Jahren Ehe kommt es zur Scheidung, die allerdings nicht im gegenseitigen Einvernehmen beschlossen wird. Die Scheidung wird von ihm ausgehend thematisiert, weil er, wie er meint, die ständigen Streitigkeiten nicht mehr ertragen konnte („*ja, und ja es entstanden immer heftigere Spannungen (...) so das ich dann irgendwann also richtig wilde Streitereien ne also wo, /I: Hmh/ (...) ähm das kannst Du nich vorstellen es es gab keine Anlässe es war einfach nur irgendwas um auf mir rumzuhacken weißte, ich ähh naja (...) Fazit war äh praktisch wir das war sinnlos war das wir zusammenleben und ich hab die, Scheidung eingereicht weil ich dachte wenn wir beiden länger zusammenleben wird ich hier wahnsinnig, >also< hab ich mich scheiden lassen*“ Nils Schuck; Segment 9, 3/38-44). Interessant ist jedoch wiederum, dass Nils die Scheidung heimlich vorbereitet und seine Frau dann vor vollendete Tatsachen stellt. Er glaubt, auf diese Weise den bevorstehenden Konflikten ausweichen zu können.<sup>13</sup> Die Frau, wiederum stark beeinflusst von ihrer Mutter, droht daraufhin mit ei-

<sup>13</sup> Wie Nils die Scheidung konspirativ einrührt und alle Vorbereitungen dafür trifft (z.B. sich im Vorfeld einen Unterschlupf bei einem Freund organisiert), lässt an seinen Fähigkeiten zweifeln, ernsthafte und selbstkritische Auseinandersetzung zu führen. Was er mit einem Anflug von Heroismus und Stolz als generalstabsmäßig geplanten Akt darstellt, erscheint hier als Offenbarung mangelnder Konfliktfähigkeit: „*Ich hab die richtig gut vorbereitet ich hab meiner Frau gar nischt gesagt also um ihr Ärger zu ersparen, und ähm hab dann (...) ja im Grunde genommen alles vorbereitet die Gütertrennung hab ich ihr überlassen na ich sag ich brauch n Tisch n Stuhl und n Bett, mehr brauch ich nich hmh, ähm (...) ja ich hab das dann eingereicht und wir wurden auch geschieden sie hat viel Theater gemacht wollte das nich ich hab das auch so vorbereitet, dass wenn ich s ihr gesagt habe dass ich zu nem Freund äh ziehe*“ (Nils Schuck; Segment 10, 3/47-4/3). In seiner Erzählerdarstellung tauchen auch zu anderen Zeitpunkten solche taktischen Manöver auf, insbesondere immer dann, wenn es um die Ver-

nem Kontaktabbruch, was in Hinblick auf die gemeinsamen Kinder (die Tochter ist zu diesem Zeitpunkt drei Jahre, der Sohn neun Jahre alt) schmerzhaft gewesen sein dürfte. Hauptsächlich wird ihm vorgeworfen, die Familie „im Stich gelassen“ (Nils Schuck; NF 2, 21/37) zu haben. Doch auch hier beharrt Nils auf seiner Meinung, nicht er sei für das Scheitern der Ehe verantwortlich, sondern allein seine Frau. Persönliche Fehler räumt Nils nicht ein und die einseitigen Schuldzuweisungen an die Adresse seiner Partnerin sorgen dafür, dass die Ehetrennung keinen aktiven Bearbeitungsgegenstand darstellt, der von ihm hinreichend reflektiert und auch in seiner biographischen Reichweite ausgelotet wird. Es werden keine expliziten Andeutungen von biographischen Kosten gemacht, was ziemlich verwundert, da nach dem hartnäckigen Drängen seiner Frau, der Kontakt tatsächlich, und das vor allem zu den beiden Kindern, abbricht. Nils nimmt diese Trennung mehr oder weniger so hin. Für ihn scheint das Thema `vom Tisch` und er deutet den kompromisslosen Abschied von seiner Familie heute geradezu schicksalhaft als einen „scheinbar notwendiger Abschnitt“ seiner lebensgeschichtlichen Entwicklung („das is ähh das is abgeschlossen (..) das is eh nich zu ändern da is auch nichts mehr zu retteln retten, ich trau traure der Situation auch nicht hinterher, ähm (..) s is vorbei` (..) und ich seh s tatsächlich auch so wie ein scheinbar notwendiger Abschnitt mein meiner Entwicklung“ Nils Schuck; NF 2, 22/4-7).

### **Studium und Leben eines `Freizeithippies` – Aspekte der biographischen Wandlung**

Die Scheidung stellt in Nils Lebensgeschichte dennoch einen signifikanten Ereignishöhepunkt dar. Das fällt deshalb relativ leicht zu sagen, weil sich nach der Trennung seine gesamte Lebensausrichtung und Lebensgestaltung grundlegend verändern. Nils selbst beschreibt den Orientierungskontext, wie er für ihn mit der Trennung verbunden war, folgendermaßen: „Ja und dann bin ähm na hab ich mich scheiden lassen das war wirklich wie so n Schnitt in meinem Leben, ich hab dort gesagt also jetzt muss alles anders werden ne, ich muss von diesem damals hab ich so gedacht spießigen kleinbürgerlichen Dasein wegkommen und, einfach mal andere Welten kennen lernen ne (..)“ Nils Schuck; Segment 10, 4/9-12).<sup>14</sup> Vorübergehend wohnt er bei einem Freund zur Untermiete, wenige Zeit später bezieht er eine eigene kleine

---

meidung von Konfliktsituationen geht. Man könnte hier auch von der Ausbildung einer Basisstrategie sprechen, die bei Nils >Flucht< und >Täuschung< heißt und die bisweilen mit einer hohen Ausblendungswirksamkeit verbunden ist. Und mehr noch, Nils beginnt die Situation hier umzudrehen. Dabei scheint all zu offensichtlich, dass er nicht seiner Frau, sondern sich selbst den Ärger und die Kontroversen rund um die Scheidung ersparen möchte.

<sup>14</sup> Mit dieser suprasegmentalen Markierung („das war wirklich wie so n Schnitt in meinem Leben, ich hab dort gesagt also jetzt muss alles anders werden ne“) wird das Wirksamwerden einer neuen biographischen Prozessstruktur angedeutet. Die Darstellung, die für die Bedingungen und Prozesse der biographischen Wandlung ausschlaggebend sind, umspannen hier nun mehrere Erzählsegmente, die ein Suprasegment ergeben. Nils muss jetzt, nachdem er dies angekündigt hat, aufzeigen, wie sich die Prozesse der Wandlung entwickelt haben und welche Auswirkungen diese auf den weiteren Lebensverlauf hatten.

Wohnung. Über das Geschehen im Studium spricht Nils wenig. Bekannt ist, dass er sich zwar für ein Ingenieurpädagogikstudium eingeschrieben hatte, später aber in den Studiengang Hochbau wechselt. Entscheidend für den Wechsel ist ein Praktikum, das er im Rahmen des pädagogischen Studiums an der Berufsschule eines Tiefbaukombinats absolvieren muss. Hier merkt Nils, dass er sich in der Unterrichtung und Anleitung der aufmüpfigen Lehrlinge ungewein schwer tut. Die Jugendlichen tanzen ihm buchstäblich auf der Nase herum, zeigen wenig Motivation und Interesse für den Unterricht und kümmern sich um alles andere, nur nicht um Schule. Das führt bei Nils zu einer großen Skepsis über seinen künftigen Eintritt in den Schul- und Ausbildungsdienst (*„die andern ham irgendwas gemacht, und sind auch abgehauen sind äh wiedergekommen ham, wirklich vom von der Skatrunde über ernsthafte Schachspiele beziehungsweise (lacht) manche ham Bücher gelesen auch Pornohefte hatten se dabei gehabt und so, die ham gemacht was se wollten ne (...) ne und das hab ich n ganz kurz mal gesagt ich ich nee das is nich meine Richtung also ich kann nich mit solchen Jugendlichen da zusammenarbeiten ne“* Nils Schuck; Segment 13, 5/6-11). Das zweite Problem in der Berufsschule ist die *„große Parteifahne, die da immer geschwenkt wurde“* (Nils Schuck; Segment 13, 5/11-12). Der Lehrplan ist von marxistisch-leninistischen Fächern durchdrungen. Auch im Kollegium, das fast nur aus Parteimitgliedern besteht, fühlt sich Nils nicht besonders gut aufgehoben, so dass der späte Studienwechsel in den „Hochbau“ verständlich erscheint. Auch tätig er hin und wieder kleinere Schwarzarbeiten, wodurch er im gesamten Zeitraum des Studiums keine finanziellen Sorgen fürchten muss. Aber er scheint in dieser Phase ohnehin nicht auf der Suche nach einem luxuriösen Leben:

Und dann hab ich dann meine neue Freundin kennen gelernt meine neue Partnerin, die (..) war zu der Zeit auch im Studium die hat Gartenbau studiert Gartenbauingenieur später, und (..) ich hab mir erst ne kleine eigne Wohnung gesucht und meine ganzen Möbel die ich noch mitgenommen hatte, zerhackt und hab mir alles aus selber gebaut und, /I: In L.-Stadt dann?/ in L.-Stadt ne, in L.-P.-Stadt bin ich dann hab ich dann gewohnt ne /I: Hmh/ also ich hab=das war nur übergangsweise bei meinem Freund da bei dem M.M., und da hab ich mir selber in L.-P.-Stadt ne Wohnung gesucht da standen ja viele kleene, also meistens sind das die letzten Hütten gewesen ne, ja und hab mir das alles selber gebaut dann ne und ich kam dann auch so nach und nach in, ich war damals n ziemlicher Extremist ich wollte von diesem kleinbürgerlichen Kram wegkommen und, ich hab ähh mir mir Latz-Malerlatzhosen gekauft oder Maurerlatzhosen hab die gefärbt und, Unterhemden gefärbt dann meine Freundin hat mir Stricken beibracht ähh, weil ich wollte ich (..) von diesem äh blödsinnigen ähh Exquisitkonsumdenken wollt ich absolut wegkommen da ne, /I: Hmh/ das war so dieses ganze spießige, Dasein dieser Menschen und so das hat mich so angekotzt ne (..) dann ähh (...) ja erstma so n bisschen das alternative freie ungebundene Hippie-leben da geführt, ich bin natürlich normal zur Arbeit jegangen ne also ich war nich asozial ne,  
(Nils Schuck; Segment 12, 4/28-45)

Während des Studiums lernt Nils seine neue Freundin kennen. Auch taucht im Erzählabschnitt ein Freund auf, bei dem Nils zu einem frühen Zeitpunkt im Interview schon angab, dass er kurz nach seiner Scheidung bei ihm wohnte und mit MM. *„n bisschen auf n Putz gehauen und, einfach mal so na durch die Welt um die Häuser gezogen [ist]“* (Nils Schuck; Segment 11, 4/20-21). Geld ist für die beiden Freunde kein Problem. Ihre Schwarzarbeiten sorgen dafür, dass sie das Geld auch in vollen Zügen ausgeben können. Beide frönen einem Lebensmotto, das Nils mit *„Wein, Weib und Gesang“* (Nils Schuck; Segment 11, 4/27) umschreibt.<sup>15</sup> Nils ist auf Orientierungssuche und der hier namentlich erwähnte Junggeselle MM. scheint ihm bei seiner Abkehr vom *„spießigen kleinbürgerlichen Dasein“* (Nils Schuck; Segment 10, 4/11) zur Seite zu stehen. Nils unterzieht sich einem radikalen Lebenswandel. Fast alle bisherigen Lebensgewohnheiten werden abgestreift und durch neue, unkonventionelle ersetzt (*„ich war damals n ziemlicher Extremist ich wollte von diesem kleinbürgerlichen Kram wegkommen“*). Bei der Einrichtung seiner Wohnung verzichtet Nils auf das mitgebrachte Mobiliar, das er kurzerhand in Stücke schlägt. Wichtig ist jetzt, mit Einfallsreichtum und Geschick alles selber zu bauen, um von den *„blödsinnigen“* spießbürgerlichen Wertevorstellungen wegzukommen. Es scheint geradezu trotzig, wie Nils mit dem Zerhacken der Möbel große Teile seiner alten Identitätsvorstellung hinter sich lassen will. Die Sinnquellen eines Konsumorientierten Lebensentwurfes, wie sie für Nils noch mit der Ehe verbunden waren, haben sich erschöpft. Es dominieren Sinnorientierungen jenseits von Wohlstand und Konsum. Dazu zählt z.B. auch die vollständige Umstellung seiner Ernährung. Nachdem Nils in der Zeit der Ehe sein Gewicht auf über neunzig Kilogramm gebracht hat, verordnet er sich nun einer strengen Diät (*„also ich war ziemlich rundlich damals ich hab (...) mich auch äußerlich verändert ich hab gesagt ich muss jetzt abnehmen ne ich hab, ähh 94 Kilo gewogen und hab gesagt das (...) will ich nich ich muss jetzt ich muss abnehmen und da hab ich, im nächsten halben Jahr nach meiner Scheidung meine ganze Ernährung umgestellt und hab dann auch 25 Kilo abgenommen (...)“* Nils Schuck; Segment 11, 4/14-19). Durch seine Freundin lernt er das Stricken. Die Aspekte der Wandlung assoziieren hier eine nahezu literarische Nähe zur Lebensreformbewegung (hier insbesondere der ausgeprägte Asketizismus und Konsumverzicht). Ebenso wichtig ist es, diese Wandlungsaspekte nach außen zu demonstrieren. Der *„idiosynkratische Selbsta Ausdruck“* (Sennett 1983), das neue Outfit mit den eingefärbten Latzhosen, Unterhemden und den Turnschuhe, soll nun auch äußerlich die Veränderungen seiner

---

<sup>15</sup> Nils verwendet hier eine Symbolik, die Parallelen zu dem Slogan *„Sex, Drugs and Rock n´ Roll“* aufweist, so wie er im Westen Deutschlands seinerzeit grassierte. Eine ereignis- und lebensnahe sowie informationsreiche Aufsatzsammlung über *„Bluesfreaks, Tramps und Hippies in der DDR“* ist vor nicht all zu langer Zeit von Michael Rauhut und Thomas Kochan (2004) herausgegeben worden.

Selbst- und Weltwahrnehmung aufzeigen.<sup>16</sup> Sie fungieren als Symbole eines fundamentalen Gegenentwurfs zu seiner lebensgeschichtlichen Vergangenheit. Das ausschweifende Nachtleben in Kneipen, das Nils mit seinem Kumpel und der Freundin genießt, führt dazu, dass er bald auch in die Szenekreise integriert ist. Nils macht Bekanntschaft mit vielen neuen Leuten, Künstlern, aber auch mit politisch Andersdenkenden und gesellschaftlichen `Aussteigern´ (*„mein Privatleben, mein privates ähh wie soll ich sagen Szeneleben im L.-P.-Stadt na R.-Stadt ähh das war so meine Kultur Freizeitleben das war n anderes ganz anderes, da war ich ähh in der Szene in der Alternativszene ziemlich gut bekannt, /I: Hmh/ also man kannte sich man kannte auch untereinander, das warn so die, alternativ grün bissel links aber mit n Roten hatten se och nischt am Hut, aber so weefte kannste Dir ungefähr vorstellen ne, /I: Hmh/ und nich radikal radikal gab s auch welche aber mit den hatt ich nichts am Hut, allmählich merkte ich dann nämlich auch schon das Extremismus jeglicher Couleur nur Scheiße ist das bringt keine Lösungen ne, ähm (..)“* Nils Schuck; Segment 15, 7/31-39). Er ist einerseits begeistert von dieser `neuen Welt´, beobachtet andererseits aber auch die Inszenierungen und Selbstdarstellungen der Akteure.<sup>17</sup> Nils avanciert zu einer Art `Freizeithippie´, der tagsüber dem Studium nachgeht, und abends um die Häuser zieht und *„das alternative freie ungebundene Hip- pieleben“* genießt. Nils wird zu einem Wanderer und Grenzgänger zwischen den sozialen Welten, changiert zwischen dem Studium und den Ausschweifungen des Nachtlebens, und – das ist von Bedeutung – er gefällt sich in der Rolle, ein origineller `Freak´ geworden zu sein. Beides ist anspruchsvoll, will Nils doch den jeweils unterschiedlichen Ansprüchen und Erwartungen gerecht werden. Das ändert sich auch nicht, als er nach dem erfolgreichen Abschluss seines Hochschulstudiums im Sommer 1988 in der Baubranche zu arbeiten beginnt.

<sup>16</sup> Häufig beförderten die zumeist rosa oder lila eingefärbten Maurer- oder Malerlatzhosen insbesondere in Künstler- oder Intellektuellenkreisen ein formal nach außen instruiertes gesellschaftliches Protest- und Oppositionsmotiv sowie eine alternative Lebenseinstellung. Freilich konnte das bedeuten, unter Beobachtung durch die staatlichen Sicherheitskräfte und in den Verdacht des Widerständlers zu geraten. Nach Richard Sennett (1983) zeigen die drei Kategorien – freier Selbstausdruck, Devianz und Anormalität – in öffentlichen Räumen ein freiheitliches Moment der Individualität und Identitätsentfaltung. Ungeachtet der öffentlichen Zensuren und Restriktionen kann über die Kleidung ein symbolisches Lebensgefühl unendlicher Freiheit und Protesthaltung vermittelt werden. Das meint Sennett auch, wenn er von einem „idiosynkratischen Selbstausdruck“ spricht. Insbesondere in gesellschaftlich einfach strukturierten, wenig differenzierten, spezialisierten und segmentierten sozialen Schichtungen, wie sie in der DDR vorhanden gewesen sind, war eine solche Devianz im Kleidungsstil freilich viel augenscheinlicher und aufgrund der Beobachtungen durch die Staatssicherheit mit Gefahren verbunden. Am Beispiel des Grenzgängers Oscar Wilde, Ende des 19. Jahrhunderts, beschreibt Sennett die öffentliche Regelverletzung als die Freiheit oder den Freiheitsgewinn des Einzelnen, der sich anders verhält und anders aussieht als die übrigen (vgl. Sennett 1983/246ff). Diese Form der transparent gemachten Freiheit und Revolte interessiert vor allem diejenigen, die sich nicht als abweichende Existenzen oder Außenseiter begreifen. Sie fällt solchen Personenkreisen auf, die die Devianz definieren, die Regeln setzen und die soziale Kontrolle ausüben; Howard Becker nennt sie die „moralischen Unternehmer“ (Becker 1963/Kap.8/133-158).

<sup>17</sup> Nils beobachtet hier, dass die alternative, künstlerisch ausgerichtete Szene auch vom Selbststilisieren, Kokettieren und Maskieren der Akteure lebt und diese Erkenntnis verleitet ihn dazu, die Personen schematisch in `Wahrhaftige´ und `Pseudoalternative´ zu unterteilen. Dennoch übernimmt Nils bestimmte Sinn- und Verhaltensvorstellungen der Szene, was zu einer raschen Einsozialisation in diese soziale Welt beiträgt. Es gelingt ihm, die Standpunkte und Einstellungen der Akteure zu erfassen und sich in deren Handlungsperspektiven hineinzusetzen, was eine *Rollenübernahme* ermöglicht, die er bald selbst auch *aktiv ausfüllen und gestalten* kann (vgl. dazu Mead 1968/Teil IV/299-307).

## **Politische Aktivitäten und alternatives Leben führen zunehmend ins Abseits und in eine Verlaufskurvenentwicklung**

Trotz der anspruchsvollen Arbeit als Bauleiter bricht der Kontakt zur alternativen Szene nie ab. Seine Abende verbringt Nils weiterhin in den Kneipen. Immer stärker stellt die alternative Szene einen Gegenpol zur täglichen Arbeit dar. Sie bietet einen sanktionsfreien Raum, in dem sich Prozesse der Abweichung und des Revoltierens gegen die Zustände in der DDR-Gesellschaft entfalten können. Je enger der Kontakt zur Szene wird, umso stärker beginnt sich Nils, von den gesellschaftlichen Bedingungen, Regeln und Normen zu distanzieren. Sein Denk- und Verhaltensrepertoire hat sich mittlerweile auf das Grenzgängertum eingerichtet, was ihn bald in eine marginalisierte gesellschaftliche Position befördern wird. Mit dem 'Freizeitippie'-Leben ist der Beginn eines Marginalisierungsprozesses eingeläutet, der von nun an unregelmäßig fortschreitet. Unregelmäßig deshalb, weil die Prozesse der Abweichung immer nur partieller Natur sind und der Marginalisierungsprozess keinen gleichförmigen kontinuierlichen Verlauf nimmt. Dennoch trägt dieser Prozess eine konditionelle Entwicklung, die immer neue Stadien hervorbringt.

Zunächst führte die Berührung mit der alternativen Szene dazu, dass Nils eine nach außen repräsentierte Antihaltung gegenüber dem DDR-Staat entwickelt hat. Doch nun wird er selbst politisch aktiv und schließt sich oppositionellen Kreisen an. Die Prozesse der Abweichung erlangen eine neue Qualität. Über seine Freundin kommt er mit Personen aus dem „Grün-ökologischen Netzwerk Arche“ in Kontakt. Gemeinsam mit anderen oppositionellen Gruppen ist die „Arche“ maßgeblich an den Vorbereitungen zur Kontrolle der Kommunalwahlen im Frühjahr 1989 beteiligt.<sup>18</sup> Inwieweit eine wirkliche Identifikation und Auseinandersetzung mit dieser politischen Gruppe erfolgt ist, bleibt offen. Wichtig ist aber, dass Nils bestimmte gesellschaftskritische Perspektiven und Vorstellungen von anderen Personen übernimmt und eine misstrauische Haltung gegenüber dem DDR-Staat ausbildet.<sup>19</sup> Entgegen seiner Auffas-

---

<sup>18</sup> Die „Arche – grün-ökologisches Netzwerk in der Evangelischen Kirche“, kurz „Grün-ökologische Netzwerk Arche“, wurde maßgeblich von Mitarbeitern der Berliner Umwelt-Bibliothek im Januar 1988 gegründet. Ihr Anliegen war es zunächst, die bestehenden autonomen Ökologiegruppen in der DDR zu vernetzen. Innerhalb der Umweltgruppen gab es große Meinungsverschiedenheiten zu dieser Gründung. Den „Arche“-Mitgliedern wurde vorgeworfen, ein parteiähnliches Gebilde zu errichten, um so eine Vernetzung der selbständigen Ökogruppen „von oben“ koordinieren zu wollen. Ab Juni 1988 erschien etwa halbjährig die Dokumentation „Arche Nova“. Bekannt wurde das „Grün-ökologische Netzwerk Arche“ dadurch, dass es an der Vorbereitung, Koordinierung und Durchführung der Kontrollen der Kommunalwahlen am 07. Mai 1989 beteiligt war. Das Netzwerk löste sich im Spätherbst 1989 auf (vgl. Neubert 1997/748-752, auch 810-815).

<sup>19</sup> In seiner Erzählerdarstellung greift Nils einmal das Schicksal eines jungen Ehepaares auf, das aufgrund ihrer politischen Arbeit beim Arche-Netzwerk unter Repressalien zu leiden hatte und wenig später des Landes verwiesen wurde. Zum anderen wird gesellschaftliches Unrecht aus der Perspektive seines Bruders eingeblendet. Dieser hatte bei seinem Ausreiseantrag aus der DDR, die rumänische Regierung unter Nicolae Ceausescu als faschistoides System bezeichnet, was ihm eine einjährige Haftstrafe einbrachte. Der Bruder wurde kurz nach dem gesellschaftlichen Umbruch amnestiert und aus der Haft entlassen. Vor diesem Hintergrund beschreibt und begründet z.T. Nils seinen eigenen Politisierungsprozess, obwohl er sich in einem Handlungszusammenhang zu bewegen schien, den Robert Merton (1957) einmal „self-fulfilling prophesy“ nannte: Um eige-

sung ist jedoch fraglich, ob sich seine insgesamt negative Stimmung tatsächlich auf die Missstände in der DDR bezieht oder nicht etwa Ausdruck seiner inneren Leere und Orientierungssuche darstellt. Denn die anfänglich unter dem Spaßfaktor ausgerichtete Lebensweise wird zunehmend stärker von Ausbrennungssymptomen erfasst. Schwierig ist dahingehend, dass Nils dies nicht als Hinweis auf das Bestehen eigener Orientierungs- und Lebensprobleme interpretiert. Mit dem konstruierten 'Feindbild' DDR verfügt er jetzt immer wieder über einen abstrakten Opponenten, den er für seine „depressive“ Stimmung verantwortlich macht (*„ich muss sagen ich bin (...) ich war dann auch ziemlich depressiv drauf ne ich (...) dass die DDR krachen geht war nich abzusehen, auch 88 noch nicht ne, das war (...) also für mich nicht=das es überall brodelte und so brodeln gebrodelt hat s überall schon immer mal ne, ähm und ich hab och gemerkt das Volk wird nie n Aufstand wagen die wern sich nich äh, ändern die wern nichts ändern nicht das Volk, das kann nur durch einige, wenige intellektuelle Kräfte wie s eigentlich immer war passieren ne bei jeder Revolution ne (...) und äh meine Herrn Arbeiter hab ich mir angeguckt und sag nee ihr werdet hier nischt ändern ihr nicht, und dadurch war ich wohl ziemlich depressiv ne“* Nils Schuck; Segment 15, 7/21-29). Tauchen etwa persönliche Probleme oder Ungereimtheiten auf, sind es die leidigen gesellschaftspolitischen Verhältnisse, die ihn immer mehr „zum Zyniker“ werden lassen (*„ja im Frühjahr und ham dann auch letztendlich den Wahlbetrug entlarvt [es geht um die Volkswahl im Mai 1989; d. Verf.]<sup>20</sup> is wirklich n Netzwerk wir ham überall kontrolliert in R.-Stadt in E.-Stadt in L.-Stadt und so, und ja aber ich hab nich hab gezweifelt dass da überhaupt was dabei rauskommt ne wir ham s immer die Dinge öffentlich gemacht, ich wurde auch zum zum (stottern) zum Zyniker kann man sagen ne, ähh ich hab dann gesagt nee diesem Staat kann man sich nur noch entziehen“* Nils Schuck; Segment 14, 5/40-45). Auch lassen sich Berufsausübung und Szene-dasein immer weniger miteinander vereinbaren. Es entsteht eine Art Gegenläufigkeit. Je tiefer Nils in die politisch-oppositionelle Szene eindringt, umso größer wird die Kluft zu seiner beruflichen Arbeit und deren Sinnhaftigkeit. So ist es nur eine Frage der Zeit, dass es auf der Arbeitsstelle bald zu größeren Komplikationen kommt. Durch seine provokative Kleidung und der kultivierten Trotzhaltung steht der Bauleiter ohnehin unter Beobachtung durch die

---

ne Erfahrungen abwägen und vorwegnehmen zu können, stehen zur Bewältigung bestimmter Situationen die Erfahrungen anderer mit zum Teil gezielten Interpretationen vorauszusagender Ereignisse bereit. Durch die „Organisation des eigenen Handelns im Namen bevorzugter Prinzipien“ (Strauss 1968/109) besteht jedoch immer auch die Gefahr einer bequemen und kritiklosen Übernahme von Fremdperspektiven in das eigene Denk- und Handlungsrepertoire.

<sup>20</sup> Neubert (1997) konstatiert in Bezug auf die Vorbereitungen und den vorgesehenen Ablauf der Wahlkontrollen durch das „Netzwerk Arche“: „In allen größeren Städten, wo es eine formierte Opposition gab, aber auch in kleineren Orten, wurde die Kontrolle der Stimmenaushöpfung geplant, und über die ersten Unregelmäßigkeiten wurden bereits Eingaben und Beschwerden geschrieben. Die vielen Erklärungen und Verlautbarungen von Oppositionellen enthielten neben den fundamentalen Forderungen nach Beteiligung, Demokratie, Mitbestimmung und korrekten Verfahren jedoch keine ausführlichen Wahlprogramme, auch wenn die Themen, Umwelt, Frieden, Recht verschiedentlich genannt wurden. Der wichtigste Programmpunkt war die Forderung nach rechtsförmigen und freien Wahlen. Viele empfanden die geplanten Kontrollaktionen als einen Auftakt, die SED künftig zu Zugeständnissen zu zwingen“ (Neubert 1997/812).

Parteileitung. Als Nils an einem Freitag seine Mitarbeiter vorzeitig, d.h. gegen Mittag von der Baustelle nach Hause schickt, weil die Materialien für die Arbeit fehlen, kommt es zum Eklat. Er fällt bei den Verantwortlichen des Betriebes in Ungnade und muss sich wegen des Vorfalls vor einem Tribunal von Parteifunktionären verantworten. Für Nils steht längst fest, dass die Funktionäre nur nach einem offiziellen Anlass gesucht haben, um ihn in die Schranken zu weisen („*ich war unbeliebt im Betrieb ne weil ich n außen ich war auch (unverst.) trotzig mit lila Latzhose ging ich zur Arbeit, und T-Shirt und so nen Turnschuhen ich sah nich aus wie n Bau-leiter ne und das passt den Leuten nicht, und man wollte irgendwie ne Gelegenheit hat man ähh versucht zu finden um ja um mich zu disziplinieren*“ Nils Schuck; Segment 14, 5/47-6/1):

Ähh ja und ich wurde dort äh praktisch man wollt mich disziplinieren ich war so fix und fertich dachte jetzt ham se dich gekricht und, ich war relativ verzweifelt und da kam wie die wie die Erleuchtung kam wie ne Erleuchtung über mich, >Mensch tu ihnen doch den Gefallen< sie wollen dich jetzt zum ähh untauglichen ähh verantwortlichen Menschen abstempeln (..) komm ihnen doch einfach entgegen (..) du bist n guter gelernter Maurer du warst früher Brigadier gewesen, also in dieser A- Aktion war ich Brigadier gewesen ne, ja hab ich och mal n Orden jekricht und zwar den Orden für hervorragende Leistungen ähh bei da gab s nur ganz wenige von, beim Aufstand der beim beim Aufstand beim Aufbau der sozialistischen Hauptstadt in Gold hab ich gekricht, schöne war da dass da tausend Mark dranhingen, /I: Hmh/ das war nich wenig damals ne, und also ich bin n ganz guter Maurer (..) mach den Ruhigen aber dann wenn dann richtich (..) und ich wusste ja n Arbeiter kann tun und lassen was er will mehr oder weniger in der DDR, und da war eben das Tribunal da Parteisekretär Abteilungsleiter und was da so und FDGB Fritze DSF, die hatten damit jar nischt zu tun ne, na jut und natürlich=wie jesacht mein Abteilungsleiter ne und, ich hab dann letztendlich dann hat jeder auf mich eingedonnert dort, und ich hab gesagt ja ich seh dann (..) was sagen sie dazu ja sag ich ich seh ein dass ich nicht ähh dass ich als Leiter Leitungspersönlichkeit oder so n Schnulli hab ich erzählt, nich tragbar bin und deswegen bitte ich wieder in mein alten Ruf Beruf zurückgehen zu können und als Maurer zu arbeiten (..) schweigen verblüfft alle waren verblüfft ne (lacht laut) damit ham se nun nicht gerechnet, die wollten das Schäfchen wieder in die in die Horde reinbringen ne, aber ich hab mir vorausgesagt du hast deine Ruhe wieder du verdienst mehr Geld hast deine Ruhe musst dich nich mit diesen Idioten rumärgern, und ähh ja (..) die ham mich dann in ne Brigade gesteckt ne (..) und die ham mich dann also (..) absolut wirklich so abjerückt von mir ham se natürlich erzählt na die wern den in der Brigade fertig machen ne, ein Ingenieur der in der Brigade arbeitet der is der wird platt gemacht ne  
(Nils Schuck; Segment 14, 6/24-50)

Was Nils im Erzählabschnitt aufzeigt, ist nicht nur die Schilderung seiner Vorladung, sondern die Darstellung seiner gezielten Strategie, die schließlich in einer beruflichen Selbstdegradierung endet. In gewisser Weise ahnt Nils, was ihn bei der Aussprache mit den Verantwortlichen erwartet. Er soll „*diszipliniert*“ und zur Rechenschaft gezogen werden. Der Vorfall ist kein Kavaliersdelikt. Dennoch scheint Nils das Szenario in seinen Vorstellungen übertrieben auszumalen. Unwahrscheinlich ist z.B., dass man Nils gleich aus dem Betrieb geworfen hätte.

Wahrscheinlicher ist, dass man ihm eine Belehrung halten, vielleicht auch einen Denkwort verpassen wollte, um ihn wieder 'in Reihe' zu bringen. Was die Funktionäre nicht wissen, ist, dass Nils derweilen schon mehr oder weniger eine Skizze beruflicher Alternativen entwirft und dabei auf seine vertraute Maurerausbildung zurückgreift. Im Selbstgespräch denkt er sich: „>Mensch tu ihnen doch den Gefallen< sie wollen dich jetzt zum ähh untauglichen ähh unverantwortlichen Menschen abstempeln (..) komm ihnen doch einfach entgegen (..) du bist n guter gelernter Maurer du warst früher Brigadier gewesen“. Mit dieser Strategie tritt Nils gewissermaßen als 'Eulenspiegel' in Erscheinung.

### Die Maske des 'Eulenspiegels'

Insbesondere die Einleitung seiner Rede mit sich selbst, trägt den fabulierenden Schalk des Eulenspiegels („>mensch tu ihnen doch den Gefallen<“). Mit der „Erleuchtung“, d.h. mit der Idee, sich in der beruflichen Hierarchie selbst abzuqualifizieren, unternimmt Nils den Versuch, die Etablierten mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Vor dem Hintergrund der Unterstellung, dass ihn die Funktionäre als Bauleiter für inkompetent erklären werden, mimt er sich als der vermeintlich Klügere, der die Schwächen der Mächtigen durchschaut und mit ihnen spielt („sie wollen dich jetzt zum ähh untauglichen ähh unverantwortlichen Menschen abstempeln (..) komm ihnen doch einfach entgegen (..)“).<sup>21</sup> Natürlich rechnen die Parteifunktionäre im Anschluss an ihre Standpauke mit Entschuldigungsfloskeln und dem ehrlichen Versprechen des Abweichlers auf künftige Besserung. Zu diesen Verbiegungen kommt es jedoch gar nicht erst, ebenso wenig, wie die Funktionäre ihre Drohgebärden auffahren müssen, um den Abweichler zur Raison zu bringen. In der Sprache der Mächtigen macht Nils das Eingeständnis, dass er als Leitungspersonlichkeit ungeeignet sei. Und mehr noch, er verlangt selbst danach, in seinen alten Beruf als Maurer zurückkehren zu dürfen. Das formuliert er sogar als Bitte, wodurch es ihm tatsächlich gelingt, die Situation zu konterkarieren („und ich hab gesagt ja ich seh dann (..) was sagen sie dazu ja sag ich ich seh ein dass ich nicht ähh dass ich als Leiter Leitungspersonlichkeit oder so n Schnulli hab ich erzählt, nich tragbar bin und deswegen bitte ich wieder in mein alten Ruf Beruf zurückgehen zu können und als Maurer zu

<sup>21</sup> Eulenspiegel, Prototyp des volksnahen mustergültigen Außenseiters, hat es mit seiner besonderen List und Fabulierungs-gabe gelernt, die Macht der Schwachen in die 'Kunst des Narren' zu verwandeln. Die Existenz des Nichtetablierten in der Person des Eulenspiegels verkörpert die Spiegelung gesellschaftlicher Zustände. Mit seinen Spiegeln trägt er einen plebejischen, oppositionellen Charakter, ohne sich diesem jedoch generell zu verschreiben und auf der Außenseiterposition zu verharren. In der Literatur wimmelt es nur von solchen symbolischen Figuren (Eulenspiegel, Simplicissimus Teutsch, Huckleberry Finn, Diogenes, heilige Bettler und Mönche, Hofnarren etc.), die am Gewohnten rütteln und kompromisslos Alternativen einfordern. Sie sind meist die strukturell Unterlegenen, marginale oder inferiore Typen, die die Inhaber eines höheren Ranges oder Amtes ihres Eigendünkels berauben, sie z.T. unter Einsatz absurder oder auch doppeldeutiger Mittel mit der Menschlichkeit konfrontieren und so z.T. zu anerkannten Richtern über die Moral werden.

arbeiten(..) *schweigen verblüfft alle waren verblüfft ne (lacht laut) damit ham se nun nicht gerechnet*“). Diese paradoxe Rollenumkehr – die Bitte um eine Versetzung – jedoch, und das ist für Nils in gewisser Weise tragisch, wird von den Funktionären emotionslos akzeptiert. Trotz aller Verwunderung sagen sie sich, dass es ein Ingenieur und Bauleiter in einer einfachen Putzerbrigade, der Akzeptanz und des studierten Abschlusses wegen, schwer haben dürfte.

Der Akt der Selbstdegradierung trägt insofern tragische Züge mit besonderer Relevanz, weil sich Nils in eine Situation der beruflichen Stagnation manövriert hat, die eine Fallenstruktur aufweist. Der hart erarbeitete Bildungsaufstieg mit dem nachgeholten Abitur und dem verspäteten Hochschulstudium, die vielen Jahre des Lernens, drohen an Geltung zu verlieren. Mit seiner Versetzung in den Maurerberuf kehrt Nils nämlich dahin zurück, wo er einst bewusst die Tretmühle einer sinnentleerten Arbeit verlassen hat. Er fängt sozusagen wieder `ganz unten´ an. Problematisch scheint dabei, dass er die Folgen seiner beruflichen Degradierung nur unzureichend einzuschätzen vermag. Denn Nils triumphiert lediglich über die situative Überlegenheit gegenüber den Funktionären und richtet seinen Blick nicht auf die Konsequenzen, die er sich dann eigentlich nur schönredet (*„aber ich hab mir vorausgesagt du hast deine Ruhe wieder du verdienst mehr Geld hast deine Ruhe musst dich nich mit diesen Idioten rumärgeren“*). Er wird in eine Maurerbrigade versetzt.

Die Eingliederung in die neue Brigade verläuft zunächst recht reibungslos. Nils kann auf altbewährte Fähigkeiten zurückgreifen. Immerhin ist er, die Lehrzeit eingeschlossen, schon zehn Jahre als Maurer tätig gewesen und hat an größeren Bauprojekten mitgewirkt. Auch betont er, kein „*Großmaul*“ gewesen zu sein, was seiner Integration in die neue Arbeitsbrigade zugute kommt (*„ich bin erstens kein Großmaul gewesen dort und ich wusste ich hab jahrelang in ner Putzerbrigade gearbeitet >ich kann putzen< ne, und dann hab ich gefragt ob ich ähm ich weiß gar nich mehr wie der hieß (..) äh ob ich nich ob ich=wie mussten grade n Giebel verputzen Außenputz ne, ob ich nich mit ihm zusammen verputze naja sacht er ich weiß nich wenn de s dir zutraust, wir könn s ja mal probieren (..) mit der Kelle ne (...) der hat der war nur noch der war nur noch verblüfft wir haben zu zweit den das ganze Ding auf, gezogen ich hab das jahrelang gemacht ich hab war total routiniert, ne is halt wie Radfahren das verlernt man nicht ne, auf jeden Fall hatte ich da n total guten Start ich war total, die warn stolz darauf dass ich, dass n Ingenieur n Bauleiter ne, äh bei bei sich in der Truppe hatten ne“* Nils Schuck; Segment 14, 7/1-10).<sup>22</sup> Doch seine Bescheidenheit ist relativ, oder zumindest nur von

<sup>22</sup> Nils schildert den Aufnahmepunkt in die Putzerbrigade anhand eines Initiationsrituals. In dem er eigenständig Außenputzarbeiten vornehmen soll, wird er von den Arbeitern auf seine praktischen Fähigkeiten hin geprüft. Als Bedingung für seine vollkompetente gleichberechtigte Mitgliedschaft in der Putzerbrigade gilt hier die praktische Nachweisbarkeit seiner

kurzer Dauer. An einer nachfolgenden Stelle im Interview verweist Nils nämlich auf die intellektuellen Unterschiede zu den Kollegen in der Brigade. Er merkt zwar, dass die Arbeitskollegen eigentlich ganz gut mit ihm zurechtkommen, gleiches gilt aber nicht umgekehrt („*aber ich hab dann auch gemerkt das is nicht dein Ding (gedehnt) du kannst nicht bei den Arbeitern mit den Arbeitern komm ich nicht klar, das is ich kann mich an eine Situation erinnern, die die werd ich nie vergessen wenn ich hab die normale L.-Stadt Zeitung gelesen na hier so wie S.-Stadt Zeitung so, die gab s damals auch schon, und da sacht der eene Arbeiter zu mir (lacht kurz) du bist aber belesen du bist aber, sehr belesen ne (..) ich sage wieso belesen na du liest jeden Tach die Zeitung (lacht)*“ Nils Schuck; Segment 14, 7/15-20). Die Abneigung gegenüber den Kollegen hat zur Folge, dass Nils größtenteils allein arbeitet (zur Unterhaltung bringt er sich ein kleines Radio mit auf die Baustelle)<sup>23</sup>. Es stellen sich Probleme ein, diesmal allerdings nicht bedingt durch einen äußeren Anlass. Das stupide, separierte Arbeiten führt bei Nils zu immer größeren Frustrationen. Er kann sich zwar äußerlich mit seiner Tätigkeit als Maurer arrangieren, aber es fehlen die tieferen Identifikationsmotive und auch der innere Willen zur Integration in das Arbeitskollektiv. Er ist unzufrieden, hadert erneut mit der Sinnhaftigkeit seines Tuns. Nils macht die Arbeitskollegen nicht verantwortlich, aber er redet auch nicht über seine Schwierigkeiten. In seinen Augen können die ihn ohnehin nicht verstehen. Den Frust `frisst` er in sich hinein. Es gibt deutliche Rückzugsbestrebungen in die häuslichen vier Wände und damit irgendwie auch in die Einsamkeit. Es kommt zur rasanten Aufschichtung eines Verlaufskurvenpotenzials. Ob ihm seine Partnerin oder etwa Freunde aus den Szenekreisen in dieser schwierigen Situation hilfreich zur Seite stehen, ist unklar. Es scheint nicht so. Fest steht aber: Das Handlungskonzept `back to the roots`, wie es sich Nils so einfach mit der Rückversetzung in die Maurerbrigade vorgestellt hat, ist nicht aufgegangen.

### **Neue berufliche Arrangements und die Transformation einer primären Verlaufskurve in eine des Alkoholismus**

Bald kommt es zu einem neuen beruflichen Arrangement. Ein ehemaliger Kommilitone aus gemeinsamen Studienzeiten vermittelt Nils eine Arbeit im Rahmen der evangelischen Kirche. Es ist ein verlockendes Angebot. Die Domkantorei plant den Ausbau und die Restaurierung

---

Fähigkeiten als Maurer, nicht als Ingenieur. In dem Maße, wie die Arbeiter seine Tätigkeit positiv wie negativ einschätzen, erhält Nils die Möglichkeit `einer von ihnen` zu werden. Gerade in der Baubranche, einer doch weitgehend männlich besetzten Domäne, scheinen solche Initiationsriten bisweilen, um den Neuling zu testen und ihn in die Gemeinschaft aufzunehmen gängige Praxis.

<sup>23</sup> Das Radio kann als ein Symbol der Absonderung von der Brigade verstanden werden („*ich hab gesagt ich möchte n bisschen alleene arbeiten ich hab dann kleenes Radio gehabt*“ Nils Schuck; Segment 14, 7/10-11). Nils möchte scheinbar gar nicht in Konversation mit seinen Kollegen treten. Denn, wer sich aus allem heraushält, muss sich nicht positionieren, kann Konflikte vermeiden und ist wenig angreifbar.

ihres Rüsthauses. Neben der guten Bezahlung ist das Angebot u.a. deshalb reizvoll, weil Nils alle Planungen und Arbeiten eigenständig ausfüllen darf. Vor Ort gibt es keinen Vorgesetzten, keine festen Arbeitszeiten und auch keine Brigade. Nils sagt daraufhin zu, sieht er doch in diesem Angebot eine neue berufliche Herausforderung. Freilich eröffnet das Angebot auch die einzigartige Möglichkeit, aus dem kollektiv organisierten Baubetrieb auszusteigen. Mit seiner Zusage, das kann hier schon vorweggenommen werden, verabschiedet sich Nils aus den beruflich-institutionellen Ablaufmustern der sozialistischen Arbeitswelt. Eingeläutet wird der Beginn verschiedener Tätigkeiten in gesellschaftlichen `Nischenjobs`.

Mit der neuen Arbeit verschlägt es Nils in ein kleines entlegenes Dorf an der Ostsee. Außer einem jungen Ehepaar, das nur an den Wochenenden zugegen ist, ist er dort allein. Nils lebt in einem alten Bauwagen. Das ist kein Problem, schließlich sind die warmen Monate des Jahres angebrochen. Schwieriger ist es da mit seiner Einsamkeit, denn Nils verfügt hier über keinerlei sozialen Kontakte (*„in der Woche war ich immer alleine, und dort (..) hab ich och ziemlich zurückgezogen gelebt, aber s ging nur n Sommer über denn die Einsamkeit dort die, das war auch nich so mein Ding“* Nils Schuck; Segment 15, 7/50-8/2). Tagsüber versucht er pflichtbewusst seine Arbeiten zu erfüllen. Doch sind nicht die Tage, sondern die Abende und Nächte das Problem. Nils kommt innerlich nicht zur Ruhe. Es fällt ihm schwer, sich selbst zu genügen und eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung zu finden. Der Alltag lässt sich immer mühsamer gestalten. Seine Vereinsamungssituation wird zunehmend kritisch. In dieser Phase beginnt Nils mit dem Trinken. Die Anziehungskraft des Alkohols führt er selbst darauf zurück, dass ihn das ständige Erleben seiner Einsamkeit depressiv gemacht hätte und der Alkohol das Mittel gewesen sei, diese unangenehmen Gefühle zu betäuben (*„und aber durch meine Depressivität die, ähh dort ziemlich heftig immer schlimmer wurde ne, ich hab dann zeitweilig ich war wirklich hab wirklich gedacht es is absolut aus aussichtslos, nu, war das och so gewesen in wo ich da off Ü.-Land war ich hab meine Arbeit gemacht wir ham, aber die Einsamkeit, denn diese Depressionen also da fing ich denn an zu trinken, (Geste Flasche zum Mund) ziemlich heftig ne“* Nils Schuck; Segment 17, 8/38-43).<sup>24</sup> Es kommt nun zu einer Zunahme des Verlaufskurvenpotenzials, wobei die depressiven Schübe und die Gefühle der Einsamkeit immer stärker den Griff zur Flasche ebnen. Wichtig ist, dass der Alkohol eingesetzt wird, um das Leiden aus dem Bewusstsein zu drängen. Problematisch ist auch, dass der Versuch einer inneren Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Sinn und dem künftigen Verlauf seines Lebens nur noch zu einer weiteren Desillusionierung und einem Gefühl des persönlichen

---

<sup>24</sup> Die Alkoholproblematik taucht im Interview erst an viel späterer Stelle, in einer Hintergrundkonstruktion, auf (Segment 17, HGK 8/34-47). Die Hintergrundkonstruktion wird dort in die Erzählerdarstellung eingebunden, weil Nils unter den Zugzwang gerät, die Trennung seiner Freundin von ihm plausibilisieren zu müssen.

Scheiterns beitragen. Man kann hier auch von einem Höhepunkt seiner Marginalitätserfahrungen sprechen.<sup>25</sup> Die Trinkgelage nehmen zu und die Wirksamkeit der Prozesse der Verlaufskurve führen zu extremen Stimmungsschwankungen, denen Nils z.T. vollkommen erlegen ist. Manchmal ist er gar nicht arbeitsfähig. Das ist auch der Punkt, an dem sich die Einsamkeitsverlaufskurve in einen anderen Problembereich zu transformieren beginnt: Das Thema Alkohol wird selbst zu einem zentralen Problemgegenstand in Nils Leben.<sup>26</sup> Da scheint es zunächst von Vorteil, dass das Beschäftigungsverhältnis an der Ostsee nur auf ein halbes Jahr befristet ist.

Im Sommer 1989 kehrt Nils in die Stadt zurück. Er zieht relativ schnell mit seiner Freundin zusammen. Um für seinen Lebensunterhalt aufkommen zu können, lässt er sich bei der Post als Briefträger einstellen. Das bedeutet frühes Aufstehen, aber auch den pünktlichen Feierabend gegen Mittag. Der Verdienst ist mit ca. 300 Mark äußerst gering, was Nils, ohne sich zu beschweren, in Kauf nimmt. Die Anstellung als Briefträger bedeutet vor allem aber ein weiterhin sozial isoliertes Arbeiten. So bieten die drei oder vier Monate bei der Post wenig Fläche für eventuell wieder aufflammende Auseinandersetzungen mit staatlichen Stellen oder der Partei. Nils rutscht endgültig in eine berufliche Randposition (*„dann fing ich bei der Post als Briefträger an, ähh (..) den hab ich natürlich nie erzählt dass ich Ing bin sondern (..) so als >das konnte man machen< das ging schon das warn so diese Jobs für, Aussteiger das ging bei den schon durchaus ne“* Nils Schuck; Segment 16, 8/11-14).<sup>27</sup> In den Kreisen der alternativen Szene findet dieses Abtauchen in den Nischenjob Anklang, wird diese Entschei-

<sup>25</sup> Nils beginnt sich jetzt tatsächlich in einer marginalen Lebenswelt einzurichten und eine „abweichende Identität“ (Lemert 1975) auszubilden. Lemert spricht im Kontext des „labeling approach“ von vier Phasen bei der Entwicklung einer abweichenden Identität: Protest gegen Maßnahmen der sozialen Kontrolle (1), „Sich-Einrichten“ und Adaptation innerhalb sozialer Kontrollsituationen (2), Annahme der Devianzherausforderung und der entsprechenden Rollenzuschreibung (3), Übernahme einer abweichenden Identität (4) (vgl. Lemert 1975/433-469).

<sup>26</sup> In seiner Studie über biographische Verläufe von Psychatriepatienten hat insbesondere Gerhard Riemann das Verlaufskurvenkonzept weiter ausdifferenzieren können. Er konnte empirisch aufzeigen, wie sich Verlaufskurvenprozesse in andere Problembereiche übertragen bzw. transformieren und eine eigene konditionale Relevanz gewinnen. Zur Analyse und theoretischen Beschreibung von Verlaufskurventransformationen in andere Erleidensbereiche (vgl. ausführlich Riemann 1987/393-402; Schütze 1995/131-138).

<sup>27</sup> Nicht nur durch die herannahende Zeit des politischen Herbstes 1989 in der DDR gibt es hier Parallelen zu Milan Kunderas Roman „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ (Kundera 1987). Freilich besteht bei Nils nicht das vergleichbare oppositionelle Potenzial, wie bei Kunderas Hauptfigur Tomas, der in der Tschechoslowakei Ende der sechziger Jahre durch die staatlichen Stellen beruflich herabgestuft und politisch kriminalisiert wird. Doch auch Tomas, der sich einer Unterschrift verweigert, weil er nicht zum Komplizen des autoritären kommunistischen Systems werden will, findet sich schließlich in einem Aushilfsjob als Fensterputzer wieder. Seine eigentliche Profession und die Fähigkeiten als Arzt treten im Roman dann komplett in den Hintergrund. Tomas verliert seine Approbation und wird durch die Repressalien des politischen Systems bis zu seiner Ausreise in die Schweiz nahezu vollständig isoliert. Für Tomas, der mehr oder weniger ungewollt in die Rolle des Oppositionellen hineinrutscht, entwickelt sich erst infolge des Entzugs seiner Approbation ein Widerstandsmotiv gegen das kommunistische Regime. Hier ein Auszug, der m.E. einige Parallelen zum Fall aufweist, insbesondere wenn man sich noch einmal die Szene in Erinnerung ruft, in der sich Nils selbst beruflich diskreditierte: „Gleich am nächsten Tag reichte er schriftlich seine Kündigung ein. Er setzte (zu Recht) voraus, daß die Polizei die Macht über ihn verlieren würde und aufhörte, sich für ihn zu interessieren, sobald er freiwillig auf die unterste Sprosse der gesellschaftlichen Leiter herabgestiegen war (wohin übrigens damals Tausende von Intellektuellen aus anderen Fachgebieten abstiegen). Unter solchen Umständen würden sie keine angeblich von ihm unterzeichnete Erklärung abdrucken können, weil das ganz einfach unglaublich wäre. Die schmachvollen öffentlichen Erklärungen waren stets mit dem Aufstieg und nicht mit dem Abstieg des Unterzeichneten verbunden. [...] Er fühlte sich jedoch seinem Entschluß durch eine Art Treueversprechen verpflichtet und beharrte darauf. So wurde er Fensterputzer“ (Kundera 1987/183).

derung doch als gesellschaftlicher `Ausstieg´ gedeutet. Zum Teil kann dem auch so sein. Allerdings wird Nils in dieser Zeit überwiegend von seiner Freundin, die als Ingenieurin in einer Gartenbaufirma arbeitet, mitfinanziert.

Problematisch ist jetzt, dass die unbeobachtete Arbeit als Briefezusteller Nils Suchtverhalten weiter begünstigt. Mit seiner Rückkehr von der Ostsee haben sich die Probleme der Depressionen und des Alkohols nicht gelöst. Nils trinkt, und das in unkontrollierter Weise, was die Freundin zunehmend abschreckt und das Zusammenleben massiv gefährdet. Auch trägt er alle seine Probleme in die Beziehung hinein. Mehrere Wochen schleppt sich dieser haltlose Zustand so hin. Seine Freundin scheint relativ hilflos. Sie kämpft zwar um die Beziehung und ihr Fortbestehen, merkt aber bald, dass die Partnerschaft nicht zu retten ist. Es ist fraglich, ob Nils das zum damaligen Zeitpunkt überhaupt erkannt hat. Denn in den Gesprächen bagatellisiert er sein Alkoholproblem und weist eine von der Freundin geforderte Inblicknahme der ernsten Lage zurück (*„mir ging s schon beschissen ich wusste nicht was los is was ich machen sollte und so, und sie konnte damit überhaupt nicht weil das wochenlang ging, nichts anfangen ne und (..) hat sich dann von mir getrennt und das war für mich der absolute Zusammenbruch (...) /I: Auch wegen des Trinkens?/ auch ja (..) /I: Gabs da Gespräche oder Situationen an die du Dich erinnerst?/ naja klar, (...) aber das is nicht der Grund der Grund is ja auch das is aus ihrer Sicht der Grund, ich sollte aufhören aber ich ja war wofür wofür ((fragend)), /I: Hmh/ und nun so ich wusste nicht wofür na für uns und mit diesem Spruch kann ich auch nichts anfangen, oder wenn einer erzählt dann für dich oder so, ich bin nich so gestrickt dass ich was für mich mache, also nich ausschließlich (..)“* Nils Schuck; NF 12, 33/3-12). Obwohl es ihm schon ziemlich „beschissen“ geht, scheint Nils sich nicht ganz bewusst, in welcher prekären Situation er sich befindet. Er wüsste nicht, „wofür“ er mit dem Trinken aufhören sollte, so seine lapidare Antwort auf die verzweifelten Versuche der Freundin, auf ihn einzuwirken. Unter diesem Wahrnehmungsdefizit bemerkt Nils nicht, dass es der Freundin ernst ist mit einer Trennung, wenn er nicht beginnt, sich dem Alkoholproblem zuzuwenden. Dabei hätte Nils von seiner Freundin sicher die größtmögliche Unterstützung erwarten können. Als es dann schließlich zur Trennung kommt, scheint er vollkommen den Halt zu verlieren. Den Einzug der politischen Wende im Herbst 1989 bekommt er eigentlich gar nicht richtig mit. Viel zu tief steckt Nils in der Alkoholismus-Verlaufskurve. Obendrein ist er jetzt mit der Trennung konfrontiert. Das Gefangensein in der Verlaufskurvenproblematik sorgt zudem dafür, dass ihm die Motive der Trennung und die Sorgen seiner Freundin unbegreiflich bleiben. Der Blick in sein inneres Chaos bleibt ihm verstellt. Nachdem der Alkohol zunächst nur die

Funktion der Betäubung seiner Einsamkeitsgefühle und der Ausblendung der Verlaufskurvenprozesse besaß, hat sich die Alkoholproblematik längst zu einer Verlaufskurve mit eigener konditionaler Relevanz entwickelt. D.h. die primäre Verlaufskurve ist nicht die des Alkoholismus, sondern die seines Einsamkeits- und Marginalitätserlebens. Nils ist in eine Situation geraten, in der sich seine marginalisierte Position und sein deviantes Selbstbild nicht mehr nach außen, sondern gegen ihn selbst richten.

Nils Handlungsspielräume sind nun immer stärker eingeschränkt. Die meiste Zeit verbringt er zu Hause und z.T. muss er so viel getrunken haben, dass ihm detaillierte Erinnerungen an diese Zeit abhanden gekommen sind (*„hm (...) das is ja das Problem ich kann mich da auch nur an einzelne kleine, ich bring auch Zeiten durcheinander, Mona- manchmal Monate, (...) das hängt mit diesen depressiven (...) Zuständen zu ab zusammen also wirklich das hing dann wirklich, ganz doll zusammen (...) ähm“* Nils Schuck; NF 13, 33/20-23). In der Erzähl-darstellung signalisiert Nils regelrechte Erinnerungsabrisse. An die Entwicklung eines biographischen Handlungsschemas, das dazu verhilft, die Dominanz der Verlaufskurve abzumildern oder ihr gar zu entkommen, ist nicht zu denken. Kopflos und trinksüchtig lebt er in den Tag hinein. Selbst sein politisches Engagement verschwindet in der Bedeutungslosigkeit bzw. ist von den persönlichen Problemlagen überformt (*„ja und ähm (...) bin immer mal nach West-berlin rüber gefahren, und (...) ich ko- (...) aber ich wusste auch nich was los was wie s weiter geht=ich hatte auch, mir war s eigentlich eg- na egal kann ich nicht sagen, (...) also ich wusste zwar dass nix mehr so is wie früher aber, das (...) wusste auch nich wie was ich verändern könnte da ((räuspern)) s war (...) ne Zeit (...) ähh der Ungewissheit und das war für mich (6) ich hab nich groß darüber nachgedacht=das war für mich überhaupt diese große Euphorie wie sie andere hatten und so, ähm (...) da hatt ich ähh (...) war nich mehr mit viel mit zu tun“* Nils Schuck; NF 13, 33/30-38). Entsprechend emotionslos und lethargisch begegnet Nils den gesellschaftlichen Veränderungen im Land. Dazu kommt, dass sich das alternative Leben in den Szenekreisen – man könnte auch sagen Nils Außenseiterkarriere –, nur schwer in die neue Zeit transferieren lässt. Denn die alternative Szene zerfällt und auch die politisch aktiven Gruppen verändern sich im Zuge der Wende oder lösen sich auf. Das führt zu Orientierungsschwierigkeiten und zu einem Verlust von Gewissheiten, denn die Motive des Widerstands und des Aufbegehrens gegen das politische System der DDR sind nicht mehr gefragt. Auch die nach außen symbolisierte Protesthaltung, das Kokettieren mit der lila Latzhose erregt nun keine öffentliche Aufmerksamkeit mehr und ihr Träger verliert seinen exotischen Status. Die Arbeit bei der Post, die Nils mehr oder weniger, d.h. mit Krankheitsbedingten Unterbrechungen noch bewältigen kann, endet mit Ausgang des Jahres 1989.

## Verschiedene berufliche Anläufe und die hilflose Suche nach einem biographischen Entwurf

Anfang des Jahres 1990 bekommt Nils ein neues befristetes Beschäftigungsangebot unterbreitet. Dieses stammt von Restauratoren, die er während seiner Arbeit am Rüsthaus kennen gelernt hatte. Die Holzrestauratoren suchen einen Maurer, den sie für ihre Arbeiten in der Kirche benötigen. Nils folgt diesem Angebot und so verschlägt es ihn noch einmal für einige Monate an die Ostsee. Das Angebot ergibt sich für Nils rein zufällig. Es steht keine biographische Initiative dahinter, die von ihm ausgeht. Vielmehr springt er im Stile eines 'Feuerwehrmannes' ein, denn die Bauarbeiten erfordern Dringlichkeit und wenig bürokratischen Aufwand (*„die [die Restauratoren; d. Verf.] ham zu mir gesagt dann sach ma, du ähh hättest du nich Lust ähh was du machst is ganz gut du bist sehr erfindungsreich und, wir brauchen bei uns wir sind Bild und Holzrestauratoren, ähh wir brauchen einen der n bisschen Maurerarbeiten macht in der Kir- in den Kirchen ham se hauptsächlich gemacht ne, und der sehr selbständig is und der einfach sich ins Problem rein denken kann dem man nich viel erzähl'n muss ne (...) ja klar sag ich mach ich ne“* Nils Schuck; Segment 17; 8/50-9/5). Für Nils ergibt sich damit eine erste Möglichkeit, der verlaufskurvenförmigen Situation zu Hause zu entgehen. Im Interview erzählt er nicht besonders viel über dieses Anstellungsverhältnis, aber es ist auch nur eine vorübergehende berufliche Lösung.

Kurze Zeit später, darauf kommt Nils dann ausführlicher zu sprechen, schlägt ihm sein Bruder ein Angebot vor. Der Bruder, der mit seiner Freundin in eine baden-württembergische Kleinstadt umgesiedelt ist, wusste anscheinend um Nils schwierige lebensgeschichtliche Situation. Zumindest bietet er ihm an, sein Leben in Baden-Württemberg neu zu organisieren (*„naja er hat denn mir gesagt, ach weeßte wat komm zu mir bau dir hier n neues Leben auf, und wohnst erst mal bei mir sp- also und dann später suchste dir was neues da ne“* Nils Schuck; Segment 18, 9/30-32). Nils erkennt das Hilfeangebot seines Bruders und glaubt darin zunächst auch, eine Chance für sich zu entdecken. In L.-Stadt, so meint Nils, hätte er ohnehin *„nix mehr verloren“* (Nils Schuck; Segment 18, 9/30). Wie sich später herausstellt, täuscht er sich. Denn die Konkurrenz zwischen den Brüdern bricht erneut auf. Nils befindet sich von vornherein in einer Bittstellerposition. Er ist von den finanziellen Zuwendungen und den Kontakten des jüngeren Bruders abhängig. Der Bruder wiederum scheint in dieser Situation desöfteren vor Nils zu brillieren und ihn darauf hinzuweisen, was er in seinem Leben schon alles erreicht hat. Aus diesem Grund tritt der Bruder auch nicht wirklich als enger biographischer Begleiter in Erscheinung. Das Verhältnis zum Bruder normalisiert sich auch nicht, als Nils

dann eine eigene Wohnung bezieht. Die Beziehung zwischen beiden bleibt ambivalent. Aber es gibt für Nils noch andere Probleme: Sein Studienabschluss wird in Baden-Württemberg nicht anerkannt, wodurch sich immer wieder nur Arbeitsangebote als Maurer einholen lassen. Einige Zeit hängt er beruflich vollkommen in der Luft. Dazu kommt, dass sich kaum soziale Kontakte und Freundschaften entwickeln. Die Nachbarn, die von ihm die Hausordnung einfordern, wertet er als Spießer und Langweiler ab. Das Entscheidende ist aber, dass es Nils nicht gelingt, einen zufrieden stellenden und zukunftsweisenden Handlungsplan zu entwerfen. So sieht er den Versuch, beruflich wie privat im Westen Fuß zu fassen, bald als gescheitert an. Der Anruf eines ehemaligen Kommilitonen, der Nils zum Aufbau einer eigenen Baufirma überreden will, lockt ihn nach einem Jahr wieder in die alte Heimat. Dort trifft er auch auf seine ehemalige Freundin, die inzwischen ein Kind erwartet. Die beiden entscheiden sich für einen Neuanfang ihrer Beziehung.

Hinsichtlich der Baufirma ist geplant, dass Nils neben dem Studienfreund und dessen Vater als dritter, gleichberechtigter Partner in Erscheinung treten soll. Die Firma wird in einer Kleinstadt gegründet. Nils kann bei der Familie im Haus wohnen. Er bekommt dort eine eigene Wohnung. Neue Anschaffungen werden getätigt. Es werden auch Kredite von Banken aufgenommen, was dafür spricht, dass die Firmeninhaber sich viel vorgenommen haben. Doch es entstehen schnell erste Probleme, zunächst betriebswirtschaftlicher Art. Die Firma erhält von den Auftraggebern meist nur Vorverträge. Die fixen Aufträge bleiben hingegen aus und so kommt der Betrieb nicht richtig zum Tragen. Das wirkt sich wiederum auf die Kreditwürdigkeit aus. Das Hochverzinsten Geld ist schnell aufgebraucht und die Banken halten sich mit Zusagen auf neue Darlehen zurück. Nils macht in seiner Darstellung darauf aufmerksam, dass die finanzielle `Schönwetterphase` der Banken zu diesem Zeitpunkt bereits vorüber gezogen war (*„das Problem war einfach gewesen, die große Kreditwelle die wo jeder ne Imbissbude aufmachen konnte und und s Geld einem regelrecht hinterher geschmissen wurde ne, die war vorbei, /I: Hmh/ weil eine ein Geschäft nach dem andern ging wieder krachen ging pleite ne, und die Banken sind einfach vorsichtiger geworden ne, und in dieser Zeit wollt ich n Kredit haben hat mir keener gegeben ne“* Nils Schuck; Segment 20, 10/27-32). Neben der drohenden Insolvenzgefahr kommen jetzt noch persönliche Diskrepanzen zu den beiden anderen Geschäftspartnern hinzu. Doch Nils ist zähe. Er beweist in dieser Zeit der Selbständigkeit richtige Kämpferqualitäten. Auch gewinnt er an Selbstbewusstsein. Die Verlaufskurve scheint sich abzuschwächen, die Probleme mit dem Alkohol einigermaßen gezügelt. Umso ernüchternder ist es, als die Firma Konkurs anmelden muss und er verschuldet aus dem Unternehmen geht. Daraufhin wird das wiedererwachte Selbstbewusstsein wieder zurückgedrängt. Nils ist ziem-

lich verzweifelt, hatte er sich doch mit dem mutigen Entschluss für die Selbständigkeit mehr ausgerechnet, als auf einem Berg voller Schulden sitzen zu bleiben. Er selbst meint, er wäre zu diesem Zeitpunkt am „Boden zerstört“ gewesen, hätte „kein Licht am Ende des Tunnels“ gesehen („also ich hab mich ziemlich in Schulden gestürzt dabei bei dieser Aktion und es is nischt bei rausjekommen, ähm (...) und danach ja ich hab (..) ich war ziemlich (..) auch wieder n bisschen am Boden zerstört und, ich sah >kein Licht< am Ende des Tunnels“ Nils Schuck; Segment 20, 10/32-35). Anders formuliert, könnte man sagen, Nils tappt im Dunkeln, denn dem beruflichen Scheitern mit der eigenen Baufirma steht er weitgehend ratlos und ohne greifbare Perspektive gegenüber. Enttäuscht zeigt sich Nils auch vom unsolidarischen Verhalten der Familie seines Studienfreundes. Die kündigt ihm nämlich den Mietvertrag, als die Firma insolvent geht. Der Kontakt zu den Geschäftspartnern bricht danach vollständig ab.

Für Nils steht ein Umzug in die benachbarte Großstadt bevor. Er und seine Freundin leben nun wieder fest zusammen und Nils ist anwesend, als das Kind, ein Junge geboren wird. Er ist zwar nicht der leibliche Vater, kümmert sich aber liebevoll um Frau und Kind. Zumindest in der Anfangszeit. Dennoch kann er sich die ironische Bemerkung nicht verkneifen, dass die Freundin während seiner beruflichen Stehveruche in Baden-Württemberg „nischt besseres zu tun gehabt“ (Nils Schuck; Segment 20, 10/11) hätte, als durch einen One-Night-Stand schwanger zu werden.<sup>28</sup>

Nils bewirbt sich bei einem Bergbauunternehmen. Er wird dort auch eingestellt, aber der Betrieb muss kurze Zeit später Insolvenz anmelden. Wichtig ist jedoch, dass Nils hier an die Informationen zur geplanten Gründung des „Bauhofes“ gelangt. Als Tochterbetrieb eines schweizerischen Unternehmens soll der „Bauhof“ aus einem Pool von mehreren Handwerksbetrieben bestehen. Neben den Abteilungen Heizungsmontage, Elektroinstallation, Malerei, Zimmerei und Tischlerei benötigt das Unternehmen einen Ingenieur für die Bauabteilung. Beim Einstellungsgespräch wird Nils vom Schweizer Geschäftsführer gefragt, ob er sich zutraut, die Bauabteilung selbständig zu leiten („also ich musste alles selbst organisieren alles selbst machen, ich hatte zwar ziemlich viele ähh also auch die Leute einstellen, ähh ich hatte n ziemlich großen Spiel- finanziellen Spielraum (..) ich war wirklich n kleiner Herrscher dort also“ Nils Schuck; Segment 23, 11/15-18). Für Nils ein Glücksfall, denn die Arbeit ist nicht nur gut bezahlt und mit finanziellen Spielräumen ausgestattet, sondern verspricht auch berufliche Aufstiegsmöglichkeiten. Vor allem aber zahlt sich nun endlich seine Studienqualifikation aus. Natürlich steigt für den „kleinen Herrscher“, wie sich Nils in diesem Zusammenhang selbst nennt, auch das Maß an Verantwortung und Einsatzbereitschaft. Nils übernimmt nicht

---

<sup>28</sup> Die Freundin hatte den Mann in einer Diskothek kennen gelernt. Einen weiteren Kontakt darüber hinaus gab es nicht.

nur die gesamte Bauplanung und -organisation, sondern auch Arbeiten im Management. Er betreibt die Akquise, muss Geschäftskontakte pflegen und Verhandlungen führen. So verbringt Nils viel Zeit im Auto, das ihm vom Unternehmen gestellt wird. Obwohl ihm so gut wie keine Einarbeitungszeit zur Verfügung steht, scheint er mit seiner Arbeit anfangs recht erfolgreich und auch persönlich zufrieden. Vor dem Hintergrund seiner bisherigen beruflichen Erfahrungen ist Nils die notwendige Organisations- und Leitungsmentalität zunächst relativ fremd. Auch fehlen ihm biographische Voraussetzungen und Erfahrungen für die Ausbildung einer beruflichen Professionalität als Manager und vor diesem Hintergrund setzt sich lediglich ein professionell-beruflicher Habitus durch. Wichtig sind hier die fortlaufenden Gehaltserhöhungen und die teuren Autos, die von der Firma finanziert werden. Diese einseitige Orientierung scheint jedoch der Ausprägung einer professionellen beruflichen Identität im Weg zu stehen.<sup>29</sup> Nils vollzieht ein halbgewalktes Aufstiegshandlungsschema, das sich vorrangig an äußeren habituellen Statussymbolen ausrichtet.

Zunehmend muss Nils auch Einschränkungen im Freizeitbereich in Kauf nehmen. Der Beruf ist anspruchsvoll und zeitaufwendig. Es schleichen sich erste Probleme ein. Seine Vorstellungen vom Management des mittelständischen Unternehmens sind überhöht. Auch merkt Nils den Kräfteverschleiß, wie er mit den täglich verschiedenen Anforderungen verbunden ist. Problematisch ist ferner, dass er sich kaum noch Zeit für seine Lebensgefährtin und das Kind nimmt. Nils droht in den beruflichen Anstrengungen zu ersticken, u.a. auch deshalb, weil es ihm nicht gelingt, eine Distanz zu seiner Arbeit herzustellen. Neben den Abgrenzungsschwierigkeiten bestehen auch Probleme in der Zeiteinteilung, was in der Folge dazu führt, dass er auch am Wochenende für die Firma arbeitet. Nils ist ganz von seinem täglichen Tun assimiliert und der Spagat zwischen Berufsausübung einerseits und Familie und Privatleben andererseits lässt sich zunehmend schwerer stehen. Irgendwann klagt die Freundin ihre Bedürfnisse ein. Sie wünscht sich ein geregelteres Zusammenleben, bei dem es nicht an Lebendigkeit, Harmonie und Spontaneität mangeln soll. Auf dieses Plädoyer reagiert Nils nicht gebührend, obwohl er selbst unter der quantitativen Zerlegung seines Alltags leidet. Er unterschätzt die von der Freundin eingeforderte Bedeutungszuschreibung für die Familie, überschätzt hinge-

---

<sup>29</sup> Professioneller Habitus kann, wie es Thomas Reim (1997) zeigt, in enger Beziehung zum Begriff des beruflichen Habitus (Fuchs u.a. 1994) gesetzt werden. Neben den Impulsen von beruflichem Handeln und dem Berufsverständnis, die sich im Wesentlichen aus Berufsausbildungen und Weiterbildungen sowie aus der alltäglichen Praxis herausbilden, weist Reim darauf hin, dass es neben anderen Unterscheidungsmerkmalen zur professionellen Identität, „das Fehlen einer biographischen Linie zu sein [scheint, d. Verf.], über die biographische und professionelle Orientierungen sinnhaft miteinander verknüpft werden können“ (Reim 1997/209). In der Bearbeitung des Falls Joachim Schwarz stellt Reim dar, wie sich das Fremdbleiben der sozialen Welt des Studiums auf die Ausbildung einer professionellen Identität auswirken kann oder welche Blockierungsmechanismen zum Vorschein gelangen, wenn eine mit Sinn angereicherte Identifikation mit dem Studium eben nicht erfolgt. Können berufliche und biographische Identität des Biographieträgers nur schwer miteinander in Beziehung treten, bleibt der Entwicklungsprozess einer professionellen Identität weitgehend eingeschränkt und es kommt allenfalls zu einer habituellen Übernahme der beruflichen Rolle.

gen die Belange der beruflichen Herausforderung und Karriere, von denen er keine Abstriche machen will. Letztlich kann dieser Interessenskonflikt in der Beziehung nicht gelöst werden. Es kommt zur endgültigen Trennung, die abermals von der Freundin ausgeht („*und (..) also man hat relativ gut hab ich verdient=ich hab immer mehr verdient (..) ähh also ich war einer der ersten der eine Gehaltserhöhung gekriegt hat dort, und das geht dann immer richtig los ne, Gehaltserhöhung sind immer gleich fünfhundert Mark mehr, /I: Hmh/ aber ich bin eben auch auch wieder über s Wochenende dort geblieben und bin abends immer, weiß ich acht-zehn neunzehn zwanzig Uhr nach Hause gefahren erst und, morgens um halb fünf los gefahren, und so hatte sie [die Freundin B.; d. Verf. sich das Leben nich vorgestellt ich bin hab einfach mal wieder n neuen Weg versucht nämlich den Karriereweg (..) ähh dacht ich vielleicht is es das was ich soll und kann und so=ich war eigentlich mein ganzes Leben lang immer auf der Suche gewesen ne, (..) so also B. hat sich dann von mir ganz getrennt ich bin denn bei ihr raus gezogen (...)*“ Nils Schuck; Segment 23, 11/23-33).

### **Wiederkehrende Dominanz der Verlaufskurve infolge der Trennung der Lebensgefährtin**

Mit der Trennung der Freundin werden nun erneut Verlaufskurvenprozesse bestimmend. Fast wirkt es wieder so, als würde Nils die Trennung seiner Freundin erst realisieren, als diese ihm ihre Entscheidung kundtut. Aber es ist davon auszugehen, dass die Freundin ihre Wünsche und Erwartungsvorstellungen an die Beziehung schon viel eher an Nils herangetragen hat. Auch sieht es nicht danach aus, dass Nils in besonderer Weise um den Erhalt der Beziehung gekämpft hat. Erneut steht er nun vor dem Scherbenhaufen einer gescheiterten Partnerschaft, die neben der Arbeit durchaus stabilisierend auf ihn einzuwirken schien. Die Trennung bleibt trotz aller Rationalisierungsversuche unbearbeitet. Ein erstes Mittel, das über den Trennungsschmerz hinweghelfen soll, besteht in der Erhöhung des Arbeitspensums. Mehr und mehr wird der Beruf zu einem Ersatz in Gestalt einer Kompensation und Ausblendung des ramponierten Privatlebens. Nils zieht aus der gemeinsamen Wohnung aus und bewohnt vorerst ein kleines Lehrlingszimmer, das über den Büros der Firma liegt. Dadurch ist zwar räumlicher Abstand zur Freundin gegeben, aber keineswegs Distanz zur Arbeit geschaffen. Trotz der vielen Arbeit, die Nils in dieser Zeit förmlich an sich reißt, ist er von ständigen Zweifeln getrieben. Irgendwie spürt und weiß er auch, dass ihm die Arbeit nicht alles bedeutet („*wie gesacht ich hab versucht Karriere zu machen bin aber hab gemerkt das is nich mein Ding (gedehnt) n ganzen Tach arbeiten klar (..) ich hab immer mehr Geld verdient ne, aber s Leben wurde auch immer beschissener (..)*“ Nils Schuck; Segment 26, 12/9-12). So bleiben es zwei

zentrale Themen, die in der Alltagsbewältigung miteinander konkurrieren: Einerseits der unkomplizierte berufliche Aufstieg, der durch weitere Wechsel des Arbeitgebers immer höhere Vergütungen garantiert (ein berufliches Handlungs- und Karriereschema) und andererseits ein sozial abgekapseltes Dasein nach der Arbeit (Prozesse mit Verlaufskurvencharakter). Um es symbolisch auszudrücken, nicht die Hinfahrt zur Arbeit ist Ort des Erleidens, sondern die Rückfahrt in die soziale Einsamkeit und Isolation (*„nach außen hin hab ich gearbeitet und gemacht und getan und auch relativ viel Anerkennung, aber bin ich nach Hause gekommen, hab ich mich hingesezt Fernseher angemacht, hab ne Flasche Wein aufgemacht und hab mir die Glotze abends rein gezogen und das Tag für Tag day by day, und irgendwo kotzt hat mich das so angekotzt und hab gesacht das kann s nich sein das geht nich“* Nils Schuck; Segment 26, 12/21-25).<sup>30</sup> Auch scheinen seine früheren Marginalitätserfahrungen und das deviante Selbstbild, den beruflichen Aufstiegsorientierungen entgegenzuwirken. Zumindest sorgt dieser Teil seiner biographischen Außenseiter-Erfahrungen immer wieder für Störungen, wenn es darum geht, die erforderlichen Anpassungs- und Umsetzungsleistungen für das berufliche Handlungs- und Karriereschema zu erbringen.

Dennoch ist die Orientierung am beruflichen Karriereschema der Grund, dass es im Rahmen der Verlaufskurvenprozesse nicht zu einem vollständigen Orientierungszusammenbruch kommt. Problematisch zeigt sich auch hier: Die Verlaufskurve ist an einen ungezügelten Alkoholenuss gekoppelt. Die Bewältigung des beruflichen Alltags lässt das nicht unbeeinflusst. Nils verdient zwar in dieser Zeit viel Geld (*„ähh und in dieser Situation ähh (..) hab ich dann (..) ich hab inzwischen sechstausend Mark Gehalt gehabt ne (..) hmh und ich hat wirklich ich hab gemacht was ich wollte“* Nils Schuck; Segment 26, 12/26-27). Aber er kann sich schwer motivieren, seine Arbeit ist von Gleichgültigkeit und Lustlosigkeit geprägt. Darüber hinaus führen die Fragen nach der Sinnhaftigkeit des täglichen Tuns zu einer schleichenden Entidentifikation mit seiner Berufsrolle. Sie ebnet den Einzug oder besser den Übergang in einen beruflichen Zynismus. Nils weiß nicht, wofür er diese aufreibende Arbeit, diesen teutonischen Alleinkampf überhaupt betreibt. Einmal fährt er in den Urlaub nach Frankreich, aber auch dort fühlt er sich weitgehend verloren. Er kann den Luxus und das Hotelzimmer mit niemandem teilen und das scheint *„dieses Leben“* in seinen Augen auch *„so beschissen“* (Nils Schuck; Segment 26, 12/36) zu machen. In dieser Phase, die Züge eines beruflichen Burn-outs trägt, werden weder Hobbys erwähnt noch tauchen Freunde auf, denen er sich anvertrauen könnte.

---

<sup>30</sup> Auch an anderen Stellen im Interview sind auf diese lebensgeschichtliche Phase bezogen, Hinweise auf massive Einsamkeits- und Deprivatisierungstendenzen deutlich geworden.

Vor dem Hintergrund der Verlaufskurvenerfahrungen kündigt Nils seine berufliche Stellung. Schlagartig befreit er sich von dem Druck und den hohen Erwartungen, die auf seiner Leitungstätigkeit in der Baubranche lasteten. Doch der berufliche Ausstieg hat ungeahnte Konsequenzen: Seine Mutter und die Schwester, reagieren auf die Kündigung mit Unverständnis und sogar Empörung. Während sie Nils Karriereorientierung einst mit einem neuen Auto unterstützt hatten, tragen sie jetzt ihre enttäuschten Erwartungen an ihn heran. Nils wird mit Vorwürfen bombardiert. Am Telefon gerät er in eine Situation, in der er sich für den Rückzug aus der gut bezahlten Arbeit rechtfertigen muss. Das passiert zu einem Zeitpunkt, da Nils über seine alternativen Szenekreise bereits Kontakte zur Landkommune S. pflegt und nach einigen Besuchen beschlossen hat, in diese Gemeinschaft überzusiedeln. Zu dem Konflikt –an dieser Stelle muss dieses zweite Problem vorgegriffen werden –, kommt also erschwerend hinzu, dass die Familienangehörigen über seinen Entschluss, der Gemeinschaft beizutreten, informiert werden. Die Angehörigen, auch das wird im kurzen Telefongespräch deutlich, wittern sofort Gefahr, dass Nils an eine Sekte geraten ist (*„und ähh hab aber beschlossen ich zieh jetzt um kurzzeitig zwei Monate, und werd mal meinen Umzug nach S.-Landkommune vorbereiten und da ham die mich ähh ham ses raus gekricht und, mich zur Rede gestellt am Telefon erstmal ne, und da hab ich ihnen das am Telefon gesagt also ich tut mir echt leid ich geh nach S.-Landkommune ich, will da dort is ne Gemeinschaft die da zusammenlebt und die ham sofort was is das für ne Sekte und so ne, und ham se dich auch jetzt in den Fängen und, nein sag ich is gut also tut mir echt leid ich leg jetzt auf aufgelegt (..)“* Nils Schuck; NF 1, 20/13-19). Wenn auch nur randständig gehört der Vollständigkeit halber zum Konflikt, dass Nils mit dem von der Mutter geschenkten Auto in einen Unfall verwickelt war. Er selbst ist dabei nicht zu Schaden gekommen, aber der Wagen musste, ohne Versicherungsansprüche geltend machen zu können, verschrottet werden. Diesen Sachverhalt, und das scheint wichtig, hatte Nils, vermutlich weil es ihm peinlich war, vor der Mutter verschwiegen. In der angespannten Situation fliegt auch dieses dritte Problem auf. Es kommt zu einer entscheidenden, finalen Auseinandersetzung mit den Familienangehörigen, die sich natürlich mit dem Telefongespräch nicht zufrieden geben:

Drei vier Stunden später warn die vor meiner Tür gewesen ne, meine Schwester W. meine meine Mutter also W. is ihr Mann, meine Mutter und ja die drei warn da, und wollten mich zur Rede stellen ne, was ich hm mir einbilde und so ne und, wieso und dann hab ich denn auch es wurde=war ziemlich heftig ich hab dann gesagt, was wollt ihr ich bin sowieso n Versager in eurem Sinne also was soll ich hier und, ich bin auch kein Geschäftsmann so wie ihr euch das immer ausdenkt und so, und (..) na es wurde immer heftiger ne, (..) und (..) komisch ich (..) empfand das wie so n Befreiungsschlag und sie sagte auch, ging ((drucksen)) ging s raus sie war die letzte die

raus ging und hat dann die Tür, ich wollt se schon zumachen und da hat se noch mal aufgemacht und hat se gesacht, naja vielleicht sehn wir uns noch mal und dann hat se die Tür zugemacht und seitdem hab ich se nie wieder gesehen . (..) und das is jetzt äh (..) viereinhalb Jahre her also

(Nils Schuck; NF 1, 20/21-32).

Die Schwester, die Mutter und ihr zweiter Ehemann stehen postwendend vor der Tür und wollen Nils „zur Rede stellen“. Dabei dürfte es hauptsächlich um die Kündigung der beruflichen Tätigkeit und seinen Entschluss, in die Landkommune S. zu ziehen, gegangen sein. Es kommt zu hitzigen Auseinandersetzungen mit dem zahlenmäßig überlegenen Familienverband.<sup>31</sup> Nils scheint das Streitgespräch als unfair zu empfinden, denn er reagiert auf die Vorwürfe vonseiten der Familienangehörigen nicht mit einer eigenen Argumentation, bei der er hätte durchaus seine gesamte lebensgeschichtliche Situation thematisieren können. Das kollektive Auftauchen der Familie bedeutet für ihn eine Kampfansage. Man weiß nicht, was im Rahmen der Konfrontation tatsächlich für Worte gefallen sind, ebenso wenig, wie die Redebeiträge verteilt waren. Aber in Nils Antwort auf die Vorwürfe steckt ein fatalistischer Rückzug, und zwar in die Position des „Versagers“, den er in den Augen seiner Verwandten ohnehin darstellt. Die Fokussierung liegt sozusagen auf dem Me-Bild, also seinen Vorstellungen, wie ihn die Familienmitglieder sehen und einschätzen. Aus der Verletzung heraus, zieht er sich auf die Rolle des Versagers zurück, weil er so glaubt, in der Sprache derjenigen zu sprechen, die ihn in seinen Augen für einen Versager halten („*ich hab dann gesagt, was wollt ihr ich bin sowieso n Versager in eurem Sinne also was soll ich hier und, ich bin auch kein Geschäftsmann so wie ihr euch das immer ausdenkt und so*“).<sup>32</sup>

Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Angehörigen nur wenig über Nils aktuelle biographische Situation wissen, d.h. über den Stress auf der Arbeit, die Entzweiung der Beziehung und über die Leidensprozesse (der Einsamkeit, den Depressionen und den Alkoholproblemen). Auch ist vorstellbar, dass Nils seine Probleme nie wirklich vor den Familienmitgliedern geäußert hat, sie vielleicht sogar durch seinen beruflichen Erfolg und den an den Tag gelegten Habitus zu überspielen wusste. Vor diesem Hintergrund dürften seine Erleidensprozesse und Grenzerfahrungen für die Angehörigen kaum sichtbar und schon gar nicht

<sup>31</sup> Nils verwendet hier die Form der Mehrzahl „die“ („*warn die vor meiner Tür gewesen*“). Dadurch treten die einzelnen Personen gewissermaßen als homogener Block in Erscheinung. An andere Stelle spricht Nils auch distanziert von der „*Delegation der Anverwandten*“ (Nils Schuck; NF 4, 24/2).

<sup>32</sup> Das Bild des „Versagers“ taucht mehrfach in der Fallentfaltung auf, so auch hier. Man kann von einem „Aufzeigemarkierer“ (Schütze 2005/221-222) sprechen, der sich im qualitativen Fallmaterial durch Wiederholungsformulierungen von Erfahrungen kennzeichnet. Im Fall Nils Schuck liegt dem eine biographische Verletzungsdisposition zugrunde, die sich tief in die „kognitive, symbolische und emotionale Erlebniskontur“ eingebrannt hat und mit spezifischen Neigungen verbunden ist, „sich in den der psychosozialen Erstverletzungs-Situation (die zumeist, aber nicht immer, in den Kindheitsjahren auftritt) vergleichbaren späteren Situations- und/oder Beziehungskonstellationen immer wieder in dieselben Fehlreaktionen verstricken zu lassen“ (Schütze 2005/221f).

begleitbar gewesen sein. Und sie werden es auch nicht in der aktuellen Auseinandersetzung. Er sei nicht der „*Geschäftsmann*“, als den die Angehörigen ihn sehen wollen, so stellt Nils unmissverständlich klar und kreuzt damit die Erwartungshaltungen seiner Schwester und der Mutter, die beide als Selbständige erfolgreich sind. So ließe sich erklären, dass Nils den Ausgang des Streits, nachdem er sich Luft verschafft hat, als „*Befreiungsschlag*“ erlebt. Vielleicht war es für die Beteiligten notwendig, dass man sich der aufgestauten Emotionen entledigen, sich einmal alle `Wahrheiten´ an den Kopf werfen konnte.<sup>33</sup> Tragisch ist nur, dass die Familienmitglieder im Anschluss an diese eskalierte Situation nicht mehr zueinander finden werden. Nach dem Zwischenfall, der nun bereits viereinhalb Jahre zurückliegt, hat Nils seine Mutter nicht mehr gesehen. Er scheint sich damit irgendwie abzufinden, hatte er doch ohnehin nicht damit gerechnet, dass die Verwandten seine biographischen Veränderungen akzeptieren würden. Das trifft insbesondere für seine Entscheidung zu, in die Landkommune S. umzuziehen. Dahingehend erweisen sich die Familieangehörigen als voreingenommen. So hätten sie sich, z.B. während eines Besuches, selbst ein Bild über die Lebensgemeinschaft machen können. Für Nils wiederum stellt sich das so dar, dass die Angehörigen seiner biographischen Neuorientierung keinen Platz einräumen. In dem die Verwandten die Gemeinschaft S. von vornherein unter Sektenverdacht stellen, sieht sich Nils, da er zu seinem Entschluss steht, vielleicht sogar aus dem Familienverband ausgeschlossen. Die Familienangehörigen fungieren in diesem Moment als Wandlungsbarrieren, die nicht nur seinen Veränderungsbestrebungen entgegenwirken, sondern ihm die soziale Anerkennung entziehen. Es kommt zu keiner Versöhnung, sondern zu einer extremen Distanzierung und Abkühlung des Verhältnisses, insbesondere zur Mutter. Die verletzende und vor allem folgenschwere Auseinandersetzung mit dem Familienverband erhöht die Wirksamkeit der Verlaufskurvenprozesse. Sie verstärkt das Gefühl des Verlassenwordenseins und der mangelnden Anteilnahme (*„meine Familie hat mich inzwischen verstoßen, hab ich auch noch nicht so erzählt ne, /I: Hmh/ also wo ich beschlossen hab nach S.-Landkommune zu gehen nach dem meine Mutter gesacht na denn, und ihre letzten Worte werd ich auch nicht vergessen die warn na vielleicht sehen wir uns noch mal (..) also (..) und dann hat sie die Tür zugeschlagen und denn, also man kann das als ähh indirekten Verstoß werten also will mit mir nix mehr zu tun haben, und seitdem hab ich se auch nie wieder gesehen“* Nils Schuck; B I, 14/32-38).

<sup>33</sup> Wenn man davon ausgeht, dass unabgeladene Spannungen einen belastenden Gefühlsstau erzeugen können, kann ein situatives Aufbrechen der Gefühlsschleusen auch zu einem `reinigenden Gewitter´ führen.

## Neue Aussichten und Hoffnungen durch den Kontakt mit der Landkommunenbewegung

Seit der Scheidung besaß Nils immer eine Affinität zur alternativen Szene. Diese Kontakte sind nie ganz abgebrochen und so ist es nicht verwunderlich, dass er in dieser Zeit, die er als persönliche Krise wahrnimmt, verstärkt diese Kreise wieder aufsucht. Allerdings ist fraglich, ob die extremen Wechsel der sozialen Welten, in die er eintaucht und die seine Sinn- und Handlungsorientierungen steuern und verändern, bewusst erfolgen. Es entsteht der Eindruck, als ob sich Nils selbst nicht so richtig im Klaren darüber ist, welchen biographischen Weg er für sich einschlagen und behaupten möchte. Man kann ihm nicht vorwerfen, dass er sich nicht ausprobiert hätte. Aber dieses Ausprobieren hat neben den vielen Enttäuschungen und biographischen Verarbeitungsprobleme nicht zu einer eigenen, kontrollierten und selbstbewussten Orientierungslinie geführt. Die Enttäuschungen haben seinem Selbst- und Weltverständnis eher nihilistische, desillusionierende Züge verliehen. In Phasen, in denen die Verlaufskurvenprozesse überhand nehmen, lässt er sich immer wieder 'dahintreiben' und seine bisherige Lebensgeschichte im Blick, erfolgten daraufhin auch die radikalen Umschwünge in seiner Haltung zum Leben und in seiner Lebensgestaltung. Ganz ähnlich verhält es sich, als es zu einer ersten Berührung mit der Landkommunenbewegung kommt.

Ach naja, jedenfalls wusste ich nich wohin (...) und denn bin ich mal ins Umweltzentrum aber auch so, mit dem Gedanken ich muss doch mal irgendwelche alternativen Menschen treffen irgendwelche die anders sind, und die wirklich in dieser scheiß blöden Welt noch was verändern wollen ne, bin ich ins Umweltzentrum jegangen, ähh weil ich in der Zeitung gelesen hatte dass verschiedene alternative Projekte sich vorstellen ne, so und na da ham se sich da vorgestellt das warn meist so ökologische Projekte altes ähh, Wohnen von Alten zusammen und anderem auch das Projekt S., und das hab ich mir so angehört und dacht ich naja das kann s vielleicht sein (..) das könnte eventuell die Alternative sein (..) dann hab ich das so n paar mal hin und hergewälzt, und bin dann n paar mal hergefahren (...) naja und ähh, hab mir dann so die Ideen angehört und (..) ja ich dachte denn naja aber du bist doch eigentlich gar nicht so n großer Grüner, ich hab vorher mich von Fastfood ernährt ich hab keine Zeit gehabt ich hab irgendwo, ich hab mich von Imbissstuben ernährt so was die so hergeben, Bratwürste Würste Bockwürste und irgendwas oder an Tankstellen, (..) ähhhhh ich bin gar nicht so n Grüner naja dacht ich aber dennoch die wollen noch was anderes sie wollen noch bisschen was anderes wie das was jetzt da draußen passiert ne, und (..) ja und da (...) ja bin ich dann hier gelandet (..)

(Nils Schuck; Segment 27, 12/42-13/9)

Nils macht keinen Hehl daraus, dass er im Rahmen seiner Sinn- und Orientierungssuche mehr oder weniger zufällig „ins Umweltzentrum“ geraten ist. Von seinem Besuch im Umweltzentrum erhofft er sich, Menschen zu treffen, die, so meint er, „wirklich in dieser scheiß blöden Welt noch was verändern wollen“. Der Beginn des Erzählabschnitts ist von einer gewissen

dramaturgischen Struktur getragen. Das liegt nicht nur an Nils Lebenssituation, die er zu diesem Zeitpunkt als relativ ausweglos zu empfinden scheint („*jedenfalls wusste ich nicht wohin*“). Er gibt auch zu verstehen, dass er wieder nach einer Vision sucht und nach Akteuren, die „*anders sind*“ und ähnlich, wie er, eine „*wirkliche*“ Vision verfolgen. Die Betonung liegt auf dem Adverb „*wirklich*“, dass in einer ‚imperativen‘ Beziehung zum Verb „*verändern*“ steht (*wirklich, ... [etwas] verändern wollen*). Nils setzt hier eine „moralisierende Klammer“ (Goffman 1977)<sup>34</sup>, denn im vorhergehenden Darstellungssegment – das muss an dieser Stelle nachgereicht werden, hatte er sich gegenüber den „*Juppies*“ (*Nils Schuck 12/41*) echauffiert, die sich ebenfalls in der Subkultur tummeln, dort aber letztlich nur ihre Abenteuerlust stillen würden („*ähm wo ich hatte dann D.-Stadt ich hab immer gesagt mensch ich, muss doch mal andere Menschen treffen´ alternative die R.-Stadt Szene ähh fand ich immer mehr zum Kotzen also, das war ja dann nur noch diese Aufbruchstage, Aufbruchstage so kurz nach der Wende wo sich dann ja so erst mal so ne richtje R.-Stadt Szene etablierte, das war schnell wieder vorbei weeißt ja selber wie das jetzt ist ne da (..) Juppies treiben sich da rum zur Zeit ne mal n bisschen Abenteuer´, ähm weiß ich*“ (*Nils Schuck; Segment 26, 12/37-42*). Ein weiterer Vorwurf an die Adresse der „*Juppies*“ lautet, sie seien maßgeblich für die Kommerzialisierung der Szene verantwortlich, würden aber keine „*wirklichen*“ alternativen Ideen verfolgen. Allerdings scheint sein Aufbrausen etwas seltsam, zählte Nils doch mit dem erfolgreichen beruflichen Handlungsschema selbst zu den „*Juppies*“, wenn man diesem Personentypus zuschreibt, dass er sich zwar in Szenekreisen bewegt, sich aber dennoch über ein hohes Einkommen, über exklusive Kleidung und Statussymbole definiert. Nun schwenkt Nils jedoch wieder, und das kennzeichnet weite Strecken seiner Lebensgeschichte, in eine Richtung um, in der er sich vom Karriere- und Konsumdenken distanziert.<sup>35</sup> Er weiß, dass im Umweltzentrum Organisationen und Vereine arbeiten, die sich gesellschaftlich, vor allem gesellschaftskritisch engagieren und dass die Personen dort z.T. andere Werte- und Moralvorstellungen vertreten. Aus der Zeitung erfährt von einem Aktionstag im Umweltzentrum, an dem sich einige Initiativen und Projekte vorstellen. Eines der Projekte ist die landkommunitäre Gemeinschaft S.

<sup>34</sup> Eine „moralisierende Klammer“ dient, so Goffman, der Einleitung in narrative Erzählabschnitte, wobei es sich häufig um Äußerungen handelt, die einen moralisierenden Input beinhalten, und in deren Anschluss Szenen der Entrüstung und moralischen Distanzierung folgen (Goffman 1977/55-57). Im hier nachfolgenden Zitat versucht der Erzähler indirekt sogar, den Zuhörer auf seine Seite zu ziehen, in dem er ihm unterstellt, er würde sich ebenfalls vom Treiben der „*Juppies*“ moralisch distanzieren („*weeißt ja selber wie das jetzt ist ne da (..) Juppies... [usw.; d. Verf.]*“) – ein Versuch des Sprechers, den Zuhörer für seine eigene Definition der sozialen Wirklichkeit und seine Bewertung der von ihm präsentierten Ereignisse zu gewinnen (vgl. Schütze 1976b/10, Garfinkel 1973/190-195).

<sup>35</sup> Bekanntlich hatte Nils in einer früheren Lebensphase schon einmal einen Lebenswandel vollzogen. Dieser ging mit der Ehescheidung und der Trennung von seiner Familie einher. Im Rahmen dieses Lebenswandels entsagte Nils einem konservativen Lebensmodell, er verließ seine Familie und steuerte in die ‚Gegenwelt‘ der alternativen Szene. Ein ähnlicher Lebens- und Orientierungswandel deutet sich hier nun wiederholt an.

Von einer Landkommunenbewegung hat Nils bis dahin noch nichts gehört. Auch ist sein Interesse an grün-ökologischen Themen nach der Auflösung des „Arche-Netzwerkes“, spätestens aber nach der gescheiterten Partnerschaft zurückgegangen. Die letzten Jahre, so gesteht er offen ein, habe er einen Lebensstil verfolgt, der dem dieser Gemeinschaft vollkommen widersprochen hätte. Seinem Beruf geschuldet, so verdeutlicht Nils, wären die zeitlichen Engpässe so extrem gewesen, dass Mahlzeiten an Imbissbuden und Tankstellen die Regel waren (*„ich hab vorher mich von Fastfood ernährt ich hab keine Zeit gehabt ich hab irgendwo, ich hab mich von Imbissstuben ernährt so was die so hergeben, Bratwürste Würste Bockwürste und irgendwas oder an Tankstellen“*). Nils ist zwar von den alternativen Ideen und Lebensvorstellungen, die die Landkommune S. präsentiert, angetan. Aber vor dem Hintergrund seines Lebensstils kommt er ins Grübeln, ob er in einer Öko-Gemeinschaft überhaupt am richtigen Platz sei. Leise bekennt er, dass er eigentlich *„gar nicht so n Grüner“* ist. Dennoch weckt die Landkommune seine Aufmerksamkeit, weil er Gefallen an ihrer Vision vom gemeinschaftlichen Zusammenleben findet (*„dacht ich aber dennoch die wollen noch was anderes sie wollen noch bisschen was anderes wie das was jetzt da draußen passiert ne“ ...; „und das hab ich mir so angehört und dacht ich naja das kann s vielleicht sein (...) das könnte eventuell die Alternative sein“*).

Daraufhin beginnt Nils, sich ernsthafter mit dem kollektiven Lebensentwurf und den Vorstellungen der Landkommune S. zu beschäftigen. Hypothetisch wägt er das Für und Wider ab (*„dann hab ich das so n paar mal hin und hergewälzt“*). Entscheidend ist aber, dass Nils die Landkommune S. selber aufsucht und erste Kontakte zu den Akteuren herstellt (*„und bin dann n paar mal hergefahren (...) naja und ähh, hab mir dann so die Ideen angehört“*). Auch wenn er im Rahmen dieser Besuche keine tieferen Interaktionsbezüge erwähnt, so sind doch sein Interesse und seine Sympathie für die Landkommune unbestritten. Man kann an dieser Stelle von der Ankündigung und den Vorbereitungen eines biographischen Handlungsschemas sprechen. Das geschieht zu einem Zeitpunkt, da Nils keiner beruflichen Arbeit nachgeht. Er bringt die Offenheit und die Zeit für die sich neu bietende *„Alternative“* mit. Die Auseinandersetzung mit der Landkommune scheint auch deshalb bedeutsam, weil sie einen Gegenpol zu den unvermindert wirksamen Verlaufskurvenprozessen darstellt. Mehr intuitiv als bewusst spürt Nils: Das Handlungsschema, in die Landkommune S. einzusteigen, könnte eine Möglichkeit bieten, der Prozessstruktur der Verlaufskurve zu entkommen. Ferner besteht mit dem Eintritt in die Landkommune auch die Gelegenheit, seine marginale Rolle und Selbstwahrnehmung zu reinszenieren und ihr eine neue Bedeutung zu verleihen. Eigene Ideen oder Pläne, wie er sich sein Leben in der Landkommune vorstellt, äußert Nils nicht. Es scheinen zunächst Orientierung-

gen zu überwiegen, die von der Gemeinschaft vorgegeben sind. Dass Nils bald darauf, wie er sagt, in der Landkommune „*gelandet*“ ist, unterstreicht den Zufälligkeitscharakter, mit dem dieses Arrangement zustande kommt („*ja und da (...) ja bin ich dann hier gelandet*“).

### **Die Landkommune als biographischer Schonraum**

Mit seinem Eintritt in die Gemeinschaft beginnt sich Nils Lebenssituation zu verändern. Im Interview verzichtet er auf eine Darstellung der Prozesse, wie er das Handlungsschema anfangs weiter verfolgt hat. Man erfährt z.B. nichts von einer Wohnungsauflösung, von der Organisation seines Umzugs, einer Abmeldung von Ämtern oder etwa der Verabschiedung von Freunden. Um seine Worte aufzugreifen, lässt sich sagen, Nils ist dann einfach in der Landkommune „*gelandet*“. Ohne viel Aufsehen, ratifiziert er das biographische Handlungsschema, das unter den neuen sozialen Bedingungen der Landkommune steht. Nils ist weniger isoliert und findet zügig Kontakt. Das gemeinsame Arbeiten, die gemeinsame Einnahme der Mahlzeiten, die Diskussionsrunden – solche Dinge verbinden einander und schweißen zusammen.

Nils kommt zu einem Zeitpunkt in die Gemeinschaft, da diese sich in einer ökonomisch unsicheren Phase befindet. Nach drei Jahren ihres Bestehens müssen wichtige wirtschaftliche Entscheidungen getroffen werden. Der Gemeinschaft steht, um ihre Existenz zu sichern, ein Umbruch bevor. Einige Akteure sind gerade dabei, die Landkommune zu verlassen. Nils Engagement schränkt das nicht ein. Im Gegenteil, er stürzt sich voll in das Geschehen. Die Krise der Landkommune erweist sich für ihn vielleicht sogar von Vorteil. Die Akteure haben mit den Problemen und Veränderungen in der Gemeinschaft zu tun und so gerät seine individuelle Person zunächst etwas aus dem Blickfeld. Er kann Ideen und Vorschläge einbringen, ohne sich selbst und seine eigene (verlaufskurvenförmige) Lebenssituation thematisieren zu müssen. Sein Engagement kommt gut, er fühlt sich wohlwollend aufgenommen und findet schnell die Akzeptanz und Anerkennung der Gruppe. Obwohl Nils lebensgeschichtlich betrachtet wenig an Gruppen partizipierte und er sich meist als Einzelkämpfer verstand, macht er hier neue soziale Erfahrungen. Insbesondere in der Anfangszeit bietet die Landkommune einen biographischen Schonraum, ein Moratorium in mehrerlei Hinsicht:

(1) Nils bekommt die Zeit, sich erst einmal zu orientieren, die verschiedenen Regeln, Strukturen und Abläufe kennen zu lernen. Nils muss sich nicht exponieren, er wird nicht herausgefordert, aber er wird auch nicht links liegengelassen. Dieses In-Ruhe-Gelassen-Werden bei gleichzeitiger Beteiligung an den sozialen Prozessen ist auch der Grund, dass sich die

Wirksamkeit der Verlaufskurve abschwächt. Nils wirkt ausgeglichener und optimistisch, auch, weil die Gemeinschaft neue Sinnangebote zur Verfügung stellt. Was z.B. die Arbeit in der Landkommune betrifft, kann Nils seine Fähigkeiten und Kompetenzen im Bereich „Bau“ einbringen. Hier existiert bereits eine Arbeitsgruppe, die sich dem Ausbau der Gebäude widmet. Hin und wieder hilft er auch in anderen Bereichen, z.B. der Landwirtschaft aus. Finanziell ist Nils abgesichert. Er bezieht Arbeitslosengeld und befindet sich so in der komfortablen Lage, unentgeltlich im „Bau“ oder in der „Landwirtschaft“ arbeiten zu können. Es lastet kein Druck auf ihm, schnell und unbedingt eine neue Arbeit finden zu müssen. Das führt dazu, dass Nils sein Leben in der Gemeinschaft relativ ruhig angehen kann.

(2) In seiner Freizeit liest er viel, wobei insbesondere die Auseinandersetzung mit philosophischer Lektüre eine wichtige Rolle spielt. Nils verfolgt hier nicht das Interesse, die Philosophie oder Philosophiegeschichte systematisch aufzuarbeiten und sie sich, vergleichbar mit einem Hobby oder Selbststudium, anzueignen. Eher greift er auf Bücher zurück, um Antworten auf persönliche Sinnfragen und Lebensprobleme zu finden. Am deutlichsten kommt dies zum Ausdruck, als er an einer Stelle im Interview seine Lektüre konkretisiert. Dabei unternimmt Nils den Versuch, die fernöstliche Philosophie und Karmalehre mit seinen Selbst- und Weltvorstellungen zu verknüpfen. Es sind vor allem die urindischen vedischen Schriften, die ihn einladen, seine Entwicklungsgeschichte in einer Perspektive der Schicksalhaftigkeit zu begreifen. So bietet gerade diese Lektüre Erklärungsfolien für lebensgeschichtliche Ereignisse und Prozesse, für die ihm selbst keine eigenen plausiblen Interpretationen und Erklärungen zur Verfügung stehen (*„wichtige Abschnitte Etappen wie ich schon sagte ich war mein Leben lang ein Suchender, ach so und ich bin ein Mensch >ich weiß nicht< ein Mensch der seine Erkenntnisse über die direkte Erfahrung das is so mein, mein wie soll ich sagen mein Karma das is meine Vorsehung so so, so bin ich glaub ich auch gestrickt ne ich muss direkt, Erfahrungen sammeln um (..) um sie ja och um mich geistig entwickeln zu können auch um meine, ähh Rückschlüsse geistigen Rückschlüsse mein Weltbild schließt ja darauf zurück, zu bilden weißte (..) und ich musste eben diese (...) ja diesen Weg der ziemlich holprig is war und (..) hmh ja voller Enttäuschungen (...) ja >gehen einfach< (..)“* Nils Schuck; B 1, 14/24-32). Das trifft insbesondere für Phasen zu, die mit verlaufskurvenförmigen Erfahrungen verbunden sind. Sie werden vor dem Hintergrund der Übernahme einer fernöstlich-spiritualistischen Weltdeutung in einen höheren Sinnzusammenhang eingebettet, der das Leben, d.h. wichtige persönliche Entscheidungen und Entwicklungsprozesse, soziale Beziehungen und Partnerschaften, Situationen, Ereignishöhepunkte und Prozesse des Erleidens, als einen folgerichtigen Entwicklungsweg nachzeichnet. Die Schicksalhaftigkeit, von der Nils das menschliche

Leben metaphysisch bestimmt und geleitet sieht (ein Art spiritualistisch-holistisch untermaltes Prädestinationsverständnis), wird zur obersten Interpretationsschicht in der Auseinandersetzung und Bearbeitung seiner Lebensgeschichte. Inwieweit er bei dieser Form der Biographisierung, der Entwicklung einer eigenen biographischen Theorie und Sinnzusammenhangsstiftung, von Personen in oder außerhalb der Landkommune beeinflusst ist, lässt sich nicht eindeutig sagen. Aber es ist wahrscheinlich, dass Nils mit diesem Themenspektrum erst im Laufe seiner Beteiligung an der Gemeinschaft S. in Berührung gekommen ist.

In der Erzählerdarstellung wirkt diese letzte Auseinandersetzung relativ ungeordnet.<sup>36</sup> Dennoch enthält sie Spuren biographischer Arbeit, die allerdings immer wieder verwischen, wenn es darum geht, konkrete lebensgeschichtliche Erfahrungsprozesse zu strukturieren und miteinander in Beziehung zu setzen. Nils hat Schwierigkeiten, die unterschiedlichen Lebenslinien zusammenzuführen und zu bewerten. Das behindert ihn auch, diese in einen sinnhaften biographischen Gesamtzusammenhang jenseits metaphysisch-spiritualistischer Erklärungen zu bringen. Wenn solche Spuren biographischer Arbeit in seiner Darstellung auftauchen, gibt es häufig Erzählabbrüche oder Wiederholungen, die z.T. im gleichen Wortlaut enden. Auffallend ist z.B. seine Selbstcharakterisierung als „Suchender“ (*Nils Schuck; B 1, 14/38*), die sich neben dem Bild des „Versagers“ desöfteren in Abschnitten der autobiographischen Thematisierung finden lässt („*ich bin im Grunde genommen kann man so zusammenfassen ich bin ein, ein mein Leben lang ein Suchender gewesen ein richtig Suchender, und wusste nich wonach*“ (*Nils Schuck, Segment 29, 13/22-24*). Er beginnt dann etwas hilflos auf die schicksalhaften Interpretamente zurückzugreifen, die er mit großer Überzeugung aus dem Lesestoff gewonnen hat. Genau damit verlieren jedoch die Ansätze der biographischen Arbeit an Konkretheit, an

<sup>36</sup> Im Nachfrageteil des Interviews eröffnet Nils in bisweilen längeren Erzählabschnitten eine diffuse Welt aus Spiritualität, Esoterik und New Age. Er gelangt dort ins Referieren über den Sinn der Religionen, über den Gottesbegriff, über spirituelle und meditative Praxen, wie z.B. Yoga. Er thematisiert seine Auseinandersetzung mit dem Buddhismus und dem Nirwana-Prinzip. Vor dem Hintergrund der Übernahme einer quasi 'zusammengemixten' religiös-spiritualistischen Selbst- und Weltdeutung erscheinen die Sinnwelten von Spiritualität und Esoterik zwar über weite Strecken mehrdeutig. Sie laufen aber immer auf ein Verständnis der Prädestination hinaus, einer göttlichen Vorherbestimmung, so z.B. für ein bestimmtes, aber subjektiv unbenennbares Lebensziel („*ich bin ich bin n Mensch der (...) der davon überzeugt ist dass jeder Mensch ne bestimmte Aufgabe hat sag ich, ne in seinem Leben also ne bestimmte Lebensaufgabe die er bewältigen soll [...], Auslassung; d. Verf.] ich fühl mich am liebsten (...) also am wohlsten wenn ich ähh (...) ja wie soll ich mal=für andre das ein kann wenn ich dort was bewegen kann was verändern kann, ich selbst bin nur Mittel zum Zweck*“ *Nils Schuck; B 4, 16/21-35*). In seiner Darstellung merkt Nils allerdings auch, dass er sich in den verschiedenen Weltreligionen, metaphysischen Einflüssen und Begriffen verrennt und so in Schwierigkeiten gerät, wieder zur eigentlichen Erzähllinie zurückzukehren. Die Komplexität der Themen, die er anschnidet und mit sich zu verbinden versucht, führt dann zu einer Dominanz relativ chaotischer Darstellungsstrukturen. Hier ein komprimierter Auszug, der das nur ansatzweise zeigt: „*Ich weiß nicht wie wie das kommt also, ich es war immer der Drang, ähh die Dinge in der Welt zu erkennen auch die großen ich bin, ich bin ähh komplex also ich hab die Angewohnheit komplex zu denken deswegen rede ich auch ganz, wirr manchmal, weil ich oft in off Bilder ausdrücken muss große komplexe Systeme die ich einfach sehe, und dann stehe ich da verwirrt und sach wo wie erklär ich s ihm denn jetzt, /I: Hmh/ weil das geht nicht so ohne weiteres ne, und mich interessieren auch große Zusammenhänge, sogar Kleinkram interessiert mich nicht das merkt man auch, wenn man mit mir wenn man mich bisschen näher kennt [...], Auslassung; d. Verf.] und deswegen zieht reizt mich das auch dieses ähm dieses richtige große Erkennen der Welt, /I: Hmh/ wo andere sagen würden Mensch bleib doch auf m Teppich hier gibt s doch genuch zu tun, ja mach ich auch aber dieses andere is viel interessanter für mich (...) also ich les jetzt so drei Bände von Armin Rieße ((unverst.)) das is der mutter-, multidimensionale Kosmos, (...) das is ähm (...) ja das is diese vedische Welt die relativ kompliziert is /I: Hmh/ ja, (...) -Abbruch“ (*Nils Schuck; NF 17, 40/2-21*).*

Plausibilität und Tiefe. Vermutlich begründen sich darin auch die Unterschiedlichkeit der Wahrnehmung und Einschätzung seiner selbst und die anderer Personen, die ihm Aufmerksamkeit schenken und ihn kritisch spiegeln („für andere=nach außen hin muss mein Leben auf andere absolut chaotisch wirken, und für mich is das ein ein (..) ein wie als wenn ich ne Treppe aufsteige also eine folgerichtige Weiterentwicklung Stück für Stück, (..)/I: Hmh/ verstehst Du wenn ich mich mit achtzehn Jahren sehe, da war ich ein dummer (..) also die Potenziäle warn da is klar, aber ein ziemlich blöder dummer (..) Baurülp sag ich mal ne, und wenn ich mich jetzt sehe jetzt bin ich fünfundvierzig demnächst werd ich fünfundvierzig ne, da s (..) ne völlige das hätte man nicht geglaubt sag ich mal so, ich hab mich durch diese, (..) also völlich unterschiedlichen völlich, chaotischen Prozessen zu dem entwickelt der ich jetzt bin (..) also s is ne gewisse Folgerichtigkeit dabei, und ich hab auch immer das Gefühl noch das is immer noch so, das Gefühl ich soll irgendwas in dieser Welt noch bewerkstelligen, /I: Hmh/ ich kann s nicht genau ausformulieren, das is nich ne Karriere oder n Haus bauen, oder irgendwas aufbauen=ich weiß es nicht“ Nils Schuck; B 5, 16/42-17/5)<sup>37</sup>. Es gelingt Nils kaum, seine Erfahrungshaltung gegenüber einzelnen lebensgeschichtlichen Ereignissen oder Phasen rational kenntlich zu machen. Immer wieder verliert er sich in allgemeinen Globalbilanzierungen und entsprechend ausgewählten und sich wiederholenden Sinnbildern (z.B. die „Treppe“).<sup>38</sup> Die biographische Arbeit stößt aber vor allem an Grenzen, wenn es darum geht, selbstkritisch auf seine biographischen Erfahrungs- und Entwicklungsprozesse zu blicken. Das trifft auch für die kritische Fremdwahrnehmung und Auseinandersetzung mit anderen Personen zu, die nicht in die Prozesse der biographischen Arbeit integriert werden. Eigene Schwächen, Fehler oder Fehlentscheidungen, die er im Laufe seines Lebens begangen haben könnte, räumt Nils nicht ein. Im Gegenteil, er ist überzeugt, dass alles, was in seinem Leben passiert ist und passieren wird, ‚richtig‘ im Sinne von folgerichtig bzw. von höheren Mächten ‚ausgedacht‘ und geleitet sei („also bereuen tu ich überhaupt nix das musste einfach so kommen also ich musste mich so entwickeln wie ich mich entwickelt hab, und ich bin eigentlich mit allen Sachen zufrieden (...) und da ich ja noch nicht am Ende bin ähh is es sehr spannend, was da noch so kommt“ Nils Schuck; B 5, 17/27-31). Allerdings – das belegen zahlreiche Zitate aus dem Transkript –, scheinen dabei eine hohe Ausblendungswirksamkeit und sicher auch Prozesse der Verdrängung eine Rolle zu spielen. Sie haben nicht nur massive Einschränk-

<sup>37</sup> Diesem Erzählausschnitt ging voraus, dass ich Nils nach einem Bild befragte, das er mit einer Zusammenfassung seines Lebens assoziieren würde („I: Wenn Du Dein Leben rückblickend betrachtest könntest Du es als ein Bild zusammenfassen würde Dir da was einfallen? ((Pause))“; Beginn B 5, 16/39-40).

<sup>38</sup> Große Teile der von Nils bilanzierten Lebensgeschichte sind mit einer Wissensdimension angereichert, die den direkten Erfahrungs- und Ereignisbezug zurückstellen. Dieser „Deutungsüberhang“, wie ihn Peter Alheit einmal als stark „kopflastig“ (Alheit 1989/144f) charakterisiert hat, stellt einen Gegenpol zur Ereignisnähe dar, wie sie im Laufe eines berichteten Geschehens, einer Belegerzählung oder anderen Erzähldetaillierungen mit Bezug zu bestimmten Erlebnissen oder Ereignissen zum Ausdruck kommt.

kungen im Problembewusstsein zur Folge, sondern verhindern gleichermaßen, schwierige Ereignisse und Entwicklungsphasen so zu verarbeiten, dass sie Nils auch als persönliche Misserfolge oder Tiefschläge ausdrücken kann. Vor diesem Hintergrund bleibt eine intensivere Hinwendung zu Prozessen der Arbeit an der eigenen Identität und Lebensgeschichte schwierig.

### **Rivalität und Probleme in der Gemeinschaft führen zur Eskalation der Alkoholismus-Verlaufskurve**

Ein Jahr nach seinem Eintritt zählt Nils zum festen Kern der Landkommune. Er ist mit allen Rechten und Pflichten eines vollwertigen Gemeinschaftsakteurs ausgestattet, beteiligt sich an den Beratungs- und Entscheidungsgremien der Gemeinschaft. Das muss er z.T. auch, um die Interessen seines Arbeitsbereiches zu vertreten und andere Akteure über den Stand der Bau- und Modernisierungsarbeiten zu informieren (*„bin Kerngruppenmitglied bei den Kerngruppen bin ich dabei bin bei der Managerrunde dabei, am Donnerstach (..) und ansonsten (..) ja (..) ansonsten hab ich n ziemlich stabiles und einflussreiches Aufgabengebiet hier, ich mach die ganzen Baugeschä- Geschäfte, alles was mit m Bau zusammenhängt“ Nils Schuck; Segment 30, 13/38-42*). Nils hat sich in die Gemeinschaft eingelebt. Über die täglichen Abläufe und Prozesse, über bestehende Probleme und Konfliktfelder, weiß er gut Bescheid. Seine Euphorie aus der Anfangszeit ist verflogen. Sein Bild von der solidarischen und harmonischen Gemeinschaft hat sich gewandelt und die Vorstellungen, mit denen er einst angetreten ist, wurden von den Erfahrungen und Schwierigkeiten des Alltags in der Landkommune eingeholt<sup>39</sup> (*„phh (..) also das Leben in einer Gemeinschaft oder in dieser Gemeinschaft wo einer für den anderen da is und so, und wo der eine sich um den anderen kümmert und wo wir alle, rücksichtsvoll und harmonisch miteinander umgehen, also diesen Gedanken hab ich mir n bisschen abgeschminkt, /I: Hmh/ das geht so nicht mit den Idealen kam ich an und wurde natürlich mächtig enttäuscht“ Nils Schuck; NF 15, 35/18-22*). Mit der Zeit hat er ein Gespür auch für die verborgenen Prozesse in der Landkommune entwickeln können. Diese Erfahrungen haben ihm nicht nur zu einer realistischeren Einschätzung verholfen. Nils hat auch gelernt, sich argumentativ zu behaupten und eigene Interessen oder die seines Arbeitsbereiches

---

<sup>39</sup> Nils resümiert hier eine Erfahrung, die bei vielen Akteuren in Landkommunen anzutreffen ist: Der Neuankömmling neigt dazu, die Gemeinschaft zu idealisieren. Er tritt mit überhöhten Erwartungen und Vorstellungen in eine Gemeinschaft ein und muss dann z.T. schmerzlich erfahren, dass Anspruch und Wirklichkeit des Landkommunelebens weit auseinanderklaffen können. Häufig muss der Neuling seine Orientierungen und seine Perspektive vom Anfang revidieren. Die mit Überschussmotivation gefüllte Ausgangsperspektive muss den Erlebnisse und Erfahrungsprozessen, die in der Landkommune auf ihn einströmen, weichen. Häufig führt diese Diskrepanz- und Brucherfahrung zu großen Ernüchterungen, aber in der Folge auch zu einer realistischeren Einschätzung, worauf hin sich die eigenen Erwartungshaltungen und der Erwartungsdruck relativieren. Es kann vorkommen, dass manche Neulinge jene Diskrepanzerfahrungen nicht verkraften und der Landkommune enttäuscht wieder den Rücken kehren.

durchzusetzen. Häufig kostet das einen langen Atem in der Kommunikations-, Aushandlungs- und Überzeugungsarbeit mit anderen Personen.

In dem Jahr seiner Beteiligung hat auch die Landkommune eine Entwicklung durchlaufen. Nils erwähnt eine Reform, die mit neuen Finanzierungsmodalitäten in der Vermögens- und Gebäudeverwaltung verbunden ist. Wichtig ist auch eine Neuschneidung der Arbeitsbereiche, was in der Landkommune für viel Zündstoff und Uneinigkeit sorgt. Interessant ist in diesem Zusammenhang zunächst einmal, dass Nils die Akteure der Gemeinschaft in zwei Gruppen einteilt. Er selbst zählt sich zu der Gruppe, die die Gemeinschaft durch Zielgerichtetes, „*pragmatisches*“ Arbeiten voranbringen will. Anderen Personen wirft er hingegen vor, sie würden die Gemeinschaft nur nutzen, um sich zu erholen und große Reden zu schwingen, während sie aber bei der Verrichtung der täglichen Arbeiten nicht zu sehen sind. Leute die bloß „*quatschen*“, so seine Grundhaltung, würden für die wirtschaftlich-praktische Entwicklung der Landkommune nur wenige bis gar keine Kräfte mobilisieren („*und es sind auch Leute da, ähh die ähh richtig pragmatisch vorgehen die nicht bloß quatschen wollen die nicht bloß sich in irgendwelchen, Runden selbst bespiegeln wollen sondern die richtig was umsetzen wollen ne, und da will ich erstmal in S.-Landkommune bisschen äußerlich was mit verändern ähh (..) dann werd ich auch mal gucken was hier noch an Leute das is übrigens n Thema bei uns n richtiges Kerngruppenthema schon geworden, wir müssen Leute rankriegen und wir werden auch unsere, äh Betrachtungsweise n bisschen ändern wir werden nicht mehr jeden Penner hierher holen (..) oder hier reinlassen, der sich irgendwo auf Kosten der Gemeinschaft aus: ruhen will sondern es müssen schon richtig gute Leute sein*“ Nils Schuck; B 3, 15/21-29)<sup>40</sup>.

Im Rahmen der Neuschneidung der Arbeitsbereich kommt es nun aber zu einem zentralen Konflikt, in den Nils selbst verwickelt ist. Es geht um die Verteilung der Verantwortung und der Kompetenzen im Arbeitsbereich „Bau“. Hier ergibt sich eine Konkurrenzsituation, da sich ein anderes Mitglied der Gemeinschaft für das gleiche Betätigungsfeld verantwortlich sieht. Hatte Nils eine zeitlang sogar mit dem Gedanken gespielt, aus dem Arbeitsbereich eine eigene, sich Selbsttragende Baufirma zu gründen, muss er jetzt um die Leitungsposition ringen. Die Rivalität um den Chefposten in der Baugruppe fordert von ihm immense Kraftanstrengungen, zumal er andere Personen aus Gemeinschaft nicht auf seiner Seite hat. Eine Zeit lang betreiben beide Kontrahenten ein Stillhalteabkommen, in dem sie versuchen, sich die Verantwortlichkeiten zu teilen. Nils ist für die Organisation, Anleitung und Kontrolle der Mitarbeiter, als eine Art Polier zuständig, während sein Kontrahent die Planungs- und Konstruktions-

<sup>40</sup> In Nils Kommentar wird noch eine weitere Problemandeutung sichtbar. Anscheinend war die Landkommune S. damit konfrontiert, dass man sehr schnell Neulinge aufgenommen hatte, bei denen sich dann herausstellte, dass sie nicht im Sinne der kollektiven Vorstellungen der Gemeinschaft handelten, sich davon distanzieren oder mehr oder weniger individuelle Interessen und Ziele verfolgten.

arbeiten für die Bauprojekte übernimmt. Doch trotz dieser Aufteilung der Kompetenzen geraten die beiden Verantwortlichen ständig aneinander. Der Konflikt eskaliert und endet schließlich damit, dass Nils von seinem Konkurrenten einen Laufpass bekommt. In einem Gespräch nimmt der Ingenieur für sich in Anspruch, dass er schon länger in der Baugruppe arbeitet und deshalb auch berechtigt sei, diese anzuführen. Nils bekommt gesagt, dass er in der Baugruppe nichts zu bestimmen hätte und austreten kann – für ihn ein Schlag ins Gesicht. Nils kontert nicht. In seiner Kränkung zieht er sich zurück und überlässt dem Rivalen kampflos das Feld (*„und G. [der Konkurrent; d. Verf.] hat ähh sich nicht daran gehalten [an die Trennung der Kompetenzbereiche; d. Verf.] also er hat dann, ich hab Leute zu irgendwas rangestellt ne und wollte immer die Arbeit kontrollieren=aber die warn weg, und ging ich hin und hab den wo anders wieder- was machsten hier na G. hat mich hierhin geschickt jetzt, und da ham mer uns n paar mal gekracht, und dann sacht er weißte was N. du kannst rausgehen also hier kann hat nur einer Platz und ich in der Baucrew, und ich war zuerst da (..) na sag ich dann machste eben alleene weiter is mir och egal, (..) ich hatt keine Aufgabe mehr hier (..) hab denn mit der Zeit mitgekriegt dass ähh (..) die (..) dass doch nich alles so goldich is wie das war so (..)“*) Nils Schuck; NF 11, 30/46-31/5).

Es stapeln sich aber noch andere Probleme in der Landkommune auf. Auch sie werden für Nils zu Belastungsproben. Begleitet von zwischenmenschlichen Problemen geht um Eigentumsfragen, um unterschiedliche Auffassungen in der gemeinsamen Lebensweise und um die Bildung von Koalitionen in der Gruppe. Nils ist ungehalten, merkt er doch, dass die Auseinandersetzungen um Verständigung und Einigung viel Zeit und Mühe kosten, ohne dass Zählbares dabei herauskommt. Das stimmt ihn unzufrieden und lässt große Zweifel am Ganzen aufkommen. Es scheint zum einen die Anhäufung und zum anderen die Kompliziertheit der kollektiven Probleme, die sich zunehmend weniger lösen, vor allem aber, die sich für ihn immer schwerer aushalten lassen. Auch haben die Positionsrangeleien in der Baugruppe und die mangelnde Solidarität der Gruppe in jenem Konflikt ihre Spuren und ein deutliches Frustrationspotenzial hinterlassen. So lässt er sich z.B. nur noch bei Diskussionsrunden blicken, wo seiner Meinung nach was *„bei rauskommt“* (*„hmh momentan hab ich mich n bisschen zurückgezogen aus der aus dem Treiben hier, ich geh nur noch zu den Runden hin wo was bei rauskommt, also zur Montagsrunde geh ich nicht weil sie ähh (..) ja gut ich neig n bisschen zur Übertreibung aber vor neune kaum losgeht ne, die Leute sind so unpünktlich dann wird rumgelabert und und gemacht und so, also ich und dann (..) ich kann das n nächsten Tach im Protokoll das mach ich jeden jeden Dienstach les ich mir s Protokoll in fünf Minuten durch dann weiß auch wat los is, und bei den Entscheidungen ob die Aschentonnen ob noch ne A-*

*schentonne angeschafft werden muss oder nicht /I: Hmh/ muss ich nicht unbedingt dabei sein“ Nils Schuck; Segment 30, 13/30-38). Entscheidend und unübersehbar sind aber seine extremen Rückzugsbestrebungen, die von fatalistischen Bemerkungen flankiert sind, wenn es um Schilderungen von sozialen Prozessen und Problemen in der Landkommune geht. Es häufen sich die Tage, an denen Nils mehr oder weniger herumhängt, was seine Unzufriedenheit aber nur zu verstärken scheint. Ihm fehlt das praktische Arbeits- und Aufgabenfeld, immerhin sieht er sich als jemand, der etwas bewegen, etwas anpacken und umsetzen möchte, und das ausschließlich in verantwortlicher Position (vgl. hier die frustrierende Erkenntnis: „ich hatt keine Aufgabe mehr hier“, Anmerkung: Nils hätte sich auch in anderen Tätigkeitsbereichen, vielleicht mit weniger Einfluss, aber doch verantwortungsvoll, engagieren können; genau das tut er jedoch nicht!). Vor diesem Hintergrund verliert er allmählich den Boden unter den Füßen. Nils wird erneut von länger anhaltenden depressiven Phasen eingeholt. Alkohol spielt wieder eine Rolle. Wie ein Teufelskreis greifen diese beiden verlaufskurvenförmigen Wirkpotenziale ineinander. Das ändert sich auch nicht, als Nils die Führungsrolle in der Baugruppe übernimmt, als der Gegenspieler mit seiner Familie die Landkommune verlässt. Im Gegenteil, es waltet ein lebensgeschichtlich wiederkehrendes Handlungsmuster: Das Sich-Zurückziehen und der übermäßige Genuss von Alkohol in einer Phase, in der es um die dringende Bearbeitung und Bewältigung von Problemen geht. Nils spielt die Relevanz des Alkohols immer noch herunter („na ich hab s immer im Griff ich hab immer selber aufgehört“ Nils Schuck; NF 11, 30/15). Der Alkohol sei eben ein Mittel, dass ihm vorübergehend bei der Problembearbeitung hilft. Er könne „besser“ mit seiner Situation umgehen, so behauptet Nils, wenn er sich durch den Alkohol in eine „Leck mich am Arsch Stimmung“ befördere („also diese dieses keine Ausweg sehen hat denn tatsächlich dazu, geführt dass ich, irgendwann hab ich dann gemerkt dass Alkohol bei mir so ne nich in großen Mengen (..) eine aber so in (..) weiß ich so in nem halb dreiviertel Flaschen Weinformat ne, was mir so ne Leck mich am Arsch Stimmung schafft ne also ich bin dann, (..) ähm (..) na ich komm besser zurecht mit dem mit der Situation ne, s is auch heute noch so Alkohol is meine Droge, /I: Hmh/ wenn s mir total beschissen geht dann trink ich=und dann tauch ich auch mal drei Tage ab“ Nils Schuck; NF 11, 30/4-11). Was Nils jedoch vollkommen fehleinschätzt ist, dass der Alkohol nicht nur zum flüchtigen, sondern längst schon zum beständigen Begleiter seiner Alltags- und Problembewältigung geworden ist. In Wirklichkeit trinkt er nicht gelegentlich, sondern regelmäßig, den Spiegel haltend. Zum Teil über mehrere Tage hinweg zieht er sich vollständig aus dem Gemeinschaftsleben zurück („dann tauch ich auch mal drei Tage ab“). In dieser gefährlichen weil unbeobachteten Privatsphäre lassen sich die Trinkexzesse am besten vor den anderen Mitglie-*

dern der Landkommune verheimlichen. Natürlich ist Nils das mit der Regelmäßigkeit seines Alkoholkonsums etwas peinlich. Es gibt niemanden, dem er dieses Problem anvertraut, vor allem, weil er es selbst nicht als Problem begreift. Auf der Basis der systematischen Ausblendung seiner seelischen und tiefer gehenden biographischen Probleme hat sich die Alkoholismus-Verlaufskurve jedoch seit langem schon zur dominanten und vor allem, sich progredient entfaltenden Verlaufskurve mit eigener konditionaler Relevanz entwickelt.

In der Aufrechterhaltung seines Alltags passiert nur noch das notwendigste. Seine Zeit verbringt Nils mit Belanglosigkeiten, wie dem Billardspielen. Inwieweit seine Selbstbeobachtungsgabe dafür verantwortlich ist, dass er merkt, dass es so nicht weiter gehen kann, sei dahingestellt. Es ist wohl mehr einem Gefühl geschuldet, dass die privaten Probleme und das Suchtverhalten immer dramatischere Formen annehmen. Möglicherweise ist er auch bereits aufgefliegen oder von anderen in Verdacht geraten, denn der Alkoholismus lässt sich kaum mehr verbergen. Jedenfalls unternimmt Nils den Versuch, sich eigenmächtig und abrupt dem Alkohol zu verweigern. Ein folgenschwerer Fehler, wie sich herausstellt. Denn dem unkontrollierten Selbstversuch und Entzug folgt ein somatischer Kollaps. Hintergrund dessen ist natürlich, dass sich der Körper und Stoffwechselkreislauf bereits an die kontinuierliche Zufuhr von Alkohol gewöhnt hat. Bei seinem Zusammenbruch wird er von einer Frau aus der Gemeinschaft gefunden. Nils muss mit dem Rettungswagen abgeholt und auf die Intensivstation gebracht werden. Drei weitere Wochen verbringt er auf einer Entzugsstation. Der Zusammenbruch stellt den Höhepunkt im konditionellen Ablauf der Alkoholismus-Verlaufskurve dar (*„und da hab ich gesagt das geht so nich ich hör jetzt auf, (..) so und nun hat sich aber in nem halben Jahr gewöhnt der Körper sich wenn de jeden Tag von, irgendwann vormittags anfängst was zu trinken, nie be:trunken aber immer (..) so n bisschen im Tee ne, um diesen Zustand zu halten ne, da gewöhnt sich der Körper dran ne, und (..) ähm da hab ich aufgehört (..) und (..) naja es braucht dann schon den der Alkohol is im Stoffwechsel eingebaut ne, es braucht dann schon ne Zeit sag mer mal zwei Tage bis das wieder sich einreguliert hat, aber ich hab wohl zu abrupt aufgehört, und mein Stoff- Stoffwechsel is praktisch zusammengebrochen also so richtig heftig ne [...] und da hat ähm mich Da. gefunden und Da. is eh ne ängstliche Frau ne, die hat mich gefunden Rettungs- ähh hier Notarztwagen angerufen ne, (..) ich bin tatsächlich weggetreten also zusammengeklappt also ohnmächtig geworden ne“* Nils Schuck; NF 11, 31/18-31).

Der Vorfall beschäftigt auch die Landkommune. Ein solches Problem ist bislang nicht vorgekommen und man muss sich jetzt Gedanken über den Umgang mit dem Problem machen. Als Nils aus dem Krankenhaus zurückkehrt, steht fest: Die Gemeinschaft erwartet, dass er die Fin-

ger vom Alkohol lässt und sich einer professionellen Entzugs- und Psychotherapie unterzieht. Ansonsten, so der Beschluss, müsse Nils die Landkommune verlassen. Mit dieser Aufforderung wird Druck auf ihn ausgeübt. Eine sicherlich harte, aber im Sinne der Gemeinschaft und vielleicht auch in seinem Sinne richtige Entscheidung. Problematisch ist nur, dass Nils sein Alkoholproblem immer noch nicht wahrhaben will. Dass er gewisse Schwierigkeiten hat, mit seinen Lebensproblemen umzugehen, gesteht er halbwegs ein. Für die Einsicht einer Alkoholkrankung trifft das aber nicht zu. Der Zusammenhang, dass die Verlaufskurven irgendwie miteinander zu tun haben, ist ihm ganz oberflächlich vielleicht bewusst. Aber das Wiedereinandergreifen, das Heimtückische an den wuchernden Verlaufskurvenprozessen, die sein Leben vollständig bestimmen und immer neue Formen der Entfaltung hervorbringen, scheint ihm nicht klar und nicht zugänglich. Nils rechtfertigt und verharmlost den Zusammenbruch als einmaligen Zwischenfall, der möglichst nicht wieder vorkommen soll (*„ich hatte ich hatte > hat keine Bedeutung für mich weil s Quatsch ist<, ich hatte totale Probleme, die wollten mich ja wirklich ich sollte hier rausgehen und ne, Therapie machen (..) was immer für die für ne Therapie sich auch vorstellen das is n Quatsch, also ich ähh (..) ich bin in dem Sinne so nicht abhängig ((betont)) außerdem bin ich arbeitsfähig, und ich trink am Tage nix ich verhalte mich, genauso wie jeder andere auch ne, und trinke auch genauso wie wie R. mal n Glas trinkt, (..) und ähh da sollt ich irgendwelche Therapie machen na ich hab mich dann, ähh ich besser so muss (..) kannst dir erstmal >gar nischt erlauben< ne hab ich auch aufgehört, (..) ähh und hab dann ne ganz lange Zeit >nichts getrunken hier< also wohl n Jahr ja über n Jahr nicht, (..) und ähm jetzt mach ich das so dass ich (...) also so ne heftigen Sachen mach ich auf keinen Fall mehr weil das die Leute einfach ängstigt, /I: Hmh/ ne und das kann ich mir auch nicht mehr erlauben ähh aus, (..)“* Nils Schuck; NF 11, 31/48-32/10). Einen Psychotherapeuten sucht er zwar auf, aber nicht um den biographischen Problemen und seinem Suchtverhalten auf den Grund zu gehen, sondern um den Rauschmiss aus der Gemeinschaft zu verhindern. In der folgenden Darstellung spielt ein doch recht seltsamer Sarkasmus mit, der soweit geht, dass er sich in jenem Absturzscenario als der Lachenden, als der Über-den-Dingen-Stehende präsentiert.

I: Und die Therapie hattest Du denn nicht gemacht?

N: (..) Wozu auch ((fragend)) ich hab folgendes gemacht ich bin ähh, ich hab gesagt ich geh nach Bu.-Stadt in ähh (..) zum Psychologen und dem hab ich den ganzen Quatsch erzählt (..) und das ging dann so n viertel Jahr, (..) und dann sachte der Psychologe naja >ich weiß gar nicht so richtig, ähm (...) was ich< hat er wusste nich so richtig was mit mir anzufangen ne, ich wusste dass das so läuft dass da weil da war nix=is nix zu therapieren ne, na und da hab ich ihm den Vorschlag gemacht, weil er sagte er brauch n paar Stunden auch ne, ähh: Herr (...) das is aus Bu.-Stadt hier n Psychologe ne, ich hab n Namen schon wieder vergessen ne, Herr so und so ich mach ihnen folgenden Vorschlag sie sind Psychologe, und ähm (..) und sie brauchen n paar Stunden die se abrechnen

können dann mach mer s doch so, ich betrachte sie als mein ähh (...) privater Supervisor und sie ich werd ihnen mal n paar Probleme, schildern die so in der S.-Kommune und sie könn die vielleicht mal n bisschen interpretieren, das ham mer denn noch so n viertel Jahr gemacht so, also der wusste echt mit mir nischt anzufangen, /I: Hmh/ hat sich aber allerdings für die S.-Kommune interessiert und ich hab n einfach mal den Laden so geschildert wie das so, (...) was hier so passieren könnte und so wie es sich, hab mir dann auch noch n paar Bücher besorgt über, ähm Gruppen: Zusammenwirken von Gruppen und so was ne das war ganz interessant die Zeit ne, aber Therapie braucht ich da nicht /I: Hmh/ (...) man sollte das wirklich von Fall zu Fall betrachten also (...) naja (3) (Nils Schuck; NF 11, 32/14-33)

Es wird jetzt all zu deutlich, dass Nils weder die Brisanz noch die besondere Bearbeitungsrelevanz seiner Probleme erkennt. Der Besuch beim Psychologen erfolgt nur pro forma. Damit unterläuft er auch die Auflagen der Gemeinschaft. Hinter dem therapeutischen Arbeitsbündnis stehen von seiner Seite keine ehrlichen Bemühungen. In der Therapie wird der Vorfall zwar thematisiert, aber Nils scheint von vornherein überhaupt nicht daran interessiert, sich über die Gründe seiner Probleme und seiner Sucht Gedanken zu machen. Den Vorfall spielt er herunter („*dem [Therapeuten; d. Verf.] hab ich den ganzen Quatsch erzählt*“). Mit der nach wie vor festen Überzeugung, alles „*im Griff*“ (Nils Schuck; NF 11, 30/15) zu haben, bezweifelt er die Notwendigkeit einer Psychotherapie. Auch tut er so, als würde der ihm gegenüber sitzende Psychotherapeut ebenfalls keine Probleme sehen. Der Therapeut, so Nils fadenscheinige Argumentation, hätte wie er selbst, gar nicht gewusst, was es an ihm zu therapieren gäbe („*und dann sachte der Psychologe naja >ich weiß gar nicht so richtig, ähm (...) was ich< hat er wusste nich so richtig was mit mir anzufangen ne, ich wusste dass das so läuft dass da weil da war nix=is nix zu therapieren ne*“). Die Arbeit mit dem Psychologen konzentriert sich nicht auf Nils biographische Entwicklungs- und Problemgeschichte. Die Vereinbarung zwischen Therapeut und Klient geht in eine andere, relativ zweifelhafte Richtung: Nils leitet den interessierten Psychologen dahin, über die Landkommune und die sozialen Probleme in der Gruppe zu sprechen. D.h., er gibt die Themen vor, über die es sich in seinen Augen lohnen würde, zu kommunizieren. Im Gegenzug, so Nils, könne sein „*privater Supervisor*“, die Stunden auf der Basis einer ambulanten Psychotherapie bei der Krankenkasse abrechnen. Was der Psychotherapeut an Interpretationen zur Interaktionsgemeinschaft der Landkommune S. anzubieten hat, wird von Nils dann gar nicht weiter ausgeführt. Viel wichtiger scheint es ihm nämlich, darzustellen, wie er über die Strategie, mit dem Psychologen eine Scheinlösung auszuhandeln, das Problem seines Ausschlusses aus der Gemeinschaft abzuwenden wusste. Dabei zählt der Psychologe nur zum kalkulierten Beiwerk einer Inszenierung, der jegliche Grundlagen einer ernsthaften biographischen Auseinandersetzung und Problembearbeitung fehlen. Noch offensichtlicher wird das, als Nils darauf verweist, dass sich die Androhungen

vonseiten der Gemeinschaft schließlich im Sand verlaufen hätten und `sein Fall´ aus den Augen verloren gegangen sei („ach weißte das s (...) n Hund bellt solange er irgendwas nur in Bewegung sieht ne, und wenn die Bewegung aufhört dann hört er auf beruhigt er sich och wieder so war das hier auch, /I: Hmh/ ich hab einfach nischt mehr jetrunken (..) und da hatten se kein Grund und dann is das auch n bisschen in Vergessenheit geraten, /I: Hmh/ siehst Du ähh wenn jetzt liefere ich ihnen einfach keinen Grund da weil ich verhalte mich völlig normal, (..) und ähm (..) ich provozier natürlich auch niemand ich würd mich, nicht vor Da. hinsetzen und ne Flasche Wein entkorken und so was nech, /I: Hmh/ das is das macht man nicht /I: Klar/ aus psychologischen Gründen (...) ja (6)“ Nils Schuck; NF 11, 32/34-43). Nils beteuert zwar, er hätte nach dem somatischen Zusammenbruch erst einmal keinen Alkohol mehr zu sich genommen. Doch scheint er weiter als je zuvor davon entfernt, eine adäquate Bearbeitung seiner Suchterkrankung einzuleiten. Nach wie vor bestehen Trinkgewohnheiten, nur weiß Nils jetzt, dass er, um sich der sozialen Kontrolle und den Interventionen der Gemeinschaft zu entziehen, keine Exzesse mehr starten darf.

## Kapitel 8

### Fallvergleich und theoretische Skizze. Dimensionen der Fallbearbeitung

#### Prolog: Der Landkommunarde als „Fremder“

Menschen, die in Landkommunen leben, sind in gewisser Weise Schicksalsgefährten, die ein ungewöhnlicher Zufall in diese kollektiven Arbeits- und Lebenszusammenhänge geführt hat. In Landkommunen begegnen sie einander, sie organisieren und bewältigen gemeinsam einen Alltag. Der Mensch, der in eine landkommunitäre Gemeinschaft eintritt, ist – bevor er sozial assimiliert und zum Mitglied der Aufnahmegesellschaft wird, der er sich zuwendet –, zunächst ein „Fremder“, und zwar in dem Sinne, wie Alfred Schütz die Wahrnehmung und Erlebnisweise eines „Fremden“ (Schütz 1972a) beschrieben hat. Der Fremde hat sich von seiner alten Heimat losgesagt und betritt mit der Landkommune ein soziales Territorium, das ihm bislang unbekannt war. Um Teil der Gemeinschaft zu werden, muss der Neuankömmling versuchen, „sein Verhältnis zur Zivilisation und Kultur [der; d. Verf.] sozialen Gruppe zu bestimmen und sich in ihr neu zurechtzufinden“ (Schütz 1972a/53), während er vom Standpunkt der Gruppe aus „ein „Mensch ohne Geschichte“ (Schütz 1972a/60) ist, der nicht an den Erfahrungen der Gruppe in der Vergangenheit teilhatte.<sup>1</sup> Ebenso wird der Neuankömmling ein Bewusstsein davon erlangen, dass „seine Vorstellungen von der fremden Gruppe, von deren Zivilisationsmuster und ihrem Lebensstil, sich nicht in seiner lebendigen Erfahrung und in der sozialen Interaktion bewähren. Die Entdeckung, daß die Dinge in einer neuen Umgebung ganz anders aussehen, als man dies sich noch zu Hause vorgestellt hatte, ist häufig die erste Erschütterung des Vertrauens des Fremden in die Gültigkeit seines habituellen ‚Denkens-wie-üblich‘. Nicht nur das Bild, das der Fremde von den Kultur- und Zivilisationsmustern der Gruppe, welcher er sich nähert, mitbrachte, sondern auch das ganze bisher unbefragte Auslegungsschema, das ihm in seiner Heimatgruppe geläufig war, wird durchgestrichen. Es kann nicht mehr als Orientierungsschema in der neuen sozialen Umgebung gebraucht werden“ (Schütz 1972a/62). Der Landkommunarde ist also ein Fremder und um in der Schütz-schen Terminologie zu bleiben, muss er einen Teil seiner alten, aus der Heimat mitgebrachten Alltagstypisierungen, Gewohnheiten und Definitionen abstreifen. Er muss sich einen neuen

---

<sup>1</sup> In Anlehnung an Shibusutani (Shibusutani 1975 und Redfield 1941 nach Shibusutani 1975) möchte ich den Begriff „Kultur“ als eine Perspektive bezeichnen, „die von den Mitgliedern einer bestimmten Gruppe geteilt wird. Im Sprachgebrauch von Redfield (32, pp. 132-133) bezieht sich dieser Begriff auf das >überlieferte Verstehen, das sich in Handlungen und Werkzeugen manifestiert und menschliche Gesellschaften charakterisiert<. Da die >Verstehensakte<, auf denen solche Perspektiven beruhen, die Grundvoraussetzungen des Handelns bilden, teilen die Träger einer gemeinsamen kulturellen Orientierung gemeinsame Handlungsmuster“ (Shibusutani 1975/156).

Relevanzbereich erschließen und zu einem vertrauten Wissen vordringen, das ihm ermöglicht, die soziale Welt der Landkommune auszulegen und mit den unbekanntem Dingen und Personen zurechtzukommen. Künftig nicht mehr der Fremde zu sein, heißt, sich selbst nicht mehr als einen Fremden im zuvor noch unbekanntem und hinterfragbaren Alltag zu erleben und auch nicht mehr von den Akteuren, mit denen er die Welt der Landkommune teilt, als Fremder gesehen und behandelt zu werden. „Die Angleichung des Neuankömmlings an die in-group, die ihm zunächst fremd und unvertraut erschien, ist ein kontinuierlicher Prozeß, in welchem er die Kultur- und Zivilisationsmuster der fremden Gruppe untersucht. Dann werden diese Muster und Elemente für den Neuankömmling eine Selbstverständlichkeit, ein unhinterfragbarer Lebensstil, Obdach und Schutz. Aber dann ist der Fremde kein Fremder mehr, und seine besonderen Probleme wurden gelöst“ (Schütz 1972a/69). Ist der Prozess der Anpassung weit vorangeschritten oder abgeschlossen, hat sich der Fremde in einen `Insider` der Landkommune gewandelt, der über vielfältiges Wissen, über Definitionen und vertraute Rezepte verfügt, die ihn selbst und als vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft auszeichnen. Er hat sich an den Alltag der Landkommune gewöhnt und zwar so, dass er an ihrer „symbolischen Sinnwelt“ (Berger & Luckmann 1987) partizipiert und mit den Akteuren der Landkommune gemeinsame Überzeugungen und Rituale teilt. Sie verbindet nun eine gemeinsame Geschichte. Vor diesem Hintergrund wird der Landkommunarde einen anderen Neuling, der an die Tür der Gemeinschaft klopft, als Fremden betrachten, weil diesem jenes gesicherte Wissen nicht zugänglich ist, welches der Landkommunarde sich selbst mühsam aneignen musste.

Ohne im Besonderen auf die Probleme und Missverständnisse einzugehen, wurde sich der Schützchen Aufzeichnungen über den „Fremden“ hier bedient, um ungefähr die soziale Situation eines Menschen zu beschreiben, der sich für das Leben in einer landkommunitären Gemeinschaft entscheidet und von den Mitgliedern der Gemeinschaft in die gleiche aufgenommen werden will. Die lebensgeschichtlichen Verläufe solcher Fremden zu untersuchen, d.h. ihre biographischen Erfahrungen und Wissensvorräte, die sie mit in die Landkommunen bringen, bevor sie zu Insidern werden, hat sich diese Arbeit u.a. zum Ziel gesetzt. Ich möchte noch einmal betonen, dass diese kollektive Lebensform und das Phänomen der Landkommunen für Akteure der ostdeutschen Bundesländer eine neue biographische Herausforderung darstellt. Sie sind Beteiligte an einem sozialen Arrangement, das ihnen aufgrund ihrer gesellschaftlich geformten Biographie und Sozialisationsgeschichte in der DDR bislang unbekannt war.

In eine landkommunitäre Gemeinschaft einzutreten, erfordert auf den ersten Blick immer ein biographisches Handlungsschema, einen intentionalen Prozess des Wollens und Handelns.<sup>2</sup> Der Mensch, der sein Leben oder einen Abschnitt seines Lebens in einer Landkommune verbringt, tut das aus freien Stücken und vor dem Hintergrund bestimmter Vorstellungen und Intentionen, die er in der Landkommune zu verwirklichen glaubt oder die er in der Lebenspraxis einer landkommunitären Gemeinschaft erfüllt sieht. Keine Landkommune, zumindest keine, die ich aufgesucht habe, zwingt oder nötigt Menschen zur Mitgliedschaft oder Teilnahme. Im Gegenteil die meisten Gemeinschaften stellen eine Karenzzeit zur Verfügung, in der der interessierte Fremde beobachten und ermessen kann, ob die Vorstellungen, die sozialen Prozesse und die ihn umgebenden Akteure der Landkommune seinen Vorstellungen und Bedürfnissen entsprechen. Je nachdem wie allgemein oder konkret sein Handlungsschema angelegt ist, wird der interessierte Fremde prüfen, ob sich seine Vorstellungen in der Landkommune umsetzen lassen, welche Bedingungen für eine Realisierung seiner Pläne vorherrschen oder ihm im Wege stehen. In ähnlicher Weise gilt das umgekehrt. Die Mitglieder der Aufnahmegesellschaft prüfen, ob und wie sich der Neuling mit ihren Kultur- und Zivilisationsmustern, den Prozessen der Auseinandersetzung und Gemeinschaftsbildung identifiziert. Auch werden sie abwägen, ob sich das Handlungsschema des Noch-Fremden mit den kollektiven Ideen und Vorstellungen der Gemeinschaft vereinbaren lässt und wie sie als Gemeinschaft eventuell von diesem Handlungsschema profitieren kann.

In der Untersuchung der biographischen Verläufe habe ich verschiedene Arten von Handlungsschemata herausarbeiten können, auf die ich später, wenn es um die Situation des Eintritts geht, zu sprechen komme. Hier nur soviel: In mehreren Einzelfällen zeigte sich, dass das Handlungsschema, wie es mit dem Eintritt in die Gemeinschaft verbunden war, durch die Bedingungen oder auch durch die Dominanz anderer Prozessstrukturen geleitet bzw. gesteuert wurde. Die Beteiligung an der Landkommune erfolgte z.B. vor dem Hintergrund einer massiven Verlaufskurvenwirksamkeit (Nils Schuck, Carsten Bracher) oder einer zeitlich zurückliegenden, jedoch unbearbeiteten Verlaufskurvenentwicklung (Susanne Klatt). Entsprechend trug das Handlungsschema der Beteiligung einen nur oberflächlichen, flüchtigen oder gar austauschbaren Charakter, bei dem kollektive Orientierungen der Gemeinschaft mehr oder weniger übernommen wurden und ein Prozess der Anpassung an bewährte Praxen stattfand. Seltener existierten eigene

---

<sup>2</sup> In Anlehnung an A. Schütz möchte ich den Begriff des „Handelns“ als einen ablaufenden Prozess, der vom Akteur gedanklich vorgezeichnet bzw. vorentworfen wird, vom Begriff der „Handlung“ unterscheiden, der für das Resultat jenes Prozesses steht. Handeln kann dabei mehr oder weniger beabsichtigt im Begehen oder auch Unterlassen einer spezifischen Unternehmung erfolgen. Auf der Basis des aktuellen Wissens- und Erfahrungsstandes spielt der Akteur vor dem konkreten Handeln das resultierende Handeln oder besser die abgeschlossene Handlung gedanklich durch. Er entwickelt eine Vorstellung davon, wie das Ergebnis des ablaufenden Handelns aussehen könnte. Im Prozess des Handelns bis hin zur Handlungsrealisierung ist es möglich, dass sich spezifische Sinnauslegungen des bestehenden Wissens verändern, was eine Differenz in der Sinndeutung des vorgezeichneten Handelns und der resultierenden Handlung hervorrufen kann (vgl. Schütz 1971b/77ff).

Ideen, wurden biographische Entwürfe entwickelt oder Handlungsschemata im Vorfeld geplant und mit der Beteiligung an der Landkommune umgesetzt (Georg Menze, Hans-Peter Joost, Reinhard Weißendorn). War dies der Fall, besaß das Handlungsschema grobe oder klare Konturen, gab es Pläne oder Vorstellungen der Umsetzung und das Interesse an der Realisierung musste in der Gemeinschaft auf bestimmte Weise ausgefochten und durchgesetzt werden. Um dahin zu kommen, und die Eintrittssituationen näher unter die Lupe zu nehmen, möchte ich mich zunächst auf biographische Prozessstrukturen, auf vorgemeinschaftliche Dimensionen und lebensgeschichtliche Prägungen der Akteure in Landkommunen konzentrieren.

Es erscheint mir sinnvoll, eine systematische Darstellung anhand von Überschriften zu wählen, unter denen sich die biographischen und sozialisatorischen Prozesse subsumieren und vergleichen lassen. Diese Überschriften können, aber müssen nicht zwangsläufig den herausgearbeiteten Kategorien entsprechen. Gleichermäßen beinhalten sie Aussagen zum Einfluss institutioneller oder gesamtgesellschaftlicher Prozesse auf die Entwicklung der Lebensgeschichten. Dabei soll es nicht mehr – wie in den einzelnen Falldarstellungen –, um eine detaillierte Nachzeichnung der unterschiedlichen Konstellationen, Ereignisse und Prozesse sowie deren Zustandekommen und Zusammenwirken gehen. Deshalb wird, außer was solche Fälle anbelangt, die nicht explizit in der Arbeit aufgeführt worden sind, weitgehend auf Feinheiten und spezifische Falldetails verzichtet. Im Vordergrund steht die Betrachtung einzelner, zentraler Prozesse oder Prozessstrukturen, auf deren Ähnlichkeit oder Verschiedenartigkeit ihrer Entfaltung hier abgezielt wird. Was unterscheidet die untersuchten Fälle in ihrer Struktur, also in dem, wie die Akteure vor dem Hintergrund ihres biographischen Gewordenseins in die Landkommunen hineingelangen?

## **8.1 Prozessstrukturen und andere biographierelevante Aspekte**

Aus der Analyse des vorliegenden Datenmaterials lassen sich zunächst unterschiedliche Erfahrungshaltungen gegenüber der Kindheit und den Prozessen des Aufwachsens herausarbeiten. Zum einen lieferten manche Lebensgeschichten Anhaltspunkte für Erfahrungen in der Kindheit, die von den Informanten tendenziell als Bedrohung wahrgenommen wurden. Zum anderen konnte in lebensgeschichtlichen Verläufen aufgezeigt werden, dass die Kindheit mit gravierenden Verlusterfahrungen von wichtigen Bezugspersonen verbunden war. In beiden Fällen riefen diese Erfahrungen von Bedrohung und Verlust bei den Betroffenen unangenehme Erinnerungen hervor, die sie im Fortgang ihrer Erzählung thematisierten. Auf solche Erfahrungen möchte ich gleich eingehen.

In anderen Lebensgeschichten, die hier nicht explizit dargestellt worden sind, sprechen die Informanten von einer weitgehend `behüteten` Kindheit. Formen einer solchen `behüteten` Kindheit, ließen sich in den Entwicklungsgeschichten von *Hans-Peter Joost* und *Reinhard Weißendorn* rekonstruieren<sup>3</sup>: *Hans-Peter Joost* (geb. 1959) genießt die Idylle und das harmonische, fromme Familienklima in einer Pfarrhausumgebung (der Vater ist Pfarrer, die Mutter Hausfrau und Gemeindegemeindeförderin). Er wächst als jüngstes von drei Geschwistern auf, wobei sich insbesondere zum mittleren, zwei Jahre älteren, Bruder eine intensive Beziehung entwickelt. Die Kindheit ist unter Einbezug des Bruders und eines großen Freundeskreises geprägt vom Erobern, Ausprobieren und spielerischen Entdecken der Welt. Zum anderen bietet das Elternhaus ein lebendiges soziales Umfeld, den humanistischen Bildungshorizont und liberalen protestantischen Werte- und Orientierungsrahmen, der für Joosts Biographie- und Identitätskonzept von zentraler Bedeutung bleibt.

*Reinhard Weißendorns* Lebensgeschichte stellt in gewisser Weise einen Sonderfall in meiner Untersuchung dar. Weißendorn (geb. 1962) wächst, sehr untypisch für DDR-Verhältnisse, in einer anthroposophischen Hof- und Glaubensgemeinschaft auf. Eindrucksvoll ist die kindliche Verträumtheit, mit der er die ersten Jahre seines Lebens beschreibt. Der Vater betreibt Landwirtschaft, die Mutter ist als Hausfrau tätig und kümmert sich um die insgesamt fünf Kinder. Die Hofgemeinschaft lebt fast vollständig von der Selbstversorgung, nur das Notwendigste wird zugekauft. Im Vergleich zu Hans-Peter Joost haben die Eltern weitaus weniger Zeit für Reinhard. Dafür bietet die soziale Welt der Gemeinschaft einen verlässlichen, solidarischen Handlungsrahmen und sorgt, ähnlich wie im Fall Joost, für eine große Glaubenssicherheit, die lebensgeschichtlich relevant bleibt. Bei der täglichen Arbeit in der Landwirtschaft muss der kleine Reinhard zwar hart mit anpacken, er hat aber auch alle Freiheiten, die ihm, so lange sie sich auf dem Hof oder in der näheren Umgebung des Hofes abspielen, gewährt werden. Geistige und räumliche Grenzen des Hofes sind klar markiert. Sie bedeuten auch das Ende der Schutzzone, jenseits dieser, die Bedingungen und Regeln der DDR-Gesellschaft gelten, zu der Reinhard in den ersten Jahren seines Lebens kaum einen Zugang hat. Mit einem Jungen vom Nachbarshof verbindet ihn eine langjährige Freundschaft, die ähnlich wie im Fall von Hans-Peter Joost auf gemeinsamen Hobbys und Abenteuern beruht. Anders als Joost tritt Weißendorn später seinen Eltern kritisch gegenüber, was aber nicht darüber hinwegtäuscht, dass auch er einen Werte- und Orientierungskanon von den Eltern mitbekommt, der für seine weitere biographischen Entwicklung richtungsweisend ist. Bei Weißendorn ist das Handlungsschema der

---

<sup>3</sup> `Behütete` Kindheit meint in beiden Fällen eine weitgehend verträumte und verspielte Entwicklungsphase, die nicht frühzeitig schon mit der Ernsthaftigkeit und den Problemen der Erwachsenenwelt konfrontiert wurde. Beide Personen schildern das Aufwachsen in ländlicher Umgebung, mit Wald, Garten und Tieren, z.T. ohne Fernseher etc.

Gründung einer eigenen landkommunitären Gemeinschaft geradezu maßgeschneidert und es verwundert nicht, dass er dieses Handlungsschema, trotz aller Schwierigkeiten, mit denen er dann später konfrontiert ist, konsequent umzusetzen weiß.

### 8.1.1 Erfahrungen der Bedrohung und der Gewalt

Am Beispiel der Lebensgeschichte von *Nils Schuck* war ein lang anhaltender Prozess der mehrfachen Marginalisierung aufgezeigt worden: Schon zu einem frühen Zeitpunkt ist Schuck extremen körperlichen Misshandlungen durch den Vater ausgesetzt. Dass er bei der Schilderung seiner Kindheit nur wenige Worte findet und immer wieder massive Erinnerungsdefizite betont, ist ein Indikator für die biographische Relevanz der brutalen Auseinandersetzung, die der Vater mit ihm führte. Entscheidend ist ebenso, dass Schuck die an ihm verübte Gewalt, wenn sie nicht vollkommen grundlos erfolgte, dann vor dem Hintergrund einer konkurrierenden Geschwisterbeziehung thematisiert. Er kassiert jene Beschämungen und Peitschenhiebe nicht nur ohne zu wissen wofür, sondern deutet sie unvermeidlich auch im Rahmen des Vergleichs zu den beiden jüngeren Geschwistern, insbesondere zum Bruder, der ihm von den Eltern als Vorbild präsentiert und von ihnen begünstigt wird. Das führt dazu, dass sich Schuck auf der Basis einer Dominanz seiner Me-Bilder schon sehr frühzeitig mit der Rolle des `Versagers´ und `schwarzen Schafes´ der Familie identifiziert und diese Rolle später auch aktiv zu gestalten beginnt. Allerdings passiert dies zeitlich verzögert. Nach der Scheidung der Eltern kommt es zum Ausbruch einer ersten Verlaufskurve, einer Schulverlaufskurve.

Andere Formen von Bedrohung und Gewalt in der frühen Lebensgeschichte ließen sich im Fall *Bärbel Jonekeit* rekonstruieren. Allerdings geht diese Gewalt hier nicht von den Eltern aus, sondern sie ist bedingt durch die katastrophalen Umstände in Deutschland kurz vor und nach Kriegsende. Jonekeit berichtet in ihrer Darstellung von Bombenangriffen, brennenden Häusern, von Kälte- und Hungererfahrungen sowie der stets existenziellen Bedrohung, das eigene Leben und das wichtiger Bezugspersonen (der Mutter und dem Bruder) zu verlieren. Letzteres, die Verlusterfahrungen nahe stehender Personen und die damit verbundenen Konsequenzen führen zur rasanten Aufschichtung eines Verlaufskurvenpotenzials. Es fällt schwer, das von Jonekeit aufgezeigte Szenario ihres Heranwachsens in einem notdürftigen Barackenlager, die materiellen Versorgungsnotstände und Mutmaßungen über mehrfache Vergewaltigungen von Frauen in der Verwandtschaft nur ansatzweise auszudrücken, wie sie es erlebt haben muss. In gewisser Weise hat sich eine höhere, schicksalhafte Gewalt in Bärbels frühe Lebensgeschichte eingeschaltet, eine Gewalt, die sie Zeit ihres Lebens nicht vergessen wird

und die ihr zu einem tief ausgeprägten Werteverständnis verhilft. Zweifellos wird Jonekeit von den Auswirkungen gesamtgesellschaftlich-konditioneller Prozesse und Bedingungskonstellationen mitgerissen, insofern man sie auch als Betroffene einer „kollektiven Verlaufskurve“ (Schütze 1982) bezeichnen kann. Wichtig ist, dass diese kollektive Verlaufskurve den Nährboden für eine familiäre Zerrüttungsproblematik darstellt.

### **8.1.2 Alleingelassen- und Abgeschoben-Werden. Der Verlust signifikanter Anderer**

Wie erwähnt, spielen in Bärbel Jonekeits Lebensgeschichte die frühen Verlusterfahrungen eine gravierende Rolle. Es handelt sich um

- den vermissten und tot geglaubten Vater, der 1946 unverhofft aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrt (die Brüder des Vaters sind alle im Krieg gefallen),
- die schmerzliche Trennung von der Mutter und dem Bruder,
- die Trennung vom Vater,
- den frühen Tod des Großvaters,
- der Abschied von einer liebenswerten Lehrerin.

Die kollektiven Kriegs- und Nachkriegseinwirkungen lösen hier die Entwicklung einer individuellen Verlaufskurve aus. Jonekeit besitzt in den ersten Jahren kaum einen Einfluss auf ihre Kindheit. Lediglich das verbotene Spielen in den Trümmern oder in ausgebrannten Kriegsgerätschaften bietet einige wenige Gestaltungsspielräume, die sie vorübergehend mit anderen Kindern in Anspruch nehmen kann. Neben den emotional schwierigen Trennungen hat sie keinerlei Mitbestimmungsrecht hinsichtlich nachfolgender Fürsorgepersonen. Das trifft auch für verschiedene Wohnortwechsel zu, durch die Jonekeit aus ihrem vertrauten sozialen Umfeld herausgerissen wird. Die jeweiligen Fürsorgeverantwortlichen wiederum springen kaum aneinander gewöhnt ab (der Vater) oder sterben (der über alles Geliebte Großvater), was zu einer tiefen Erschütterung des Vertrauens in die Selbstverständlichkeit und Tragfähigkeit soziale Beziehungen führt.

In ähnlicher Weise, was einige Konsequenzen betrifft, hat das auch der Fall *Susanne Klatt* gezeigt. Der Verlust signifikanter Anderer und die Erschütterung von Vertrauensgrundlagen basieren hier jedoch, anders als bei Jonekeit, auf der freiwilligen Entscheidung der Eltern, ihre berufliche Arbeit in einem anderen Land (Indien) fortzusetzen. Klatt, die bereits selbst ein Jahr mit ihrer Familie in der kulturellen Fremde gelebt hat, muss mit Eintritt in die fünfte Klasse bei der Großmutter zurückbleiben. Sie übernimmt für dreieinhalb Jahre die Fürsorgepflichten. In der Schule ergeben sich erhebliche Neuanpassungsprobleme. Susanne genießt

aufgrund ihrer starken Leistungsbestrebungen wenig Anerkennung im Klassenverband. Die einzige Schulfreundin zieht weg und so kann Susanne auf keine enge Freundschaft und auch auf keine Peer-Aktivitäten zurückgreifen. Nicht zuletzt begründet durch ihre kulturellen Fremdheitserfahrungen und die gebrochene Rückkehr in die Heimat ohne Eltern, sieht sie sich selbst in eine Außenseiterrolle rutschen. Obwohl sich zur Großmutter ein harmonisches Verhältnis entwickelt, kann diese den emotionalen Verlust der Eltern nicht kompensieren. Aber auch die Empfindungen gegenüber den Eltern tragen einen doppelbödigen Charakter. Denn schon sehr früh glaubt Klatt, sich die emotionale Geborgenheit und Zuwendung der Eltern nur durch das Erbringen besonderer Leistungen sichern zu können (Übernahme von Haushaltspflichten, Betreuung der jüngeren Schwester, überdurchschnittlich gute Noten). Dieses frühzeitig entwickelte Handlungsschema der Anerkennung durch Leistung bleibt zeitlebens bestehen und – das ist in ihrem Fall typisch –, es verbirgt massive Probleme im späteren Umgang, im Aufbau und in der Gestaltung partnerschaftlicher Beziehungen und Freundschaften. Gleiches gilt für die Beteiligung an Gruppen und sozialen Arrangements. Wenn diese nicht bereits einen stabilen und geregelten Ordnungsrahmen vorzuweisen haben, bekommt Susanne Schwierigkeiten, eigene Interessen, Bedürfnisse und Handlungsschemata zu formulieren, Position vor anderen zu beziehen sowie konträre Auseinandersetzungen zu führen und diese auch auszuhalten. Diese Scheu, die unlöslich mit einer Kontaktvermeidungshaltung verbunden ist, hängt in ihrem Fall mit der Angst vor einem Anerkennungsentzug zusammen.

Unangenehme Gefühle, abgeschoben worden zu sein, spiegeln sich aber auch noch in einer anderen, reflexiven Form wieder. So müssen z.B. *Susanne Klatt* und *Georg Menze* heute damit leben, dass sie in den ersten Monaten ihres Lebens von den Eltern in eine Wochenkrippe gegeben wurden. Heute damit zu leben, heißt für beide, nicht nur faktisch darum zu wissen, sondern sich auch damit beschäftigt zu haben, was mit einer harschen Kritik an den Erziehungsvorstellungen der Eltern einhergeht. Klatt und Menze brachten ihr Unverständnis und ihre Betroffenheit über diese Tatsache deutlich zum Ausdruck und dass hier eine intensive Beschäftigung mit diesem Thema stattgefunden hat, zeigte sich auffällig in der Verwendung des Kommunikationsschemas der Argumentation an den entsprechenden Stellen in ihrer Erzählung. Das passiert nicht unfair, sondern fokussiert auf diese Maßnahme der Eltern, die sie als eine entwicklungspsychologische Fehlleistung bewerten und durch die sie sich gewisse emotionale Schwierigkeiten in ihrem Leben erklären. Die Eltern werden nicht 'verteufelt', wie das in anderen Lebensgeschichten zu beobachten war, wo es mitunter sogar zum Beziehungsabbruch kommt (Nils Schuck, Carsten Bracher). Beide, sowohl Menze als auch Klatt, bekommen in der Landkommune die Gelegenheit, über die Versäumnisse und Fehler der El-

tern zu sprechen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Beide durchlaufen einen sozialen Lernprozess, in dem sie die spiegelnden Sichtweisen der Mitakteure auf ihre Verhaltensmuster und ihre biographische Entwicklung durcharbeiten. Sie können die Perspektiven und Einschätzungen der anderen für ihre biographische Arbeit nutzen. Georg Menze, dessen Lebensgeschichte über Jahre von Institutionen fremdbestimmt und prozessiert worden ist und der sich dabei selbst fast aufgegeben hat, gelingt es sogar, große Teile seiner gesamten Sozialisations- und Entwicklungsgeschichte zu reflektieren und aufzuarbeiten. Auch seine Auseinandersetzung geschieht ohne direkte Konfrontation mit den Eltern, die entscheidende Voraussetzungen für seine institutionelle Orientierung und spätere Berufskarriere schufen.

### 8.1.3 Überpräsenzte Väter

Einige Informanten zeigten in ihren Lebensgeschichten eine strenge, z.T. autoritäre Erziehung durch die Eltern auf. Die Strenge, wie sie im Elternhaus gehandhabt worden ist, ging dabei häufig von den Vätern aus, während die Mütter bei Abwesenheit der Väter die männlichen Erziehungsmethoden übernahmen oder sie bisweilen dezent unterwanderten. Emotional gesehen, fühlten sich *Georg Menze*, *Bärbel Jonekeit* und *Nils Schuck* bei ihrer Mutter aufgehoben, und doch waren es die Väter, die einen übermächtigen Charakter in ihren Schilderungen erhalten haben. Das konnte auf verschiedene Gründe zurückgeführt werden:

Um beim Fall *Menze* zu bleiben, nimmt der Vater hier von Beginn an eine Vorbildfunktion ein. Menze versucht, seinem Vater nachzueifern. Der Vater (wie auch der Großvater), Offizier bei den Luftstreitkräften, bringt die sozialistische Weltanschauung und den Institutionenkontext in die Familie. Menze nimmt ihn nicht als einen liebevollen, sich um ihn und seine Bedürfnisse kümmernden Vater wahr, sondern als Repräsentanten der Institutionen (NVA). Zu seinen Repräsentationsaktivitäten zählt eine autoritäre, 'institutionelle' Erziehung unter der Vorgabe von Ordnung, Disziplin und Gehorsam sowie unter dem Einsatz eines Strafkatalogs bei Regelverstößen. Der Vater erlangt seine hohe Bedeutsamkeit durch die institutionellen Werte und Orientierungen, die er Georg im Alltag vermittelt und die ihn schließlich maßgeblich für die Prozesse einer lang anhaltenden Fremdbestimmung durch DDR-Institutionen empfänglich machen. In ähnlicher Weise bestätigten *Susanne Klatt* und *Carsten Bracher*, dass es den weltanschaulich und institutionell stark gebundenen Eltern (insbesondere den Vätern) schwer viel, Gefühle zu zeigen und sich Zeit und Muße für gemeinsame Aktivitäten zu nehmen. Auch Klatt und Bracher müssen sich Momente der emotionalen Zuwendung regelrecht

erkämpfen und beide reagieren mit einer Intensivierung ihrer Leistungsbereitschaft, die von den Eltern zumindest partiell honoriert wird.

Die Idealisierung des Vaters (im Fall Menze auf der Basis seines elitären Berufs) kann aber auch anderen Ursprungs sein. Menze hat dem Vater Respekt zu zollen, er hat zu ihm aufzuschauen, weil der Vater mit ganzer Überzeugung und Geradlinigkeit etwas Wichtiges in der Gesellschaft darstellt, auch wenn er als emotionale Bezugsperson ausfällt. *Bärbel Jonekeit*, die in den ersten Jahren ihres Lebens von einer Fürsorgeperson zur anderen geschoben wird, dürfte den wenigsten Kontakt zu ihrem Vater gehabt haben. Der Vater, der kaum zurück aus der Kriegsgefangenschaft nach Westdeutschland übersiedelt, überlässt den Großeltern die Vormundschaft für seine Tochter. Der Vater erlangt hier Bedeutung aufgrund seiner Abwesenheit. Denn Bärbel muss sich zu großen Teilen ein Bild von ihrem Vater 'zurechtbasteln', und vor dem Hintergrund der mehrfachen Verlusterfahrungen signifikanter Anderer passiert das in einer vornehmlich idealisierten Weise. Faktisch jedoch tritt der Vater nur symbolisch in Erscheinung. Seine Verbundenheit bringt er durch finanzielle Spenden und Trostpakete zum Ausdruck, die er seiner Tochter aus dem Westen zukommen lässt, wo er sich unlängst in einem neuen Familienumfeld bewegt.

Ein deutlich negatives Vaterbild hingegen wird von *Nils Schuck* präsentiert. Der Vater ist der Despot in der Familie. Er ist zwar aufgrund seiner Berufsausübung bei der NVA-Volksmarine auch – wie in den oben erwähnten Fällen –, selten im Familienalltag anzutreffen, übt aber den entscheidenden Einfluss auf Nils Kindheit aus. Seine Übermächtigkeit liegt in der durch nichts zu rechtfertigenden Ausübung körperlicher Gewalt begründet. Innerlich hatte sich Schuck längst vom Furchteinflößenden Vater abgewendet. Verstummt und emotionslos nimmt er nur noch dessen drakonische Bestrafungen entgegen und es ist verständlich, dass Schuck nach der Scheidung der Eltern auf einen weiteren Kontakt zum Vater verzichtet. Versöhnlich ist in seinem Fall aber, dass an die Stelle des strafenden Vaters ein besonnener Stiefvater mit seinen drei Kindern tritt, zu dem er ein gutes Verhältnis entwickeln kann. Dennoch führt die Missachtung und Verletzung seiner physischen Integrität zu massiven Verunsicherungen in seinem Selbst- und Weltverständnis sowie seiner Identitätsentwicklung. Dadurch lassen sich zwar die verschiedenen Verlaufskurvenentwicklungen in seinem Leben nicht erklären, doch stellt jene frühe Verletzungsdisposition immer wieder auch ein beständiges Element im Bedingungsrahmen der Entfaltung dynamischer verlaufskurvenförmiger Prozesse dar.

#### 8.1.4 Sich in den Dienst einer `höheren` Sache stellen

*Menze* und *Klatt*, die durch ihre elterliche Erziehung (und/oder durch sekundäre Sozialisationsinstanzen, z.B. die Schule) sehr zeitig schon die Orientierungen am Gemeinwohl, an kollektiven Normen und Werten der sozialistischen Gesellschaft vermittelt bekommen haben, bringen die Bereitschaft mit, ihre Persönlichkeit in den Dienst einer `höheren` Sache zu stellen. Die `höhere` Sache meint hier die DDR-Gesellschaft und ihre Organisationen (FDJ, SED, NVA etc.), an deren Aufbau und Verbesserung beide kaum abwarten können, mitzuwirken. Grundlage dafür ist ein Sinn- und Handlungsverständnis, welches beinhaltet, die Belange und Bedürfnisse des `Ichs` sowie die Entwicklung der eigenen Identität hinter die kollektiven Erwartungen der Institutionen und des Staates zurückzustellen – eine Haltung, die die Eltern nicht nur beispielhaft vorleben, sondern mit großen Erwartungen an ihre Kinder weitergegeben haben. Ganz entscheidend ist hier die Überordnung einer Vorstellung von Gemeinschaft, wie sie mit dem Sozialismus verbunden ist. Prozesse der Individuierung und Ausbildung eigener Subjektivitätsvorstellungen bleiben von institutionellen Sozialisationsprozessen stark überformt. In beiden Fällen führt das zu einer ausgeprägten Loyalitätshaltung und einem Grundvertrauen gegenüber dem politischen und institutionellen System der DDR. Dieses Vertrauen wird auch nicht in Frage gestellt, als bisweilen rätselhafte und unaufgeklärt bleibende Ereignisse eintreten (Menze wird später völlig unerwartet für seine SED-Kandidatur abgelehnt, was eine Riesenenttäuschung für ihn darstellt. Klatt soll sich nach der Eingabe eines kritischen Briefes mit einem Parteifunktionär treffen, der zum anberaumten Termin dann aber nicht erscheint). Idealismus, Vertrauen und Loyalität führen Georg Menze in die Abhängigkeit institutioneller Ablaufmuster, wie sie mit der beruflichen Karriere bei der NVA verbunden sind. Bei Susanne Klatt verstärken sie den Einfluss des biographischen Handlungsschemas der Leistungsorientierung. Vielleicht mehr noch als Menze erwartet sie, irgendwann auch mit der entsprechenden gesellschaftlichen Anerkennung belohnt zu werden. Beide werden in ihrem Ehrgeiz enttäuscht: Menze unterwirft sich jahrelangen Strapazen und Demütigungen in der NVA. Die Zeit beim Militär ist eine des Erleidens und der persönlichen Einschränkungen, was aber Teil des paternalistischen Kontrakts darstellt, auf dessen anderen Seite finanzielle Gratifikation und Rangerhöhungen stehen. Susanne Klatt, die vielseitig interessierte Journalistin, verkümmert mehr oder weniger ohne berufliche Aufstiegsangebote in der Einöde kleiner Lokalredaktionen. Sie bekommt das Gefühl, ihre journalistischen Fähigkeiten gar nicht voll ausreizen zu können. Noch problematischer aber ist, dass Klatt trotz ihrer vielfachen Partizipationsbemühungen letztlich auch nicht die Zustimmung erfährt, gebührend in das sozialisti-

sche Gemeinwesen integriert zu sein. Vor dem Hintergrund ihrer Überzeugung verkennt Susanne Klatt, wie auch Georg Menze, jene Metaperspektive, dass man sich bei ihr vonseiten des politischen Systems weder um die fehlende Anziehungskraft der Institutionen noch um eine Beeinträchtigung ihrer weltanschaulichen Gesinnung Sorgen machen oder von daher verstärkt um Integration bemühen musste. Klatt und Menze verbindet, dass sie trotz ihrer Leidens- und Enttäuschungserfahrungen keine grundsätzlichen Zweifel an der Richtigkeit ihrer institutionellen Orientierung erheben. Aufopferungsbereitschaft und Verzicht meistern sie als selbstverständliche Leistungen, die zu erbringen, der Weiterentwicklung des Sozialismus und seiner Gesellschaft dienen. Deshalb haben sie auch die größten Schwierigkeiten, als die politischen Umwälzungen in der DDR eintreten. Das trifft ebenso für die Prozesse der biographischen Verarbeitung des gesellschaftlichen Umbruchs zu, weil sich insbesondere Menze mit seiner eigenen politischen Rolle und Verstrickung im DDR-System auseinandersetzen muss (vgl. die bemerkenswerte Auseinandersetzung Menzes über den bewaffneten Einsatz gegen das eigene Volk im Herbst 1989). Beide werden in der Landkommune mit ihrer persönlichen Vergangenheit konfrontiert und im Kontext ihrer biographischen Arbeit reflektieren sie dann auch die Enttäuschungen und Erleidensprozesse. Es entsteht eine gewisse Klarheit über den hohen Grad der Identifikation mit dem institutionellen Gesellschaftssystem, wie sie früh im Elternhaus vermittelt worden ist.

Bei *Hans-Peter Joost* und *Franzi Theuerkorn* (sie, geb. 1958, wächst als viertes von fünf Kindern in einer Pfarrfamilie auf, der Vater ist Pfarrer, die Mutter Katechetin) liefern die charismatischen Väter die wesentlichen Orientierungen in der Selbst- und Weltdeutung. Beide genießen eine „alternative Sozialisation“ (Neubert 1996) im religiösen Kontext der protestantischen Kirche, die für die Biographie und Lebensorientierung beider Personen zentral bleibt.<sup>4</sup> Diese Lebensorientierung stellt auch einen Grund dar, der sie ehelich zusammenführt und ihren familiären Alltag mit fünf Kindern kennzeichnet. In ihrem Fall wäre es übertrieben, davon zu sprechen, dass sie sich in den Dienst einer `höheren´ Sache stellen. Aber die Orientierung am christlichen Glauben und den im Christentum verankerten Werten ist ein wichtiger Bestandteil in der Vorstellung, die sie von sich und der Welt entwickeln. Ihr sozialer Bezugsrahmen ist die evangelische Gemeinde. Die Eltern beider stehen der DDR-Gesellschaft kritisch gegenüber. Das heißt vor allem, dass Joost und Theuerkorn nicht die staatlichen Kinder- und Jugendorganisationen durchlaufen (Joost macht allerdings später das Zugeständnis, der

---

<sup>4</sup> Religiosität im Kontext der Kirche ermöglichte in der DDR eine „alternative Sozialisation“ (Neubert 1996/25). Diese Sozialisation stand jedoch immer im Spannungsverhältnis zwischen privater christlicher und öffentlicher staatlicher Erziehung. Zwischen Familie und Schule bestanden deutliche Divergenzen in der Weltanschauung sowie in der Vermittlung entsprechender Werte und Normen. In der Literatur ist dieses Missverhältnis zwischen privater und öffentlicher Erziehung als „Konfrontationsmodell“ bekannt (vgl. Grundmann 1996/4). Galt Konfessionslosigkeit in der DDR als ein sozialer Sicherheitsfaktor, barg hingegen die Kirchenmitgliedschaft Risiken und Konflikte (vgl. Neubert 1996/25).

FDJ beizutreten, um sich die Chance auf einen Studienplatz zu erhalten. Aus strategischen Gründen absolviert er auch seinen Wehrdienst. Dieser 'faule' Kompromiss zieht aber zeitlebens einen inneren moralischen Wertekonflikt nach sich, was mit einem latenten, jedoch unter Kontrolle gehaltenen Verlaufskurvenpotenzial verbunden ist). Vor diesem Hintergrund geben die Eltern ihre Kinder auch nicht kritiklos in die Hände der staatlichen Institutionen (wie das bei Menze in extremer Weise zu beobachten war). Mutter, Vater (und z.T. auch die Geschwister) stehen ihnen als biographische Berater zur Verfügung und bieten Unterstützung und Schutz, wenn es zu Auseinandersetzungen mit staatlichen Einrichtungen, insbesondere der Schule oder der Ausbildungsstelle kommt.

### 8.1.5 Prozesse der Ausgrenzung und Abweichung. Außenseiterbilder

Hinweise auf Erfahrungen und Prozesse der Ausgrenzungen ließen sich in mehreren Lebensgeschichten finden. In den meisten Fällen führten solche Erfahrungsprozesse auch zur Entwicklung eines Selbstbildes als Außenseiter, z.T. verbunden mit der Ausprägung abweichender Verhaltensmuster oder abweichender Identität.

*Franzi Theuerkorn* kommt in der Schule und ihrer Lehrausbildung (zur Bibliothekarin, mit Aufenthalt in einem Internat) fortwährend in die Situation, ihre christliche Gesinnung rechtfertigen zu müssen. Versuche, sich selbst zu behaupten, scheitern im Rahmen öffentlicher Schikanen, Einschüchterungen und Stigmatisierungen durch Lehrer.<sup>5</sup>

Diese staatliche Schule war sehr (..) sehr rot in Anführungsstrichen also es ging so weit dass (..) dass man ziemlich beackert wurde wenn also raus kam dass ich eben mich in kirchlichen Kreisen da (..) bewegt hab und och noch das schlimme gemacht hab andre da mitzureißen und da zu beeinflussen also s ging soweit dass äh mit Androhung dass ich eben och keen Abschluss kriege weil ich eben diese militärische Bildung [vormilitärische Ausbildung; d. Verf.] da verweigert hab (..) und es warn ziemliche Angriffe also wo ich wo ich heute sage also das ging so weit dass man vor die Klasse gestellt wurde und da Rede und Antwort stehn musste also och so demütigende (..) na Verhaltensweisen mir gegenüber (..) also ich fühlte mich gedemütigt da immer (..) eigentlich mich rechtfertigen zu müssen was von anderen ja nie verlangt wurde also s war für mich ne ziemlich schwere Zeit

(Franzi Theuerkorn, 2/40-3/1)

Im weiteren Interviewverlauf erfolgt noch diese Ergebnissicherung, die auf eine persönliche Kränkung hinweist, wie sie mit der Degradierung ihres christlichen Glaubens verbunden ist („Christen sind Spinner“):

<sup>5</sup> Hier möchte ich Franzi Theuerkorn an zwei Stellen selbst zu Wort kommen lassen. Ihr Fall ist in der Arbeit nicht aufgeführt.

Also diese dieses Nichtehrlichsein [der Lehrer in Hinblick auf bestimmte politische Ereignisse in der DDR (z.B. dem Schießbefehl an der Grenze); d. Verf.] hat mich als Kind zumindest am schlimmsten getroffen und (..) und diese ähh (...) das es kein Gott gibt (..) so dieses Christen sind Spinner und die ham hier nichts zu suchen also so dieses Ausgegrenztwerden wenn man was anderes dachte (..) das war für mich och ne schlimme Erfahrung /I: Ja/ also einfach nich in Ruhe gelassen zu werden wenn man ne andre Meinung hat (..) also dieses Totalitäre also eine Wahrheit ist die Richtige (..) und die vertreten wir und das machen wir (..) und da bin ich am meisten erschrocken (Franzi Theuerkorn, 12/48-13/7)

In vergleichbar ähnlicher Weise ist *Bärbel Jonekeit* betroffen. Vor dem Hintergrund ihrer christlichen Sozialisation hat auch sie Erfahrungen des sozialen Ausschlusses in der Schule machen müssen. Auch sie wird von linientreuen Lehrern an den Pranger gestellt und auf ihre abweichende Stellung innerhalb der Klasse hingewiesen. Bei beiden bleibt eine Integration in den Klassenverband aus. Beide fühlen sich als Außenseiterin. Anders aber als bei Theuerkorn, kann im Fall Jonekeit die erziehungsberechtigte Großmutter die Denunziationen in der Schule nicht auffangen. Jonekeit findet Schutz nicht in der Familie, sondern in der Jungen Gemeinde, die sich als wichtige soziale Gegenwelt herauskristallisiert und von staatlichen Ordnungsorganen kriminalisiert wird.<sup>6</sup> Auch wenn Bärbel später ein kritisches Verhältnis zur Kirche entwickelt, ermöglicht sie ihr, geordnete biographische Prozesse zu durchlaufen. Anders als Theuerkorn, entwickelt Bärbel aus dem, ihr zugewiesenen Fremdbild der Abweichlerin auch eine Form der abweichenden Identität. D.h. Bärbel beginnt in diesem Abweichungsprozess eine aktive Rolle zu spielen, in dem sie aufsässig ist, bewusst gegen Regeln verstößt und damit ihren Protest zum Ausdruck bringt. Sie bildet ein theatralisches Instrumentarium aus, das ihr hilft, Regeln und Normen systematisch zu unterwandern und – das ist gleichermaßen von Bedeutung –, sie wird immer geschickter darin (Lügen, Maskierungen, Grenzauslotungen, Inszenierungen etc.).

Bei *Nils Schuck* nimmt eine Form der „sekundären Devianz“ (Lemert 1974) zum ersten Mal im Rahmen seiner Schulverlaufskurve Gestalt an. Von den Eltern immer wieder in die Versagerrolle gedrängt, übernimmt er diese Vorstellung in sein Identitätskonzept und trägt sie in einer Leistungsverweigerung aus, die ihn bis zur Versetzungsgefährdung führt. Anders als bei Theuerkorn und Jonekeit, entwickelt Schuck sein Außenseiterdasein nicht durch die Stigmatisierung der Lehrer, sondern durch die Missachtung und Gewalt, die er in der eigenen Familie erfährt. Später wird er die Vorstellungen vom Außenseiter kultivieren<sup>7</sup> und sie werden Schuck an den Rand der DDR-Gesellschaft drängen, wo sie sich schließlich gegen ihn selbst

<sup>6</sup> In beiden Fällen stellt die Kirche eine Gegenwelt dar, die einen Schutzraum bietet. Im Rahmen ihrer kirchlichen Sozialisations- und Ausbildungsprozesse können Theuerkorn und Jonekeit auf informelle Kommunikationsmedien, auf „graue Konsumtion“ (Neubert 1996) zurückgreifen. Die Auseinandersetzung mit Lektüre unterschiedlicher Art aus Westdeutschland (Belletristik, Lyrik, aber auch pädagogische Fachbücher) schildern beide als besondere Bildungserlebnisse.

<sup>7</sup> Zu seinem konsolidierten Selbstbild des Außenseiters zählt, dass sich die Perspektivität von innen auch nach kehrt. Im Fall Schuck trifft dann zu: >Weil ich mich so empfinde, nehmen mich andere auch so wahr<.

richten. Seine Vorstellungen vom Außenseiter sind Element in einem unregelmäßig fortschreitenden Marginalisierungsprozess, der von mehrfachen Verlaufskurvenentwicklungen überformt ist und der ihn bis in die Landkommunenbewegung führt.

Auch die Lebensgeschichte von *Carsten Bracher* ist von massiven Verlaufskurvenerfahrungen gekennzeichnet. In einiger Hinsicht, was die Ausprägung und Wirkungsweise dieser biographischen Prozessstruktur betrifft, weist sie Parallelen zur Lebensgeschichte Schucks auf. Bracher (geb. 1959), Kind eines Staatsbürgerlehrers und einer Kindergärtnerin, wächst am Rande einer Kleinstadt in ländlicher Idylle auf. Er hat noch eine ältere und eine jüngere Schwester. Die Großmutter, die im Haus der Familie lebt, übernimmt Erziehungsaufgaben, Mutter und Vater hingegen werden im Familienalltag häufig gar nicht angetroffen. Überhaupt widmen ihm die Eltern wenig Aufmerksamkeit. Die Schärfe und Intonation, mit der er im Interview dieses Defizit hervorbringt, weisen auf eine frühe Verletzungsdisposition hin.<sup>8</sup>

Und das kennzeichnet och ziemlich so die Kindheit die ich hab also ich bin zwar ziemlich frei aufgewachsen es hat sich aber och keiner richtig um mir um mich gekümmert so es gibt da noch andere Szenen das ich meine Schwester hat dann Akkordeon gelernt irgendwann ma oder auch Flöte un ich sach ja ich möchte auch un ich son kleiner quirliger Bursche ma dort ma hier un ma da un un wollt ich dann Gitarre spielen lernen un da hat dann meine Mutter eh sich hingesetzt weil sie Gitarre spielen konnte un hat mir die Gitarre in de Hand gedrückt un hat gesagt nu mach nur ma dieses un dann is se raus gegangen un sach ich un jetzt na mach nur ma dieses ne halbe Stunde lang so un sach ich ne was soll denn das un so meine Mutter is als nie richtig für mich da gewesen hat nie Zeit hat sich nie Zeit genommen (..) wir ham viel Spargel gehabt un Erdbeeren massenweise un (holt Luft) was weeiß ich un Verwandte aus L.-Stadt die sin dann immer gekomm zu Ostern un zu Weihnachten un was weeiß ich s war viel ge- viel viel gespielt (...) aber so richtig von den Erwachsenen (..) hat sich keene keener um mich gekümmert

(Carsten Bracher, 2/13-26)

Für das Unbeteiligtsein des Vaters sprechen noch weitere Szenen, auf deren Darstellung hier verzichtet wird. Ein wichtiger Aspekt, der zur Entwicklung seiner marginalen Selbstwahrnehmung beiträgt, ist die unbeliebte Stellung des Vaters als Staatsbürgerkundelehrer, der in der gleichen Schule arbeitet, die auch Carsten besucht. Dass er keine Freunde hat, führt er auf die generalisierte Erklärung zurück, dass Lehrerkinder immer etwas isoliert gewesen seien. Aber auch später, als Bracher anderenorts die EOS absolviert und gar nicht mehr von seinem Vater unterrichtet wird, bleiben die erwünschten Freundschaften aus. Aufgrund einer gesundheitlichen Einschränkung an den Augen bleibt ihm der Berufswunsch als Offizier bei den Raketruppen der NVA verwehrt (diagnostiziert wurde eine Farbschwäche). Als er dann erfährt, dass aus gleichem Grund auch die angestrebte Alternative, ein Elektronikstudium un-

<sup>8</sup> Auch hier möchte ich einen verkürzten Abschnitt aus dem Originaltranskript einblenden, da Carsten Brachers Fall in der Arbeit nicht vorgestellt ist.

möglich ist, wird er zum ersten Mal auffällig: Er beschmiert Wände mit Parolen („Freiheit für Manfred Krug und Chris Doerk“<sup>9</sup>), was ihm in der politischen Brisanz gar nicht bewusst ist und womit er seinen Abschluss am Gymnasium gefährdet. Der Vater rettet ihn aus der misslichen Lage. Bracher kommt mit einem Verweis und einem Wechsel der Schule davon. Die Rettungstat des Vaters aber führt wiederum dazu, dass Bracher ihn der Mitarbeit bei der Staatssicherheit verdächtigt – ein Verdacht, der sich durch die wiederholte Einmischung des Vaters bei einem weiteren Vorfall während seines Hochschulstudiums erhärtet.

Bin denn abends in Studentenclub gegangen (schluckt) und muss dort zu viel Alkohol getrunken ham (räuspern) es Endergebnis war dass ich ähm mich irgendwo mal wieder gefunden habe in der TU da gabs das Heizkraftwerk als Gebäude wo ich och studiert habe (..) es erste woran ich mich erinnern kann war dass ich dort ne Tür eingeschlagen eingetreten habe (...) und in das Haus eingedrungen bin und dass die Polizei dann kam hab dort dann mit irgendwelchen Dampferzeugungsmodellen die relativ schwer sind um mich geworfen die Polizei die stand mit gezogenen ähm Pistolen da und hätten fast sogar noch geschossen (..) noch n paar Fenster eingedroschen und Modelle zerstört und was weeiß ich ziemlich randaliert (räuspern) und dann hat mich die Polizei eingekassiert hat mich dann zum Blutalkoholabnahme geschickt hatt ich wohl 2,4 Promille oder so was (..) und saß dann ne Nacht in der Ausnüchterungszelle im Knast ähh off der Polizei (lacht) (..) ja das Ding wurde mehr oder weniger groß an die Glocke gegangen ich war ja in der Partei bin aber nicht von de Penne geflogen ähh nich vom Studium geflogen (..) wie gesagt irgendwie muss mein Vater bei der Stasi gewesen sein der muss es irgendwie wieder richtig hingebogen ham mit meim Vater hab ich über die Sachen nie so richtig geredet (...) ähm und hab dann so als Strafe gekriegt dass ich eh was weiß ich fünf Tage oder zehn Tage oder zwölf Tage gemeinnützige Tätigkeit zu leisten hatte (lacht) da hab ich Pumpen auseinander genommen Schmutzwasserpumpen und ähm musste zum Psychologen (lacht)

(Carsten Bracher, 6/16-35)

Carsten Bracher erwähnt weder Entmündigungen oder Stigmatisierungen durch Lehrer noch andere Erfahrungen des sozialen Ausschlusses. Ungehindert durchläuft er verschiedene Ausbildungsstationen und institutionelle Ablaufmuster. Bracher tätigt zwar abweichende Handlungen auf der Basis der Wirksamkeit einer Verlaufskurve. Anders aber als bei Schuck und Jonekeit, erfolgen die Regelüberschreitungen nicht gezielt oder geplant in dem Sinne, dass sie Teil eines sich zunehmend manifestierenden Konzepts abweichender Selbstidentität darstellen, die dynamisch gestaltet und praktiziert wird. Bracher entwickelt keine raffinierten Formen, die der Unterhöhlung gesellschaftlicher Regeln und Normen dienen, insofern sich sein Abweichungsverhalten einer Deutung der sekundären Devianz entzieht. Sein ‚Black-out‘ – eine situative, auf übermäßigen Alkoholgenuss zurückzuführende Verweigerung gegenüber

---

<sup>9</sup> Vgl. Carsten Bracher, 4/19-22. Anm.: Chris Doerk (geb. 1942), im Vergleich zu M. Krug etwas unbekannter, war eine DDR-Schlagersängerin an der Seite von Frank Schöbel, mit dem sie eine erfolgreiche künstlerische Zusammenarbeit und auch einige Jahre Ehe verband.

moralischen Grundsätzen –, sind Ausdruck einer tief empfundenen Sinnkrise und Einsamkeit, und vielleicht auch Zeichen einer verspäteten Rebellion gegen die Eltern.<sup>10</sup> Das schützt Bracher jedoch nicht vor der Entwicklung einer lang anhaltenden Verlaufskurve, die ihn in ihrer Ablaufstruktur tief in die Depression mit Suizidgefährdung führt. Carsten Bracher hat – ähnlich wie Nils Schuck –, große Schwierigkeiten, sich selbst `zu finden´ und eigene biographische Linien zu konturieren. Andererseits sträubt auch er sich gegen eine institutionelle Verfügbarkeit seiner Biographie, wobei er, und das unterscheidet ihn wiederum von Schuck, berufliche Erfolge vorweisen kann.<sup>11</sup>

*Susanne Klatt* dagegen gelangt in eine Außenseiterposition auf der Basis ihrer Fremdheitserfahrungen in Indien. Sie ist im klassischen Sinne eine „Heimkehrerin“ (Schütz 1972b), die mit ihrer Rückkehr nach Hause nichts mehr so vorfindet, wie sie es verlassen hat. Klatt hat nicht nur die Erfahrungen der Fremdheit und die Abwesenheit der Eltern zu verkraften. Sie genießt auch wenig Anerkennung im Klassenverband. In den Augen ihrer Mitschüler gilt sie als Streberin, was sie als Ausgrenzung erlebt, aber ihr Handlungsschema der Leistungsorientierung nur auf eine qualitativ neue Stufe hebt. Susanne will es möglichst allen recht machen und dafür ist sie bereit, viel zu investieren. Klatts Lebensgeschichte ist von diesem Kampf um soziale Anerkennung, vom Ringen um Beziehungen und Freundschaften, die ihr immer nur zeitweise gelingen, gekennzeichnet. Susanne Klatt gerät nicht in einen langwierigen Prozess der Abweichung. Vielmehr führt ihre Außenseiterwahrnehmung dazu, fortdauernd soziale Anpassungs- und Eingewöhnungsleistungen zu erbringen. Aber auch diese `uneigentliche´ Aufopferungsbereitschaft hat ihren Ursprung im Elternhaus. Häufig betonte Susanne im Interview insbesondere die von der Mutter gepflegten Durchhalteparolen, die zu einem eigenen, sie in ihren Emanzipationsbestrebungen einschränkenden Handlungsmuster geführt haben („ich hab immer so von meiner Mutter vermittelt gekriegt, ach du schaffst das und klar“; Susanne Klatt, 1/24-25).

---

<sup>10</sup> Bracher hätte möglicherweise in einen dynamischen Abweichungsprozess hineingeraten können, wenn ihn der Vater nicht jedes Mal vor dem Eklat bewahrt hätte. In seiner Erzähldarstellung tritt der Vater eigentlich nur in einer advokatorischen Funktion in Erscheinung, der die Dummheiten seines Sohnes ausbügeln muss. Darauf weist indirekt auch der korrigierte Versprecher, ein „symptomatischer Versprecher“ (Freud 1982 nach Schütze 2005/230f, auch Schütze 1994/Kap. 4) im aufgeführten Erzählausschnitt hin, bei dem Carsten den `Ausraster´ während der Studienzeit mit dem ersten Vorfall während der EOS verwechselt („bin aber nicht von de Penne geflogen ähh nich vom Studium geflogen (...) wie gesagt irgendwie muss mein Vater bei der Stasi gewesen sein der muss es irgendwie wieder richtig hingebogen ham mit meim Vater hab ich über die Sachen nie so richtig geredet“). Bracher selbst erkennt oder durchschaut in dieser spätpubertären Phase noch nicht die Drohgebärden der Kontroll-, Reglementierungs- und Disziplinierungsinstanzen. Diese wirken auf ihn vielleicht gefühlsmäßig, aber er verfügt zum Zeitpunkt des `Delikts´ nicht über eine Bewusstheit für die ideologischen Schließungs- bzw. Ausschlussprozesse.

<sup>11</sup> Brachers berufliche Entwicklung hat sogar fast Bilderbuchcharakter. Nach der EOS, anderthalb Jahren Grundwehrdienst und dem Studium für Energieanlagentechnik (hier erfolgt auch Eintritt in die SED), bringt er eine Dissertation erfolgreich zu Ende und arbeitet als Wissenschaftler in der Kerntechnik. Ihm gelingt es, seine beruflichen Fähigkeiten und Kompetenzen auch in berufliche Erfolge umzumünzen, was ebenso für die Zeit nach dem gesellschaftlichen Umbruch zutrifft. Und privat: Gegen Ende des Studiums heiratet er und bekommt mit seiner Frau einen Sohn. Die Ehebeziehung hält zehn Jahre, bevor sich seine Frau von ihm scheiden lässt. Das passiert kurz bevor er in die Landkommune eintritt, hängt aber nicht unmittelbar mit dieser Entscheidung zusammen.

Im Fall *Reinhard Weißendorn*<sup>12</sup> lässt sich von einer mehrfachen Marginalisierung sprechen. Reinhard nimmt sich frühzeitig als Außenseiter wahr, weil er, den Lebensverhältnissen in der DDR entsprechend, in gewisser Weise auch ein Außenseiter ist: Erstens gehört er einer anthroposophischen Glaubensgemeinschaft an. Diese Gemeinschaft betreibt ein in sich geschlossenes Wirtschafts- und Sozialsystem, das Traditionen und klare Grenzen aufweist und wenig bis gar nicht mit der DDR-Gesellschaft kommuniziert. Die Hofgemeinschaft lebt im Vergleich zur zivilisierten Kulturgesellschaft bewusst vormodern-agrarisch, sie vereint der anthroposophische Wertehorizont („bin unter sehr einfachen Verhältnissen aufgewachsen also (..) Wohlstand war, einfach ein Fremdwort in unserer Familie (..) wir sind nicht in die, Ferien gefahren oder, ((tief Luft holend)) konnten uns keine neuen (..) ((tief ausatmend)) Kleidungsstücke leisten also, oder kein Auto oder kein Telefon, also, sehr einfache Verhältnisse halt“; Reinhard Weißendorn, 1/23-27). Zweitens bietet die Hofgemeinschaft ein äußerst reduziertes Sozialisationsmilieu. Die Eltern finden neben ihrem harten beruflichen Alltag in der Landwirtschaft nicht die Zeit, sich allen fünf Kindern intensiv zuzuwenden. Weißendorn ist sich häufig selbst überlassen. Als einzig sichtbare Förderin tritt eine evangelische Pfarrerin auf, die ihn zum Orgelspiel ermutigt und sein Interesse für die Musik unterstützt (alle Kinder in der Familie lernen ein Instrument). Am deutlichsten kommen die Marginalitätserfahrungen und die Aufspaltung der Welt im Rahmen seiner Beteiligung an der Schule zum Ausdruck.

Und vom Leistungsstand war ich immer so Durchschnitt zwei (..) das für meine Eltern okay meine Eltern ham nie geguckt ähh, was für Zensuren ich habe oder wie meine Arbeiten ausfallen oder meine Zeugnisse das ham die alles nicht interessiert die ham da ihre, Pflichtunterschrift gegeben und dann war gut ja also das wurde, hatte nie n Stellenwert [...; Auslassung, d. Verf.], Schule war einfach, n notwendiges Übel das wurde gemacht und, ich, wusste von Anfang an, ohne dass mir das jemals jemand erklärt hat (..) das es zwei Welten sind (..) die ham nichts miteinander zu tun, /Hmh/ (..) ja, es hat, es hat doch (..) lange gedauert ((Kassettenwechsel)) /I: Hmh/ ja Schule und, Elternhaus, warn wie gesagt zwei, völlig getrennte Welten und, da Elternhaus halt (..) die anthroposophische Weltanschauung bedeutete, hab ich och, noch viele Jahre gebraucht um, entspannt und locker (..) über Anthroposophie in der Öffentlichkeit reden zu können, das hing natürlich auch damit zusammen dass es verboten war in der DDR, /Hmh/ man konnte nicht jetzt irgendwo auf der Straße mit jemanden da, großartige Gespräche anfangen, das wusst ich aber irgendwie also das hat mir nie jemand erklärt, oder so ich wusste, das hat, in der Schule nichts zu suchen, und zu Hause hat sich nie jemand für Schulbelange interessiert, also hab ich auch zu Hause nicht davon erzählt, ja, diese beiden Welten hatten eigentlich kaum ne Berührung (Pause 7) das Verhältnis

<sup>12</sup> In Weißendorns Erzählerdarstellung schwingt, fast prototypisch für einen Anthroposophen, immer ein evolutionärer Impuls mit, der durch höhere Prädikate, wie ‚Aufbau‘ ‚Wachstum‘, ‚Entwicklung‘, ‚Prozess‘ ‚Erweckung‘ etc zustande kommt. Gleiches gilt für die Verwendung von bestimmten Zeichen und Symboliken im Rahmen der anthroposophischen Philosophie und Geisteshaltung (z.B. Zahlen, Jahreszeiten, Sternzeichen etc.).

zu den Lehrern war (...) unpersönlich, es gab, kaum Lehrer die sich (...) ähh in mich hineinfühlen konnten d- zu den ich n Verhältnis hatte oder die zu mir ein Verhältnis hatten

(Reinhard Weißendorn, 11/5-27)

Drittens wird die Außenseiterrolle in besonderer Weise noch qualifiziert durch den Spagat, den Reinhard zwischen Hofgemeinschaft und Schule aussitzen muss. Beide gegensätzlichen Bereiche `interessieren` sich nicht füreinander und Weißendorns Problem ist das >Dazwischen<, das Sich-zwischen-den-Welten- und seinen Repräsentanten-Bewegen und jenes wechselseitige Desinteresse, das an seiner Person abgerieben wird. Die Außenseiterwahrnehmung verstärkt sich aus der Sowohl-als-auch-Nichtbeachtung, die ihm von Hofgemeinschaft und Schule entgegengebracht wird: Den Eltern ist es völlig gleichgültig, was er für Zensuren nach Hause bringt; seine schulischen Leistungen finden keine Würdigung. Das was die staatliche Schule vermittelt, befinden sie für unwesentlich – eine Haltung, die Weißendorn auch unabhängig der Rückendeckung der Eltern übernehmen wird. Die Schule andererseits bemüht sich ebenso wenig um eine Integration des `Sonderfalls`. Reinhard zeigt in der Schule keine besonderen Auffälligkeiten. Mehr oder weniger intuitiv geht er Konfrontationen mit der Lehrerschaft aus dem Weg und da er gegen Ende der Schulzeit mit seinem Wunsch nach einer einfachen handwerklichen Lehre als Buchbinder keine höheren Ansprüche anmeldet (Abitur, Studium), ergeben sich auch keine größeren Schwierigkeiten. Weißendorns stark internalisiertes Außenseiterbild bleibt biographisch bedeutsam, ohne dass es, wie im Fall Nils Schuck, einen Kultstatus erhält.

*Prozesse der Integration:* Interessant an der Lebensgeschichte Weißendorns ist, dass ausgerechnet die NVA den entscheidenden Emanzipationsimpuls und die `Eintrittskarte` in die DDR-Gesellschaft zur Verfügung stellt – eine Vorstellung, die für die meisten Anthroposophen in ihrer militärischen Verweigerungshaltung abwegig erscheinen mag. Die Beteiligung am Militär, die für einige Männer den Beginn einer inneren Immigration, inneren Opposition und Distanzierung darstellte (Nils Schuck, Carsten Bracher), bewirkt bei Weißendorn fast entgegengesetzt das Gefühl der Integration. Die NVA (sein Einsatz erfolgt beim Musikkorps der Bereitschaftspolizei) erweist sich für Weißendorn als wichtiges Lern- und Anregungsmilieu. Als Kulturverantwortlicher gelingt es ihm, neue Erfahrungsräume zu erschließen. Er erlangt wichtige soziale und organisatorische Kompetenzen, lernt sich zu behaupten und seine Arbeit kreativ zu gestalten. Durch die Beteiligung an der NVA wird ein biographischer Wandlungsprozess eingeläutet, den ihm weder die abgeschottete Mikrokultur der Hofgemeinschaft noch die Schuleinrichtung ermöglichen konnte. Das führt dazu, dass sich seine Selbstwahrnehmung als Außenseiter wesentlich abschwächt. Hintergrund dafür ist auch, dass die

Kameraden nicht um seine anthroposophische Herkunft und Entwicklungsgeschichte wissen und eben jene Tabuisierung ihm die biographische Anonymität und den gleichberechtigten Status unter Gleichen sichert. Sein Außenseitertum wird sozusagen durch das Herstellen einer Gleichwertigkeit zu den anderen Kameraden gerade hier aufgebrochen. Allerdings vollzieht Weißendorn nun im Sinne der anthroposophischen Weltanschauung etwas Untypisches, Non-konformes, Abweichendes. Auf der Grundlage seines Handlungsschemas der Emanzipation erfolgt sozusagen eine Änderung der Richtung der Abweichung. In dem Reinhard sich für den Wehrdienst entscheidet, nimmt er eine Distanzierung von den moralischen Grundsätzen der anthroposophischen Welt vor, was jedoch nicht zum Bruch mit dem Elternhaus und der Hofgemeinschaft führt. Die einzig möglichen Alternativen, entweder 'Bausoldat' oder 'Totalverweigerung' (sprich Haft in einem Militärgefängnis) hingegen, hätten seine Außenseiterwahrnehmung vermutlich nur konsolidiert oder weiter verstärkt.

### 8.1.6 Enttäuschte partnerschaftliche Beziehungen

Fast alle Befragten sind Anfang der zwanziger Lebensjahre eine feste Partnerschaft eingegangen, die auch zur Ehe und/oder zu gemeinsamen Kindern führte. In den wenigsten Fällen hielten diese Partnerschaften bzw. Ehen (Hans-Peter Joost, Franzi Theuerkorn) oder sie spielten nur randständig (Reinhard Weißendorn) oder lange Zeit im Leben gar keine Rolle (Georg Menze). *Menze* berichtet z.B. erst sehr spät von einer festen Beziehung (in der Landkommune), die dann durch die Geburt seiner Tochter auch einen familiären Bezug erhält, während er bei der Darstellung weiter Teile seiner institutionell geformten Lebensgeschichte keine Partnerschaften erwähnt. Das Beziehungsleben tritt fast vollständig hinter dem Respekt vor dem Dienst und der Fahne zurück. Er ist der einzige unter den Befragten, der diesem Thema in seiner Erzählung eine randständige Bedeutung beimisst.

Andere Informanten berichteten hingegen detailliert vom Scheitern ihrer partnerschaftlichen Beziehungen: Ein häufiger Grund für das Scheitern war die persönliche Unzufriedenheit in der Beziehung und an den Lebensumständen, die die Ehe mit sich brachte (Nils Schuck, Susanne Klatt, Bärbel Jonekeit). *Klatt* und *Jonekeit* beschreiben explizit, dass ihre Ehe keine Liebesheirat darstellte. Beide Frauen haben Schwierigkeiten, anderen Personen und den eigenen Motiven Vertrauen zu schenken, eine Problematik, die sich unmittelbar auf ihre frühen Verlusterfahrungen zurückführen lässt. Beide geraten an Partner, die im Vergleich zu ihren Ehemännern auffallend konträre Typen verkörpern: *Bärbel Jonekeit* unterhält über Jahre eine Liebesaffäre zu einem Künstler, der ihr zwar zu einem kreativen Wandlungsprozess verhilft, sich aber privat

nicht aus seiner Ehe lösen möchte und zu ihr bekennt. Eine weitere Beziehung, die auch gehehlicht wird, scheitert und endet im kompromisslosen Streit um gemeinsame Güter. *Susanne Klatt* unterliegt auch in intimen Beziehungen dem Glauben, sich die Zuwendung und Anerkennung nur durch Leistungen sichern zu können. Leistungen in diesem Zusammenhang bedeuten, sich und eigene Interessen/Bedürfnisse für den Partner zurückzustellen, heißt die Bereitschaft, Opfer zu bringen und Entbehrungen auf sich zu nehmen, um Liebe auszudrücken und wiederum erfahren zu dürfen – ein lebensgeschichtlich zentrales Handlungsmuster, dass sie erst sehr viel später im Rahmen ihrer biographischen Arbeit erkennt und auch aufbricht. Klatt vereinsamt in ihrer Ehe. Unter dem Druck dieser Verlaufskurve zieht sie die Reißleine und leitet die Trennung ein. Nach der Scheidung von ihrem Mann lernt sie einen Protagonisten aus der Umweltbewegung kennen. Eine tragfähige Beziehung auf der Basis von Vertrauen, von Schutz und Verlässlichkeit kommt allerdings auch hier nicht zustande.

*Nils Schuck* und *Carsten Bracher* stehen ihrer Ehe im Nachhinein äußerst distanziert, bisweilen ironisch gegenüber. Bei ihnen fällt auf, dass sie die Ehe im guten Glauben, aber mit relativ starren, fast standardisierten Lebensvorstellungen eingehen. Beide hegen eine tiefe Sehnsucht nach Geborgenheit sowie nach einem familiären Umfeld, Dinge, auf die sie selbst kaum oder gar nicht zurückgreifen können (was auch für Klatt und mehr noch für Jonekeit zutrifft). *Nils Schuck* verlässt seine Familie im Rahmen eines Wandlungsprozesses, bei dem er zwar das hedonistische Leben genießt, der ihn biographisch aber keineswegs stabilisiert, sondern ins marginale Abseits und in die Einsamkeit führt (der primären Verlaufskurve). Anhaltende Verlaufskurvenprozesse (insbesondere die der sekundären Alkoholismus-Verlaufskurve) sind Grund dafür, dass eine für ihn wichtige nachfolgende Liebesbeziehung trotz mehrerer Versuche scheitert. Diese Erfahrung führt zu einer Steigerung des Wirksamkeitspotenzials der zwei ineinander greifenden Verlaufskurven (Einsamkeit und Depressionen sowie der Alkoholismus-Verlaufskurve) und letztlich zu einer vollständigen Transformation in eine Verlaufskurve des Alkoholismus.

Ähnlich wie *Nils Schuck* berichtete auch *Carsten Bracher* von einer Ehe nach den Vorgaben sozialistischer Familienplanung. Dazu zählt das frühe Heiraten, die gemeinsame Wohnung, Kinder, die berufliche Arbeit – zentrale Elemente, die die Organisation des Alltags ausmachen. Im Fall Bracher zeigen sich die Motive für den Ehebund vor dem Hintergrund eines Fluchthandlungsschemas, das er einsetzt, um dem Alleinsein und seiner Orientierungslosigkeit (Prozesse mit Verlaufskurvencharakter) zu entgehen. Dafür lässt er sich sogar kirchlich trauen, was unwiderrufliche Spannungen mit seinem atheistischen Elternhaus nach sich zieht. Als problematisch erweist sich vor allem die Nähe, die Carsten zum christlichen Um-



nungsbescheid eines naturwissenschaftlichen Studiums für die Kunst entscheidet, Malerei und Graphik studiert und ebenfalls seine Mitgliedschaft im Verband bildender Künstler einlösen kann. Joost hält den freiberuflichen Status mehr oder weniger erfolgreich, was seine Verkäufe und Ausstellungen anbelangt, auch nach dem politischen Umbruch bei. *Jonekeit* hingegen mündet nach der erfolgreichen Bühnenzusammenarbeit, aber gescheiterten Beziehung mit ihrem Mentor, in ein staatliches Beschäftigungsverhältnis ein. Im Pionierhaus durchläuft sie einen zweiten wichtigen Wandlungsprozess, der allerdings durch ihre fortdauernd kritische Projektarbeit und ihre selbst vorgenommene Kündigung noch vor der Wende zum Erliegen kommt. *Franzi Theuerkorn* legt ihre Anstellung vor dem Hintergrund der Betreuung ihrer Kinder, die sie in regelmäßigen zeitlichen Abständen bekommt, nieder. Das Umfeld der Kirche und beider Ursprungsfamilien stützt und fördert einen ungewöhnlichen solidarischen Zusammenhalt. Der alternative Sozialisationsprozess von *Reinhard Weißendorn* findet seine Fortsetzung in der handwerklichen Ausbildung zum Buchbinder. Nachdem Weißendorn einige Jahre in diesem Beruf arbeitete, wechselt er in ein staatliches Behindertenheim, wo er sich als pflegerische Hilfskraft einstellen lässt. Der Wunsch nach einer weiteren Qualifizierung zum Arbeitstherapeuten wird aufgrund seiner anthroposophischen Herkunft, vor allem wegen des Fehlens politischer Referenzen und Mitgliedschaften, abgelehnt. Damit werden auch sein biographischer Plan und das Handlungsschema durchkreuzt, handwerkliche und soziale Kompetenzen im Berufsfeld der sozialen Arbeit zusammenzuführen.

Aller vier Personen verbindet, dass sie durch ihre gebrochene berufliche Integration, durch die beruflichen Wechselaktivitäten oder berufliche Selbständigkeit auch weitgehend von den Versorgungskanälen der DDR-Gesellschaft abgeschnitten sind. Diese Funktion übernimmt zu Teilen die Kirche. Die hier genannten Befragten teilen auch den biographischen Bezug zu einer Form der Arbeit, die ich im weitesten Sinne >Projektarbeit< nennen würde und die ihren Ursprung in der evangelisch-protestantischen Bildungsarbeit hat. Ihre Vorstellungen von Projektarbeit laufen jedoch den Organisationsformen sozialistischer Plan- und Kollektivwirtschaft zuwider und sind nicht zuletzt ein Grund, der die berufliche Integration erschwert oder verunmöglicht hat (*Jonekeit*, *Weißendorn*). Ein kritisches Verhältnis zur DDR-Gesellschaft hat sich bei den Befragten nicht nur durch die Handschrift der christlichen Elternhäuser bzw. Bezugspersonen entwickelt, sondern auch durch eigene Erfahrungen der Ausgrenzung, Stigmatisierung und Blockierung beruflicher Möglichkeiten und Ziele konsolidiert. Berufliche Entwürfe, berufsbiographische Handlungsschemata und begonnene Prozesse der biographischen Wandlung wurden immer wieder durch staatliche Institutionen gebremst, zurückgedrängt oder ganz verhindert. Im Spannungsfeld zwischen Kirche und Staat waren die

Personen frühzeitig gezwungen, zu lernen, wie man strategisch kommuniziert. Um ihre eigene, vor allem berufliche Entwicklung nicht aufs Spiel zu setzen, mussten sie die verschiedenen sozialen Wirklichkeiten, sprachlichen Codes und Regelwerke erfassen und verstehen lernen. Dazu zählte z.B., mehrere Perspektiven einzunehmen, diese in ihrer Komplexität zu interpretieren und für sich zu beurteilen, Fremdaktivitäten und Gepflogenheiten auf der Vorderbühne, von denen der Hinterbühne zu unterscheiden, mögliche Fallensituationen zu antizipieren und entsprechende Vorkehrungen zu treffen, ihnen aus dem Wege zu gehen, Kommunikation so wahrzunehmen und einzusetzen, das sie sich nicht nachteilig auswirkt etc.. Ebenso mussten sie lernen, einen Schutz vor persönlichen Angriffen aufzubauen und Erfahrungen des Ausschlusses und der öffentlichen Kränkung so zu verarbeiten, dass sie nicht zu einer Bedrohung oder Beschädigung ihrer Ich-Identität führen.

In unterschiedlicher Form verbindet alle vier Personen auch die Beteiligung und ihr Einsatz beim Zustandkommen der politischen Wende in der DDR: *Reinhard Weißendorn*, der mit der Ablehnung seines Ausbildungswunsches konfrontiert ist, kann die entstandene, latente Verlaufskurvenentwicklung durch sein überzeugtes Engagement und Handeln in einer politischen Oppositionsgruppe kompensieren und schließlich abwenden. Vielleicht mehr noch als Weißendorn, bringt das Ehepaar *Joost/Theuerkorn* politisches Protestpotenzial mit, das ursprünglich in den Elternhäusern und im Umkreis der evangelischen Kirche angelegt ist. Ihre Oppositionsarbeit ist, wie die von *Bärbel Jonekeit*, stark kirchlich geprägt und steht unter dem Einfluss des konziliaren Prozesses >Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung<<sup>13</sup>. Das zeigen die Themen, die *Franzi Theuerkorn* mit Gleichgesinnten in privaten Hauskreisen diskutiert (z.B. die Initiative gegen die 'Militarisierung' bzw. militärische Suggestion von Kindern und Jugendlichen in Kindergärten und Schulen – hier das Erlernen und Singen von Armeeliedern, Soldatenempfänge bzw. -besuche, vormilitärische Ausbildung und GST-Lager, Brandschutzübungen etc.), aber auch die zweifelsohne kirchlich inspirierte Projektarbeit, die *Bärbel Jonekeit* im Rahmen ihrer Beschäftigung im Pionierhaus ideenreich und clever praktiziert (vgl. ihre Projekte 'Friedensmauer' und 'Umweltberg'). Alle vier Personen zählen zu den Protagonisten, die dann auch bei den Demonstrationen im Herbst 1989 in der ersten Reihe stehen und ihren Beitrag zu den Veränderungen und Umwälzungen in der DDR leisten. Das dokumentieren die umfangreichen Darstellungen, die sich auf den gewaltlosen Widerstand auf der Straße beziehen. Einige solcher brenzligen Situationen lassen sich bei *Hans-Peter Joost* finden, der neben der von ihm nachträglich eingeforderten Selbstdegradie-

---

<sup>13</sup> Losung der Tagung des Weltkirchenrates in Vancouver 1983.

rung<sup>14</sup>, die Gunst der Stunde nutzt, um mit seinem moralischen Werte- und Gewissenskonflikt (seine damalige Nicht-Verweigerung des Militärdienstes) ins Reine zu kommen. Ebenso couragiert, immerhin warten Familie und Kinder zu Hause, schmeißen sich *Franzi Theuerkorn* und *Bärbel Jonekeit* in das unübersichtliche Getümmel der Protestbewegung. Ähnlich der anderen Personen müssen auch sie erkennen, dass die Vorstellungen eines 'dritten Weges', nämlich dem einer erneuerten, demokratisierten DDR-Gesellschaft, von den Forderungen der Straße und den gesellschaftspolitischen Entwicklungen im Land eingeholt werden.<sup>15</sup> Die politische Wende in der DDR wird insgesamt als Befreiung empfunden, was aber nicht zwangsläufig damit verbunden ist, dass alle eintretenden Entwicklungen und Veränderungen befürwortet werden. Einige Unterschiede gibt es dann natürlich in der biographischen Bewältigung und Verarbeitung des politischen Umbruchs.

(2) Die berufsbiographischen Verläufe von *Georg Menze*, *Susanne Klatt* und *Carsten Bracher* sind formal gesehen von einer geradlinigen Entwicklung gekennzeichnet. Alle drei äußern jedoch Verdachtsmomente, die politisch und beruflich etablierten Eltern hätten am Zustandekommen und/oder Gelingen ihrer beruflichen Ausbildung einen wesentlichen Anteil. *Menze* erinnert an die herausgehobene Position des Vaters bei der NVA, als er seine Zusage für die EOS, trotz bestehender Probleme in den naturwissenschaftlichen Fächern, erhält. *Klatt* verweist seltsamerweise explizit und mit Stolz darauf, dass sie das Hochbegehrte Journalistikstudium allein ihrer hervorragenden Leistungen wegen bekommen hat und sie deshalb nicht auf 'Beziehungen' angewiesen war. *Bracher*, der aufgrund seiner Eskapaden Gefahr lief, von Gymnasium und Studium suspendiert zu werden, unterstellt dem Vater nachrichtentätige Hintergrundaktivitäten, die – so seine Vermutung –, in der Endkonsequenz seine berufliche Laufbahn geebnet hätten. Unabhängig davon aber durchlaufen diese Informanten alle staatlichen Organisationen und Statuspassagen und bekennen sich zur sozialistischen Weltanschauung. Während bei *Georg Menze* und *Susanne Klatt* diese Orientierungen unkritisch angenommen werden und sich auch in ihrer Selbstauffassung niederschlagen, zeigen *Carsten Bracher* und mehr noch *Nils Schuck* einige ungewollte Anpassungsschwierigkeiten. *Bracher* und *Schuck* verbindet – und das unterscheidet sie von *Menze* und *Klatt* –, dass bei ihnen im Rahmen der Armeezeit ein Prozess einsetzt, in dem sie sich zunehmend von der DDR-Gesellschaft distan-

<sup>14</sup> Joost lässt sich noch zu DDR-Zeiten, im Jahr 1988, nachträglich degradieren, was aller persönlichen Risiken zum Trotz (z.B. Haft) die Funktion des Ungeschehen-Machen-Wollens und der Gewissensentlastung trägt und die Sorge um seine moralische Integrität wesentlich abschwächt.

<sup>15</sup> Keine der Personen begrüßt das Umschlagen der Forderungen bei den Demonstrationen, die bald daraufhin das Ende der DDR und den Beginn des deutschen Wiedervereinigungsprozesses einläuten. Alle Personen jedoch liefern sehr detaillierte Schilderungen über den Verlauf der Wende, bei denen sie bisweilen auf genaue Daten und historische Ereignisse rekurrieren können und diese z.T. mit ihrem eigenen Engagement verknüpfen.

zieren (so z.B. Bracher: „ich hatte die Scheiße Schnauze voll und hab das dort och ziemlich offen offen gesagt“; Carsten Bracher, 5/2). Nur – und das unterscheidet sie wiederum von den Befragten der oben aufgeführten Konzeptlinie –, schwebt ihre Kritik vollkommen frei. Sie wird weder im Elternhaus noch in einem sozialen Rahmen, wie der Kirche, aufgefangen, wo Kritik und Protest eine Heimat haben. Ihnen fehlen die Rückhaltbietende Basis sowie die entsprechenden Lernprozesse, Kritik auszudrücken, diese einzuordnen und mit ihr bedacht umzugehen: *Bracher* betritt dann lautlos einen beruflich erfolgreichen Pfad (Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Dissertation, Arbeit in einem Kernkraftwerk). *Schuck* findet zwar den Zugang zu politisch-oppositionellen Kreisen. Seine Anstöße des Protests sind jedoch extrinsischer Natur und von den Motiven eines gepflegten Hippie- und Szenelebens überformt. Auch bringt er kein sozialisatorisch erworbenes Protestpotenzial mit, weswegen er sich die intellektuelle Kritik und Auseinandersetzung erst erschließen und aneignen muss. Das tut er auch. Fatal ist vor diesem Hintergrund nur, dass *Schuck*, anders als *Bracher*, die Gesellschaft für all seine persönlichen Probleme verantwortlich macht. Auf diese Sündenbock-Position verharrend, ignoriert er, seine Motive und Leidensprozesse selbstkritisch zu prüfen. Bei ihm ist die Externalisierung von Fragen persönlicher Verantwortung und Schuld besonders stark ausgeprägt, was dazu führt, dass Momente reflexiver Arbeit sowie ein Bewusstsein über seine Probleme und deren Vehemenz – auch als er dann an ganz persönliche Grenzen stößt –, nur sehr eingeschränkt bleiben. Letztlich findet *Schuck* den für ihn wichtigen Halt nicht in den subversiven Kreisen und so verwundert es auch nicht, dass er privat wie beruflich in ein völlig vereinsamtes Außenseiterdasein abrutscht.

*Nils Schuck* und *Carsten Bracher* ähnelt ferner, dass sie den politischen Umbruch in der DDR aufgrund der Wirksamkeit der Prozessstruktur einer Verlaufskurve mehr oder weniger `verschlafen`. *Schuck*, der sich anfänglich noch an Aktionen beteiligt, verfolgt den Herbst 1989 dann nur noch lethargisch und unter regelmäßigem Genuss von Alkohol vor dem Fernseher. Die Steigerung seines Alkoholkonsums trägt dazu bei, dass er länger aus dem regulären Arbeitsprozess heraus fällt und schließlich selbst die Kündigung einreicht. Gleiches Desinteresse, jedoch ohne die Alkohol- und beruflichen Probleme, trifft für *Bracher* zu. *Bracher*, der sich keiner politisch-oppositionellen Mitarbeit und Gruppe verschrieben hatte (der jedoch kurz nach der Wende, so behauptete er, als einer der ersten sein Parteibuch hinschmiss), ist mit Beruf und Familie beschäftigt und wird von den dort vorherrschenden Problemen absorbiert. Er hat den Konflikt mit seiner Ursprungsfamilie auszutragen und ist in jenem Räderwerk der unterschiedlichen Weltanschauungen seiner Familie und der seiner Frau eingespannt. Noch problematischer ist aber, dass sich nach der Wende auch die Beziehung zu sei-

ner Frau dramatisch verschlechtert. Das passiert zu einem Zeitpunkt, als Bracher schon nicht mehr auf die Unterstützung seiner Ursprungsfamilie bauen kann.

Von *Georg Menze* und *Susanne Klatt* kann man sagen, dass sie in meiner Untersuchung diejenigen Personen darstellen, die am stärksten mit dem gesellschaftlichen System der DDR verschmolzen waren. Sie haben zweifellos auch die größten Schwierigkeiten, als der gesellschaftliche Umbruch Einzug hält. Allerdings steht dabei nicht das Szenario vor einem möglichen Verlust des Arbeitsplatzes im Mittelpunkt. Der ist bei beiden relativ sicher, was auch für berufliche Entwicklungsmöglichkeiten zutrifft. Problematisch ist vielmehr der Untergang des Sozialismus und der DDR, des symbolischen Universums, an das sie fest geglaubt und an dem sie sich orientiert haben. Tatenlos, ja hilflos und bestürzt müssen sie erleben, wie sich binnen kurzer Zeit das sozialistische Gesellschaftssystem wandelt, wie sich die politischen und institutionellen Strukturen auflösen und ihre Macht und Bedeutung schwinden. Für Menze und Klatt sind die Beobachtungen der Zeit, die des Zerfalls der DDR mit einer enormen Schmerzhaftigkeit verbunden – ein weltanschauliches Problem, das sie tief in ihrer Selbstidentität berührt. Immerhin sind es nicht nur die hinfälligen politischen Gewissheiten, sondern auch der institutionelle Ordnungsrahmen, der zusammenbricht und keine Orientierungen mehr vorzugeben hat. Gegenüber den Veränderungen im Land hegen beide eine große Skepsis. Hintergrund dafür ist die Wirksamkeit der Ideologie, die Partei und Staat über den Kapitalismus und den Westen verhängt haben und von der sie voll affiziert sind (Gewalt, Armut, Arbeitslosigkeit, Vereinzelung etc.). Das zeigt sich an den Vorbehalten, vor allem an der Art und Weise, wie sie diese Vorstellungen vom 'Wild-West-Kapitalismus' in ihrer Darstellung simplifizieren:

- Klatt glaubt z.B., dass Prinzipien, wie Gemeinschaft und Solidarität im Westen Deutschlands Fremdworte darstellen, die Menschen dort nur aus Eigennutz und Profitgier handeln. Vor diesem Hintergrund entwickelt sie den Stereotyp, dass in den Kneipen keine Gemütlichkeit und Geselligkeit herrscht. Auch glaubt sie, dass behinderte Menschen in der Gesellschaft ausgegrenzt werden. Eine Reise im Rahmen des Partnerstädteaustausches lehrt sie eines Besseren. Sie wird von den Bürgern der Partnerstadt herzlich aufgenommen, es ergeben sich interessante Gespräche und sie ist angenehm von diesem Ausflug überrascht.

- Menze prognostiziert einen dramatischen Einbruch der Wirtschaft, verbunden mit einem horrenden Anstieg der Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland, womit er Recht behalten soll.

Was aber deutlich im Vordergrund steht und in detaillierter Form narrativ dargestellt wird, ist, wie beide Personen die Wende als biographischen Bruch und Diskontinuitätserfahrung erleben. Der kollektive Zusammenbruch der DDR-Gesellschaft bedeutet sowohl für Menze

als auch für Klatt einen ganz persönlichen Zusammenbruch ihres Sinn- und Orientierungssystems, woraufhin gravierende Irritationen und Probleme, sich neu zu orientieren, eintreten. *Menze* schiebt seinen Dienst in einer Armee, die zuvor den Klassenfeind repräsentierte. Er hat enorme Schwierigkeiten, sich mit dem neuen Militär zu identifizieren, denn die Bundeswehr verfügt weder über die Anziehungskraft noch über das symbolische Sinn- und Kameradschaftssystem, welches die NVA auszeichnete. Desillusioniert zeigt er sich deshalb über den schlichten Pragmatismus seiner westlichen Berufskollegen, die ihre Beteiligung an der Bundeswehr als Job mit Aufstiegsgarantie betrachten, selbst aber keine politischen Motive und Ideale mit der Institution verbinden. *Klatt*, die nach der Geburt ihrer Tochter schnell wieder in den Beruf flüchtet, um den Verlaufskurvenprozessen etwas entgegenzusetzen, verfolgt aufgrund ihrer journalistischen Arbeit hautnah die ersten historischen Aufarbeitungsprozesse der SED-Diktatur. Zuerst ungläubig, dann fassungslos und entrüstet muss sie erkennen, dass ihre Ideale und ihre Aufrichtigkeit gegenüber der Gesellschaft, an deren Entwicklung und Verbesserung sie stets mitwirken wollte, von der Partei- und Staatsführung missbraucht wurden. Um zu mehr Einsichten zu gelangen, betreibt sie eine eigene kritische zeitgeschichtliche Recherche. Diese Auseinandersetzung ist zwar schmerzlich, aber, wie *Menze*, hält auch sie der Partei weiter die Treue. Die Parteizugehörigkeit, durch die sie ihren Glauben an der Weltanschauung des Sozialismus unterstreicht, kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie ebenfalls in eine Sinn- und Orientierungskrise stürzt. Anders als *Menze*, ist Klatt nicht in institutionelle Zusammenhänge eingebunden, die neue Orientierungen und Sinnangebote zur Verfügung stellen. Als Alleinerziehende Mutter muss sie den Alltag zwischen Wohnung, Kinderkrippe und einem anforderungsreicher werdenden Berufsleben meistern und bisweilen neu synchronisieren. Dafür beauftragt sie sogar ein Kindermädchen. All das gelingt Susanne weitgehend, aber ihr Grundproblem bleibt die Einsamkeit. Es fehlt der kommunikative und für sie wichtige intellektuelle Austausch. Es fehlen Lebensorientierungen, Freundschaften und Hobbys, die sie mit anderen teilen kann und die ihr das Gefühl der sozialen Integration und Anerkennung geben. Mit ihrem Wiedereinstieg in den Beruf konnte Klatt zwar extreme Auswirkungen der Verlaufskurve abwenden. Doch ist sie mit ihrer allgemeinen Lebenssituation unzufrieden und es mangelt an Vorstellungen und Mitteln, einen eigenen emanzipatorischen Entwurf zu entwickeln.

## 8.2 Soziale Prozesse im Vorfeld des Eintritts in Landkommunen

### 8.2.1 Biographische Erfahrungen und Prozessstrukturen im Vorfeld der Beteiligung an der Landkommunenbewegung

Bevor ich nun zur Situation des Eintritts und zu Prozessen der Einsozialisation in die Landkommune komme, möchte ich auf biographisch relevante Erfahrungen und Prozessstrukturen unmittelbar im Vorfeld der Beteiligung an der Landkommunenbewegung eingehen. Zusammengeführt und verglichen müssen dabei auch die spezifischen Lebenslagen, die kurz vor dem Eintritt in die landkommunitäre Gemeinschaft und Bewegung bestanden haben.

In der Analyse der Einzelfälle ist deutlich geworden, dass sich die politischen Veränderungen in der DDR unterschiedlich auf die weiteren Verläufe der Lebensgeschichten auswirkten. Unlöslich damit verbunden war eine gelungene oder auch nicht gelungene Ausarbeitung neuer sinnstiftender biographischer Entwürfe und/oder Handlungsschemata.

#### *Biographische Standortbestimmungen in der Nachwendezeit*

Der gesellschaftliche Transformationsprozess eröffnet einerseits neue Optionen und Handlungsspielräume, verbirgt aber auch Irritationen und biographische Risiken. Ein Teil der Befragten, insbesondere die, die der politischen Wende in der DDR aufgeschlossen gegenüberstanden, halten einige Zeit an der Vision einer Neuerrichtung der DDR-Gesellschaft fest. Sie, die am Zustandekommen der Wende beteiligt waren, fühlen sich nach dem Mauerfall auch aufgefordert, die demokratischen Entwicklungen im Land mit zu gestalten. Nachdem sie ihre Hoffnungen, gemessen an den Bedürfnissen der Mehrheit des Volkes, verfliegen sehen, erfolgt ein Rückzug ins Private, in die Familie oder den Freundeskreis. In den Perspektiven der Akteure gewinnt das Realitätsprinzip die Oberhand gegenüber den Euphorien und Träumen. Auffällig und wichtig ist aber, dass mit diesem Rückzug in die Beobachterperspektive der weiteren gesellschaftlichen Entwicklung gewisse „utopische Energien“ (Habermas 1985) nicht aufgezehrt werden. Den Hintergrund für das Festhalten an einer Idee und Utopie von Gesellschaft bildet der jahrelange, bisweilen hartnäckige Kampf um Demokratie, Gerechtigkeit und Solidarität in einem gesellschaftlichen System, das versuchte, genau diese Widerständigkeit zu brechen und in seine vorgegebenen Bahnen zu lenken. Die utopischen Energien verpuffen nicht, können aber zu diesem Zeitpunkt auch nicht innerhalb eines beruflichen Arrangements oder eines anderen Aktivitätszusammenhangs eingebracht werden. Es bestehen

andere Problemlagen. Die plötzliche Auseinandersetzung mit veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mündet partiell in Überforderungssituationen. Es wurden erhöhte Anpassungs- und Umstellungsprobleme beschrieben:

*Theuerkorn, Jonekeit* und *Weißendorn* werden bald nach der Wende von der Erwerbslosigkeit erfasst. Etwas später trifft es auch *Joost*. Sie müssen ihren Lebensunterhalt von Gelegenheitsjobs und Honorarbeschäftigungen (*Theuerkorn, Jonekeit*) oder von Maßnahmen über das Arbeitsamt (*Joost, Weißendorn*) bestreiten. Alle vier Personen und ihre Familien sind mit erheblichen finanziellen Schwierigkeiten konfrontiert – eine Erfahrung, die ihnen nicht fremd ist, die sie, zumal damit zu rechnen war, jetzt aber auch nicht als existenziell bedrohlich wahrnehmen. Dazu kommen unvorhergesehene Wohnungsumzüge, die aufgrund ungeklärter Eigentumsverhältnisse, durch Verkauf und Sanierung der Häuser sowie durch die gestiegenen Mietpreise erforderlich werden. *Bärbel Jonekeit*, die gewohnte Einzelkämpferin, befindet sich in einer Alterskohorte, die ihr eine Eingliederung in den ersten Arbeitsmarkt erschwert. Ihre beruflichen Suchbewegungen tragen z.T. unterschwelligen Verlaufskurvencharakter. Der fehlende Berufsfeldbezug bremst ihren künstlerischen Wandlungsprozess und versetzt sie in eine persönlich unbefriedigende Abwartehaltung. Darüber hinaus ist *Jonekeit* mit der Trennung von ihrem zweiten Ehemann beschäftigt, dem sie nach erbitterten Grabenkämpfen das zu DDR-Zeiten allein erworbene und restaurierte Haus überlässt, ohne dafür angemessen entschädigt zu werden. *Reinhard Weißendorn*, der asketisch ausgestattete Anthroposoph, übernimmt im Rahmen eines biographischen Handlungsschemas die Fürsorge für die beiden Kinder, während seine Frau ein Hochschulstudium absolviert. Mit zwei Halbtagsstellen, die eine als Buchbinder in einer anthroposophischen Werkstatt, die andere als Verkäufer in einem Bioladen, sorgt er für ein geringfügiges Einkommen. Von allen Beteiligten muss das Ehepaar *Theuerkorn/Joost* mit den fünf gemeinsamen Kindern am stärksten auf die Unterstützung beider Ursprungsfamilien zurückgreifen. Sie befinden sich fortdauernd in einer ökonomischen Drucksituation. Familie, Freundeskreis, Nachbarn und Kirche stellen bei ihnen auch nach der Wende stabile soziale Handlungsrahmen dar. Problematisch erscheint bei ihnen auch die durch das Großfamilienleben eingeschränkte berufliche Mobilität und Flexibilität. *Joost* bekommt über den Künstlerbund lediglich eine ABM-Stelle bewilligt, bei der er gemeinsam mit einem Kollegen eine Fachschule ausstattet.

Schwierig zeigt sich bei allen das Defizit an beruflichen Referenzen, die gereicht haben, um eine berufliche Nische in der DDR zu besetzen, aber nicht, um den Anforderungen der neueren spezialisierten Berufswelt gerecht zu werden. Es fehlt an beruflichen Angeboten und langfristigen beruflichen Arrangement, worunter wohl am meisten *Bärbel Jonekeit* zu leiden

hat. Allerdings finden sich in den Darstellungen auch keine Hinweise auf Bewerbungsaktivitäten größeren Maßstabs. Insgesamt lässt sich sagen, dass die genannten Personen voll von den großflächigen sozialstrukturellen Veränderungen nach dem deutschen Vereinigungsprozess erfasst werden. Das nährt Vorstellungen oder besser zwingt sie, eigene Handlungsalternativen zu entwickeln, für die sie biographisch gesehen jedoch genügend emanzipatorisches Kapital mitbringen. Unabhängig davon stehen sie ohnehin vor Anforderungen, neue mittel- und langfristige Perspektiven entwickeln zu müssen. Anders zeigt sich das bei Personen, bei denen der gesellschaftliche Umbruch zu einer tiefen Sinn- und Orientierungskrise geführt hat oder die in lang anhaltenden Verlaufskurvenprozessen stecken geblieben sind.

### *Übermächtige Verlaufskurven*

Eine solche gravierende Sinn- und Orientierungskrise spiegelte sich in den Lebensgeschichten von *Georg Menze* und *Susanne Klatt* wider. Im letzten Abschnitt wurde das bereits thematisiert. Ähnlich, aber ausgelöst durch andere Bedingungs- und Ereignisfaktoren, waren davon auch *Schuck und Bracher* betroffen. Der gesellschaftliche Umbruch ändert bei ihnen nichts an der biographischen Prozessstruktur der Verlaufskurve, die weiter dynamisch wirksam ist und nun mit noch neuen Belastungsereignissen versorgt wird. Anders als Menze und Klatt, die vom Niedergang der DDR-Gesellschaft geschockt, vorerst in ihren Berufen bleiben, unternehmen Schuck und Bracher mutige Versuche, sich jenseits von Institutionen und Behörden beruflich fortzuentwickeln und zu etablieren. Das geschieht in unterschiedlicher Weise (zunächst in Festanstellungen, dann in der Selbständigkeit) und mit unterschiedlichem Erfolg, ist aber verbunden mit strukturell ähnlichen Prozessen des Erleidens: *Nils Schuck*, der verschiedene privatwirtschaftliche Arbeitgeberstationen durchläuft und nach anfänglichen Schwierigkeiten einen rasanten Aufstieg auf der Karriereleiter zu verzeichnen hat, kann den Berufsalltag vor dem Hintergrund der Verlaufskurvenprozesse nicht mehr bewerkstelligen. Ein zweites Problem ist sein Erklärungsnotstand über den Sinn des beruflichen Aufwands, zumal die eigentlichen Probleme im Privatleben bestehen, wo sie längst Überhand nehmen. Schuck ist zu diesem Zeitpunkt von der Wucht der Verlaufskurve schon so überwältigt, dass er seine Verzweiflung und Ratlosigkeit, wie er diese Krise lösen kann, nicht mehr verbergen kann. Auch fehlen biographische Voraussetzungen und eine durch Erfahrungen gewachsene Professionalität, was sein berufliches Selbstverständnis immer wieder störanfällig macht. Schuck hatte immer mehr Wert auf den äußeren Habitus und die Statussymbole gelegt als auf die innere Stabilität und Identifikation mit seinem täglichen Tun – Ein oberflächlicher, fassadenhafter Habitus, der insbesondere nach der

Wende auch von den Angehörigen seiner Familie provoziert und prozessiert worden ist. Es deutet nichts auf Freundschaften hin, die ihm in dieser schwierigen Phase hilfreich zur Seite stehen. Einziges Schema der Bearbeitung seiner Sinnkrise ist das extreme Umschwenken in die mittlerweile zersplitterte alternative Szene – wie sich herausstellt, eine relativ unbeholfene Strategie der Flucht mit Selbsttäuschungscharakter, die schließlich das Ende seiner beruflichen Karriere besiegelt. Dazu kommt noch die Trennung der Freundin, woraufhin Schuck seine Kontakte zur Alternativszene intensiviert. Hier verspricht er sich, den Problemen und seiner Einsamkeit zu entfliehen. Allerdings gerät er dabei vollends in den Alkoholismus, der sekundären Verlaufskurve, die sich aus dem unbearbeiteten Zusammenhang der primären Verlaufskurve entwickelt hat. Vor diesem biographischen Hintergrund kommt Schuck auch mit der Landkommunenbewegung in Berührung. Adressat der entscheidenden Informationen ist das lokale Alternativ- und Umweltzentrum, das er hin und wieder aufsucht. Mit der Landkommunenbewegung weiß er zunächst eigentlich gar nichts anzufangen.

Ähnlich gravierend zeigt sich die Wirksamkeit einer Verlaufskurve auch bei *Carsten Bracher*. Bracher kann nach der Wende zunächst seinen beruflichen Karriereweg fortsetzen. Als promovierter Ingenieur mit einer Spezialisierung auf dem Gebiet der Wasser- und Energieanlagentechnik, hat er beste Voraussetzungen für den Arbeitsmarkt. Kurz nach dem gesellschaftlichen Umbruch kündigt er seine Stelle in der Forschungsabteilung des Kernkraftwerks. Es folgt ein berufliches Kurzengagement in einem Datenverarbeitungszentrum, bevor er sich mit zwei seiner Kollegen Mitte des Jahres 1990 selbständig macht. Bracher verfügt über ein breites naturwissenschaftliches Grundlagen- und Detailwissen. Man kann ihn durchaus zu einer Generation von Tüftlern und Bastlern zählen, die heute vom Aussterben bedroht ist. Bracher kann z.B. eine regelrechte Freude entwickeln, wenn er vor Aufgaben gestellt ist, die er sich mitunter autodidaktisch erst erschließen muss (dabei scheint egal, ob es sich um eine informationstechnologische Anforderung, um Fragen im Heizungs- oder Sanitärbereich oder der Installation einer Elektroanlage handelt). Das technische Faible, seine Wissbegierigkeit und hohe Auffassungsgabe ermöglichen ihm, sich in ganz unterschiedliche Themenbereiche hineinzuarbeiten – eine Befähigung, die ihn in besonderer Weise auszeichnet. Zu seinen Aufgaben der in der Computerbranche angesiedelten Firma gehört neben der Akquise, das Einrichten von Datenbanken und Betriebssystemen, der Service sowie die Beratung und Betreuung der Firmenkunden. Die große Nachfrage in jenem Dienstleistungsgewerbe führt in quer durch ganz Deutschland, was einer zeitlich aufwendigen, aber auch selbstbestimmten und finanziell lukrativen Tätigkeit entspricht.<sup>16</sup>

---

<sup>16</sup> Sowohl Bracher als auch Schuck verwenden immer wieder ambivalente Marktwertformulierungen (z.B. „sich verkaufen müssen“). Es entsteht der Eindruck, dass beide Personen nicht wissen, ob sie sich von der freien Marktwirtschaft wirklich angezogen fühlen sollen. Das wird einerseits deutlich in den Möglichkeiten und Freiheiten, die die selbständige Tätigkeit zur

Die zentrale Analogie zur Lebensgeschichte von Nils Schuck besteht in der langfristigen Aufschichtung und Verschleppung eines Verlaufskurvenpotenzials. Auch bestehen Parallelen, wie die Verlaufskurve aus unbewältigten Problemlagen entsteht, wie diese im Ablauf und an einem ihrer Höhepunkte kurz vor der Beteiligung an der Landkommune extrem wirksam wird und zum Abbruch des (erfolgreichen) beruflichen Handlungsschemas führt. Darauf möchte ich hier näher eingehen, weil Brachers Fall in der Arbeit nicht ausführlich dargestellt ist:

Brachers Erleidensprozesse haben ihren Ursprung ebenfalls in einer weitgehend isolierten Selbstwahrnehmung, die in seiner Biographie schon sehr frühzeitig angelegt ist und die er als Kernproblem nicht gelöst bekommt. Das fängt damit an, dass ihm nicht nur die Eltern als enge Vertraute fehlen, sondern auch verlässliche Freundschaften in den verschiedenen Phasen seines Lebens ausbleiben. Er absolviert zwar Schule, Studium sowie den Einstieg in das Berufsleben weitgehend ungehindert, hat aber nicht das Gefühl, in das Geschehen und die sozialen Zusammenhänge eingebunden zu sein. Seine delinquenten Ausraster sind Ausdruck unzureichender Integrationserfahrungen und liefern erste Indizien für die Verlaufskurve, die sich zunächst im Verborgenen entwickelt. Als er Gefahr läuft, die einzigen beiden sozialen Bezugspunkte zu verlieren, tritt die Verlaufskurvenwirksamkeit dann offen zutage.<sup>17</sup>

Erster Höhepunkt ist der `Verrat` an seinem Elternhaus, das die christliche Orientierung und Lebenseinstellung, die er von seiner Frau übernimmt und für die eigene Familie in Anspruch nimmt, nicht akzeptiert. Die Konflikte treten am deutlichsten beim Gang zur Kirche und beim Entgegennehmen der Sakramente zutage. Die Besuche bei Mutter, Vater und den Geschwistern nehmen deutlich ab. Auch wird der Enkel häufiger und lieber den Schwiegereltern überlassen. Je größer der Abstand zu seiner Ursprungsfamilie wird, desto intensiver sind auch die Bemühungen, im Familienzusammenhang seiner Frau anzukommen. Bracher spricht in seiner Erzählerdarstellung davon, dass er regelrecht an seiner Frau geklammert hätte, um sich die Gunst jener Personen in der neuen Familienumgebung zu sichern. Schicksalhaft greift nun aber seine Abtrünnigkeit von der Ursprungsfamilie in einen zweiten, entscheidenden Höhepunkt der Verlaufskurvenentwicklung ein. Denn Bracher rechnet nicht damit, dass das Pferd, auf das er setzt, nämlich die Ehe scheitert und damit auch der Ordnungsrahmen und die sozia-

---

Verfügung stellt und die finanzielle Sicherheiten garantiert. Andererseits sehen sie die Risiken und Einschränkungen und formulieren eine z.T. harsche Kritik gegenüber dem, wie man sich als Selbständiger inszenieren muss, um seine Produkte an den Kunden zu bringen. Letzteres überwiegt freilich vor dem Hintergrund der Perspektive ihrer Beteiligung an der Landkommune, aus der sie heraus Aspekte der beruflichen Vergangenheit leichter kritisch beurteilen können. In diesem Zusammenhang betrachtet, ist das auffällige Wechselspiel von Erfolgsgeschichten und Leidensgeschichten bei beiden Personen Ausdruck dieser Ambivalenz.

<sup>17</sup> Dass die beiden Black-outs (das Beschmieren der Wände und der Einbruch in die Hochschule) bereits latenten Verlaufskurvencharakter tragen, wird darin deutlich, dass Bracher sie wiederholt an einer Stelle seiner narrativen Darstellung präsentiert, in der es um das extreme Dominantwerden der Verlaufskurve und dem Auftauchen körperlicher Symptome (Magen-schmerzen, Schlafprobleme) geht. Er selbst bringt die früheren Vorkommnisse mit den späteren Ereignishöhepunkten der Verlaufskurvenentwicklung in Beziehung, was ihn aber nicht dazu führt, die Geschehnisse im Kontext eines zusammenhängenden biographischen Prozesses des Erleidens zu begreifen, der über Jahre kontinuierlich gewachsen ist.

le Einbindung in die Familie seiner Frau weg brechen: Die Beziehung verschlechtert sich in einer Zeit, die er eigentlich zum Aufbau und zur Etablierung der Firma benötigt. Er unterschätzt das Problem, dass seine Frau genau in dieser Phase arbeitslos wird. Er hingegen ist fortlaufend unterwegs, wo er bisweilen massiv unter Stress gerät. Auch bewertet Bracher sein berufliches Engagement über, das er vor allem mit der Haltung verbindet, in die materielle Versorgerrolle der Familie gedrängt zu sein. Unzureichend realistisch eingeschätzt ist möglicherweise auch die Bedeutung des christlichen Ehebundes. Den scheint er, der ursprünglich atheistisch erzogene Ehepartner, ernster zu nehmen, als seine Frau, die vor dem protestantischen Werte- und Sozialisationshintergrund groß geworden ist. Ähnlich dilemmatisch wie im Fall Schuck ist, dass Bracher zu spät bemerkt, wie sehr das hektische Berufsleben zu Lasten der Beziehung und Familie geht. Seine Frau wendet sich von ihm ab, was er vor allem an den zunehmenden Konflikten, aber auch am ausbleibenden Sexualleben festmacht. Ein letzter Versuch, die Partnerschaft zu retten, besteht in einem einvernehmlich und bewusst herbeigeführten Wohnortwechsel. Zu dieser Veränderungsinitiative zählt auch, dass Bracher die Selbständigkeit mit seiner Computerfirma aufgibt. Eine neue Arbeit findet er im Datenverarbeitungszentrum eines Energieunternehmens, das gute Bezahlung garantiert, aber zeitlich nicht weniger Einsatz fordert. Der Spagat zwischen Beruf und Familienleben bleibt weiter bestehen. Tragisch ist, dass all die Initiativhandlungen keine qualitative Verbesserung des Eheverhältnisses herbeiführen. Als sich schließlich seine Frau auch noch in den Geschäftsführer des Unternehmens verliebt, bei dem Carsten ihr eine neue Anstellung verschafft hat, zerbricht die Ehe endgültig. Machtlos und am Boden zerstört, zieht er in eine Einraumwohnung. Dass Carsten Bracher die biographische Situation als nahezu ausweglos empfindet, verdeutlicht der folgende Erzählausschnitt:

Und hab dann irgendwann mal gekündigt weil ich privat eben nich mehr zurande kam (..) alleene in der Wohnung und was weeiß ich (..) hab in der Zeit och Landkommune Z. kennen gelernt bin dann och öfter hier gewesen im Sommer Herbst 95 hab dann im Dezember D. ne Beziehung angefangen bin dann richtig krank geworden hab dann richtige Fieberträume gehabt richtig extreme (..) mit Hexenwahn und was weeiß ich (..) hab Gott und die Welt verflucht und sage nie wieder bist du allein in so ner Situation in so ner Wohnung (..) und im Dezember dort meine Wohnung gekündigt Arbeit gekündigt und hab dann hier n Einstiegsantrag gestellt Dezember 95 als 96 mhm ja (..) und bin dann im Februar 96 nach Z.-Landkommune umgesiedelt wo ich praktisch dann alles hab hinter mir gelassen und wollte hier neu anfangen (..) in der Zeit 95 sind dann och die ersten Depressionen gekommen wo ich gesagt hab was erwar was willste eigentlich noch (..) hab dann die Erfahrung gelehrt wo ich gesagt hab naja eigentlich könntste dich och umbringen dass dann och freier wirst (..) also gegenüber anderen (..) aber bin immer tiefer in die Depressionen abgerutscht (..) hab dann schon überlegt wie ich mich am besten umbringe oder (..) phh am besten off ner Dienstoffahrt da ham wenigstens J. und K. [sein Sohn und die Ehefrau; d. Verf.] noch was davon da kriegen se zweihunderttausend Mark als Arbeitsunfall (..) da wollt ich schon irgendwann mal richtig Gas geben und irgendwo dann (..) saß ich öfter abends wenn ich dann von der Arbeit gekom-

men bin sag ich jetzt gibste Gas und fährst geradeaus und nimmst nicht die Kurve (..)/Mhm/ ja und dann hab ich mir irgendwie gesagt na bevor de dir das Leben nimmst kannst eigentlich was anderes noch ausprobieren (lacht) und dann bin ich nach Z.-Gemeinschaft gegangen (...)

(Carsten Bracher 11/42-12/16)

In dramatischer Weise wird erkennbar, wie die Verlaufskurve am Ereignishöhepunkt der Trennung persönliche und berufliche Handlungsspielräume einschränkt. Bracher kommt nicht nur in arge Bedrängnis, den beruflichen Alltag weiter aufrechtzuerhalten. Er gerät auch an seine psychischen Grenzen und in einen Zustand, den er selbst, ohne einen Spezialisten zu konsultieren, als schwere Depression diagnostiziert. Bracher steht kurz vor dem Zusammenbruch, er kann keine Bearbeitungsressourcen mehr auf die Probleme aktivieren. Die Verlaufskurvenwirksamkeit ist jetzt mit anomischen Abgründen und deutlichen Anzeichen einer Erkrankung verbunden. Bedrohlich erscheinen vor allem die wild um sich greifenden Symptome und das diffuse Gefühl, die Kontrolle zu verlieren. Äußerst riskant ist freilich, dass sich die depressiven und wahnhaften Schübe in der Einsamkeit seiner Wohnung abspielen. Wie Schuck kann auch Bracher nicht auf die Unterstützung von Freunden zurückgreifen, die ihm seine kritische Lage von außen darstellen und mögliche Vorschläge für eine Krisenintervention unterbreiten könnten. Sowohl bei Bracher als auch bei Schuck existiert weder ein „Verlaufskurven-Publikum (Nicht-Involvierte)“ noch gibt es „Verlaufskurven-Dritte und Unterstützungspersonen“ (Schütze 1981/101). Völlig entkräftet verspürt er sogar Selbstmordgedanken, die so konkret sind, dass er die Ausführung einer solchen Tat bereits theoretisch durchspielt. An jenem Tiefpunkt angelangt, kündigt er Wohnung, Arbeit und siedelt Hals über Kopf in eine Landkommune über. In seiner Darstellung klingt es fast wie eine letzte Option, die er sich geben will, um der übermächtigen Verlaufskurve zu entkommen. Auch dahingehend bestehen Parallelen zu Schuck, der vor dem Hintergrund seiner Erleidenserfahrungen große Hoffnungen und Erwartungen in die Landkommunenbewegung hineinprojiziert.

### *Biographische 'time off' oder Warten auf etwas Neues*

Ebenfalls von der Wirksamkeit einer Verlaufskurve betroffen, sind *Klatt* und *Menze*. Nur anders als die Verlaufskurve zum lebensgeschichtlichen Zeitpunkt bei Schuck und Bracher geradezu wütet und ihre Durchschlagskraft voll entfaltet, geraten Klatt und Menze nicht in einen Prozess des „Trudeln“ (Schütze 1995/129)<sup>18</sup>. Sie sind vor allem Betroffene des Wechsels der

---

<sup>18</sup> Der Begriff „Trudeln“ stammt aus dem Verlaufskurvenkonzept von Fritz Schütze (1995) und bezeichnet eine vorangeschrittene Phase im Ablaufmodell von Erleidensprozessen. Die Verlaufskurve kann sich hier bereits in der Weise entfalten, dass der Betroffene das ohnehin nur noch labile Gleichgewicht seiner Alltagsbewältigung nicht mehr aufrechterhalten kann

politischen Gesellschaftssysteme. Beide aber zeigen die Bereitschaft, sich mit den historischen Tatsachen zu konfrontieren und widmen sich einer lang anhaltenden persönlichen Auseinandersetzung mit der DDR-Problematik. *Georg Menze* entwickelt im Rahmen der Weiterbildung zum Europäischen Fluglotsen einen eigenen biographischen Entwurf. Die Zeit während der Sprachenausbildung, die Teil des Ausbildungskonzeptes in der Bundeswehr ist, dient ihm als ein biographisches „time off“ (Schütze 1981/81ff), das er für die Planung und akribische Vorbereitung eines landkommunitären Handlungsschemas nutzt. Konsequenter und ohne das Wissen, dass eine soziale Bewegung existiert, die ähnliche Ziele verfolgt, spielt er mit seinem Offiziersfreund Möglichkeiten durch, das Handlungsschema vom gemeinschaftlichen Leben und der bäuerlichen Landwirtschaft umzusetzen. Die Beteiligung am Militär dient nur noch der materiellen Absicherung ihres Lebensunterhaltes, während sich die Gefährten in der Freizeit schon nach leer stehenden Höfen umschauchen. Bemerkenswert entschlossen forcieren sie in dieser bewussten Übergangsphase einen individuellen Weg aus dem Institutionenkontext, ohne dabei eine Vorstellung von sozialer Gemeinschaft zu verwerfen. Diese allerdings ist nun mit der Überzeugung, mit intrinsischen Motiven besetzt, ihr Leben eigenverantwortlich und selbstbestimmt in die Hand zu nehmen.

Ähnliche Impulse eines landkommunitären Handlungsschemas, die allerdings grundlegend anderen biographischen Ursprungs sind, lassen sich bei *Reinhard Weißendorn* finden. Weißendorn benötigt zwar auch eine gewisse Übergangsphase und Menschen, die sich für die kommunitäre Idee begeistern. Anders aber als Menze, steckte Weißendorn nie so stark in der Identifikation und Abhängigkeit institutioneller Ablaufmuster. Ihm reicht allein die politische Wende, um mit den Vorbereitungen für das landkommunitäre Handlungsschema zu beginnen. Jenes Handlungsschema stellt für ihn geradezu eine Selbstverständlichkeit dar, dessen frühere Umsetzung die politischen Verhältnisse in der DDR verunmöglicht haben. Eigenverantwortlichkeit und Selbstbestimmung in einer solidarischen Gemeinschaft bedeuten für ihn keine Werte, die aus irgendeinem Erleidenszusammenhang, wie der biographischen Fremdbestimmung durch Organisationen und Institutionen entstanden sind (Menze) oder die vor dem Hintergrund anderer dominanter Prozessstrukturen errungen oder erst entdeckt und extrapoliert werden müssen (Schuck, Bracher, Klatt). Vielmehr entsprechen sie primärsozialisatorisch erworbenen Sinn- und Lebensvorstellungen, wie sie von der anthroposophischen Hofgemeinschaft praktiziert und in der DDR ihrer individuellen Grundlagen und Realisierungsmöglichkeiten beraubt worden sind. Im Gegensatz zu Menze muss Weißendorn seine Vorstellungen von Gemeinschaft nicht grundlegend neu bestimmen, weil sie nicht in dem Maße institutionell

---

und so massiv Gefahr läuft, dass es zu einem vollständigen Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung kommen kann (vgl. Schütze 1995/129f).

und ideologisch belastet sind. Das muss Weißendorn möglicherweise jedoch vor dem Hintergrund seiner anthroposophischen Gemeinschaftssozialisation, will er nicht das von den Eltern vorgefertigte Handlungsschema übernehmen.

*Susanne Klatt*, die nach der deutschen Einheit in einer weitgehend unter Kontrolle gehaltenen Verlaufskurvenentwicklung stecken bleibt, konzentriert sich zunächst ganz auf ihre berufliche Tätigkeit. Klatt versucht, sich neue inhaltliche Themen zu erschließen. Sie hat den Anspruch, einen gut recherchierten, seriösen Journalismus zu betreiben, womit aber auch schon die Grenzen ihres Aktivitätsrahmens aufgezeigt sind. Eingespielte Abläufe und bewährte Handlungsmuster sichern das Alltagsgeschehen, mindern aber nicht weniger ihr unzufriedenes Gefühl, auf der Stelle zu treten. Ein extrem ausgedünntes Sozialleben, zurückzuführen auf ihre Schwierigkeiten in der sozialen Beziehungsaufnahme, Beziehungsgestaltung und Beziehungsarbeit, hat sich längst etabliert. Ausgelastet mit Beruf und Kind verharret Susanne längere Zeit in einer Abwartehaltung, ohne eigene biographische Initiativen zur Veränderung ihrer Lebenssituation zu entwickeln. Die Konzentration auf den Beruf kaschiert einen nicht zu übersehenden Ideen- und Orientierungsmangel, was auch zu einer generellen Unberechenbarkeit ihrer biographischen Planungs- und Steuerungsaktivitäten führt. Bei Klatt scheint es im Gegensatz zu Menze, als würde sie, wie so häufig in ihrem Leben, auf Einflüsse oder Angebote von außen warten. Das passiert schließlich auch, als sie über eine Zeitungsannonce ihren neuen Lebenspartner kennen lernt. Erst durch seine Weltperspektive und Gesinnung wird für Susanne wieder ein neues biographisches Thema relevant – die Landkommunenbewegung.

### 8.2.2 Das Aufspüren und Wahrnehmen von Informationen

Natürlich muss an der Stelle gefragt werden, wie die Akteure überhaupt an Informationen zur Landkommunenbewegung gekommen sind. Die jeweils aktuelle lebensgeschichtliche Situation im Blick, spielt eine Rolle, wie die Informationen von den Akteuren aufgenommen und weiter verfolgt wurden. Es ist klar geworden, dass Menze und Weißendorn, wenn auch vor unterschiedlichem biographischen Hintergrund, ihr landkommunitäres Handlungsschema weitgehend allein entwickeln. *Weißendorn* greift auf seine bestehenden Gemeinschaftserfahrungen zurück; er weiß bestens um Bedingungen und Voraussetzungen, wie und mit wem sich ein solches Handlungsschema umsetzen lassen kann. Er ist ohnehin ein 'Eigengewächs' der Landkommunenbewegung, was ihn der besonderen Gefahr der Benutzung durch das alternative Milieu aussetzt. Trotz der wenigen Kontakte zu nicht-alternativen Kreisen, scheint sich Weißendorn allerdings über diesen latenten Fallencharakter bewusst. *Menze* befreit sich aus

dem Institutionenkontext, in dem er gleichermaßen bedenkt, wie man durch Eigeninitiative und gemeinschaftliche Arbeit der drohenden Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland oder einer neueren Abhängigkeit von sozialen Sicherungssystemen entkommen kann. Beiden Protagonisten steht ein Freundeskreis zur Verfügung, wo die Ideen und Vorstellungen, wie sie mit dem landkommunitären Handlungsschema verbunden sind, diskutiert werden können. Bei Menze ist das neben einzelnen Kameraden aus der Bundeswehr die Arbeitsgemeinschaft „Linke Genossen“, eine Parteijugendgruppe der PDS. Aus diesen beiden Kreisen setzt sich auch die Gruppe zusammen, die dann, mit verschiedenartigen Streitfragen und wechselnder Personalbesetzung konfrontiert, den Aufbau der landkommunitären Gemeinschaft einleitet. Bei Weißendorn stellt eine Gruppe die Weichen, deren Mitstreiter zu einem großen Teil aus dem Umfeld der ehemaligen politischen Opposition stammen. Das passiert zu einem Zeitpunkt (Mitte/Ende des Jahres 1991), als beiden Personen die Existenz einer Landkommunenbewegung noch weitgehend unbekannt ist. Weißendorn und Menze stellen in der Untersuchung auch diejenigen Befragten dar, die im Anschluss an den gesellschaftlichen Umbruch sehr zeitig nach einer landkommunitären Alternative zu greifen versuchen. In allen anderen Fällen geschieht das wesentlich später und durch bestimmte Personen, die auf jene Akteure in unterschiedlicher Weise Einfluss ausüben und zur Ausbildung einer neuen Perspektive beitragen:

- Bei *Susanne Klatt* ist es der Lebenspartner, der mit seiner Beteiligung an einer gerade im Entstehen begriffenen Subsistenzgemeinschaft liebäugelt. Der Agraringenieur und Vorkämpfer der Naturschutzbewegung verfügt auch über entsprechende Informationen und Kontakte zur Szene. Er ist es aber vor allem, der `frischen Wind` in Susannes Leben bringt, die sich durch die Extremfokussierung auf ihren neuen Partner relativ schnell von dessen Begeisterung und der Sinnggebung der Landkommunenbewegung anstecken lässt. Fast stellvertretend übernimmt er die Entscheidung, das Experiment doch in sicherer Zweisamkeit zu wagen. Allerdings stellt die Landkommunenbewegung auch ein Sinnangebot zur Verfügung, das Klatt theoretisch plausibel erscheint und mit dem sie sich identifizieren kann. Zeitlich etwas versetzt, folgt sie ihrem Partner, als die Landkommune schon über einen gewissen Ordnungsrahmen verfügt. In ihrem Fall kommt das nicht von ungefähr. Bekannt und auch hier nicht zu übersehen ist das biographische Handlungsmuster, prästabilisierte soziale Arrangements zu nutzen, in denen Regeln und Strukturen bereits vorhanden sind – ein Ordnungsrahmen, in den sich Susanne Klatt mühelos eingliedern kann, der sie aber nicht unmittelbar zwingt, eigene Standpunkte und Gestaltungskräfte einzubringen.

- *Carsten Bracher* kommt mit einer Landkommune in Kontakt, als er in der gleichen einen alten Schulkameraden und Taufzeugen seines Sohnes aufsucht. Bracher, bei dem die Ver-

laufskurvenentwicklung zu diesem Zeitpunkt wohl am massivsten ausgeprägt ist, frequentiert daraufhin die Landkommune häufiger. Dazu kommt, dass sich im Rahmen seiner Besuche in der Gemeinschaft eine Liebesbeziehung zu einer Frau entwickelt. Vor dem Hintergrund ihrer Überzeugungen wird Bracher mit den Ideen und dem praktischen Alltag des Landkommunelbens konfrontiert. Er entscheidet sich relativ spontan, der Landkommune beizutreten, obwohl er, ähnlich wie Nils Schuck, keine intellektuelle und auch keine sonderliche persönliche Auseinandersetzung mit seiner Beteiligung an der Gemeinschaft führt.

- *Schuck*, der ebenfalls in Prozessen einer Verlaufskurve gefangen ist, erhält die entsprechenden Informationen rein zufällig im lokalen Alternativ- und Umweltzentrum. Ähnlich überstürzt und mit berechtigter Skepsis in Hinblick auf seinen Lebensstil, nimmt auch Schuck das Sinnangebot, das die Gemeinschaft zur Verfügung stellt, für sich in Anspruch. Schuck, der sich bisher, wie er selbst meint, nur von „Fastfood, Imbissbuden und Bockwürsten“ (Nils Schuck 13/4-5) ernährt hat und sich in seiner Selbstauffassung eigentlich gar nicht als einen „Grünen“ (Nils Schuck 13/7) versteht, begreift das Angebot der Landkommunenbewegung als eine mögliche Lebensalternative. Nur glaubt er, anders als Bracher, dass sich mit der äußeren Veränderung automatisch auch die Probleme lösen, die sein Leben bestimmen. Bei Schuck bekommt das in seiner Darstellung aufgezeigte landkommunitäre Handlungsschema den Anstrich einer offiziellen Fassade, hinter der sich die Dominanz einer anderen biographischen Prozessstruktur, nämlich die der Verlaufskurve, verbirgt. Diese Prozessstruktur wird auch weiter dominant bleiben und einem neuen Höhepunkt entgegensteuern. Bracher hingegen wittert in der Beteiligung an der Landkommune vielleicht mehr als eine Möglichkeit, sein Leben wieder in den Griff zu bekommen und einer weiteren Zuspitzung der Verlaufskurvenprozesse zu entgehen. Jedoch kann auch sein Handlungsschema als ein relativ austauschbarer Versuch betrachtet werden, sich aus den Fesseln der Verlaufskurve zu befreien.

### **8.2.3 Der Einfluss von Theoretikern der Landkommunenbewegung**

Für andere Personen ist bezeichnend, dass sie eine geistige Auseinandersetzung hinsichtlich der Grundlagen und Ziele der Landkommunenbewegung führen. Dazu zählt die Beschäftigung mit einschlägiger Lektüre, aber auch die kritischen Diskussionen, die daraufhin im Freundeskreis geführt werden (Joost, Theuerkorn: „hatte dann aber och (..) was mir Mut gemacht hat dann och wieder durch die Gemeinde n Freundeskreis gefunden die och Kinder hatten wo wir uns aber wirklich jahrelang kann man sagen och mit anderen Gesellschaftsformen oder Bahro och befasst haben (..) also das lief nich nur kurzzeitig sondern das ging so 92

los oder 91 eigentlich schon (..) das war so en Gesprächskreis wo wir uns schon (..) äh um diese Utopien noch irgendwo gekümmert ham oder beschäftigt ham und da entstand durch ne Freundin die so n Projekt och kannte schon (..) aber nur im Kopf so ne Idee man könnt es im Kleinen auf ner andern Art versuchen (..) das is alles da in der Theorie schon in diesen Wendezeiten entstanden 91 92 da ham wir uns immer getroffen“ Franzi Theuerkorn, 16/44-17/4). Jene Auseinandersetzungen berufen sich u.a. auf den Traum von der Utopie, der mit dem gesellschaftlichen Umbruch 1989 so greifbar nah schien. Umgekehrt lassen sich die Gesprächsrunden, z.B. über Bahros ökologischen Fundamentalismus, als eine Reaktion auf die ihrer Einschätzung nach misslungene Wende interpretieren. Neue Hoffnungen werden geweckt. Dass *Hans-Peter Joost* ausgerechnet von einer gewieften Arbeitsvermittlerin des zuständigen Arbeitsamtes an eine Landkommune verwiesen wird, scheint einigermaßen kurios, ist aber bei allen befragten Personen die Ausnahme. *Bärbel Jonekeit*, die über ihre Keramikurse bereits Luft in einer kleinen Gemeinschaft schnuppern konnte, intensiviert diese Kontakte, um den Leerlauf, wie er sich in ihre Lebenssituation eingeschlichen hat, zu beenden. Als Jonekeit ihren Einstieg in die Landkommune vorbereitet, wird sie zwar aufgrund fehlenden Wohnraums abgewiesen. Aber sie bekommt hier die entscheidenden Informationen zu einer anderen, größeren Arbeits- und Lebensgemeinschaft.

Genannte Personen verbindet, dass ihre Beschäftigung mit alternativen Ideen und Lebensvorstellungen nicht `neu´ ist. Zum einen stehen sie unter dem Einfluss ihrer christlichen Sozialisation und DDR-gesellschaftskritischen Arbeit in verschiedenen Bereichen der Umwelt- und Friedenspolitik. Der Zugang zu Informationen sowie Kontakte zum Spektrum verschiedener sozialer Bewegungen und Initiativen existierte vor diesem Hintergrund ohnehin. Zum anderen wird ihre thematische Sensibilität durch einige utopische Impulse, die noch aus der Wendezeit nachwirken, wachgerüttelt. Impulse solcher Art sind gemeinschaftlich-solidarische, kooperative und basisdemokratische Formen ökologischen, wirtschaftlichen und sozialen Handelns. *Hans-Peter Joost* bemerkte z.B. an einer Stelle in seiner Erzählerdarstellung, dass nach den eingeschränkten biographischen Entfaltungsmöglichkeiten dann irgendwann auch ein gewisser moralischer Druck bestanden hätte, endlich etwas zu tun, anstatt immer nur darüber zu reden („also bei der Entscheidung hier her zu gehen war s nich nur Neugier sondern, es war zum Teil och so ne Art ähh Pflichtbewusstsein doch nu endlich mal was, zu machen nachdem mer so viel geredet hat darüber dass alles anders werden müsste“; *Hans-Peter Joost*, 9/11-14). Das scheint ein wichtiger Punkt. Denn Bahro appelliert freilich genau an diese Instanzen des Gewissens und der Verantwortung, wohingegen man sich in den Bahroschen Argumentationen wieder finden und moralisch rückversichern kann (*Joost*). Der Theoretiker

fungiert hier als argumentationssicherer Spiegel mit einer Fülle an Ideen, Vorschlägen und Konzepten der Umsetzung. Und, das trifft für die Wahrnehmung der gesamten landkommunitäre Bewegung zu: Bahro liefert die „heiligen Schriften“ (Schütze 1992/800), die zur Hervorbringung und Erhaltung des *symbolischen Sinnsystems* eines ökologischen Radikalismus notwendig sind (vgl. auch Luckmann 1991/96ff; die *symbolische Sprache*, eschatologischer Untergangsmymen in Verbindung mit wissenschaftlichen Studien, die die `Apokalypse´, `Ausrottung´, `Weltuntergang´ etc. begründen; die *gegenläufigen Sinnelemente*, wie `Verweigerung´, `Verzicht´, `Askese´, `Vegetarismus´, `Transzendenz´, `Subsistenz´ etc. sowie quasi religiöse und *rituelle Akte*, wie `gemeinsame Meditation´, `Therapie´, `Gesprächskreise´ etc.).<sup>19</sup>

Ferner spielt das charismatische Auftreten eines Apologeten wie Bahro an sich eine Rolle. Bahro agiert aufgrund seiner biographischen Vergangenheit als kritischer Zeitzeuge deutscher Geschichte, als Querdenker und vor allem als intellektuelle Lichtgestalt `zum Anfassenden´. Es sei hier wiederholt, dass Intellektuelle der Landkommunenbewegung im Rahmen von Semestervorlesungen, aber auch außenuniversitären Treffen, Vorträgen und Workshops häufig in Erscheinung traten (Vilmar, Galtung, von Werlhof, Bahro).<sup>20</sup> In irgendeiner Weise davon beeinflusst sind fast alle Personen, im Besonderen *Schuck*, *Klatt* und *Menze*. Letzterer, *Georg Menze*, lässt sich von der Autorität und Leidenschaft, von der rhetorischen Klarheit und Gewandtheit, die Bahro in persona verkörpert, faszinieren und mitreißen. Bahro ist es auch, der einen mit der Wende für Menze verloren gegangenen gemeinschaftlichen Sinn- und Orientierungshorizont aufwertet und diesen wieder mit Ideen und Visionen auffüllt. *Menze* und *Klatt*, alle beide, besitzen aufgrund ihrer starken institutionellen DDR-Gemeinschaftsorientierung eine Disposition, durch die sie sich zu sozialen Gruppen hingezo-

<sup>19</sup> Während Bahros Lehre auf das apokalyptische Szenario vom Exterminismus und Weltuntergang abzielt, rufen seine `Lösungskonzepte´ zur individuellen Verantwortung und Umkehr, zum direkten, pflichtbewussten Handeln des Einzelnen gegen Ausbeutung und Natur- und Weltzerstörung auf (vgl. Kap. 3). Bei den Zuhörern überwiegt häufig der Glaube an konkrete alternative Konzepte, und da implizite und explizite Aufforderungen an die Politik zum Handeln nie etwas Befriedigendes ausgelöst haben, wird der staatlichen Regulierung und Politik auch ein `echtes´ Engagement in Sachen Umwelt- und Naturschutz abgesprochen wird (so werden z.B. die Wachstumsprognosen der so genannten Wirtschaftsweisen in jedem Frühjahr und Herbst im Scheinwerferlicht der Politik und Medien präsentiert, wohingegen die kritischen Berichte des Sachverständigenrates für Umweltfragen eine verschwindend geringe Aufmerksamkeit in Politik und Publizistik erlangen; vgl. Schütze 1992/801). Einer etwas zurückliegenden Studie (über die lokale Ökobewegung in München) zufolge, formulierten Befragte, das sie „durch den Entwurf eines alternativen Konzeptes ganz konkret politisch initiativ werden“ wollten (Bacher u.a. 1990 nach Christmann 1997/171).

<sup>20</sup> Insbesondere ihre prominentesten Vertreter rührten hier die Werbetrommel und luden desöfteren medienwirksam zu solchen Treffen und Kolloquien ein. Man könnte ihre Macht und Autorität sowie ihr Wirken auch mit dem von Max Weber (1976) herausgearbeiteten Typus der „charismatischen Herrschaft“ beschreiben: „Charisma´ soll eine als außeralltäglich [...] geltende Qualität einer Persönlichkeit heißen, um derentwillen sie als mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder zumindest spezifisch außeralltäglichen, nicht jedem andern zugänglichen Kräften oder Eigenschaften [begabt] oder als gottgesandt oder als vorbildlich und deshalb als `Führer´ gewertet wird. Wie die betreffende Qualität von irgendeinem ethischen, ästhetischen oder sonstigen Standpunkt aus `objektiv´ richtig zu bewerten sein würde, ist natürlich dabei begrifflich völlig gleichgültig; darauf allein, wie sie tatsächlich von den charismatisch Beherrschten, den `Anhängern´, bewertet wird, kommt es an. [...] Ueber die Geltung des Charisma entscheidet die durch Bewährung – ursprünglich stets: durch Wunder – gesicherte freie, aus Hingabe an Offenbarung, Heldenverehrung, Vertrauen zum Führer geborene, Anerkennung durch die Beherrschten. Aber diese ist (bei genuinem Charisma) nicht der Legitimationsgrund, sondern sie ist Pflicht der kraft Berufung und Bewährung zur Anerkennung dieser Qualität Aufgerufenen. Diese `Anerkennung´ ist psychologisch eine aus Begeisterung oder Not und Hoffnung geborene gläubige, ganz persönliche Hingabe“ (Weber 1976/Kap.3/140).

gen fühlen. Diese biographisch erworbene *Affinität*<sup>21</sup>, hier betrachtet als eine Motivreibenden Kraft, muss in die Überlegungen ihrer Beteiligung an der Landkommunenbewegung einbezogen werden. Zumindest spricht Bahro genau jene Disposition an, aus der sich die Anziehungskraft von gemeinschaftlichen Entwürfen und Lebensvorstellungen begründet. Nicht umsonst trägt im Fall Menze die persönliche Begegnung mit Bahro und Teilen der sozialen Bewegung dazu bei, dass das von ihm entwickelte landkommunitäre Handlungsschema einen gewaltigen Auftrieb erfährt. Menze kann die eigenen Orientierungen und Planungsaktivitäten mit dem höheren theoretischen Sinn- und Argumentationskontext der Landkommunenbewegung verknüpfen, ohne dass er dabei aber – und das zeichnet ihn aus –, seine Sachlichkeit, Urteilsfähigkeit und den kritischen Blick für die Widersprüche und Probleme der Bewegung verliert.

Andere Lebensgeschichten hingegen spiegelten eine schablonenhafte Übernahme von theoretischen Erklärungen, Auslegungen und Bedeutungen des Landkommunelebens, ohne dass die Personen zu diesem Zeitpunkt auf eine biographische Durchdringung des landkommunitären Alltags zurückgreifen konnten. Insofern sind die Theorien und Intellektuellen, die von der Landkommunenbewegung ausgehen, für die Entscheidungsprozesse des Einzelnen bisweilen zwar bedeutsam, spielen aber dann, wenn es um die Ereignisnähe und die konkrete Organisation und Gestaltung des landkommunitären Alltags geht, kaum noch eine Rolle. Um den höheren Sinn- und Bedeutungszusammenhang zu bewahren und in den landkommunitären Alltag hineinzutragen, benötigt es Netzwerke und bestimmte Akteure, die gewissermaßen als `Transmitter´ fungieren.

#### 8.2.4 Das Greifen der Netzwerke und die Bedeutung von `Transmittern´

Charismatische Persönlichkeiten können zwar eine Euphorie und intellektuelle Fortbewegung in dem sozialen Spektrum entfachen, in dem sie wirken. Sie sind aber auf Teile der Öffentlichkeit oder auf Helfer angewiesen, die das Ideengut und die Bedeutungsinhalte der von ihnen proklamierten Lehre und Weltanschauung transportieren bzw. streuen. Das passiert einerseits in den *Netzwerken* der Landkommunebewegung, die sich Anfang der neunziger Jahre herausgebildet haben („Anders Leben Netzwerk Soest“, „Come Together Netzwerk“, „Longo

---

<sup>21</sup> Der Begriff Affinität wird hier im allgemeinen Sprachgebrauch verwendet, auch wenn ich ihn aus dem Kontext der devianztheoretischen Forschungsarbeiten von Howard Becker (1963) und David Matza (1973) und der darin enthaltenen Kritik an der Nützlichkeit der Affinitätsvorstellung herausgelöst habe. In der Chemie bezieht sich Affinität „auf die in verschiedenem Grade zwischen Atomen wirksame Anziehungskraft, die sie zum Eintritt und zum Verbleib in bestimmten Kombinationen zwingt (Matza 1973/100). Vor dem Hintergrund dieser naturwissenschaftlichen Vorstellung ließe sich annehmen, dass durch bestimmte Prädispositionen immer eine Sensibilität für Prozesse der Anziehung und möglicherweise auch der Hingabe an soziale Phänomene oder Erfahrungsräume besteht, die die Prädisposition, wenn auch in anderen Formen, bedienen oder wachrufen können. Im Folgenden werde ich auch die sich anbietenden Termini Ansteckung und Affiliation aus den devianztheoretischen Forschungskontexten von Becker und Matza verwenden.

Mai“ etc., vgl. dazu Kap. 2). Die Netzwerke der Bewegung übernehmen die Funktion, den Zugang zu Informationen und geplanten Events zu sichern bzw. zu erleichtern (Projektverzeichnis bestehender Gemeinschaften, Erfahrungsberichte, Internetauftritte etc.). Sie berichten *von außerhalb* über das Innerhalb, über das Geschehen in der Szene, verwalten und illustrieren Erfahrungswerte. Sie stellen Kontakte her und bieten Hilfe an, wenn es um Dienstleistungen, wie der Planung, Finanzierung und Vorbereitung eines Landkommuneprojekts geht. Der Fall *Menze* konnte zeigen, dass die Netzwerkstrukturen auch in der Hinsicht griffen, dass die Gemeinschaft mit wichtigen Hinweisen auf politische Schlüsselakteure und Kommunikationskanäle, auf Anschubfinanzierungen und zu erwerbende Grundstücke versorgt wurde. Die Netzwerke verfügen über das Wissen, wo neue Gemeinschaften entstehen und wie diese ausgerichtet sind. Sie sind es auch, die die Programmatik in eine handhabbare, konzeptionelle Sprache übersetzen. Dahingehend und z.T. mit Rückgriff auf Theorien oder theoretische Konzepte zeigen sie auf, wie sich die zunächst abstrakt erscheinenden Inhalte in den Prozessen der Gemeinschaftsbildung und der Arbeitsorganisation umsetzen lassen können.<sup>22</sup> Die gleiche Aufgabe übernehmen auch bestimmte Protagonisten, die jedoch, anders als Netzwerke, vor Ort und ganz konkret *innerhalb* einer spezifischen Gemeinschaft operieren. Solche Personen habe ich in ihrer Funktion oben als ‚Transmitter‘ bezeichnet. Wenn sie nicht selbst Teil eines Netzwerkes darstellen (was oftmals der Fall ist), so sind sie doch mit ihnen verbunden, zumindest enger als gewöhnliche Akteure der Landkommunenbewegung. Sie berichten über das, was innerhalb der Landkommunen passiert und sorgen dafür, dass kommunitäre Erfahrungs- und Entwicklungsprozesse in den Informationshaushalt der Netzwerke einfließen. Umgekehrt importieren die Transmitter neue Entwicklungen und Trends in ihre eigenen Landkommunen.<sup>23</sup> Transmitter fühlen sich häufig dazu berufen, Theorien und Ziele der Bewegung in Workshops und Vorträgen zu präsentieren. In diesem Fall spekulieren sie mit der Wirkung, die sie hinterlassen und vielleicht gelingt es ihnen auf diese Weise sogar, einzelne Personen für die gemeinsame Sache zu gewinnen.

Zu wesentlichen Teilen prägen Transmitter das Gesinnungsprofil einer Landkommune. Oftmals appellieren sie an eine moralisch anspruchsvolle Lebensführung und meinen zu wissen, was das Beste für die Gemeinschaft ist. Auch sind sie für eine paternalistische Milieuges-

---

<sup>22</sup> Blättert man die Projekt-Verzeichnisse der letzten Jahre durch, lassen sich z.B. Ratschlaggebende Beiträge finden, wie: „Aspekte des Gemeinschaftslebens – Werte, Geld, Arbeit, Ökologie und Selbstversorgung, Kinder, Gleichberechtigung, Liebesbeziehungen, Konfliktbearbeitung, Entscheidungsfindung, Einsteigen/Aussteigen“ (Eurotopia 2000) oder: „Wie beginnen – und wie weiter? Die wichtigsten Schritte des Gemeinschaftsaufbaus“ (Eurotopia 2004).

<sup>23</sup> So wurde z.B. das so genannte >Forum<, das ursprünglich von den Akteuren der ZEGG-Gemeinschaft entwickelt worden ist und dort nach wie vor praktiziert wird, von einigen anderen Landkommunen wenig später übernommen. Das >Forum< kann als eine ritualisierte, nach bestimmten Regeln und Methoden ausgerichtete Kommunikationsarena bezeichnet werden. Es stellt eine Bühne dar, individuelle Gedanken und Gefühle sichtbar zu machen, die im Alltagsleben präsent sind, dort jedoch aus Angst vor Zurückweisung oder Verurteilung versteckt oder latent bleiben (vgl. Richter 2006/2). Mehr zum >Forum<, was es darstellt, was es fördern soll und wie es abläuft, unter <http://www.zegg.de/index.php?forum>; (Stand: 20.10.07).

taltung bekannt. Ihr unsichtbares Mandat und ihr Vorsprung gegenüber anderen Akteuren begründet sich aus einer entweder zurückliegenden oder noch bestehenden Zusammenarbeit mit angesehenen Theoretikern oder sonstigen Personen, die in der Landkommunenbewegung oder ihrem Umfeld eine hohe Akzeptanz genießen (vgl. hier der Protagonist D. im Fall *Menze*). Wenn sie der Bewegung aus dem Westen entstammen und einer ostdeutschen Gemeinschaft beigetreten sind, können sie jederzeit auf ihre bisherigen Gemeinschaftserfahrungen verweisen und auf mögliche Risiken oder Gefahren aufmerksam machen. Der springende Punkt ist nun der, dass die Transmitter eng mit der sozialen Bewegung und ihren theoretischen Grundlagen verschmolzen sind. Während die Theoretiker die offiziellen Träger und Repräsentanten von Inhalten, Werten und Bedeutungen darstellen, widmen sich die Transmitter der Erläuterung und Verwaltung jener Theorien, die ihre Vorbilder entwickelt haben. Man könnte auch sagen, dass sie ein Bindeglied für den Theorie-Praxis-Transfer innerhalb der Landkommunenbewegung darstellen. Diese wichtige Arbeit können die zahlenmäßig unterlegenen Theoretiker nicht leisten, weshalb sie jene 'Jünger' benötigen, die sich an die Spitze einer Landkommune setzen und die hohen theorielastigen Ansprüche und Inhalte in die praktischen Organisationsformen einer Landkommune transferieren.<sup>24</sup> Sie arbeiten an der Reduktion, Transformation und Anpassung der theoretischen Konzepte an die Gegebenheiten, die vor Ort bestehen und deren Relevanz sich im Alltag bewähren muss. Dabei können sie in Schwierigkeiten geraten, wenn andere Mitstreiter ihre immerhin schon abgemilderte Theorie- und Kopflastigkeit kritisieren. Brauchbare Rezepte und Formen einer funktionierenden Alltagsgestaltung wiegen für die Kritiker, die sich durch eine gewisse Theoriefeindlichkeit auszeichnen, das größere Gewicht. Transmitter scheinen davon häufiger entfernt zu sein scheinen, als sie das selbst vielleicht wahrhaben wollen. Erheben sich Zweifel am Urteilsvermögen der Transmitter, kann das ihre Autorität untergraben. Begeben sich andere Landkommunarden

---

<sup>24</sup> Das besondere Verhältnis von Theoretikern und den ihnen nahe stehenden Transmittern kann an dieser Stelle nicht hinreichend analytisch weiter verfolgt werden. Es ist gut möglich, dass die Transmitter, die die Schule und womöglich auch gemeinsame Erfahrungsräume mit den Theoretikern durchlaufen haben, versuchen, ihren Idolen in nichts nachzustehen. Während die Theoretiker in gewisser Weise 'Architekten' der sozialen Bewegung darstellen, übernehmen Transmitter die Funktion von 'Ingenieuren', die vor Ort agieren und der Gemeinschaft die moralische Dignität verleihen. In den meisten Fällen tragen sie ein ähnlich ausgeprägtes Charisma und Sendungsbewusstsein, wie ihre Meister, in deren Gefolgschaft sie sich befinden. Im Experimentierfeld einer Landkommune haben sie aufgrund ihrer Nähe zu den Theoretikern und verschiedenen anderen Schlüsselakteuren der sozialen Bewegung gute Voraussetzungen, für ihre engagierte Arbeit anerkannt zu werden. Gleichermäßen ließen Auszüge des Datenmaterials erkennen, dass die Transmitter innerhalb ihres Wirkungsbereiches von anderen Akteuren der Landkommune in Verdacht geraten können, heimlich die Fäden zu ziehen und zu viel Macht und Einfluss zu konzentrieren. Ein anderer Vorwurf lautete, sie würden ihre Redegewandtheit einsetzen, um für eigene Interessen zu werben, um Interessenslagen zu spalten oder auch nur um populistische Stimmungen zu erzeugen, mit der sie sich Aufmerksamkeit verschaffen. Tragen sie ständig ihre moralischen Argumente vor, kann es passieren, dass sie sich kein Gehör und auch keine Akzeptanz mehr verschaffen. Scheitern die Transmitter an den intellektuellen Leistungen der Theorieproduktion und -vermittlung, an der Bewährung, stehen sie als farblose Kopie ihrer Mentoren da und müssen sich Kompetenzzweifel und möglicherweise sogar Spott gefallen lassen. Während also die theoretischen Galionsfiguren eine gewisse Immunität zu genießen scheinen, können die Transmitter relativ schnell ins Kreuzfeuer der Kritik geraten. „Bleibt die Bewährung dauernd aus, zeigt sich der charismatische Begnadete von seinem Gott oder seiner magischen oder Heldenkraft verlassen, bleibt ihm der Erfolg dauernd versagt, vor allem: bringt seine Führung kein Wohlergehen für die Beherrschten, so hat seine charismatische Autorität die Chance zu schwinden“ (Weber 1976/Kap.3/140).

auf das theoretische Niveau, welches die Transmitter für sich beanspruchen, kann auch das zum Prestigeverlust führen, da sich die Transmitter in ihrer Funktion und Bedeutung bedroht sehen. Anders als Netzwerke üben die Transmitter einen direkten Einfluss auf andere Akteure aus – ein zweiter wichtiger Punkt, der insbesondere im Rahmen der Prozesse der Einsozialisation von Neulingen eine Rolle spielt, denen sie sich intensiv zuwenden.

### **8.2.5 Einstieg und Affiliation oder: Der Aufbau von neuen Überzeugungen und Perspektiven**

Um eine Gemeinschaft zu betreten, müssen zuvor gewisse Schranken und persönliche Hemmschwellen durchbrochen werden. Erste Schranken können fallen (oder auch entstehen!), wenn sich Personen von den Ideen und Überzeugungen der Theoretiker begeistern und anstecken lassen. Weitere Berührungängste flauen durch die Übersetzungsarbeit, die Zugänglichkeit und Transparenz ab, die von Netzwerken und Transmittern ausgeht oder durch sie ermöglicht wird. Die Interaktion mit Theoretikern und Transmittern hinterlässt einen Eindruck, auch wenn dieser zunächst nur darin besteht, dass die Landkommunebewegung als ein Anregungsmilieu für neue Ideen und Orientierungen wahrgenommen wird. Das Auf-den-Plan-Treten von Theoretikern und das Greifen der Netzwerke der Bewegung – beides wirkt in einer Phase der *Communitas* (Turner 1989), wie sie während und kurz nach der Wende mit politischen Gelegenheitsstrukturen (Tarrow 1991) verbunden ist. Diese Einflüsse, so meine These, sind Stufen bzw. Mechanismen in einem dynamischen Prozess der Affiliation (Matza 1973)<sup>25</sup>, der in der Konsequenz beim Neuling zur Ausbildung einer neuen Perspektive führt. Allerdings reicht es nicht aus, den Prozess der Affiliation auf die bloße Vorstellung einer Affinität oder einer primären Bedeutung der Ansteckung durch Theoretiker und Transmitter zu reduzieren. Ein interessierter Neuling kann nicht nur reaktiv und genügend lange, bestimmten Einwirkungen ausgesetzt sein, die dann quasi zwangsläufig zu seiner Beteiligung an der Landkommunenbewegung führen und sie deshalb hinreichend begründen. Seine Beteiligung benötigt zwar einen bestimmten Grad der Ansteckung und damit auch eine gewisse 'Inkubationszeit', will man der Logik der Ansteckung, wie sie in der Epidemiologie verankert ist, weiter folgen. Doch spart diese Erklärungsvariante Aspekte der Intentionalität und eigenen Handlungsentschlossenheit weitgehend aus – Aspekte, die mit Bewusstheitscharakter versehen,

---

<sup>25</sup> David Matza vergleicht den Prozess der Affiliation mit dem Vorgang der Adoption eines Kindes, das in eine Familie aufgenommen wird und in einem schrittweisen Annäherungsprozess die Orientierungen und Perspektiven der Eltern übernimmt. „Da die Affiliation neue Bedeutungen für ein neues Verhalten schafft, das zuvor als fremdartig oder unziemlich erschien, beschreibt sie den Kontext und den Prozeß, durch den der Neuling angenommen oder ausgestoßen werden kann“ (Matza 1973/109).

eine Bereitschaft speisen und ihr, wie in der Bearbeitung der Fälle *Menze*, *Joost* und *Weißendorn* zu sehen war, vorausgehen. Das kann sie vor den Einflüssen oder gar Übergriffen anderer Protagonisten schützen, weil die Perspektiven beider Personengruppen in einiger Hinsicht bereits ähnlich sind, auch wenn sich ihr Zustandekommen anders begründet.

Im Prozess der Affiliation spielt neben der Ansteckung ein weiterer Aspekt eine zentrale Rolle: die Bekehrung. Folie für beide soziale Phänomene bietet die vielleicht auch nur vorläufige Beantwortung einer Sinnfrage (Klatt, Schuck, Bracher). Mit dem Prozess der Ansteckung befindet sich das Individuum noch außerhalb der Landkommune. Es ist lediglich erreicht, dass sich die Person für eine Betrachtung des Phänomens von innen öffnet und mit der Sache identifiziert.<sup>26</sup> Mit dem Einstieg in die Gemeinschaft erhebt es sich auf ein neues Niveau der Betrachtung – man könnte auch sagen, „es hat dem leichten Zug der Affinität nachgegeben und ist nun im Prozess der Affiliation gleichzeitig Subjekt und ihm unterworfen“ (Matza 1973/127). Zuletzt genannte Personen neigen dazu, sich an den Zug `dranzuhängen`, der gerade vorbeizieht. Insofern wurde das Sinnangebot, das speziell die Landkommunenbewegung liefert, als austauschbar bezeichnet. Diese Personen sind besonders anfällig für jedwede Art von Ideologie und Loyalität gegenüber Protagonisten, die ihre Lehre mit Nachdruck vermitteln und die in der Lage sind, Debütanten durch ihr etabliertes Verhalten an neue Bedeutungen heranzuführen.<sup>27</sup> Sie werden zu Akteuren der Landkommunenbewegung in dem Moment, wo der kommunikative Prozess der Bekehrung so weit vorangeschritten ist, dass die Fremdperspektive die eigene fast vollständig ausfüllt und ersetzt. Je nach Grad der Ausprägung der Perspektive, die deshalb zur eigenen wird, weil man sie am Verhalten und den etablierten Motiven anderer ausrichtet, kann diese Perspektive zum `Nabel der Welt` werden und z.T. vehementer verteidigt werden (Bracher), als das bei Personen der Fall ist, die die landkommunitären Ideen und ihre moralischen Implikationen von Hause aus propagieren. Die Übernahme der Fremdperspektive durch Kommunikation und Bedeutungszuschreibung, die das

---

<sup>26</sup> „Der Akt der Identifikation von menschlichen oder physischen Objekten erlaubt es einer Person, ihr Handeln in bezug auf jene Objekte auszurichten. Eine solch offenkundige Handlung mag aus einer Serie kleinerer Akte bestehen, die sich zu einer Tätigkeitslinie aufaddieren“ (Strauss 1968/46).

<sup>27</sup> Verschiedene Studien konnten zeigen, dass besonders sozial isolierte Individuen oft eine Art Loyalität gegenüber konkreten oder imaginären Personen entwickeln und dass sie sich schneller als andere, einem System abstrakter Grundsätze oder Büchern verschreiben, deren Autoren sie bewundern und von denen sie sich gern leiten lassen (vgl. Shibutani 1975/166). Auch scheint vieles dafür zu sprechen, „daß Änderungen in der Perspektive häufig Änderungen der >signifikanten Anderen< folgen. Einschneidende Wandlungen in der Auffassung finden bei politischen und religiösen Bekehrungen statt. Autobiographien von Bekehrten und klinische Studien enthüllen ein typisches Verlaufsmuster. Zuerst setzt eine lange Phase der Frustration ein, die durch Störungen in den interpersonalen Beziehungen charakterisiert ist. Die betreffende Person verwirft ihre Familie, gibt ihre bisherigen Freunde in demselben Maße auf, wie sie sich von sich selbst entfremdet. Dann stößt die >verlorene Seele<, oft durch Zufall, auf einen neuen Kommunikationskanal und wird mit einer neuen Lebensauffassung vertraut. Die Erfahrungen werden nun reinterpretiert, und der Bekehrte bildet eine neue Identität (19, pp. 77-253). Die neuen Deutungen werden durch neue >signifikante Andere< verstärkt; die Unterstützung der letzteren spielt bei allen Bekehrungen eine entscheidende Rolle“ (Shibutani (1975/166f).

eigene Verhalten leitet,<sup>28</sup> erhält hier scheinbar größeres Vertrauen als die auf unsicheren Motiven basierenden Entscheidungen, für die man ganz allein die Verantwortung tragen muss. Das entspricht ungefähr der Devise: >Was andere tun, kann für mich nicht falsch sein!< Auf diese Weise kann eine enge Beziehung bis hin zur treuen Allianz zwischen Personen entstehen, die zuvor keinerlei Berührungspunkte hatten. Aufgrund eines niedrigen Selbstwertgefühls, mit dem sie in die Gemeinschaft eintreten, sind jene Personen in einem höheren Maße von der Gruppenmeinung abhängig, als Neulinge, die vor ihrem Eintritt in die Gemeinschaft ein eigenes, inhaltlich ausgestaltetes Handlungsschema entwickelt haben. Mit ihrer Zurückhaltung können sie sich vorerst einen Platz in der Haltbietenden Gruppe sichern (Klatt). Nicht selten ist ihre Beteiligung an der Landkommunenbewegung als eine Art Verlegenheitslösung beschrieben worden (Jonekeit, Schuck, Klatt), was sich auch in der Tatsache niederschlägt, dass die Personen keiner konkreten Aufgabe in der Gemeinschaft nachgehen oder nur ihnen zugewiesene Arbeiten tätigen.

Ein entscheidender Schritt im Prozess der Affiliation ist getan, wenn die Übernahme der Fremdperspektive und das Verhalten anderer erfolgreich das eigene Handeln verändern. Der Neuling hat nicht nur besuchsweise in die Gemeinschaft hineingeschnuppert. Er erkennt jetzt auch die Motive, Regeln und Interpretationen, die das „kollektive Verhalten“ (Blumer 1975) ausmachen und lenken. Am deutlichsten wird dies erkennbar in der Aneignung eines an der Oberfläche verbalisierten Begriffskatalogs, welcher die Beteiligung an der Landkommunenbewegung im Besonderen auszeichnet und rechtfertigt. Man könnte auch sagen, dass die persönlichen Motive von *Argumentationslinien der Kritik* und Interpretamenten der sozialen Bewegung überformt werden oder, dass sie einem bestehenden landkommunitären Handlungsschema zusätzliche Legitimationsgrundlagen verleihen. Das zeigte sich im Gebrauch *kulturkritischer Termini* sowie in der Verwendung eines z.T. eschatologisch<sup>29</sup> unterlegten Krisenvokabulars: „ein militantes System“, „blöde Vorgesetzte, schizophrene Geschichten mit dem Privaten und dem Beruf, lange Anfahrtswege, dass man den Gesamtsinn dessen nicht begreift, was man macht“ (Georg Menze 24/38, 28/3-6); „die soziale Zerstörung“, „die ganze Umweltzerstörung“ (Susanne Klatt 11/1, 21/25); „die deutsche Mentalität“, „unmenschlicher, grausamer Moloch“, „Menschenmassen, Überangebot an Kultur und Betonwüsten“ (Reinhard

---

<sup>28</sup> Hier ist Howard Becker zuzustimmen, der im Rahmen seines sozialen Stufen- und Prozessmodells zur Problematik „Wie man Marihuana-Benutzer wird“ (Becker 1963/Kap.3/36-52 und Kap.4/53-70) zu folgender Aussage gelangt ist: „Das Auftreten einer bestimmten Verhaltensweise ist das Resultat einer Folge von sozialen Erfahrungen, während denen die betreffende Person eine Vorstellung von der Bedeutung des Verhaltens erwirbt sowie Begriffe und Urteile von Gegenständen und Personen, die alle dahin zusammenstimmen, jene Aktivität möglich uns wünschenswert zu machen“ (Becker 1963 nach Matza 1973/120).

<sup>29</sup> Die Eschatologie als Lehre von den ‚letzten Dingen‘ hat eine lange historische Tradition im abendländischen Denken. Sie beschäftigt sich mit dem Ende der Welt und der Vorstellung, dass die Welt durch Katastrophen dem Untergang geweiht sein könnte (vgl. Christmann 1997/193).

Weißendorn 24/48, 30/18, 30/26-27); „die Separierung und Fragmentierung der einzelnen Lebensbereiche“ (Hans-Peter Joost 20/45-46); „das Ausgeliefertsein gegenüber diesem Wirtschaftsinteresse, dieses Verkaufenmüssen“ (Carsten Bracher 19/5-7).

Im Gegensatz zu jenen Argumenten der Beanstandung und Kritik steht ein Vokabular aus dem breiten Spektrum der Alternativbewegung, das zumeist in allgemein gehaltenen Erzählzusammenhängen präsentiert und aufgewertet worden ist. Dieses Vokabular trägt z.T. Insignien einer Vorstellung der Rettung und Erlösung, wie sie z.B. im holistischen Denken<sup>30</sup> verwurzelt sind. Die zentralen Kategorien, die hier auftauchen und die Bestandteile des Legitimationsapparates der kollektiven Identität und Bewegung darstellen, könnte man mit *‘Hinwendung zur Natur und natürlichen Lebensweise’*, mit *‘Pflicht und Verantwortung zur Veränderung’*, mit *‘Bedürfnis nach Ganzheitlichkeit, Komplexität und Integration’* sowie mit *‘Selbstfindung, Therapie und der Suche nach religiösen/spirituellen Orientierungen’* umschreiben. Die folgenden Kurzzitate geben eine Auflistung verbalisierter Sinnelemente, Wertprämissen und Handlungsgründe wieder, welche unmittelbar in Verbindung zur Kritik stehen: „Lebenssinn, Glück, Lust am Leben, spannende Herausforderung, Forschungsaufgabe“ (Reinhard Weißendorn 30/14-15); „die große Welt im Kleinen“, „wirklich gut miteinander umgehen, füreinander Dasein“ (Nils Schuck 35/25-26, 35/42); „eine Verweigerung [bei der Zerstörung; d. Verf.] mitzumachen“, „Sozialismus in Klein“, „eine Utopieverwirklichung“, „mehr Solidarität“ (Susanne Klatt 20/36, 10/32-34, 20/23, 21/1); „das Leben zur Frucht bringen“, „Gesetze der Natur erkennen, die Gesetze meines Lebens erkennen“, „mitten in der Natur leben, morgens vom Pirol geweckt werden, dieses Lebensgefühl und Lebensqualität“ (Bärbel Jonekeit 15/41, 16/13, 38/19-24); „etwas vernünftiges wieder tun“, „den Blick auf das Lebendige, auf das Authentische richten“, „die Eigenverantwortung“, „die materielle Selbstverwirklichung, die ideelle Selbstverwirklichung“ (Georg Menze 24/39, 28/46, 28/26, 32/45-46); „das man was Richtiges macht“, „das Gesamtkunstwerk in seiner Komplexität, ökologische Landwirtschaft, Handwerk, Kunst und Kultur, Geist, Bildung im kleinen Rahmen gut integriert“, „ein Stück Neugierde und ein Stück Pflichtbewusstsein“ (Hans-Peter Joost 9/9-10, 19/3-7, 20/10); „nicht die Arbeit, sondern der Mensch steht im Vordergrund, das Sichselberfinden“, „die spirituelle Selbstfindung“ (Carsten Bracher 14/26-27, 22/17); „ein einfaches Leben probieren“, „die Gesamtheit, ein Dorf mit Gleichgesinnten“ (Franzi Theuerkorn 17/32,

---

<sup>30</sup> Der Holismus, die Lehre, alle Erscheinungen des Lebens (Menschen, Tiere, Pflanzen, Erde und Kosmos) aus einem ganzheitlichen Prinzip abzuleiten, versteht sich als ein Prinzip, nach dem man die Eigenschaften der Dinge nur im komplexen Zusammenhang der Gesamtstruktur oder eines Organismus verstehen und erklären kann. Er hebt darauf ab, das menschliche Tun in Einklang mit dem gesamten Kosmos zu bringen (vgl. Christmann 1997/193), wobei nicht auf die Integration quasi therapeutischer Elemente und mystischer/spiritueller Strömungen (z.B. New Age) sowie auf das *‘vernetzte Denken’* (F. Vester) verzichtet wird. Zwei ihrer vielleicht bekanntesten naturwissenschaftlichen Vertreter sind F. Capra (Quantenphysik) und Meyer-Abich (Ökologie und Biologie).

17/40, 18/2-3). In den dazugehörigen Erzählpassagen kamen ferner desöfteren die Lexeme „muss“, „Verantwortung“ und „Pflicht“ zum Einsatz.<sup>31</sup> Auch konnte im Kontext der Auskünfte mit moralischer Konnotation festgestellt werden, dass häufig die Ich-Erzählform verlassen und zum unbestimmten Pronomen „man“ übergegangen wurde. Damit signalisierten die Befragten, dass sie die Verpflichtung zum Handeln sowohl als eine allgemeine Handlungsmaxime auffassen als auch, dass sie diese für ihre eigene Person als verbindlich ansehen (vgl. Christmann 1997/163). Das erwähnte Motivvokabular konstituiert und reproduziert eine gemeinsame Perspektive und ist gleichsam das Resultat gemeinsamer Kommunikation, die mit vergemeinschaftungswirksamen Gesinnungshaltungen und -bekundungen einhergeht, sprich, für die gemeinsame Sache zu kämpfen, sich zu verwirklichen, füreinander einzustehen und da zu sein, Solidarität und Verständnis zu zeigen, sich für das Zustandekommen von Kompromissen zurückzunehmen etc.<sup>32</sup> Im Kontext der Motivzuschreibung (durch den Beobachter) und der Motivanerkennung (durch den/die Handelnden) ließe sich auch von einer Annäherung bis Deckung ihrer Vokabularien und Bezeichnungssysteme sprechen (vgl. Mills 1940/906; Strauss 1968/50). Eine solche Verständigung stiftet *gemeinsame Feinde*, *gemeinsame Probleme* und *gemeinsame Ziele*, die erst dadurch entstehen, dass man sie als intersubjektiv geteilte Probleme bzw. Ziele identifiziert und definiert. Der Prozess der Affiliation, insbesondere die Bekehrung und Entwicklung einer neuen Perspektive lässt den Betroffenen

<sup>31</sup> Gabriela Christmann, die in ihrer Untersuchung zur „Ökologischen Moral“ von Akteuren der Umweltbewegung auf ein vergleichbar ähnliches Vokabular gestoßen ist (Christmann 1997), weist auf die Funktion der oben genannten Lexeme („muß“, „Pflicht“) in solchen Erzählzusammenhängen hin: „[Diese Lexeme; d. Verf.] haben eine moralische Konnotation. [...] Sprecher und Sprecherinnen stellen auf diese Weise dar, daß sie sich innerlich aufgerufen fühlen, etwas zu tun. Die inneren Monologe haben den Charakter moralischer Überlegungen, die in eine moralisch begründete Entscheidung für das Handeln münden“ (Christmann 1997/163). Christmann legt die moralisch „verdichteten und vereinfachten Argumentationsmuster“ als typische „Frames“ aus, „in denen die kollektiven Problemdefinitionen, Ursachenzuschreibungen, Problemlösungen und Begründungen fürs alternative Handeln systematisch in Zusammenhang gebracht werden. [Diese] Frames werden in der Öffentlichkeitsarbeit nach außen vermittelt und zur Mobilisierung von Akteuren wie auch zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung eingesetzt. [FN 22] Das Motivvokabular kann als sprachlicher Ausdruck der kollektiven Identität betrachtet werden“ (Christmann 1997/191). Christmanns (1997) ergebige Studie zur kommunikativen Konstruktion und Rekonstruktion umweltschützerischer Moralvorstellungen unterscheidet sich von anderen empirischen Arbeiten, die sich mit artikulierten Beweggründen und Motiven sozialer Bewegungen beschäftigten (Green 1979; Blain 1989; Benford 1993), darin, dass sie die Interaktionsgeschichte der Akteure zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchung nahm. Damit folgte sie der handlungstheoretischen Auffassung Mills (Mills 1940), dass sich ein spezifisches Vokabular an Motiven erst innerhalb von Interaktionen entwickeln kann bzw. durch diese vermittelt wird (vgl. auch Christmann 1997/157).

<sup>32</sup> Motive können in Anlehnung an Meads sozialpsychologisches Konzept vom „generalisierten Anderen“ (Mead 1934/1968) und die später u.a. von A. Strauss in Anlehnung an G.H. Mead (1934/1968), an K. Burke (1945/1969) und C. Wright Mills (1940) ausgearbeitete interaktionistische Theoriekonzeption (Strauss 1968), als ein in bestimmten Interaktionszusammenhängen und Situationen entwickeltes, hervorgebrachtes und/oder ausgehandeltes Vokabular („moral vocabularies of motives“ Mills 1940/908) beschrieben werden. Damit löste sich der Symbolische Interaktionismus von der Vorstellung, Motive als ein gesondertes, rein psychologisches Phänomen zu behandeln. Eine, wie mir scheint Schlüsselstelle, die die interaktionistisch begründete Lesart der Motivation besonders gut ausdrückt, lässt sich bei Strauss (1968) finden. Strauss schreibt: „Motiveinverständnis und Motivzuschreibung sind nicht radikal verschiedene Akte; sie unterscheiden sich nur, soweit Motive mit selbst oder anderen zugeschrieben werden. Doch die einzigen Motive, die zugeschrieben werden können, sind jene, die ich selber zu verstehen vermag. Ich kann nicht anderen, geschweige denn mir selbst, Motive zuschreiben, von denen sich keiner etwas träumen läßt; noch kann ich Motive zuschreiben, an die ich selbst nicht glaube, wie Pakt mit dem Teufel oder Besessenheit von bösen Geistern. Wir benutzen das Motivvokabular, das wir anzuwenden gelernt haben, sei’s auf uns selbst oder auf andere. Wenn jemand mit neuen Gruppen in Berührung kommt und auf diese Weise neue Terminologien erlernt, wird seine Motivzuschreibung davon beeinflusst werden. Er lernt, daß es neue Arten von Motivationen gibt, wenn nicht für ihn selbst, so doch für andere. Hat man solche Handlungsgründe einmal anerkannt, so ist es oft nur noch ein Schritt, sie sich selbst zuzuschreiben“ (Strauss 1968/54).

in den Augen Außenstehender verändert erscheinen. Ein weiteres Problem, mit dem der frischgebackene Landkommunarde konfrontiert ist.

### 8.2.6 Reaktionen signifikanter Anderer

Das Datenmaterial ließ erkennen, dass insbesondere Mitglieder der Ursprungsfamilie, die veränderte Welt- und Selbstwahrnehmung ihrer Angehörigen bemerken und darauf in unterschiedlicher Weise reagierten. Der Eintritt oder auch nur die artikulierte Entscheidung, einer Landkommune beitreten zu wollen, ist mit dem wichtigen Problem verkettet, dass sich das Verhältnis zwischen Familie und dem Angehörigen wandelt. Das Verhältnis ändert sich nicht grundlegend, wenn, wie im Fall *Reinhard Weißendorn*, die landkommunitäre Perspektive ohnehin im Elternhaus angelegt ist und Weißendorn diese seine natürliche Sozialisationsgeschichte im Rahmen des eigenen landkommunitären Handlungsschemas fortsetzt. Vor dem Hintergrund des Zeitwandels lässt die elterlich-konservative anthroposophische Weltsicht abweichende Praxisformen und Interpretationsmöglichkeiten gelten. Sie liegen sozusagen im Toleranzbereich jener christlichen Religiosität, Askese und Demut, die Weißendorn mit seiner eigenen Landkommunenpraxis nicht verloren gehen. Bei *Theuerkorn* und *Joost* wird die Entscheidung für das Landkommuneleben akzeptiert, auch wenn es die Eltern ihrem traditionellen Rollenverständnis entsprechend lieber gesehen hätten, wenn der Sohn (Hans-Peter Joost) einer geregelten Arbeit nachgegangen wäre, um für den Lebensunterhalt seiner Familie aufzukommen. Familie und Freundeskreis äußern Zweifel an der Praktikabilität des Gemeinschaftslebens, bringen aber gleichermaßen selbst auch Offenheit und Neugierde an diesem Lebensentwurf mit. Die sozialen Kontakte werden zwar aufgrund des räumlichen Abstandes weniger, brechen aber nicht ab.

Die meisten Familien (Eltern und Geschwister) begegneten jedoch den neuen Überzeugungen ihrer Angehörigen mit Unverständnis, Misstrauen und z.T. krasser Ablehnung. Wenn das Verhältnis zu ihnen nicht schon Risse bekommen hat oder ein Bruch mit dem Elternhaus vorliegt (Bracher, Schuck), so ist dieser doch spätestens mit der Beteiligung an der Landkommune besiegelt. Sind frühere, unbewältigte Konflikte dafür verantwortlich, dass sich die Beziehung bereits verschlechtert hat, scheint die biographische Neuorientierung an der Gemeinschaft nur ein weiterer Anstoß, bei dem Familienmitglieder ihre Nichtakzeptanz und Kritik an der Lebenseinstellung und Werteorientierung des Angehörigen zum Ausdruck bringen (Jonekeit, Bracher, Schuck, z.T. Menze). Die Distanzierung bekommt jetzt nur eine neue Qualität, da die Gemeinschaft in ihren Augen ein zweifelhaftes Gebilde oder gar eine Sekte darstellt. Auffällig ist, dass der vonseiten der Verwandten geäußerte Sektenverdacht selten bis

gar nicht überprüft wird (weder durch eigene Recherchen noch durch etwaige Besuche vor Ort). Man könnte auch sagen, der Angehörige wird als ‚verlorene Seele‘ aufgegeben. Vom abtrünnigen und vermeintlich in die Hände einer dubiosen Gruppe geratenen Familienmitglied wird sich abgewandt, wobei dies häufig vor dem Hintergrund geschah, dass der Angehörige mit dem Stigma einer ‚gescheiterten Existenz‘ (Schuck 23/48) oder der ‚Klein Tante Emma vom Hinterhof‘ (Jonekeit 19/38) versehen wurde. Im Kontrast dazu demonstrierten sie der stigmatisierten Person ihre eigenen Erfolgsgeschichte und triumphierten mit dem Hinweis, dass man schließlich etwas aus seinem Leben gemacht hätte (Jonekeits verheirateter Bruder, der sich als angesehener Architekt hochstilisiert; Schucks Mutter und sein Bruder, die sich als etablierte Geschäftsleute ausweisen etc.). In seltenen Fällen haben sich die Familienmitglieder selbst ein Bild von der Gemeinschaft gemacht und wenn, so muss ihr Besuch nicht unbedingt von Erfolg gekrönt sein.<sup>33</sup> Gespräche ‚auf Augenhöhe‘ fanden kaum statt, schon gar nicht, wenn anfängliche Versuche der Verwandten gescheitert sind, ihren Schützling zur Raison zu bringen und ihn zur Aufgabe seines landkommunitären Handlungsschemas zu bewegen.

Erfahrungen der Ablehnung und Abwendung signifikanter Anderer bewirken wiederum Reaktionen beim Angehörigen, der seinen Aufenthalt in der Landkommune weiter gestalten muss. Der zurückgelassene Angehörige kann sich in seinem ohnehin schon ausgeprägten Außenseiterselbstbild bestätigt fühlen (Schuck). Die Familienmitglieder haben ihm hinreichend signalisiert, dass sie von seinem Tun und der gemeinschaftlichen Lebensform nicht viel halten und dass sie eigentlich auch nichts mehr von ihm erwarten. Damit kann ein Prozess angeschoben werden, in dem sich der Landkommunarde noch stärker an die Gruppe bindet, als dies zuvor der Fall war. Denn es folgt einer gewissen Logik, dass er sich auf die Seite schlägt, von der er Zustimmung und Anerkennung für sein Verhalten erfährt, während der Kontakt zur Ursprungsfamilie aufgegeben wird oder zumindest abzunehmen und einzuschlafen droht. Vereinzelte Stippvisiten bei den Eltern tragen dann nur noch den Charakter von Anstandsbesuchen (Bracher, Menze). Die Abkehr der Verwandten kann einen Verstärkungseffekt in der Überzeugung und Verteidigung der neu entstandenen Perspektive haben. Möglicherweise hängt diese Reaktion damit zusammen, dass der Landkommunarde aus der Begegnung mit dem Gefühl herausgeht, eine eigene Emanzipationsgeschichte zu verfolgen, die unabhängig von den negativen Bewertungen der Eltern oder anderen Verwandten geformt und gestaltet

---

<sup>33</sup> Ich selbst konnte einmal beobachten, dass Familienmitglieder beim Besuch ihres Angehörigen im Speiseraum der Gemeinschaft eingeschweißte Nahrungsmittel („Wiener Würstchen“) vom Großdiscounter auspackten, woraufhin einzelnen Landkommunarden auffällig abrupt und wortlos den Raum verließen. Man kann sich hier ansatzweise vorstellen, welcher gegenseitige Eindruck und unausgesprochene Vorwurf entstanden sein mag. Wollte die eine Seite sicherlich zur Freude aller Beteiligten beitragen, wurde diese Geste von der anderen Seite womöglich als reine Provokation aufgefasst. Nichtwissen und wechselseitige Schwierigkeiten bei der Bestimmung und Definition der Situationen (Thomas 1965) trugen dazu bei, dass massive Spannungen, Verunsicherungen und Irritationen entstanden, die in der Endkonsequenz nicht mehr aufgelöst werden konnten.

werden kann. Eine andere Reaktion auf die Reaktion signifikanter Anderer ist das Ausblenden des schmerzhaften Verlustes des familiären Kontextes. Der Fall *Nils Schuck* hat gezeigt, dass solche Ausblendeaktivitäten eine wesentliche Bedingung der neuen Sinnweltkompatibilität darstellten und in diesem Sinne eine wichtige Funktion für seine Beteiligung an der Landkommune einnahmen. Alte Orientierungen wurden fast vollständig abgestreift oder verworfen (Abwendung vom bürgerlichen Familienmodell, Erfolg im Beruf, Orientierung an einem hohen Lebensstandard und an Luxusgütern) und durch neue ersetzt (Natürlichkeit, einfache Lebensform, Konsumverzicht, Vegetarismus, Meditation, Widmung geistiger Themen etc.).

### **8.3 Anspruch und Wirklichkeit. Individuelle Erfahrungen und kollektive Schwierigkeiten in Landkommunen**

#### **8.3.1 Phasen der Einsozialisation und Integration in die Gemeinschaft**

Wie in anderen sozialen Bewegungen, werden auch in der Landkommunenbewegung spezifische Erwartungen an die beteiligte Person gestellt. Jeder Neuling steht vor buchstäblich neuen Anforderungen: Er muss einerseits die vorgefundene soziale Realität des Landkommunelbens anerkennen und sich in die Prozesse der Gemeinschaftsbildung integrieren. Andererseits muss er seinen eigenen Platz und seine Rolle in der Gemeinschaft bestimmen. Mit seinem Eintritt in die Landkommune ist der Neuling am direkten Interaktionsgeschehen, d.h. an der offiziellen Kommunikations- und Informationslage oder an spontanen Konversationsmöglichkeiten, an kollektiven Prozessen der Entscheidungsfindung, des wechselseitigen Austauschs und der Aushandlung von unterschiedlichen Interessen sowie an Fragen zur Organisation und Verteilung der Arbeit beteiligt. Man kann auch davon sprechen, dass sich die Person im Gesamtprozess der Beteiligung von einem unwissenden Fremden in einen Insider und Akteur der Landkommunenbewegung wandelt.<sup>34</sup> Indessen wird er zunehmend aufgefordert, eigene Positionen zu beziehen, diese zu verteidigen oder gegebenenfalls zu korrigieren. Für solche Prozesse benötigt der Neuling die Unterstützung der Landkommune, die ihm zeigt, welche Strukturen und Regeln, welche Abläufe, Rituale und Gepflogenheiten den Alltag der Gemeinschaft

---

<sup>34</sup> Mit der Wahl des verfolgten Lebensentwurfs, den Aspekten der biographischen Wandlung und Veränderung in den Vorstellungen der Identität wird hier nicht auf das Phänomen eines in sich geschlossenen und durch bestimmte Verlaufsstrukturen und Legitimationsmuster gekennzeichneten biographischen Konversionsprozesses abgezielt, wie er sich beispielsweise im Rahmen des Beitritts und der Anhängerschaft einer streng religiösen oder neoreligiös-therapeutischen Gemeinschaft vollzieht (vgl. dazu Tesch-Römer & Chapman 1989/171, 179-182; Ulmer 1990; auch Berger & Luckmann 1987/157-174, insbes. 170f).

auszeichnen. Der Eintritt in die Landkommune und das Kennenlernen ihrer Sitten und Gebräuche ist dabei unausweichlich mit dem Aufbau von sozialen Beziehungen verbunden. Die face-to-face-Interaktionen können sympathischer oder unsympathischer Natur sein und sie können darüber entscheiden, ob der Neuling dem Leben in der Gemeinschaft standhält oder ob er seinen Entschluss möglicherweise revidiert und die Landkommune nach kurzer Dauer wieder verlässt. Um solche Prozesse näher zu beschreiben, bietet es sich an, bestimmte Phasen der Einsozialisation in eine Landkommune herauszustellen und sie auf ihre Funktion hin zu untersuchen. In der Regel handelt es sich dabei um „geregelter Statusübergänge“ (Strauss 1968), welche bis zur vollwertigen Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft durchlaufen werden müssen.<sup>35</sup> Ferner geht es um soziale Lern- und Erfahrungsprozesse, die den Neuling zunehmend in die Lage versetzen, sich selbst als einen aktiven Beteiligten der Landkommune wahrzunehmen. Ebenso spielt eine Rolle, wie der Neuling von den Akteuren der Gemeinschaft wahrgenommen wird. Selbst- und Fremdwahrnehmung haben einen zentralen Einfluss auf die Übergänge von Status zu Status. Sie können diese entweder erleichtern oder erschweren.

### *Sich-Einlassen*

Eine erste Voraussetzung für die Beteiligung an der Landkommunenbewegung ist das Sich-Einlassen auf zunächst unbekannte Personen und Abläufe. Der Neuling muss sich mit den Gegebenheiten vor Ort anfreunden, muss dabei beobachten, wie er sich selbst im komplexen Gefüge der Gemeinschaft zurechtfindet. Auch muss er prüfen, inwieweit die aus den Interaktionsbeziehungen hervorgehenden Motive für ihn Bedeutung tragen und ob er diese zu verinnerlichen bereit ist.<sup>36</sup> Eine zweite, formale Voraussetzung besteht darin, dass der Neulinge seine Aufnahme in die Gemeinschaft beantragen muss. Das passiert häufig in einer Sitzung, in der er allen Beteiligten der Gruppe mitteilt, in die Landkommune eintreten zu wollen. Mit dieser mehr oder weniger ritualisierten Handlung bekommt er einen neuen Status verliehen, dem weitere folgen können (so ist er jetzt nicht mehr der `Besucher` oder `Gast`, als solcher er wahrgenommen wird, sondern er ist `Einsteiger`, der bald zur existierenden Gruppe, mit allen Rechten und

---

<sup>35</sup> In allen landkommunitären Gemeinschaften, die ich aufgesucht habe, existiert eine Mitgliedschaftsregelung. Die Aufnahme bis zur ordentlichen Mitgliedschaft in einer Landkommune entspricht in ihrer Struktur den Abläufen geregelter Statusübergänge. Innerhalb von sozialen Gruppen gibt es verschiedene Statuspassagen, die in der Regel nach dem Ablauf bestimmter Zeitfristen, dem Verrichten bestimmter Arbeiten und der Erfüllung von kollektiven Verhaltenserwartungen durchlaufen werden. Die Institutionalisierung von Statusübergängen bewirkt eine Ordnung oder auch ein Ordnungsgefüge, was der Kontinuität sowohl der Gruppe als auch der persönlichen Erfahrung dient. Wichtig für die Stabilität der Sozialstrukturen scheinen eine bestimmte Rhythmik der Übergangsgeschwindigkeiten und die Akzeptanz von Übergangsperioden, die oft mit Stress- und Spannungssituationen verbunden sein können (vgl. Strauss 1968/Kap. IV/ insbesondere 107-116).

<sup>36</sup> Anziehung oder Abneigung (die Wahl einer bestimmten Definition) ist dabei häufig mit bestimmten Gefühlen verbunden, die der Neuling gegenüber signifikanten Anderen, die die Bezugsgruppe repräsentieren, aufbringt (vgl. Shibutani 1975/166) und die seine Einsozialisation in die Landkommune wesentlich fördern oder hemmen können.

Pflichten ausgestattet, dazugehören möchte). Anfangs kann der Neuling oder besser Einsteiger, wie er meist genannt wird, desöfteren in 'Fettnäpfchen' treten, weil er sich mit den tieferen Prozeduren und Umgangsformen der Gemeinschaft nicht auskennt. Gleichmaßen sind solche Fehlritte im kulturellen Raum aber notwendiger Bestandteil eines zeitlich abgesteckten Lernprozesses, der ihn erst zu einem gestandenen und wissenden Mitglied der Landkommune werden lässt. Irrtümer oder Abweichungen vom Gewohnten fallen vor dem Hintergrund fehlender Erfahrungen und seinem Nicht-Wissen in eine „Toleranzperiode“ (Strauss 1968/111), in einen Bereich, der von der Gemeinschaft meist geduldet und manchmal leicht belächelt wird, weil sie an die eigenen Erfahrungen zurückerinnern. Dem Einsteiger kann in dieser ersten Etappe seiner Beteiligung an der Landkommune mit „Post factum-Erklärungen“ (Strauss 1968/108) weiter geholfen werden.<sup>37</sup> Im Fall *Menze* konnte man z.B. sehen, wie dieser der Führungs- und Gestaltungsrolle des Protagonisten D. das Vertrauen schenkt, weil die Person D. schon hinreichend mit Erfahrungen aus anderen Landkommunen ausgestattet ist. Zielbewusst übernimmt jener Protagonist die Verantwortung für die sich ereignenden Vorgänge, bei denen es um den Aufbau der sozialen und ökonomischen Binnenstrukturen in der Gemeinschaft geht. Die Bereitschaft, sich auf eine Gemeinschaft einzulassen, ist für den Neuling häufig mit einer euphorischen Vorstellung verbunden, welche in den Selbstbeobachtungen der Landkommunenbewegung als „Cocktail-Party-Phase“ (Borstelmann 1997/37) beschrieben wird. Die Annahme der Existenz einer solchen Cocktail-Party-Phase lässt sich vor dem Hintergrund des analysierten Interviewmaterials bestätigen. Der Neuling und Einsteiger träumt von einer gleichberechtigten Daseinsweise, von einer gewaltfreien Kultur in den zwischenmenschlichen Beziehungen, einer Solidarität unter Fremden, einer Seelenverwandtschaft. Er träumt von Planungseuphorien und Aktivitätsinnovationen, die er glaubt, dass sie von der Gemeinschaft ausgehen und nur Kraft einer Gemeinschaft umzusetzen sind.

---

<sup>37</sup> Im Rahmen von Prozessen der Einsozialisation (was geregelte Statusübergänge betrifft) können Post factum-Erklärungen eine wichtige Rolle spielen. Andere Individuen bieten einer Person gebrauchsfertige Definitionen für Situationen an, für die der Neuling keine eigene Erklärung oder Definition besitzt. Aspekte der Vorbereitung für einen Statuserwerb schließen die Ankündigung ein, „daß bald bestimmte Dinge geschehen werden, daß man in Kürze bestimmte Erfahrungen machen und bestimmte Gefühle haben wird; treten die vorausgesagten Ereignisse ein, werden bestimmte Vorgänger mit Interpretationen bereitstehen. Ihre Interpretationen verkörpern die spezielle Sprache der Gruppe. *Post factum*-Erklärungen sind auch zur Hand, so daß, wenn jemand Situationen begegnet, für die er keine Definitionen hat, ihm gebrauchsfertige angeboten werden. >Das haben wir alle durchgemacht.< >In deinem Alter passierte mir das auch.< >Das bedeutet, daß...<. Vorausgesetzt, die angebotenen Definitionen sind nicht zu zahlreich und zu divergent, wird man durch sie eine regelmäßige Entwicklungslinie entlanggeführt. Durch Organisation des eigenen Handelns im Namen bevorzugter Prinzipien bestätigt man deren Nützlichkeit und Geltung. Ich sage Geltung, da das eigene Handeln dann leicht durch andere Leute benannt und auf vertraute, ja bequeme Weise beantwortet werden kann“ (Strauss 1968/108f). Für den Erwerb eines neuen Status ist eine „Toleranzperiode“ notwendig: „Diese Toleranz wird rationalisiert mit Sätzen wie >es braucht Zeit<, >er ist noch nicht ganz drin<, wir alle machen am Anfang Fehler, bis wir lernen, daß...<. [...] Neulinge in einer Position begehen oft den groben Fehler, formale Beförderung oder Beglaubigung viel zu wörtlich zu nehmen, während tatsächlich informelle Zwischenstationen existieren, die durchquert werden müssen, ehe die vollen Vorrechte der Position gewährt werden. Diese Übergangszeit mag ebenso Loyalitätsprüfungen implizieren wie die einfache Akkumulation von Informationen und Fertigkeiten“ (Strauss 1968/111).

*‘Cocktail-Party-Phase’, Liminalität und Übergang*

Die Cocktail-Party-Phase scheint als Metapher hilfreich, um weitgehend idealisierte, z.T. unrealistische Erwartungen zu beschreiben, mit denen der Einzelne oder auch die Gruppe die Gemeinschaft betrachtet. In der Cocktail-Party-Phase folgt man dem Grundsatz, dass „alle gleich sind“ (Borstelmann 1997/37) – d.h. gleiche Ziele, gemeinschaftliche Arbeiten und Ressourcen, geteilte Werte und Überzeugungen etc. Verständigung und Kommunikation sind zu diesem Zeitpunkt nicht besonders tiefgehend und prozessorientiert. Der Einsteiger verwendet gern und häufig das Wort >wir<. Er pflegt generalisierte Einschätzungen, die sich an jenem >wir< orientieren. Die verborgenen Differenzen und Konflikte sind entweder noch nicht erkannt oder werden tendenziell ausgeblendet, um die Idealisierung der Gemeinschaft nicht zu gefährden. Mit einer solchen, am >wir< ausgerichteten Erwartungshaltung wurden mehr oder weniger alle Interviewpartner angetroffen. Am auffälligsten war dabei die oberflächliche Euphorie, mit der das gemeinschaftliche >wir< vermittelt und für sich beansprucht wurde. Hingegen werden Aspekte der Wandlung, der Leere und des Chaos kaum wahrgenommen oder reflektiert, was die Annahme zulässt, dass insbesondere am Anfang der Beteiligung an einer Landkommune ein sehr eingeschränktes, geringfügiges Problembewusstsein und Wissen von der kulturellen Welt vorhanden ist. Die Gemeinschaft wird hier noch nicht als ein, sich in ständiger Bewegung, Veränderung und Diastase begriffener Organismus verstanden. In jeder späteren Phase der Gemeinschaftsbeteiligung scheinen persönliche Frustrationen und Enttäuschungen, konkrete Problemlagen oder Hindernisse wesentlich stärker reflektiert. In der Cocktail-Party-Phase überwiegt dagegen der Glaube an die Kraft der Gemeinschaft, die Überzeugung, alle Probleme ließen sich schon irgendwie lösen, wenn man sich nur genügend anstrengt. Dahingehend muss der Einsteiger Lehrgeld zahlen. Je tiefer der Einblick in die ungemütlichen, disharmonischen Seiten der Gemeinschaft, d.h. in komplexe und/oder wiederkehrende Probleme, in Streitigkeiten hinsichtlich finanzieller Regelungen, in hartnäckige Interessenskonflikte oder verdeckte Koalitionsbildungen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass seine Euphorie und Leichtigkeit vom Anfang verfliegen (das haben insbesondere die Beispiele Schuck, Klatt und Bracher gezeigt). Der Einsteiger begreift, dass die Gemeinschaft bereits eine kollektivhistorische Geschichte besitzt, deren Gestalt sie mit allen Unzulänglichkeiten, allen Hoffnungen und Verzweiflungen ihrer Beteiligten angenommen hat. Mehr und mehr entdeckt er die breite Skala der Stimmungen; Sehnsucht, Dankbarkeit, Verzweiflung, Trauer, Resignation etc. Er entdeckt die Widersprüche zwischen Selbstdarstellungen und dem gelebten Alltag der Landkommune, und er erblickt die sozialen Dramen (Turner 1982), in

denen die Widersprüche und Oppositionen zum Ausdruck gelangen. Das scheint auch die Phase, in der der Neuling aus der „Liminalität“ (Turner 1989/Kap.3/94-127, Turner 1998) heraustritt und sich in die bestehende Sozialstruktur eingliedert.<sup>38</sup> Der Schwellenzustand (Liminalität), in dem der Neuling für sich selbst und in den Augen anderer *weder das eine noch das andere* ist, *weder fremd* ist, noch *ganz dazu gehört* (vgl. Turner 1989/95, Turner 1998/251), befindet sich in Auflösung. Es ist bekannt, dass ein Neuankömmling insbesondere am Anfang seiner Teilnahme an der Landkommune eine immense Schaffenskraft und Kreativität zur Veränderung der Gemeinschaft entwickelt, was seinen *liminalen Status*, der nicht von der Struktur erfasst ist, auszeichnet. Auch ist der Neuling jemand, der „fast alles, das den Mitgliedern der Gruppe, der er sich nähert, unfraglich erscheint, in Frage stellt“ (Schütz 1972a/59). Er begibt sich in einen Kulturkreis, dessen aktuelles Relevanzsystem ihm zweifelhaft erscheinen kann und an dessen Neuorganisation er nach seinen Vorstellungen grundsätzlich interessiert ist. Versehen mit einem fremden, oppositionellen Blick und seiner Kritik an den Zivilisations- und Kulturmustern der Gruppe ist der Einsteiger prädestiniert, das Sozialgefüge einer Landkommune erheblich zu stören. Nicht selten muss er in seiner Vorstellungskraft und seinem Aktionismus gebremst werden. Typisch sind erste enttäuschte Erwartungen oberflächlicher Natur, wie: „Ein Alternativprojekt müsste doch so und so sein/so und so funktionieren...“, „...müsste doch eigentlich das und das erreicht haben“, „...müsste doch dieses oder jenes Problem besser lösen als der Rest der Gesellschaft“, „...muss doch Kompromisse eingehen und Verständnis zeigen“ oder: „Ich vermisse den Gemeinschaftssinn (die materielle Selbstversorgung, die Spiritualität, die Ernährungsweise etc.), die ich hier erwartet habe...“ (vgl. Eurotopia 1997/59). Enttäuschte Erwartungen gehen jedoch von der Struktur aus. Sie sind Bestandteil jener Struktur, in welche der Neuling eintaucht und die seine, im liminalen Zustand begründeten Gestaltungskräfte mehr und mehr aufzuzehren droht.

---

<sup>38</sup> Victor Turners Konzept der Liminalität (Turner 1989/Kap. 3/94-127, Turner 1998) lehnt sich vor allem an das von Van Gennep entwickelte Strukturschema der Übergangsriten (Van Gennep 1909/1986) an. Der französische Ethnologe Arnold Van Gennep belegte anhand zahlreicher Beispiele, dass rituelle Strukturen auf räumliche, zeitliche und soziale Übergänge hinweisen. Übergänge, so Van Genneps These, zeigen eine dreiphasige Abfolgeordnung auf: Zunächst vollzieht sich eine Trennung von der alten Welt, die aus dem früheren Ort oder Zustand herauslöst (*Trennungsphase*). Es folgt eine Schwellenphase zwischen zwei Welten bzw. ein Umwandlungsritus (*Schwellen- oder Umwandlungsphase*), in der das Individuum von Ambiguität gekennzeichnet ist und einen kulturellen Bereich durchschreitet, der wenige oder gar keine Merkmale des vergangenen oder künftigen Zustandes aufweist (vgl. Van Gennep 1986/29f; Turner 1998/251). Schließlich kommt es zu einer *Angliederungsphase* an die neue Welt bzw. zu einer *Wiedereingliederung* des Individuums. Dieses befindet sich dann wieder in einem relativ stabilen Zustand und hat folglich anderen gegenüber klar definierte und durch die Sozialstruktur bedingte Rechte und Pflichten. Turners Interesse galt insbesondere der mittleren Phase und ihren Eigenschaften (Paradoxie, Ambiguität, Inversion, Reflexivität, Kreativität), dem Zwischenzustand – „Betwixt and Between“ (Turner 1957/1996), in welchem die Transformation rituell oder symbolisch vollzogen wird. Entscheidend dabei ist, dass „die Eigenschaften des Schwellenzustands (der >Liminalität<) oder von Schwellenpersonen (>Grenzgängern<) notwendigerweise unbestimmt [sind], da dieser Zustand und diese Personen durch das Netz der Klassifikationen, die normalerweise Zustände und Positionen im kulturellen Raum fixieren, hindurchschlüpfen. Schwellenwesen sind weder hier noch da; sie sind weder das eine noch das andere, sondern befinden sich zwischen den vom Gesetz, der Tradition, der Konvention und dem Zeremonial fixierten Positionen“ (Turner 1989/95). „Liminalität bricht sozusagen die Tradition auf und läßt der Spekulation freien Lauf. [...] [Es besteht] eine gewisse Freiheit zum Jonglieren mit den Faktoren der Existenz“ (Turner 1989/203f).

Häufig wird die Auflösung des Schwellenzustands durch einen Aufnahme- bzw. Initiationsritus besiegelt: Nach einer Probezeit und in einer zu diesem Zweck anberaumten Runde muss der Einsteiger gegenüber der Gemeinschaft Farbe bekennen. Er ist aufgefordert, zu artikulieren, wie es ihm in den letzten Wochen und Monaten ergangen ist, ob er sich in der Gemeinschaft wohl oder unwohl fühlt, ob er ihre Verfassung und ihre Organisationsformen anerkennt<sup>39</sup>, welche individuellen Schwierigkeiten er mit seiner Beteiligung an der Landkommune sieht etc. Umgekehrt äußern die Akteure der Gemeinschaft ihm gegenüber ihre Wahrnehmung und ihre persönlichen Einschätzungen (z.B. das Aussprechen von Vertrauen, Bedenken, Zweifeln, Kritik etc.). Meist tragen die Aufnahme-rituale einen spannungsgeladenen, emotionalen Charakter, den sowohl Einsteiger als auch gestandene Gemeinschaftsakteure jederzeit bestätigen würden. In vielen Gemeinschaften entscheidet der Konsens aller im Plenum anwesenden stimmberechtigten Gemeinschaftsmitglieder über die Aufnahme des Einsteigers. Das Plenum selbst leitet eine im Vorfeld von der Gruppe bestimmte Person. Sie muss die Aufnahme-runde vorbereiten, das Gespräch in der Gruppe moderieren, Beiträge zusammentragen und das Aufnahme-ritual nach den jeweils festgelegten Regeln bewerkstelligen.<sup>40</sup> Kommt am Ende kein Konsens in der Runde zustande, weil beispielsweise ein stimmberechtigter Akteur Einspruch gegen die Aufnahme des Neulings erhebt, wird der Statusübergang verhindert oder auf einen späteren Zeitpunkt vertagt und neu diskutiert. Erfolgt kein Einspruch und verstreichen zeitliche Fristen, in denen nachträglich noch Einwände erfolgen können, ist der Einsteiger, der seinerseits den Eintritt in die Gemeinschaft ebenfalls bejaht hat, zu einem vollwertigen Mitglied der Landkommune bestimmt bzw. initiiert worden.

---

<sup>39</sup> Die meisten landkommunitären Gemeinschaften formulieren ein Grundsatzpapier, das ihre gemeinsame Geisteshaltung und Vision zum Ausdruck bringt. Gleichmaßen sind in einer solchen Verfassung die Grundorientierungen für das Zusammenleben verankert. Organisationsformen, womit dann die durch Beschlüsse in einer Satzung oder Rahmenordnung festgeschriebenen Strukturen und Regeln einer Gemeinschaft gemeint sind, können z.T. auf moralischen oder formal gerahmten Implikationen einer solchen 'Verfassung' basieren (z.B. Regeln der gemeinsamen Ökonomie, der Subsistenzsicherung, der Entscheidungsfindung etc.).

<sup>40</sup> Für andere Bräuche und Rituale bei der Aufnahme in eine Gemeinschaft fehlen entsprechende Belege. Da ich meine Aufmerksamkeit in der Erhebung der Interviews nicht per se auf die Prozesse der Einsozialisation und auf die Statusübergänge gerichtet habe (und sie deshalb auch in den Nachfrageteilen nicht in besonderer Weise thematisiert wurden), liegt hier nur spärlich Datenmaterial vor. Auch werden Aufnahme-rituale unter Ausschluss der Öffentlichkeit gepflegt. Die Teilnehmer solcher Runden sind also ausschließlich Akteure, die der Gemeinschaft angehören oder Akteure, die künftig der Gemeinschaft angehören wollen (erstere sind stimmberechtigt, letztere können ihre Meinung äußern, haben aber keinen Einfluss auf die Entscheidung in der Gruppe). Ferner kommt eine gewisse Diskretion gegenüber Personen, Prozessen und Problemen wichtiger Entscheidungen in der Gemeinschaft dazu, insofern sich zwischen einer *Binnenkommunikation* und einer *nach außen dringenden Kommunikation* (und über Interviews erfassbares Kommunikationsgeschehen) unterscheiden lässt. Statusübergänge und Rituale in den unterschiedlichen landkommunitären Gemeinschaften zu untersuchen, wäre die Aufgabe einer Forschungsarbeit, die sich diesem Schwerpunkt höchstwahrscheinlich unter Einsatz ethnographischer Methoden nähern müsste.

*Etablierung, Ernüchterung und die Entwicklung realistischer Bilder*

Mit der Aufnahme in die Gemeinschaft ist der Neuling seines Status als Einsteiger enthoben. Er hat sein Statusziel erreicht. Der frischgebackene Landkommunarde ist nun wie alle anderen Akteure, die fest zur Gemeinschaft zählen und die gleiche oder ähnliche Aufnahmeverfahren durchlebt haben, mit allen Rechten und Pflichten ausgestattet. Rechte und Pflichten des Landkommunarden stehen erfahrungsgemäß in einer Satzung oder einer Mitgliederregelung festgeschrieben (dazu können zählen: Wohnraum- oder Mietvereinbarungen, Pauschalen zur materiellen Versorgung, Beteiligung an bestimmten Ritualen, die ausschließlich Mitgliedern der Landkommune vorbehalten sind, Stimmrecht in Plenen etc.).<sup>41</sup> Mit den zugewiesenen Rechten und Pflichten setzen nun auch Verbindlichkeiten ein. Der Landkommunarde übernimmt bestimmte Aufgaben und Tätigkeiten im Gefüge der Gemeinschaft, er trägt je nach Ausprägung seiner Fähigkeiten und Kompetenzen, die er einzubringen vermag, Verantwortung oder Mitverantwortung für einen bestimmten Bereich (z.B. der Tierhaltung, der Holzwerkstatt, der Vermögensverwaltung, der Küche etc.). Diese Verantwortung, immer vorausgesetzt der Landkommunarde ist sie bereit zu tragen, kann im Laufe seiner Beteiligung zunehmen. Verfügt der Landkommunarde z.B. über einen Abschluss und berufliche Erfahrungen als Bauingenieur, ließe er sich bestens in die Bauvorhaben der Gemeinschaft integrieren. Er könnte Aufgaben in der Planung und Organisation aktueller oder künftiger Bauprojekte übernehmen und so seine Ideen und Stärken in jenen Arbeitsbereich einbringen. Gleiches gilt für einen Landschaftsgärtner, einen Veterinärmediziner, einen Tischler, einen Maschinenschlosser etc. Schwierigkeiten können sich ergeben, wenn die Domäne und Verantwortung von zwei oder mehreren Personen beansprucht wird. Auf solche Konkurrenzprobleme werde ich in einem Beispiel noch zu sprechen kommen.

Einige Befragten der Studie haben im Laufe ihrer Beteiligung an einer Landkommune neue Berufe erlernt. Mitte der neunziger Jahre, als das Arbeitsamt Umschulungsprogramme im großen Maße finanzierte, ergriffen sie die Möglichkeit, sich zu Landwirten oder Handwerkern (die am häufigsten anzutreffenden Qualifizierungen) ausbilden zu lassen. Diese Qualifizierungen spielten freilich der Praxis der Landkommunenbewegung zu, denn die Akteure be-

---

<sup>41</sup> In einer Gemeinschaft, die ich aufgesucht habe, existierten noch andere Statustypen, die sich vor allem dadurch unterschieden, dass ihr Innehaben besondere Entscheidungsbefugnisse enthielt. Man könnte auch von einer sozialen Differenzierung sprechen, die von den Akteuren der Gemeinschaft eingeführt wurde. So war dort die Rede von einer so genannten 'Kerngruppe', deren Mitglieder im Vergleich zu den Landkommunarden, welche den Status 'Mitlebende' inne trugen, berechtigt waren, über größere Investitionen oder Veränderungen in der Gemeinschaft zu entscheiden, während die 'Mitlebenden' lediglich eine beratende Funktion einnehmen durften. Den 'Mitlebenden' wurde auf Antrag gestattet Mitglied der 'Kerngruppe' zu werden (die Entscheidung erfolgte nach dem Konsensprinzip), wodurch man erwarten konnte, dass der Akteure eine größere Verantwortung und Verbindlichkeit an der Entwicklung der Gemeinschaft mittragen wollte. Darüber hinaus waren Beteiligte der 'Kerngruppe' finanziell stärker in die Pflicht genommen als 'Mitlebende' (z.B. bei Investitionen, über die abgestimmt wurde und die gemeinsam finanziert wurden). Auf die Probleme der sozialen Differenzierung in der Landkommune, die sich hier nur vermuten und erwarten lassen, kann an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden. Vgl. dazu Punkt 5.2.3 im Anhang, Porträt einer landkommunitären Gemeinschaft.

kamen Fachwissen vermittelt, konnten Praktika absolvieren und die neuen Berufe zu einem großen Teil mit den Möglichkeiten in den Landkommunen verknüpfen.<sup>42</sup> Das Arbeitsamt stand der Landkommunenbewegung auch in der Hinsicht Pate, dass es berufliche Eingliederungsmaßnahmen bewilligte (ABM, LKZ, SAM etc.) und/oder Anschubfinanzierungen für Wege in die Selbständigkeit zur Verfügung stellte. Vor diesem Hintergrund lassen sich heute paradoxerweise rechtlich anerkannte Wirtschaftsformen unter dem Dach einer Landkommune finden, was Außenstehende leicht zur Verwunderung führen kann.

Zurück aber zum Landkommunarden, der seine Aufnahme in die Gemeinschaft bewerkstelligt hat und mehr und mehr in das Geschehen hineingezogen wird. Charakteristisch für diese Phase ist, dass der Landkommunarde aus der Randteilnehmer- und Beobachterrolle heraus fällt und zunehmend selbst mit Problemen, Missstimmungen oder Kritiken konfrontiert wird. Während er anfangs die Chaosaspekte lediglich randständig wahrnehmen konnte und vielleicht glaubte, sie auf relativ einfache Weise auflösen, bearbeiten, verändern etc. zu können, wird er nun selber von den sozialen Tatsachen in der Gemeinschaft eingeholt. Der Landkommunarde wird von einer Praxisnähe überflutet, indem er in die Komplexität, Vielschichtigkeit und Verkettung von Problemlagen eintaucht, denen er sich, einmal erfahren und darum wissend, nicht mehr entziehen kann. Die Vielzahl seiner face-to-face-Beziehungen verrät die Existenz von unterschiedlichen Herangehensweisen (z.B. in der Frage der Subsistenzsicherung) sowie der unterschiedlichen Wahrnehmung und Definition von Situationen. Er durchschreitet die Niederungen des Alltags und gewinnt Einblicke in die tendenziell negativen Seiten, wenn er nicht schon darin verstrickt ist oder gar Probleme von ihm oder Situationen, die mit ihm zu tun haben, ausgehen. Das können sein: festgefahrene Konfliktmuster, intime oder auch nicht-intime Beziehungsdramen, Machtausübung und Kontrolle, Positionsrangeleien, Machtkämpfe und erbitterte Konkurrenz, Koalitionsbildungen, fehlende oder strategische Kommunikation, Verletzung der Fairnessregeln des wechselseitigen Umgangs etc. Während der Landkommunarde in seiner Probezeit möglichst versucht hat, zu vermeiden, Urheber von Problemen zu sein oder Kraft seines Geltungsbewusstseins Feuer zu schüren, ist er nun viel stärker in die Konflikte und Auseinandersetzungen der Gemeinschaft involviert, selbst wenn er nur Haltungen oder Standpunkte bezieht, die er hinreichend zu begründen weiß. Vorbehalte, falsche Erwartungen, persönliche Verletzungen und Krisenerfahrungen, Ängste oder bislang unausgesprochene Bedürfnisse drängen zunehmend ins Bewusstsein. Sie liefern Nähr-

---

<sup>42</sup> Mit Möglichkeiten ist das Vorhandensein von landwirtschaftlichen Flächen, Stallgebäuden, Zugmaschinen, Arbeitsgeräten und Werkzeugen gemeint, die von den Vorgängern (LPG, Handwerksbetriebe etc.) übernommen bzw. von der damaligen Treuhandanstalt oder ihrer Nachfolgegesellschaft (der BVVG) veräußert wurden. Häufig konnte von den alten Hinterlassenschaften profitiert werden, auch wenn viele Geräte und Maschinen nur den Charakter von Gebrauchswerten einnahmen und früher oder später verschrottet werden mussten.

stoff für einen Vergleich zwischen den Vorstellungen, mit denen der Landkommunarde einst angetreten ist und dem, was er gegenwärtig erlebt. Das ist auch der Punkt, an dem sein anfänglicher Idealismus zusammenschmilzt und eine Aktivitäten drosselnde Ernüchterung eintreten kann. In vielen Interviews war auffallend, dass Theorien und Konzepte mit zunehmender Dauer der Beteiligung des Akteurs kaum mehr eine Rolle spielten oder überhaupt noch unter der Zuschreibung großer Bedeutungen erwähnt wurden. Es wirkt die Erfahrung der Differenz zwischen Anspruch und Wirklichkeit, die Erfahrung, dass die Praxis des Landkommunelebens – oder präziser, das nunmehr Bestandteil-Sein der Sozialstruktur –, andere Bedeutungen und Routinen hervorbringt und eine kompliziertere ist als man dies noch im nicht von der Struktur erfassten „Reich primitiver Hypothesen“ (Turner 1989/203) vermutet hatte.<sup>43</sup> Der Landkommunarde kann seine Wunsch- und Idealvorstellungen nicht mehr aufrechterhalten, weil sie, nicht immer, aber vielfach quer zum Alltagserleben liegen. Er muss seine ursprünglichen Vorstellungen und Ideale revidieren, neu prüfen und den Gegebenheiten der Struktur, des Ortes und der Zeit anpassen. Überzeugungen und Visionen gehen zwar nicht vollständig verloren (obschon auch Akteure vor diesem Hintergrund ihre Gemeinschaft desillusioniert verlassen), denn selbst der größte Idealismus behält sich Eventualitäten vor, besitzt Schutzmechanismen gegenüber Angriffen auf seine Substanz und seine Motive. Häufig fehlt es jedoch an Vorstellungen, an Verbündeten oder an integrativen Leistungen, den Idealismus und die Hingabe mit Realismus und Objektbezogenheit zu verbinden. An drei >Enttäuschungen< und mit Rückgriff auf entsprechende Fallbeispiele, möchte ich das untermauern und im Anschluss daran einige sozialweltliche Probleme in Landkommunen theoretisch abstrahieren.

#### a) Aufzehren der Sinnressourcen der sozialen Bewegung

In einigen Fällen schien besonders auffallend, dass die Akteure mit größeren Veränderungen im Rahmen der Entwicklung der Gemeinschaft schwer umzugehen wussten. Angetreten mit hohen Zielen und Erwartungen, speiste sich Unbehagen vor allem, wenn die Gemeinschaft von ihren landkommunitären Konzepten abließ oder einen Weg einschlug, der sich von den ursprünglichen Ideen und Vorstellungen entfernte. Das Verlassen gemeinsamer Aktivitätszentren kann z.B. bestehen in:

- der Auflösung der gemeinsamen Ökonomie (Gemeinschaftskasse) und der Hinwendung zu anderen Finanzierungsmodellen (z.B. der individuellen Finanzierung),
- der Suche nach bezahlter Arbeit außerhalb der Landkommune,

<sup>43</sup> Bei Turner ist das auch der Punkt, an dem sich >Communitas< auflösen kann, denn im Unterschied zu anderen Konzeptionen von Gemeinschaft (Tönnies, Buber) ist Gemeinschaft nicht auf ein bestimmtes, begrenztes Territorium oder eine gemeinsame Glaubensrichtung festgelegt, in deren Rahmen Gemeinschaft passiert, sondern >Communitas< ist nach Turner vor allem dort anzutreffen, wo Sozialstruktur nicht ist (vgl. Turner 1998/259).

- der Aufgabe der Subsistenzorientierung,
- in Prozessen der Abspaltung, Spezialisierung und/oder Verprivatwirtschaftlichung einzelner Tätigkeitsbereiche,
- im Wegfall von Kommunikations-, Aushandlungs- und Verarbeitungsarenen,
- der Abschaffung des Konsensprinzips oder
- der Einführung hierarchischer Strukturen.<sup>44</sup>

Was die Motivation und die Reaktionen auf solche Veränderungen oder Entwicklungstendenzen anbelangt, zeigt eine Gegenüberstellung der Perspektiven von *Georg Menze* und *Susanne Klatt*. Beide, wohlgermerkt in der gleichen Landkommune aktiv und mit ähnlichen Visionen angetreten, schlagen im Laufe ihrer Beteiligung diametral entgegengesetzte biographische Entwicklungen ein.<sup>45</sup> Während sich *Menze* mit der Tierhaltung spezialisiert, eine Ausbildung zum Landwirt absolviert und schließlich mit der Gründung einer landwirtschaftlichen GbR in die Selbständigkeit tritt, bleibt *Klatt* eine hartnäckige Verfechterin des vorindustriellen Kulturmodells. Begreift *Menze* die Öffnung gegenüber der Wirtschaftswelt als eine Chance für die Landkommune, hält *Klatt* an ihrer Orientierung eines in sich geschlossenen Subsistenzmodells fest. In ihrer Perspektive stellt die kapitalistische Grundstruktur und Mehrwertproduktion den eigentlichen Opponenten der Landkommunenbewegung dar, deren legitime Ordnung darauf bedacht ist, den Phänomenen der modernen westlichen Gesellschaft, sprich Arbeitsteiligkeit, funktionale Differenzierung, Spezialisierung, Individualisierung, Konsumismus, egoistische Zentrierung etc. entgegenzusteuern.

Beide, sowohl *Klatt* als auch *Menze*, haben sich mit der Programmatik der Landkommunenbewegung eingehend beschäftigt und eine Weile schienen sie davon auch gemeinsam getragen worden zu sein. Nur sind sie vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen in den Prozessen der kollektiven Auseinandersetzung, ihrer Wahrnehmung und Bearbeitung von Problemen, Paradoxien und Konflikten in der Landkommune zu ganz unterschiedlichen Schlüssen gelangt, die, wie im Fall *Georg Menze* am deutlichsten zu beobachten war, zur Entwicklung einer ganz eigenen biographischen Linie geführt haben. *Menze* hat das Einschmelzen der Gemeinschaftskasse und der Subsistenzwirtschaft weggesteckt und verarbeitet. Er hat die Veränderungen im Selbstverständnis der Gemeinschaft nicht nur begrüßt, sondern mit voran-

---

<sup>44</sup> Auf die Spannungen, Probleme und Konflikte, wie sie aus der engen Verzahnung von Arbeit und Leben hervorgehen, soll an dieser Stelle nicht spezifischer eingegangen werden. Mir geht es um die Akteure, vor allem ihrer Wahrnehmung des Gemeinschaftsorganismus im Zuge von kollektiven Veränderungsprozessen und Entwicklungstendenzen, die sich von der Programmatik der Landkommunenbewegung entfernen.

<sup>45</sup> Mit kollektiven Veränderungen und Wandlungsprozessen ist nahezu jede landkommunitäre Gemeinschaft konfrontiert. Man hätte hier auch auf andere, unspektakulärere Beispiele und Reaktionen aus anderen Landkommunen zurückgreifen können. Ich habe mich auf einen relativ krassen Fall konzentriert, denn die sozialen und administrativen Veränderungen in der hier angesprochenen Gemeinschaft tragen zweifellos den Charakter eines Paradigmenwechsels, auf den die Akteure in unterschiedlicher Weise reagierten. Dieser Paradigmenwechsel und die Reaktionen darauf spiegelten sich auch in anderen Interviews wider, die mit Akteuren der gleichen Gemeinschaft geführt wurden.

getrieben. Ihm ist im Laufe seiner Beteiligung klar geworden, dass die Existenz einer monadischen Subsistenzinsel hochgradig anfällig ist und nur die Öffnung und Weitwinkelperspektive eine langfristige Sicherung der Landkommune gewährleisten kann.<sup>46</sup> Diese Perspektive, die vor allem ein Resultat seiner *biographischen Arbeit* und seines individuellen biographischen Wandlungsprozesses darstellt, ist verbunden mit einem beruflichen Entwurf und der inneren Bereitschaft, persönliche Verantwortung zu übernehmen. Im Rahmen dieser Perspektive betont Menze jedoch, dass sich wirtschaftliche Entwicklung und menschliche Entwicklung in der Gemeinschaft nicht widersprechen müssen (eine Fundamentalkritik, die ihm explizit entgegen gehalten wurde; „also diese ewige Diskussion um, Wirtschaft oder Menschenentwicklung die is mir so was vom Hals raus das, (..) wer das heute noch drischt der glaube ich will an irgendwas nicht ran, (..) das is wirtschaftlich zu sein schließt überhaupt nicht aus, so ne menschliche Entwicklung voran zu bringen (..) dass der Hof aber Wirtschaftlichkeit braucht das weiß jeder, und (..) dass wir im Moment eher schlampig mit dem Hof umgehen und ihn verfallen lassen als anders, (..) das is einfach meiner Meinung nach Tatsache ja“; Georg Menze, 29/44-30/2). In seinen Vorstellungen von Gemeinschaft treten Aspekte der Wandlung, Dynamik und Flexibilität hervor, weil er die Permutationsmöglichkeiten *nach außen* einbezieht und sich von der Konstruktion `feindlicher´ Außengrenzen löst. Das heißt aber nicht, dass Menze mit der Umstellung auf neue Organisationsformen der professionellen Arbeit (klare Funktionsteilung, klare Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten, Schaffung von Wertschöpfungsketten, Steigerung der Arbeitsproduktivität und Lohnarbeit, Effizienz und Effizienzkontrolle etc.), *nach innen* anders funktionierende kooperative Umgangsformen ausschließt. Menzes Perspektive beinhaltet die Differenzierung zweier unterschiedlicher Handlungs- und Bedeutungssysteme, eines, das sich der wirtschaftlichen Tragfähigkeit und Zukunft des Gemeinschaftsprojektes verpflichten muss, und eines, das fokussiert ist auf die Prozesse der Gemeinschaftsbildung und der Organisation des Zusammenlebens. Menze setzt auf neue Formen einer „organischen Solidarität“ (Durkheim 1930/1992), die sich der Arbeitsteilung verdankt und die nur vor dem Hintergrund der Unterschiedlichkeit individueller Persönlichkeiten und Autonomien über die kollektive Persönlichkeit der Gemeinschaft hinaus wachsen kann (vgl. Durkheim 1930/1992/I, Kap. 3/162-184/ insb. 180-184).

*Susanne Klatt* hingegen zählt zu denjenigen Personen, für die die Auflösung des Subsistenzcharakters und der gemeinsamen Ökonomie enorm schmerzhaft gewesen ist. In ihrer Darstellung beschreibt sie die Veränderungen in der Gemeinschaft als so gravierend, dass

---

<sup>46</sup> Immerhin haben Landkommunen, insbesondere zahlenmäßig größere Gemeinschaften, Verbindlichkeiten und laufende Kosten zu bestreiten, größere Investitionen, Aufgaben der Sanierung, des Umbaus oder Ausbaus von Gebäuden sowie Reparaturen etc. zu tätigen. Dafür müssen sie einen gewissen Grad an Liquidität aufbringen.

sie den inneren Zusammenhang gesprengt haben („und was ich hier auch sehr gesucht hab is das der Sozialismus oder Kommunismus wenn er schon in Groß nicht möglich ist dann doch bitte wenigsten in Klein möglich sein soll (lacht), und er war s nich, es schwomm ja dann auch ein Fell nach m andern weg, und ich weeiß noch das ich geheult hab als nachdem die Gärtner ihre Produkte angefangen hatten zu verkaufen als auch U. ihre Tees ihre gesammelten verkaufen wollte das war für mich so ach hmm, och als die Gemeinschaftskasse krachen ging und so-, aber ich hab ähh och immer was ich ganz gut kann, weggucken und denken ach naja es wird schon also, mhh selbst wenn Felle davonschwimmen, das ich immer geglaubt hab ähh naja das is doch noch gut und das is doch noch gut und noch besser als jetzt alleine draußen immer zu wohnen und so, (holt tief Luft) aber ähh als ich jetzt so für mich och so oder jetzt wo ich für mich den Schnitt mache und och anfrage wirklich Abschied zu nehmen da sehe ich einige Dinge viel deutlicher wo ich wirklich nur noch weggeguckt hab hier wie se wie se zwischen Menschen laufen und über Geld laufen und, so (..)“; Susanne Klatt, 10/32-45). Dazu zählt die Einführung der Arbeitsteilung, der Geldwirtschaft und Mehrwertproduktion, das Veräußern der Produkte, die am Hof erzeugt worden sind und die Entfernung vom ökonomischen Konsens. Mit Durkheim könnte man sagen, ist Klatt in der Vorstellung einer „mechanischen Solidarität“ stecken geblieben, die voraussetzt, dass sich die Individuen einander ähnlich sind und die individuelle Persönlichkeit nur in der kollektiven Natur der Gemeinschaft aufblühen kann (vgl. Durkheim 1930/1992/I, Kap.3/183 u. I, Kap.2/118-161).<sup>47</sup> Das unterscheidet ihre Vorstellungen auch von denen Menzes. Klatt kann den Zerfall der ökonomischen Basis nicht bewältigen. In ihren Augen hat sich der soziale Sinn- und Bedeutungszusammenhang aufgelöst, hat die Gemeinschaft ihre einzigartige Physiognomie und Vision verloren, insofern sie aus dieser Enttäuschung heraus rückblickend auch nur ein sentimentales Bild der Gemeinschaft nachzeichnen kann. Klatt muss ihre großen Pläne und Ideen, wie sie mit der Landkommunenbewegung verbunden waren („Sozialismus in Klein“; Susanne Klatt, 10/33), verwerfen, weil sie die notwendigen Anpassungs-, Modifikations- und Integrationsleistungen nicht erbringen kann. Ihre Lebensgeschichte im Blick lässt sich sagen, dass die Subsistenzwirtschaft einen Weg darzustellen schien, sich

---

<sup>47</sup> Um eine systematische Unterscheidung einzuführen, greife ich hier auf Durkheims Solidaritätsarten, einmal die „mechanische Solidarität“, ein anderes Mal die „organische Solidarität“ zurück: Erstere Solidarität, „die aus den Ähnlichkeiten entsteht, erreicht ihr *Maximum*, wenn das Kollektivbewußtsein unser ganzes Bewußtsein genau deckt und in allen Punkten mit ihm übereinstimmt; aber in diesem Augenblick ist unsere Individualität gleich Null. [...] Mehr noch: In dem Augenblick, in dem diese Solidarität wirkt, löst sich unsere Persönlichkeit definitionsgemäß sozusagen auf; denn dann sind wir nicht mehr wir selbst, sondern das Kollektivwesen. [...] Ganz anders verhält es sich mit der Solidarität, die das Ergebnis der Arbeitsteilung ist. Während die vorherbesprochene [mechanische; d. Verf.] Solidarität beinhaltet, daß sich die Individuen ähnlich sind, setzt diese [die organische Solidarität; d. Verf.] voraus, daß sie sich voneinander unterscheiden. Die erste ist nur in dem Maße möglich, in dem die individuelle Persönlichkeit in der kollektiven Persönlichkeit aufgeht. Die zweite ist nur möglich, wenn jeder ein ganz eigenständiges Betätigungsfeld hat, wenn er also eine Persönlichkeit hat. Das Kollektivbewußtsein muß also einen Teil des Individualbewußtseins freigeben, damit dort spezielle Funktionen entstehen, die es nicht regeln kann“ (Durkheim 1930/1992/I, Kap.3/181ff).

von ihrem hohen inneren Leistungsdruck zu befreien und den Möglichkeiten nach anders zu definieren, als über eine Identität, die im Kern nach Anerkennung durch Leistungsbereitschaft strebt. Das erklärt auch ihren Widerstand gegenüber den kollektiven Wandlungsprozessen, die genau jene Leistungsbereitschaft und Leistungserwartungen einfordern.

b) Schwierigkeiten bei der Definition von Subsistenz, Subsistenznutzung und Bedürfnissen

Im oben erwähnten Beispiel waren es die individuellen Bestrebungen nach funktionaler Differenzierung, Professionalisierung und Privatisierung, die zur Auflösung der gemeinsamen wirtschaftlichen Basis geführt haben. Schemenhaft wurde schon deutlich, dass sich die individuellen Vorstellungen auseinander bewegt haben, vor allem aber, dass es der Gemeinschaft nicht gelungen ist, den ursprünglichen kollektiven Erwartungsfahrplan rechtzeitig zu falsifizieren, die unterschiedlichen Entwicklungslinien sauber zu trennen und wieder zu integrieren. Eine Neukalibrierung der kollektiven Gesamtsituation, die z.B. unter Devise hätte stehen können: >Wir selbst leben subsistenzwirtschaftlich, aber dennoch produzieren wir für den Markt, um unsere Fundamente zu sichern und unseren Gemeinschaftsauftrag erfüllen zu können<, ist jedoch nicht geleistet worden. Ein anderes Problem, das der Auflösung Unterminierung des Kollektivbewusstseins zuspielen kann, sind unterschiedliche Auffassungen von Subsistenz, von Subsistenznutzung und individuellen Bedürfnissen.

Subsistenz als Wirtschaftsform setzt eine Gleichverteilung aller anstehenden Arbeiten und zur Verfügung stehenden Mittel voraus. Sie setzt einen geringen Grad an Spezialisierung, materieller Wertschöpfung und Arbeitsteiligkeit voraus, die dennoch ständig kommuniziert und organisiert werden müssen. Die Landkommune, die eine bewusste Abkehr vom modernen Leben betreibt und die der individuellen Erwerbsarbeit das Gegenmodell der Gemeinschaftsökonomie und der bedarfsgerechten Versorgung entgegensetzt, definiert die Bedürfnisse, je nach den Möglichkeiten, die ihr zur Verfügung stehen, erst einmal von ganz unten. Die meisten Landkommunen begreifen >Subsistenz< in der Versorgung der Gruppe mit Grundnahrungsmitteln, die zu diesem Zweck angebaut, veredelt, verarbeitet etc. werden. Die Gemeinschaftsökonomie ist das strukturelle Band, das die Subsistenzproduktion und die Subsistenznutzung zusammenhält und reguliert.<sup>48</sup> In einer solchen Reinform, wie hier noch einmal zusammengefasst, waren Landkommunen jedoch kaum anzutreffen, es sei denn, es handelte sich um eine frühe Phase der Gemeinschaftsbildung, die dann häufig aber durch die Einführung

---

<sup>48</sup> Subsistenzproduktion und Subsistenznutzung basieren auf einer Definition der Dinge, die zum Leben notwendig sind und die zur menschlichen Bedürfnisbefriedigung wie auch immer organisiert, produziert oder erworben werden müssen (Nahrung, Kleidung, Bildung etc). Sie stehen in einer direkten Wechselbeziehung, denn die Mitglieder einer Landkommune müssen sich darauf verständigen, was in welchem Umfang zum Leben benötigt wird und was in ähnlichem Maße verbraucht werden kann. Auch müssen sie festlegen, durch welche Arbeit und Arbeitsformen die Versorgung mit Grundnahrungsmitteln sichergestellt werden kann.

neuer Strukturen und Regeln (häufig in Verbindung mit dem Geldverkehr) abgelöst wurde. Hintergrund war zumeist die Tatsache, dass die Subsistenzperspektive aus unterschiedlichen Vorstellungen und Erwartungen heraus entworfen und praktiziert wurde. In vielen Fällen war darüber hinaus zu beobachten, dass die Bedürfnisansprüche der Akteure weit auseinanderklafften. Häufig weckten 'höhere' Bedürfnisse (wie Sicherheit, Selbstverwirklichung, Transzendenz etc; vgl. Maslow 1954) die Aufmerksamkeit der Beteiligten. Anhand eines Beispiels aus dem Alltag lässt sich die Schere in den Subsistenzauffassungen besser veranschaulichen:

In einer Gemeinschaft ist ein Streit darüber entbrannt, ob man einem Kind ein neues Fahrrad kaufen sollte. Der heranwachsende Junge wünschte sich sehnlich ein Mountainbike und die Eltern sahen sich veranlasst, diesen Wunsch an die Gemeinschaft heranzutragen. Ihnen ging es darum, die zum Kauf des Fahrrades erforderliche Summe aus der Gemeinschaftskasse zu tätigen. Dafür war es erforderlich, die Zustimmung aller Anwesenden in der Gruppe einzuholen. Immerhin zahlten alle Akteure, die Eltern des Jungen eingeschlossen, ihre sämtlichen Einkünfte in die gemeinsame Kasse ein (das konnten Gelder aus Beschäftigungsverhältnissen, aus Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Arbeitslosengeld etc. sein), so dass man sich darauf verständigt hatte, Gemeinschaftsinvestitionen oder auch private Ausgaben größeren Umfangs in der Gruppe zu besprechen. Nun zog diese Diskussion größere Kreise als man eigentlich vermuten könnte. Einige Akteure lehnten das von den Eltern an die Gruppe herangetragene Anliegen ab und verwiesen mit dem Argument unzähliger Fahrräder und Fahrradersatzteile im Werkstattschuppen auf keinerlei Notwendigkeit eines solchen Einkaufs. Die Eltern könnten sich ein ebenso gefälliges Mountainbike aus den vorhandenen Fahrrädern und Zubehörteilen zusammenbauen – so die Begründung der Personen, die die landkommunitäre Subsistenzperspektive in einem engeren Verständnis auffassten. Andere Akteure hingegen schienen die exklusive Bedeutung erkannt zu haben, die das Fahrrad für den Jungen einnahm, denn dieser wollte nicht irgendein, aus unterschiedlichsten Gebrauchsteilen zusammen geschraubtes Vehikel, sondern eben ein spezielles, mit moderner Ausstattung versehenes Neurad. Diese Personengruppe begann die Subsistenzperspektive in einem weiteren Sinne auszulegen. Ihre Argumentation basierte auf der Akzeptanz unterschiedlicher individueller Bedürfnisse und Persönlichkeitsentwicklungen, die auch vor dem Hintergrund einer gemeinsamen Subsistenzökonomie eingedacht und berücksichtigt werden müssten. Während erstere Gruppe, die 'Subsistenz-Hardliner', die Finanzierung des Fahrrades aus der Gemeinschaftskasse ablehnten, zeigte sich letztere Gruppe solidarisch mit dem Anliegen der Eltern, die dem Wunsch ihres Sohnes schließlich aufgrund des herrschenden Konsensprinzips nicht nachkommen konnten. Später bezahlten die Eltern das Fahrrad aus ihrem ersparten Privatvermögen.<sup>49</sup>

Ähnliche Beispiele wie dieses ließen sich aufzählen, so z.B. die Auseinandersetzung um die Finanzierung eines zweiwöchigen Familienurlaubs, das Abstimmen oder Bestreiten von Fahrtkosten aus dem Gemeinschaftsfond oder die Anschaffung einer bestimmten Maschinenteknik, die sich auf die Produktionslinie eines Arbeitsbereiches konzentrierte, aber für andere Personen

---

<sup>49</sup> Das Beispiel stammt aus Gesprächen, die ich im Rahmen meiner Forschungsarbeiten in einer Landkommune geführt habe. In den autobiographischen Texten wurde das Problem selbst nicht thematisiert, aber es eignet sich, um die Auseinandersetzung hinsichtlich der Definition des Subsistenzbegriffs zuzuspitzen.

der Landkommune keine Verwendungsmöglichkeiten bot etc. Die Auseinandersetzung um den unerfüllten Fahrradwunsch des Jungen braucht hier nicht weiter auf ein analytisches Niveau gehoben werden. Das Beispiel soll ausreichen, um die Vielfalt an Deutungsmöglichkeiten rund um Subsistenzbegriff und die damit verbundenen Schwierigkeiten in einer Gruppe zu verdeutlichen. Die Probleme nehmen in dem Moment Gestalt an, wenn die Gruppe keine eindeutigen Bedingungen definiert, unter denen sie das kollektive Leben organisieren und gestalten möchte. Dazu zählt nicht nur die Kommunikation und Einigung, was man unter Subsistenzproduktion und Subsistenznutzung versteht. Gleichmaßen spielt die Thematisierung privater Bedürfnisse eine Rolle. Sie müssen ausgehandelt, Möglichkeiten ihrer Veränderlichkeit müssen einkalkuliert werden. Aus dem Beispiel lässt sich nur erahnen, dass eine Auseinandersetzung mit diesen Fragen kaum erfolgt ist. Auch schien man stillschweigend vorauszusetzen, dass alle Bedürfnisse im Kontext der Programmatik der kollektiven Bewegung Relevanz besitzen oder entsprechend untergeordnet werden müssten. Vor diesem Hintergrund erscheint die Subsistenzperspektive, wie sie hier praktiziert wurde, als ein für alle Beteiligten undurchsichtiges Feld, das sowohl zur individuellen Rollenüberforderung (z.B., wie betrachte ich mich, wenn ich täglich im Stall, auf dem Feld, in der Küche etc. stehe und die Arbeit kaum zu bewältigen ist?) als auch zu undefinierten Rollenbeziehungen (z.B., was tun die anderen Personen in der Zeit, die ich im Stall, auf dem Feld, in der Küche etc. verbringe?) geführt hat.

Der Konflikt zeigt zweifellos die individuell unterschiedlichen Auffassungen, mit der die Gruppe angetreten ist, Subsistenzwirtschaft zu betreiben. Gravierende Unterschiede in der Definition landkommunitärer Subsistenz können die Fundamente einer Gemeinschaft erschüttern. Sie können dazu beitragen, dass gemeinsame Beschlüsse oder Regeln systematisch unterwandert werden. Eine Konsequenz kann die Abwanderung von Akteuren oder einer ganzen Akteursgruppe sein, was häufig in Abhängigkeit von der mehrheitlichen Zustimmung oder Ablehnung ihrer Grundhaltung in der Gruppe zu stehen scheint.<sup>50</sup> Eine andere Konsequenz besteht in der Einführung von diversen Sonder- oder Ausnahmeregelungen sowie in der Zunahme von regulierenden und kontrollierenden Instanzen. Die Gemeinschaft versucht sich sozusagen aus dem Chaos `herauszuorganisieren`, in dem sie ein mehr oder weniger kleinteiliges Geflecht von verpflichtenden Institutionen oder Gremien schafft, in dem sie ihre Mitgliedschaftsregelung einschränkt oder diese unter strengere Auflagen stellt, in dem sie mögli-

---

<sup>50</sup> An das Konzept der „sozialen Welten“ (Strauss 1982) angelehnt, könnte man auch von einer Streuungsempfindlichkeit der Landkommunen sprechen: Akkumulieren unterschiedlichste Bedürfnisse und Interessen und entziehen sich diese zunehmend den erforderlichen Prozessen der wechselseitigen Kommunikation und Aushandlung, ist die soziale Welt einer Gemeinschaft der potenziellen Gefahr ausgesetzt, dass sich Subwelten herauskristallisieren, die vielleicht sogar eine Abspaltung von der Ursprungsgemeinschaft anstreben. Tritt dieser Fall ein, werden sie versuchen, ihre eigenen Standards zu setzen, ihre Bedingungen und Regeln für das Gemeinschaftsleben anders zu definieren, als noch unter dem Dach der Kerngemeinschaft, von der sie sich entfernen und von der sie sich deutlich distanzieren.

cherweise sogar eine „Eingreiftruppe“ (Borstelmann 1997/39) ins Leben ruft, die die Regeln überwacht und Regelabweichungen sanktioniert. In einigen biographischen Interviews (Schuck, Theuerkorn) wurde sehr deutlich, dass eine solche Proliferation von institutionellen Ausschüssen und Gremien nach kurzer Zeit als außerordentlich strapazierend, kontrollierend und überflüssig angesehen wird („momentan hab ich mich n bisschen zurückgezogen aus der aus dem Treiben hier, ich geh nur noch zu den Runden hin wo was bei rauskommt, also zur *Montagsrunde* geh ich nicht weil sie ähh (..) ja gut ich neig n bisschen zur Übertreibung aber vor neune kaum losgeht ne, die Leute sind so unpünktlich dann wird rumgelabert und und gemacht und so, also ich und dann (..) ich kann das n nächsten Tach im Protokoll das mach ich jeden jeden Dienstach les ich mir s Protokoll in fünf Minuten durch dann weiß auch wat los is, und bei den Entscheidungen ob die Aschentonnen ob noch ne Aschentonne angeschafft werden muss oder nicht /I: Hmh/ muss ich nich unbedingt dabei sein, bin Kerngruppenmitglied bei den *Kerngruppen* bin ich dabei bin bei der *Managerrunde* dabei, am Donnerstach (..) und ansonsten (..) ja (..) ansonsten hab ich n ziemlich stabiles und einflussreiches Aufgabengebiet hier, ich mach die ganzen Baugeschä- Geschäfte, alles was mit m Bau zusammenhängt“; Nils Schuck, 13/30-42; die unterschiedlichen Gremien, sind von mir größer gedruckt, kursiv hervorgehoben worden, d. Verf.). Sind die Angebots- und Möglichkeitsstrukturen zu sehr verregelt, scheint dies die Attraktivität einer Landkommune zu mindern. Das trifft sowohl für die Wahrnehmung der Landkommune durch alteingesessene Landkommunarden zu als auch für die Wahrnehmung von Akteuren, die sich der Landkommune neu anschließen. Denn die Gemeinschaft löst ihren Blick vom Nimbus der Freiheit und der Entwicklung neuer Kulturmodelle. Sie fordert mehr und mehr Aufmerksamkeit und Kraft für die Bewältigung alltäglicher, z.T. zeit und -nervenaufreibender Themen und Probleme. Genau das kennzeichnet das *Anstrengende Moment*, das vielfach in den Interviews beschrieben wurde – das kollektive Bewegen, Entwickeln, Verändern und ständige Schaffen von kommunikativen Räumen, das Abklären und Zusammenführen von unterschiedlichen Perspektiven, Bedürfnissen und Interessen, die fortlaufende Reziprozitäts- und Kompromissbereitschaft, der Blick auf mögliche Konfliktlösungen, auf Mediation, auf Copingstrategien und Prozesse der befriedigenden Kontraktbildung – Bestandteile des sozialen Gemeinschaftslebens, die sich nicht durch Rahmenbedingungen, Satzungen oder andere offizielle oder auch inoffizielle Regelwerke festschreiben lassen, sondern im Wesentlichen in Abhängigkeit von den verschiedenen Persönlichkeiten, ihren sozialen Kompetenzen und Interaktionsstilen stehen, mittels derer das Gruppenklima in der Landkommune bestimmt wird.

### c) Macht und Konkurrenz in Landkommunen

In der Landkommunenbewegung steht das Prinzip der Gleichberechtigung aller Personen ganz oben. Diese Gleichberechtigung, die durch neue Formen des Zusammenlebens und der Kommunikation hergestellt werden soll, bewegt sich auf nahezu allen Ebenen gesellschaftlicher Differenzierungs-, Hierarchisierungs- und Ungleichheitsprozesse, wie sie die komplexe moderne westliche Welt hervorgebracht hat; Geschlechter, soziale Herkunft und Schicht, Bildungsstand, ökonomisches Kapital, Status etc. Die egalitäre Gemeinschaft lehnt Mehrheitsvoten und Führungspersonal ab. In den Landkommunen, die ich besucht habe, gibt es keinen offiziellen Chef oder gar spirituellen Führer (wie in Sektenorganisationen), der Kraft seiner metaphysischen Idee und/oder seiner moralischen oder mystischen Autorität, die Geschehnisse der Gemeinschaft leitet und dirigiert. Diejenigen Akteure, welche administrative Posten besetzen (z.B. der Vorstand eines Vereins, der das rechtliche Dach einer landkommunitären Gemeinschaft darstellen kann), tun das in der Regel pro forma und besitzen nach innen betrachtet, d.h. innerhalb der sozialen und ökonomischen Binnenstrukturen der Landkommune, kein höheres Stimmrecht und auch keine besonderen Privilegien oder Entscheidungsbefugnisse. Sie sind lediglich die Repräsentanten des Vereins oder einer anderer Rechtsform, unter der die landkommunitäre Gemeinschaft angesiedelt ist. Dennoch lieferten mehrere Interviews Anhaltspunkte auf versteckte Prozesse, denen man in der Landkommunenbewegung eigentlich entgegen wirken wollte. Es handelte sich einmal um die Akkumulation von Macht durch einzelne Personen, ein anderes Mal um Konkurrenzverhalten, wenn es um die Verteilung von Kompetenzen oder Verantwortlichkeiten für einen bestimmten Arbeitsbereich ging.

So beschrieb der Bauingenieur *Nils Schuck* z.B. das Problem einer hartnäckigen Konkurrenzbeziehung, die sich in der Landkommune entwickelte. Er und sein Opponent geraten in einen Dauerkonflikt. Beide können auf ähnliche berufliche Qualifikationen zurückgreifen, beide sehen ihre Person in der gleichen Verantwortung, beide Personen pflegen hingegen aber völlig unterschiedliche Herangehensweisen in der Planung und Umsetzung der Bauprojekte. Der Versuch einer gleichwertigen Aufteilung der Kompetenzen im Tätigen der Baugeschäfte scheitert und nach vielen Querelen wird Schuck relativ brachial aus dem Baubetrieb gedrängt. Für Schuck ist diese Niederlage besonders prekär. Zum einen spricht sie ihn auf eine biographische Verletzungsdisposition, auf die Rolle des 'Versagers' an, die sich gemäß seiner Selbstwahrnehmung wie eine roter Faden durch seine Lebensgeschichte zieht. Schuck versprach sich mit dem Eintritt in die Landkommune ja gerade jener biographisch virulenten Versagerrolle aus dem Weg gehen zu können. Schuck hatte vor dem Hintergrund seiner destabilisierten Lebenssituation große Hoffnungen in die alternativen Sozialitätsformen der

Landkommunenbewegung gesteckt und wird in diesen Hoffnungen herb enttäuscht. Die strittige Auseinandersetzung, die er nur mit dem extremen Rückzug in eine für ihn immer schon bedrohliche Privatsphäre zu beantworten weiß, avanciert zu einem zentralen Wendepunkt seiner Landkommuneerfahrungen. Sie zieht einen Wechsel der biographischen Prozessstruktur nach sich. Schuck gelangt in eine besorgniserregende Verlaufskurvenentwicklung. Auch wenn der Ausgang der Konkurrenzdyade nicht den Grund für die Eskalation der Verlaufskurve, sondern nur ein Auslösereignis darstellte, so transportierte sie doch gleichermaßen ein verändertes Bild von der Landkommunenbewegung. Im Interview mit Schuck sind das emotionale Involviertsein und ein gewisses Frustrationspotenzial gegenüber sozialen Prozessen und einzelnen Personen der landkommunitären Gemeinschaft unübersehbar gewesen. Schucks geringe emotionale und von daher auch analytische Distanz zu den Ereignissen der Vergangenheit und Gegenwart erklärt zu einem großen Teil auch, warum er so bereitwillig und ohne dazu aufgefordert zu sein, über die Schwierigkeiten in der Gemeinschaft erzählte. Er ist neben Georg Menze und Susanne Klatt insofern einer der aufschlussreichsten Interviewpartner, als dass er – da mein Interesse rein auf die autobiographischen Materialien gerichtet war –, auch einige Einblicke in die Interna, quasi in das „Betriebswissen“ (Meuser & Nagel 1991/445) einer landkommunitären Gemeinschaft genehmigte.

Im Zusammenhang mit einem solchen, nicht explizit angefragten, sondern implizit dargebotenen Expertenwissen sind auch vereinzelt Aussagen zur Machtproblematik in Landkommunen getroffen worden. So korreliert scheinbar die Konzentration an Macht und Einfluss mit dem Grad der sozialen Differenzierung und Institutionalisierung, den eine Gemeinschaft erreicht hat. Im oben genannten Beispiel stellte die so genannte „Kerngruppe“ das höchste Gremium in der Landkommune mit der größten Entscheidungsgewalt dar. Nicht alle Akteure der Gemeinschaft zählen jedoch zur Kerngruppe, die sich mit ihren Anforderungen und Beschlusslagen relativ leicht über die Interessen von Nichtkerngruppenmitgliedern hinwegsetzen kann. Aber nicht nur hier sind Probleme vorprogrammiert. Ein ebenso hohes Konfliktpotenzial lässt sich in jener Kerngruppe selbst vermuten, insbesondere wenn über ihr kein Schlichtungs- und Kontrollorgan installiert ist. Erhebliche Schwierigkeiten für eine Gemeinschaft können ferner in der Ansammlung von Macht durch Einzelpersonen entstehen. Das häufig in Landkommunen anzutreffende Konsensprinzip räumt der Stimme des Einzelnen großes Gewicht ein und unter gewissen Umständen kann diese Entscheidungsautonomie relativ leicht zum Missbrauch führen. Wird die Macht des Kommunikationsmediums erst einmal erkannt, steigt auch die Gefahr der Willkür. Eine einzelne Person kann mit ihrem Veto ansonsten positiv gestimmte Entscheidungen oder Beschlüsse kippen und so einen ganzen Entwicklungspro-

zess hemmen, verzögern oder gar verhindern. Aus diesem Grund gibt es in der Landkommunenbewegung nicht wenige Meinungen, die das Konsensprinzip lieber früher als später abschaffen würden, wofür man jedoch paradoxerweise erst die Zustimmung aller an der jeweiligen Gemeinschaft beteiligten Akteure benötigt.

Macht und Einfluss einer Einzelperson können im Kontext der laufenden Handlungs- oder Geschäftsfähigkeit einer landkommunitären Gemeinschaft eine Rolle spielen. Prozesse der funktionalen Differenzierung und Spezialisierung können auch hier Ursprung für reichlich Konfliktstoff darstellen. Dahingehend lohnt noch einmal ein Blick auf die Darstellung von *Nils Schuck*. Er beschrieb z.B. ausführlich, wie ein Akteur in der landkommunitären Gemeinschaft eine zentrale Position besetzte (in dem Fall die „*Vermögensverwaltung*“), wobei es die Zeit, die Ansammlung zusätzlicher Aufgaben und das spezielle Wissen um die laufenden Vorgänge mit sich brachten, dass jener Protagonist sich gewissermaßen unverzichtbar machte („dann hab ich ähm maßgeblich dazu beigetragen, dass hier ne Verwaltungsreform stattfand, wir ham praktisch H. entmachtet, H. is nicht mehr ähh Vermögensverwaltung er macht das noch n bisschen, ähh sag mer mal so halb kommissarisch weil er am meisten hier hatte ja, hier hatte ja keiner mehr Durchblick was mit den Finanzen los ist außer H. (..) und so hat er eben auch seine Macht ausgespielt ne, /I: Hmh/ also wenn er gesacht hat also, wir ham kein Geld mehr für irgendwas dann, mussten wir ihm das so glauben nich (..) inzwischen ham mers n bisschen geändert ne, die gesamte Vermögensverwaltung is aufgeteilt und, die Konten werden jetzt noch verteilt und, /I: Hmh/ ja (..) das keine=damit einfach nicht so ne Macht konzert-H. hat ja die Idee gehabt, da is der ne Zeit lang weg gewesen und da hat er die Idee gehabt ähm (..) ähm praktisch in S.-Landkommune so eine Art (..) äh Zentrum der äh das ich kling n bisschen ironisch jetzt ne, ein eine Gruppe der Wahrhaftigen sag ich mal ähh zu gründen die nach ziemlich strengen, ökologischen Richtlinien und spirituellen Richtlinien leben tut (..) [..., Auslassung; d. Verf.] ach so das Entscheidende war, diese Gruppe ironisch der Wahrhaftigen und der Einzigigen, Einzigartigen und so weiter ne die wollten natürlich die Regeln in S.-Landkommune aufstellen (..) und da hab ich gesagt nee das den müssen wir jetzt absägen /I: Hmh/ sonst hat er zu viel Macht und missbraucht die auch=der H. neigt sehr dazu, und er meint das gut er bildet sich ein dass das für alle gut ist ne, aber im Grunde genommen sollen wir nur seine sein sein Weltbild bedienen“; Nils Schuck, 13/47-14/20). In gewissem Maße könnte man hier von einem Anfängerfehler sprechen. Es ist allgemein bekannt, dass komplexe Prozesse und Abläufe flexibel und variabel angelegt sein müssen, dass sie Transparenz und

ein gewisses Maß an Kontrolle benötigen.<sup>51</sup> Sind solche Eigenschaften nicht gewährleistet oder wie in diesem Fall strukturell nur auf eine Person zugeschnitten, steigt das Risiko der Stör- oder Fehleranfälligkeit des Systems, besteht eine Gefahr für den Einzelnen, sich der dauernden Kritik seiner Mitstreiter aussetzen zu müssen. Schucks Vorwurf verbirgt aber weit aus mehr als das. Sein Vorwurf richtet sich ursprünglich an eine Form des Herrschaftswissens, an den Adressaten H., der sich in den Augen Schucks eine egoistische Domäne aufgebaut und Vorteile gegenüber Personen verschafft, denen die Informationen und Abläufe in der „*Vermögensverwaltung*“ nicht zugänglich bzw. geläufig sind. Sein Einfluss in der Gemeinschaft ist gestiegen, und zwar bis zu dem Punkt, dass der Protagonist H. letztlich seine Kompetenzgrenzen überschreitet und neue Maßstäbe für das Zusammenleben ins Spiel zu bringen versucht, die mehr seinen eigenen Wünschen entsprechen, als dass sie von der kritischen Beobachtungsrationalität oder einem veränderten Kollektivbewusstsein der Gemeinschaft ausgehen. Auch hier besteht eine Gefahr für den Solidarpakt, und zwar dann, wenn andere Mitstreiter der Landkommune die Bereitschaft aufbringen, den persönlichen Neigungen und Bestrebungen (Ökologie und Spiritualität) des Protagonisten H. zu folgen und sich so eine neue Gruppe mit eigenen Vorstellungen, Definitionen und Grenzen aus der Kerngemeinschaft herausbilden kann.

### 8.3.2 Einige sozialweltliche Aspekte und Probleme der Landkommunenbewegung

In den Interviews wurden verschiedene Schwierigkeiten erwähnt, mit denen sich landkommunitäre Gemeinschaften auseinandersetzen haben. Die letzten Beispiele lieferten schon einige Problemandeutungen, Hintergründe der Entstehung und Möglichkeiten, wie diese Probleme zutage treten können. Andere soziale Bewegungen sind davon vielleicht in ähnlicher Weise betroffen. Auch sie können sich bestimmten Problemen und Paradoxien nicht entziehen. Doch scheinen die Herausforderungen für die Landkommunenbewegung aufgrund der engen strukturellen Verzahnung von Arbeits- und Lebensprozessen, der kollektiven Lebensform, die ständig gemeinsam organisiert, kommuniziert und praktiziert werden muss, besonders relevant. Auch muss angenommen werden, dass Landkommunen spezifische Formen des Umgangs mit Schwierigkeiten und Paradoxien benötigen. Das scheint notwendig, weil die Probleme in einer Vehemenz wirksam sein können, dass sie Prozesse der sozialen Desorganisati-

---

<sup>51</sup> Die „*Vermögensverwaltung*“ kann in dem Fall als ein relativ vielschichtiges und verantwortungsvolles Aufgabengebiet bezeichnet werden, denn sie beaufsichtigt und reguliert den Umlauf und Transfer von Geldern (Einnahmen, wie Mieten, Gelder der Zweckbetriebe des Vereins, Förderleistungen etc. sowie Ausgaben, wie Investitionen, Gelder für Sanierung, Instandhaltung, Energieverbrauch etc.). Den Verantwortlichen der Vermögensverwaltung könnte man vor diesem Hintergrund durchaus auch als einen ‚Finanzminister‘ bezeichnen.

on, der Entsolidarisierung und inneren Spaltung einer Gemeinschaft hervorrufen können. Im extremen Fall können sie das Prinzip der „ausgleichenden Gerechtigkeit“ (Homans 1968/Kap XII/195-223) außer Kraft setzen und die Existenz einer Landkommune gefährden. Bleiben die Probleme unbearbeitet oder werden sie kaschiert, können im Zusammenleben Irritationen und Folgeprobleme entstehen, deren eigentlichen Ursachen, deren Komplexität und Vielschichtigkeit sich nur noch schwer rekonstruieren lassen. Das Potenzial der Problementfaltung würde dann voll zum Tragen kommen, wenn Probleme und Paradoxien nicht aufgenommen, wenn sie verharmlost, wegerklärt, ausgeblendet oder verschleppt und in andere Auseinandersetzungen hineingetragen werden.<sup>52</sup> Im Folgenden möchte ich thesenartig vier zentrale Probleme herausstellen, die in der sozialen Organisation und Gestaltung einer landkommunitären Gemeinschaft eine Rolle spielen:

These 1: Landkommunitäre Gemeinschaften sind mit dem Problem der sozialen Verbindlichkeit konfrontiert

Manche Informanten haben darauf aufmerksam gemacht, wie die Zusammensetzung und Etablierung der landkommunitären Gemeinschaft durch einige abweichende Orientierungen einzelner Personen oder Personengruppen erschwert wurde. So thematisierte *Menze* z.B., dass in der Gruppenfindungsphase Akteure zugegen waren, die dem Gemeinschaftsprojekt eine pädagogische und soziale Richtung verleihen wollten, was er selbst darauf zurückführte, dass sich diese Personen in Familie oder in allein stehenden Lebenssituationen mit Kindern befunden haben. Anhand der Differenz zu den Akteuren, die sich mit dieser Interessenslage und den entsprechenden Orientierungsschwerpunkten nicht identifizieren konnten, wies *Menze* gleichermaßen auf den Geteiltheitscharakter der Handlungsentwürfe hin. Denn die Gruppe, die mehrheitlich als Einzelpersonen an der Gemeinschaft partizipierte, war vornehmlich am Aufbau der ökonomischen Strukturen und an der Entstehung von Arbeitsplätzen in der Landkommune interessiert („inzwischen waren wir ne Truppe von 15 Leuten so, /I.: Mhm/ andere sind dann wieder weggegangen (..) abgespalten, (..) die uns vorwarfen wir hatten nichts mit Kindern am Hut (..) und so, es war wirklich komisch die die machen wollten waren mehr so

---

<sup>52</sup> Die sorgfältige Aufnahme dieser Probleme könnte ihrem Wesen nach mit einem, der quasi professionellen Beratungs- oder auch Supervisionspraxis vergleichbaren kommunikativen Arbeitsrahmen verbunden sein (z.B. in Form von Balint-Gruppen; Balint 1965). Das Bedürfnis einer Gemeinschaft nach Selbstreflexion und Selbstvergewisserung sollte dabei sowohl Ausgangspunkt sein als auch die faktischen sozialen Prozesse mit sich führen, drängende Fragen und Probleme aufzuspüren, diese zu verbalisieren und der Situation angemessen zu bearbeiten. Auch könnte hier ein sympathisierendes, kritisches Umfeld eine wichtige Rolle spielen, wenn es darum geht, soziale Prozesse, die man in der Gemeinschaft selbst vollzieht, aus unterschiedlichen Blickrichtungen zu beobachten. Außenstehende Personen, die sich eine Gemeinschaft bewusst heranziehen kann, haben den Vorteil, dass sie an den Prozessen der Gemeinschaftsbildung nicht regelmäßig und so tief partizipieren und von daher für eine kritische Betrachtung und Rückkopplung geeignet scheinen.

Singles und wenig Kinder und die nicht machen wollten also die dann so zurücktraten das war so mit vielen Kindern und so, die hatten so viel mit Pädagogik und Sozialem am Hut und naja und-“; Georg Menze, 13/3-8). In einem anderen Fall beschrieb *Susanne Klatt*, wie sie im Rahmen ihrer Nachforschungen auf eine Landkommune stieß, die ihr die Möglichkeit eines Einstiegs (da sie allein erziehend mit Kind war) von vornherein verwehrte („ich hatte schon damals bei DT 64 mal was gehört über Kommune Na., hab ich auch hingeschrieben, ähm die naja hätt ich zum Besucherwochenende kommen können, die wollten aber keine allein stehenden Mütter mit Kindern haben, was ich heute auch gut verstehe oder verstehen kann so (..) hmm“; Susanne Klatt, 8/43-47).<sup>53</sup> Klatt, die das Kriterium der Absage sicher wenig nachvollziehen konnte, die aber, mit der landkommunitären Erfahrung im Rücken, heute Verständnis für die damalige Ablehnung zeigt, wirft ein zentrales Problem der Landkommunenbewegung auf: das Problem der sozialen Verbindlichkeit. Zum einen ist dieses Problem der personellen Fluktuation geschuldet, von der Landkommunen allgemein betroffen sind. Zum anderen entsteht ein Problem der mangelnden Verbindlichkeit dadurch, dass die Identifikation mit dem Landkommunenprojekt, das individuelle Engagement und die Hingabe eines jeden Einzelnen höchst unterschiedlich erfolgen und z.T. auch erfolgen müssen. Ein Grund, sich im Vergleich zu Einzelpersonen weniger für die Belange der Gemeinschaft einzusetzen, kann darin bestehen, dass eine allein erziehende Person für ihre beiden Kinder sorgen muss oder eine fünfköpfige Familie obendrein einen Familienalltag zu organisieren hat. Anders gesagt, die jeweils spezifische Einbindung in ein primäres Bezugssystem, wie das der Familie, begrenzt auf ganz natürliche Weise den Spielraum für individuelles Engagement in der Gemeinschaft. Es ist nur zu vermuten, dass sich in Partnerschaft oder Familie lebende Akteure, mitunter sogar bestimmten Anforderungen und Erwartungen entziehen müssen, um ihre Privatsphäre schützen und einen geregelten Familienalltag aufrechterhalten zu können. Allein stehende Akteure hingegen, die lediglich für sich selbst Verantwortung tragen, können ihre Gestaltungskraft stärker in die Gemeinschaft einbringen. Sie erkennen, dass sich Verbindlichkeiten, wie es z.B. Arbeitsprozesse in der Tierhaltung oder im Ackerbau erfordern, untereinander viel eher herstellen lassen als mit Akteuren, die in familiärer Verantwortung stehen. Immerhin können ständig abspringende oder wechselnde Mitarbeiter zu einer erheblichen Gefährdung des aufgebauten Wirtschaftssystems werden. Mangelnde Verbindlichkeiten und Routinen können in der Außenwahrnehmung der Landkommune den Eindruck eines chaotischen Durcheinanders erwecken, ihre Beteiligten können einen schildbürgerhaftes Antlitz erwerben oder der Bummelanz verdächtigt werden („es ist sowohl für die Teilnehmenden als auch für die die uns betrachten

---

<sup>53</sup> Man könnte hier auch von einer Gegensatzanordnung familienfreundlich/familienfeindlich sprechen.

zu sehr experimentell, /I.: Ja/ und es ist jedem selbst überlassen wie er das Experiment wertet sowohl hier innen als auch die uns Betrachtenden, man kann jetzt hier innen sagen das ist chaotisch und die die uns betrachten die sagen s sowieso es is chaotisch, es ist da wenig Vorbildcharakter da, ich kenn ja viel die Stimmung hier im Umfeld ne dadurch das wir hier im Umkreis vermarkten, (...) hat ja n schlechten Ruf n schlechtes Bild“; Georg Menze, 29/17-23). So lässt sich unter seinesgleichen eher Vertrauen schöpfen, als zu Personen, deren sozialer Bezugskreis bereits festgelegt ist bzw. als festgelegt wahrgenommen wird. Singles dürften, eben weil die Einbettung in ein engeres soziales Bezugssystem fehlt, viel stärker der Programmatik und dem Zugriff der Landkommunenbewegung ausgesetzt sein. Sie sind dafür prädestiniert, den wenigsten Abstand gegenüber der sozialen Bewegung zu entwickeln. Im extremen Fall kann die Identifikation mit der Landkommunenbewegung dazu führen, dass Akteure mit der sozialen Bewegung `eins` werden, dass sie praktisch mit der Bewegung `verschmelzen`. Vor dem Hintergrund dieses Phänomens, eröffnet sich ein weiteres Problem der landkommunitären Bewegung – das Problem der Überforderung anderer.

These 2: Die Anforderungen und Erwartungen einzelner Protagonisten können das Problem der Überforderung anderer hervorrufen

Eine `Verschmelzung` kann auf den hohen Grad der Identifikation einer Person mit der kollektiven Idee und dem kollektiven Sinnsystem der landkommunitären Bewegung zurückgeführt werden.<sup>54</sup> Akteure, die sich für die Themen der Landkommunenbewegung in fast selbstverschwenderischer Weise hingeben, können für eine Gemeinschaft eine zentrale Funktion in mehrerlei Hinsicht einnehmen: Häufig gehen von ihnen Initiativen aus, neue Entwicklungen und Prozesse in der Gemeinschaft anzuschieben. Überidentifikation und Engagement dieser Protagonisten sind nicht selten damit verbunden, dass sie sich zu Wortführern aufschwingen, die ihre Überzeugungen im Sinne der gemeinsamen Sache kundtun. Für Akteure, die sich dem Gemeinschaftsleben neu anschließen, können diese Protagonisten eine wichtige Identifikationsfigur darstellen. Meist sind sie es, die die Debütanten `an die Hand` nehmen, sie ermutigen und in die sozialen Prozesse und Abläufe einer Gemeinschaft einsozialisieren. Gleichermäßen können sie Neulinge aber auch moralisch traktieren, indem sie sie ständig auf ein vermeintli-

---

<sup>54</sup> Das kann auf der Basis von sozialen Prozessen geschehen, bei denen der Akteur kaum noch Unterschiede zwischen seinen Vorstellungen von der eigenen Ich-Identität und der kollektiven Identität der Gemeinschaft macht. Der Akteur liegt einer Tendenz auf, sich selbst und die weitere Entwicklung seiner subjektiven Identität für die Belange der Landkommunenbewegung zurückzustellen oder diese gar aufzugeben. Vorausgesetzt die Person verfügt nicht über grundsätzlich widersprechende Erfahrungen, stehen Ich-Identität und Wir-Identität in einem harmonischen Verhältnis, das letztlich nur noch wenige Differenzen oder voneinander abweichende Orientierungen aufzuweisen hat.

ches Fehlverhalten hinweisen.<sup>55</sup> Sie besitzen ebenso die Fähigkeit, alteingesessene Landkommunarden für innovative Neuerungen und kollektive Wandlungsprozesse zu begeistern und mitzureißen. Häufig leisten jene Protagonisten die wichtige Stimmungs- und Atmosphärenarbeit, insbesondere wenn eine Landkommune von größeren Krisen eingeholt oder bedroht wird. Ihre Überschussmotivation und leidenschaftlicher Einsatz können jedoch auch problematisch sein. Zum einen kann ihnen der Vorwurf entgegnet werden, dass ihr überzogener Realitätsbezug, den Grundsatz der Gleichberechtigung und die Akzeptanz der Verschiedenartigkeit der Personen einschränkt, wenn nicht sogar missachtet. Mit ihrer fraglos gegebenen Deutungs- und Durchsetzungskompetenz wird ihnen ein heimlicher Macht- und Führungsanspruch unterstellt. Dann heißt es, sie würden das „Zepter [...] in die Hand“ (Georg Menze 13/15-16) nehmen, die Geschicke der Gemeinschaft lenken und bisweilen andere Personen für ihre Vorhaben und Zwecke instrumentalisieren. Ihr Wirken kann allemal Auslöser von Turbulenzen, Auseinandersetzungen oder tiefer gehenden Konflikten sein und schließlich sogar zur Bildung rivalisierender Fraktionen in der Gemeinschaft bis hin zur Abspaltung oder dem Weggang eines ganzen Akteurbündels führen.<sup>56</sup> Zum anderen können Probleme entstehen, wenn ein Protagonist dazu neigt, seine eigenen, eng an die Sinngrundlagen der sozialen Bewegung geknüpften Erwartungen und Ansprüche zu generalisieren, wobei dann häufig moralische Argumentationsschemata zum Einsatz kommen. Personen, die vergleichsweise weniger dem Zugriff der Landkommunenbewegung ausgesetzt sind, können unter Rechtfertigungsdruck durch jenen Protagonisten geraten, für den der Aktivitätsrahmen einer Landkommune erheblich bedeutsamer ist. Unter diesen Vorzeichen besteht die Gefahr, dass Protagonisten mit Forderungen und Ansprüchen an andere Akteure der Gemeinschaft herantreten, die diese nicht einzulösen bereit oder aus verschiedenen Gründen nicht einzulösen imstande sind. Protagonisten haben häufig Unterscheidungsschwierigkeiten zwischen individuellem und kollektivem Leben. Im extremen Fall wahren sie keine Distanz mehr zu anderen Gemeinschaftsmitgliedern, in dem sie Grenzen überschreiten und sich in ihre Privatangelegenheiten einmi-

---

<sup>55</sup> Unweit zurückliegend erzählte mir ein Landkommunarde, dass er unter der Dusche fast schon böswillig angegriffen wurde, weil er während des Vorgangs, sich einzuseifen, das Wasser nicht abgestellt hatte. Im Rahmen der kurzen Interaktionssituation wurde der Neuling zur Rede gestellt, ob er denn eine besondere Begründung für den unnötigen Wasser- und Energieverbrauch hätte. Um mögliche Missverständnisse zu vermeiden: Mir geht es bei solchen Protagonisten, wie auch bei den Transmittern, nicht darum, sie anzuschwärzen oder moralisch zu verurteilen, sondern darum, ihre spezielle Habitusform herauszuarbeiten, die im Kontext einer moralisch sensibilisierten Landkommunenpraxis einen großen Stellenwert, eine wichtige Funktion und Rolle für andere Personen einnimmt.

<sup>56</sup> In diesem Zusammenhang ist das Thema Gruppendynamik in Landkommunen überhaupt ein interessantes Phänomen. Die sozialen und zwischenmenschlichen Prozesse in einer Gruppe geben schließlich Auskunft darüber, ob es einer Landkommune gelingt, >Gemeinschaft< herzustellen, Konflikte untereinander fair zu kommunizieren, Interessen und Bedürfnisse auszuhandeln und >Gemeinschaft< als Prozessgeschehen zu verstehen, das gestaltet, interpretiert und reflektiert werden will. Nach meinen Recherchen scheint dies vor allem deshalb interessant, weil Landkommunen ein hohes Reibungs- und Konfliktpotenzial mit sich führen. So kann z.B. gegenseitige Akzeptanz schnell in Nähe zwischen Bewunderung und unverhohlenem Hass umschlagen. Anfängliche Sympathien zu Personen oder Personenkreisen können je nach Interessenslage oder Stimmung kippen. Fest geglaubte Koalitionen können zersplittern, neue Bündnisse können entstehen, sogar mit Personen, die zuvor noch Gegenspieler darstellten.

schen. Obgleich Protagonisten häufig Innovationen und neue Entwicklungen initiieren, können ihre Avantgardemoral, ihre Schnelligkeit und ihr ungebremster, voluntaristischer Drang, die Gemeinschaft in Bewegung zu halten, für andere Personen äußerst anstrengend werden. Ihr Metier ist das Suchen, sind die Prozesse des Entwickelns und findigen Experimentierens, die ihre Arbeit motivieren und die der sozialen Bewegung Lebendigkeit und Dynamik verleihen. Diese Programmierung permanenter Betriebsamkeit und Innovationsbereitschaft ist es aber gleichermaßen, die es einer Gemeinschaft auf Dauer erschweren kann, mit jenen ruhelosen Personen auszukommen. Denn Prozesse der Innovation und Wandlung implizieren immer einen Gegensatz zur strukturellen Ordnung und den notwendigen Routinen des Alltagslebens.<sup>57</sup> Mangelnde Routinen in der Organisation und Gestaltung einer Landkommune können nicht nur zur Nachlässigkeit oder Dissoziation sozialer Ordnung führen. Eine landkommunitäre Gemeinschaft kann sich durch ständige Innovationen und Wandlungen auch sehr weit von ihren ursprünglichen Sinngrundlagen entfernen. Das kann z.B. passieren, wenn man sich von der Subsistenzperspektive und damit vom Anspruch der funktionalen Allzuständigkeit löst. Neuerungen und Prozesse der Wandlung können ebenso auch durch einen Wechsel des Personals in einer Landkommune verursacht werden.

### These 3: Das Problem der funktionalen Allzuständigkeit und des wechselnden Personals

Zum Selbstverständnis der Landkommunenbewegung zählt, dass man Eigenverantwortung und Selbstbestimmung für viele Bereiche übernehmen möchte, die sonst die Funktionssysteme der Gesellschaft erfüllen (Wirtschaft, Recht, Kultur, Kunst, Medizin, Erziehung und Bildung etc.).<sup>58</sup> Dieses Selbstverständnis glaubt man in der Subsistenzperspektive einlösen zu können. Häufig ließen sich in den Interviews jedoch Hinweise darauf finden, dass die Personen mit dem Anspruch der funktionalen Allzuständigkeit überfordert waren. Zum einen betraf das ein Gefühl, sich für die unterschiedlichen Funktionsbereiche (Verwaltung, Kinderbetreu-

---

<sup>57</sup> Mit Berger & Luckmann ließe sich auch davon sprechen, dass „die Wirklichkeit der Alltagswelt sich selbst dadurch sichert, daß sie sich in Routinen einbetten läßt“ (Berger & Luckmann 1987/159.) Überhaupt scheinen Landkommunen von zwei Arbeitslinien, einerseits Routineprozessen, andererseits Innovations- und Gestaltungsprozessen durchdrungen. Während sich erste auf bodenständige *Linienarbeit* beziehen, sind die Entdeckung und das Erleben von Neuen häufig mit *Projekt- und Entwicklungsarbeit* verbunden, die auch die entsprechende Offenheit, Kreativität, die Aktivitäten und Kompetenzen für eine spontane Situationsgestaltung und Situationsanalyse benötigen.

<sup>58</sup> Ein wesentlicher Punkt in der Programmatik der Landkommunenbewegung: Die Verantwortung und Verantwortungsverteilung soll nicht an die Gesellschaft abgegeben, sondern selbst übernommen werden. Es reicht ein kurzer Ausschnitt aus einem der Leitbilder, um das zu illustrieren: „Es geht darum, die wesentlichen Arbeits- und Lebensgrundlagen wie Nahrung, Wohnung, Energie, Wasser etc. möglichst lokal oder regional zu schaffen. Es geht auch darum, Arbeit mit Freizeit, d.h. mit Kultur, Bildung, Kindern, Kunst, Feiern etc. so zu verbinden, daß unnütze Transporte, Wege, Energie und Materialaufwendungen wegfallen“ (Projektgemeinschaft Pommritz/Verein Neue Lebensformen 2000/4). Das Verantwortungsspektrum wird ersichtlich, wenn man sich vor Augen führt, welche Aspekte oder Bereiche damit abgedeckt werden sollen: Ernährung, Gesundheit, Kleidung, Energie, Wasser, Küche und Hauswirtschaft, Sanitär, Heizung und Elektrik sowie Kultur, Kommunikation, Erziehung und Bildung. Das benötigt nicht nur personellen Aufwand und Beständigkeit, sondern auch die entsprechenden beruflichen Qualifikationen, Fähigkeiten und Kompetenzen.

ung, Schule, Handwerk, Landwirtschaft, Hauswirtschaft, Küche etc.) zu zerreißen. Zum anderen hatte man am Ende des Tages nur dürftige Erträge oder Resultate der Arbeit zu verbuchen. Das Übermaß an Arbeit, das die Subsistenzperspektive fordert, will man möglichst alle Funktionsbereiche abdecken (einige Subsistenzbefürworter behaupten das Gegenteil!), kann im Laufe der Beteiligung an einer Landkommune mit Effekten der Desillusionierung einhergehen. Allemal kann der subjektive Eindruck entstehen, Subsistenzarbeit sei eine Sisyphosarbeit, die man kaum erledigt, wieder von vorne beginnen muss. Doch gerade das kennzeichnet ein System, das darauf angelegt ist, das >Bestehende durch sich selbst<sup>59</sup> zu erhalten. Dazu kommt, dass viele Arbeiten im Verborgenen liegen, z.B. hauswirtschaftliche Verrichtungen oder Verwaltungsaufgaben. Hingegen liegen in anderen Arbeitsbereichen sichtbare Ergebnisse auf dem Tisch, so z.B. in der Landwirtschaft oder im Handwerk. Die Berücksichtigung von Gemeinschaftsaufgaben oder überhaupt, wie man die Kategorien >Arbeit< und >Leistung< bewertet, ist ein sensibles Thema in der Praxis von Landkommunen. Unterschiedliche Bedürfnisanprüche können ebenfalls ein Problem hervorrufen, denn die Subsistenzperspektive konzentriert sich überwiegend auf einen kontraktiven Lebensstil mit weitgehendem Verzicht auf die Warenwelt. Nehmen Prozesse der funktionalen Differenzierung, Arbeitsteilung und Spezialisierung zu, kann das in der Konsequenz bedeuten, dass andere Arbeitsbereiche, die mühsam aufgebaut worden sind, wieder heruntergefahren, vernachlässigt oder ganz ausgespart werden müssen.

Eine Landkommune verändert sich auch mit dem Zuwachs an Personen, die neue Themen einbringen, für deren Berechtigung und Aufnahme sie kämpfen. Andere Personen hingegen, die etwas aufgebaut haben, verlassen die Landkommune wieder und mit ihrem Weggang werden Arbeitsbereiche oftmals nicht übernommen und weiter geführt. Von der Seite her betrachtet, sind Prozesse der Wandlung des kollektiven Organismus auch immer mit einer Verpuffung von finanziellen und kreativen Ressourcen verbunden. Im Rahmen des Personalwechsels können sich Ziele und Aufgabenspektrum einer Landkommune verändern. Dabei sind rigorose Auseinandersetzungen zwischen der alteingesessenen und der neuen Generation<sup>60</sup>, zwischen einem aktiven und dem konservativen Lager, nicht auszuschließen. Häufig drängen nachfolgende Akteure darauf, alte Errungenschaften abzustreifen, bestehende Strukturen und

---

<sup>59</sup> Die lateinische Übersetzung für >Subsistenz<.

<sup>60</sup> Mit der begrifflichen Verwendung >Generation< orientiere ich mich hier nicht am „Problem der Generationen“, wie es vor allem von Karl Mannheim (1921/1964a) herausgearbeitet worden ist und wie es heute in den Sozial- und Geisteswissenschaften mit dem gleichzeitigen Aufeinanderstoßen unterschiedlicher Lebensalter, Lebensepochen, Lebens- und Erlebniseinstellungen, Identitätswürfen sowie kulturell geformter Denkrichtungen untersucht wird. >Generation< meint hier die plötzliche oder schleichende Ablösung des Personals in Landkommunen, meint die Gruppe der nachrückenden Akteure, die zeitlich später als Akteure der Ursprungsgemeinschaft in das Geschehen eingreifen, während Beteiligte vom Anfang, die Landkommune schon wieder verlassen haben können. Insofern ließe sich schlicht auch von einer Ursprungs- und von einer Nachfolgeneration sprechen. Unabhängig davon – und das betrifft nun wieder den Argumentationskontext Mannheims –, ist in der Landkommunenbewegung, ähnlich wie in anderen sozialen Bewegungen, immer eine Generationslagerung positioniert.

Regeln zu verändern bzw. neue einzuführen. Dadurch entsteht ein erhöhter Aufwand bei gleichlaufender Missachtung der kollektiven Erfahrungswerte und Innovationsleistungen der Ursprungsgeneration. Im umgekehrten Fall, d.h. wenn sich die Ursprungsgeneration, das konservative Lager, behauptet, entsteht die Frage, ob sich in der Gemeinschaft ein Reziprozitätsverständnis zwischen den beiden Generationen herstellen lässt, ob die erfahrenen Landkommunarden den anderen Beteiligten eigene Plätze und Ideen einräumen, ob sie ein Maß an Selbstkontrolle und Verantwortung abgeben können oder ob die Neueinsteiger nur im Sinne der alten Ordnung und etablierten Praxisformen funktionieren sollen. Die Eskalationsmechanismen zwischen den beiden Lagern steigen, wenn sich die Ursprungsgeneration an Machtansprüche klammert und sie das Neue durch Reglementierungen überformt, entmündigt oder sie nur zu billigen, uneinsichtigen Kompromissen bereits ist, die ihre Vormachtstellung nicht gefährden. Die Dominanz eines eingeschliffenen Praxiswissens kann Prozesse der Entwicklung und Wandlung einer Landkommune bremsen. Besteht die Bereitschaft, Kompromisse auszuhandeln, alte Reglements der neuen Ereignis- und Situationslage anzupassen, sie zu modifizieren oder zu überwinden, neue Ideen und Konzepte in das kulturelle System zu integrieren, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sich ein kollektiver Wandlungsprozess auch ganz spezifisch organisieren lässt, dass gemeinsame Arbeitsformen und Kommunikationsarenen entwickelt werden können, dass eine gemeinsame Perspektive in der Verstehbarkeit, d.h. im Rahmen der Beschreibung gemeinsamer sozialer Bedingungen wirksam werden kann (vgl. Mead 1969/219).

These 4: Prozesse der kollektiven Wandlung einer Gemeinschaft können mit dem Sinn- und Orientierungssystem der Landkommunenbewegung kollidieren

Trägt eine landkommunitäre Gemeinschaft dynamische und in sich bewegliche Züge, so eröffnet dies im Laufe der Zeit die Möglichkeit unerwarteter Entwicklungen und Veränderungen. Ist die Gemeinschaft in der Lage Innovationen und kreative Prozesse zu gestalten, kann sie sich in solchen Momenten ihres dynamischen Charakters bewusst werden, kann sich ihre Elastizität und Lebendigkeit bewahren. Im Prozess des Fremden, dem Ungewissheit, Neugierde, Interaktion, Innovation und Ausprobieren zugrunde liegt, wird Neues hervorgebracht, Neues entdeckt, werden häufig überhaupt erst kreative Veränderungsprozesse angeschoben, gestaltet und durchlebt (Dewey 1934/1998/Kap. III u. IV; Schütze 1991, 2001). Bestimmte Konstellationen und Strukturen der sozialen Organisation einer Landkommune müssen überwunden werden, wenn sie den Bedingungen einer neu eingetretenen Situation nicht mehr entsprechen. Mit voran-

schreitender Entwicklung einer Gemeinschaft können sich einst bewährte soziale und organisatorische Binnenstrukturen als überholt und nicht mehr tragfähig herausstellen. Darüber hinaus, gehen Wandlungsprozesse mit einer Veränderung von Zielen und Ansprüchen einher. Sie können die Gemeinschaft zu einer Neubewertung und Neudefinition der Vorstellungen ihrer kollektiven Identität zwingen. Dabei dürften sich zwei Aspekte besonders problematisch auf die Prozesse der Gemeinschaftsbildung auswirken: Erstens, wenn sich Akteure der ideologiegeplagten Vorstellungen und Orientierungen der Landkommunenbewegung nicht entledigen können, sie quasi in den psychischen Strukturen einer „partikularen Ideologie“ (Mannheim 1985) gefangen bleiben<sup>61</sup>, und zweitens, wenn die Gemeinschaft eine Richtung einschlägt, die aus diesen und vielleicht auch aus anderen Gründen nicht von allen Mitlebenden geteilt wird.

Im Rahmen kollektiver Wandlungsprozesse stellt sich die Frage nach der Legitimität und Festlegung von Inhalten, Aktivitäten und Grenzen neu. Massiv drängt sich das Problem in den Vordergrund, wenn eine Gemeinschaft oder eine Gruppe innerhalb einer Gemeinschaft, die abgesteckten Grenzen dessen, was die Landkommunenbewegung in ihrer Vorstellung und Selbstdefinition ausmacht, verletzt oder überschreitet.<sup>62</sup> Dahingehend lohnt noch einmal ein Blick auf die Landkommune Z. und den dort ausgetragenen Konflikt, wie ihn die beiden unterschiedlichen Perspektiven von Menze und Klatt repräsentiert haben: Hier bestand die Grenzverletzung darin, dass sich die landwirtschaftliche Produktion nicht mehr den Bedürfnissen der Subsistenzgemeinschaft verpflichtet sah. Umgedreht mussten sich jene Akteure immer wieder der Kritik ihrer markt- und erwerbswirtschaftlichen Beteiligung aussetzen. Der Landkommune ist es letztlich nicht gelungen, Prozesse der subsistenzwirtschaftlichen Lebensweise und Prozesse der Organisation eines komplexen landwirtschaftlichen Betriebes unter ein Dach zu bringen. Natürlich kann man in dem Fall fragen, warum die Gemeinschaft ein solches Grundproblem wie Markt und Subsistenz nicht hinreichend in ihre Überlegungen einbezogen hat. Es kann überlegt werden, warum sie vor dem geschichtsträchtigen Hinter-

---

<sup>61</sup> Karl Mannheim hat eine Abgrenzung der beiden seinstranszendenter Vorstellungen von >Utopie< und >Ideologie< herausgearbeitet. Während >Utopie< als „jene wirklichkeitstranszendente Orientierung [verstanden wird; d. Verf.], die in das Handeln übergehend, die jeweils bestehende Seinsordnung zugleich oder teilweise sprengt“ (Mannheim 1985/169), überschreitet >Ideologie< das menschliche Maß und die menschlichen Fähigkeiten. Nach Mannheim bezieht sich >Ideologie< immer auf das absolut Unmögliche und macht das dem utopisch zugrunde liegende Mögliche und emanzipatorische Potenzial unmöglich (vgl. Mannheim 1985/171). Mannheim unterscheidet zwei Bedeutungen von >Ideologie<: Die erste Bedeutung fasst er unter dem Begriff der *partikularen Ideologie* zusammen. Sie ist überwiegend auf einer psychologischen Ebene angesiedelt, in dem ihre Skala von der bewussten Lüge bis zur Selbsttäuschung reicht. *Totale Ideologie* bezieht sich indessen auf ein historisches Zeitalter, eine soziale Gruppe (Klasse), die mit einer totalisierten Eigenart oder Beschaffenheit („totalen Bewusstseinsstruktur“) ausgestattet ist. Hier wird die gesamte Weltanschauung, einschließlich des kategorialen Apparates, in Frage gestellt und der Einzelne wird in der Ausschließlichkeit eines totalitären Gesamtsystems aufgenommen bzw. funktionalisiert (vgl. Mannheim 1985/54-64).

<sup>62</sup> Oder etwas treffender gefragt: „Was liegt eindeutig drinnen [in der sozialen Welt, welche Aktivitäten oder Produkte sind also für den Charakter einer sozialen Welt repräsentativ und ihm angemessen; d. Verf.], was draußen, und welche Plazierungen sind nicht ganz klar?“ (Strauss 1982; Übersetzung von Gerhard Riemann, S. 22). Die Frage nach den Plazierungen und deren Einschätzungen scheint dabei von besonderem Interesse, weil ihr vielfach ungeklärter oder auch doppeldeutiger Definitionsstatus häufig zu Verwirrungen, Paradoxien und Debatten führt.

grund von knapp zweihundert Jahren landkommunitären Erfahrungen<sup>63</sup> nicht sachkundiger und vielleicht nüchterner mit den eigenen Ressourcen umzugehen wusste und ihre Herangehensweise mit einer gehörigen Portion Selbstverblendung verbunden war. Eine erste Antwort ist die, dass man vor dem Hintergrund der Programmatik der Landkommunenbewegung (als einer gesellschaftlichen Gegenbewegung<sup>64</sup>) überhaupt nicht in Richtung Professionalisierung und beruflicher Differenzierung gedacht hat, mehr noch, dass man diese Entwicklungen eigentlich verhindern wollte, auch wenn solche Prozesse dann faktisch abgelaufen sind. Hingegen wurde versucht, das Problem des Selbstversorgungsanspruchs und der Marktorientierung mit einem Entweder-oder-Schematismus zu beantworten. Dabei wäre nicht auszuschließen gewesen, dass die Landkommune auf der Basis der Zusammenführung neuer beruflicher Kompetenzen und Entwicklungen auch neue Formen der organisch-solidarischen Teamarbeit hätte hervorbringen können. Ein zweiter Punkt besteht darin, dass der Gemeinschaft entsprechende Analysefähigkeiten sowie ein Verständnis für Paradoxien gefehlt haben. Sie hat keine Strategien und Formen der differenzierten Auseinandersetzung und Bearbeitung der Probleme, wie sie mit dem Verlauf des Wandlungsprozesses verbunden waren, gefunden. Dabei zeigte gerade ihr Beispiel, wie sehr man gezwungen war, mit der Außenwelt wirtschaftlich in Kontakt zu treten, um überhaupt den Aufbau der Gemeinschaft gewährleisten und dem Verfall der Hofgebäude entgegen wirken zu können. Dazu kam drittens, dass die Landkommune mit der Inanspruchnahme einer langfristigen Förderstruktur gleichermaßen einen Mechanismus ins Rollen brachte, der ständige Verpflichtungen gegenüber der umgebenden Gesellschaft vorsah, was sich mit dem geschlossenen Wirtschaftskreislauf nicht einlösen ließ und offensichtlich nicht hinreichend bedacht worden ist. Und viertens, existierte im Fall der Landkommune keine gemeinsame transzendente Orientierung, die im Sinne eines Rückhaltemechanismus hätte wirken können bzw. auf die man sich bei allen natürlichen kollektiven und individuellen Entwicklungen hätte zurückbesinnen und wieder einstimmen können (z.B. einen Religionsbezug, wie in klösterlichen Gemeinschaften, puritanisch-protestantischen Religionsgemeinschaften und Gemeinschaftssiedlungen, den Amish, Mennoniten, Hutterern etc.; vgl. dazu detailliert Schempp 1969/insbes. Kap. V und VI/13-148, 149-226).

Andere Landkommunen dürften vor ganz ähnlichen Finanzierungssorgen stehen, sofern sie sich langfristig einer Öffnung nach außen verschließen und der Illusion aufliegen, sich unter heutigen Bedingungen vom Rest der Gesellschaft abkoppeln zu können. Fragen nach der Ökonomie und den Prozessen der kollektiven Wandlung von Landkommunen beinhalten

<sup>63</sup> Hier ausgehend von den ersten landkommunitären Experimenten am beginnenden 19. Jahrhundert in England und Nordamerika (z.B. Robert Owens Baumwollspinnerei „New Lanark“ und die kommunistische Siedlung „New Harmony“ 1825).

<sup>64</sup> Immerhin wollte man ja gerade soziale Lebens- und Wirtschaftsformen erproben, die nicht den Gepflogenheiten der gängigen ökonomischen Praxis und des Lohnarbeitsbasierten Berufslebens entsprechen.

der Tendenz nach einen dilemmatische Kern. Sie fordern eine Gemeinschaft heraus, über die Sicherung und über Möglichkeiten ihrer Existenz nachzudenken, wobei sie gleichermaßen bemüht sein muss, ihre eigenen Sinn- und Legitimationsgrundlagen als kommunitäres Projekt und Teil einer sozialen Bewegung nicht aufs Spiel zu setzen. In der landkommunitären Praxis wird es immer eine Konfliktsituation zwischen ideellen Werten und materiellen Interessen und Zwängen geben. Ihr kann nur durch ein wachsendes Verständnis für Paradoxien, Fehlerquellen und Störanfälligkeiten, durch ständige Bearbeitungsschemata sowie durch eine fortlaufende Aushandlungs- und Kontraktarbeit begegnet werden.

## **8.4 Zur Bedeutung von Landkommuneerfahrungen für die Identitätskonzeption und biographische Entwicklung**

### **8.4.1 Die unübersehbare Schnellebigkeit von Einstieg und Ausstieg**

Verschiedene empirische Indizien sprechen dafür, dass Landkommunen eine hohe *personelle Fluktuation* zu verkraften haben. Diese Fluktuation beeinflusst oder ermöglicht auf der einen Seite kollektive Wandlungsprozesse, sorgt auf der anderen Seite aber auch für einen Verschleiß von Arbeitskräften, eine Verpuffung von Arbeitsleistungen und gemeinsam verbuchten Erfolgen, von finanziellen und kreativen Ressourcen und der 'Lebensenergie', die Personen in Landkommunen eingebracht haben. Nebenbei möchte ich bemerken, dass allein von den Akteuren, deren lebensgeschichtlichen Verläufe hier in der Arbeit ausführlich dargestellt sind oder auf deren biographische Erfahrungen ich verkürzt Bezug genommen habe, fünf Personen heute nicht mehr in der oder einer anderen Gemeinschaft leben. Fast alle ehemaligen landkommunitären Akteure leben in Familie oder einzeln, ausschließlich in Großstädten. Ein Akteur, den es aus beruflichen Gründen vorübergehend in eine westdeutsche Stadt verschlagen hatte, ist nach drei Jahren in die gleiche Landkommune zurückgekehrt. Bei einem Informanten habe ich den derzeitigen Aufenthaltsort nicht mehr nachrecherchiert. Lediglich bei einer Person steht fest, dass sie heute noch in der gleichen Landkommune lebt, in der ich sie damals interviewt habe.

Einen eindeutigeren Befund zur Fluktuation in Landkommunen liefert die Analyse des kollektiven Einzelfalls, die ich aus systematischen Gründen – damit sie den logischen Gesamtaufbau der Arbeit nicht irritiert –, in den Anhang verwiesen habe (Punkt 5; Porträt einer

landkommunitären Gemeinschaft).<sup>65</sup> Das soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Untersuchung, die sich dem kollektiven Entwicklungsprozess einer Landkommune über einen Zeitraum von zehn Jahren widmet, eine wichtige Bedeutung einnimmt, wenn man sich mit der Frage der Fluktuation in Landkommunen beschäftigt. Im Rahmen dieser Studie habe ich das Kriterium der Abwanderung einmal näher unter die Lupe genommen, in dem ich die Verweilzeiträume der Akteure in der Landkommune dokumentierte.<sup>66</sup> Die folgende Grafik gibt dahingehend Auskunft:

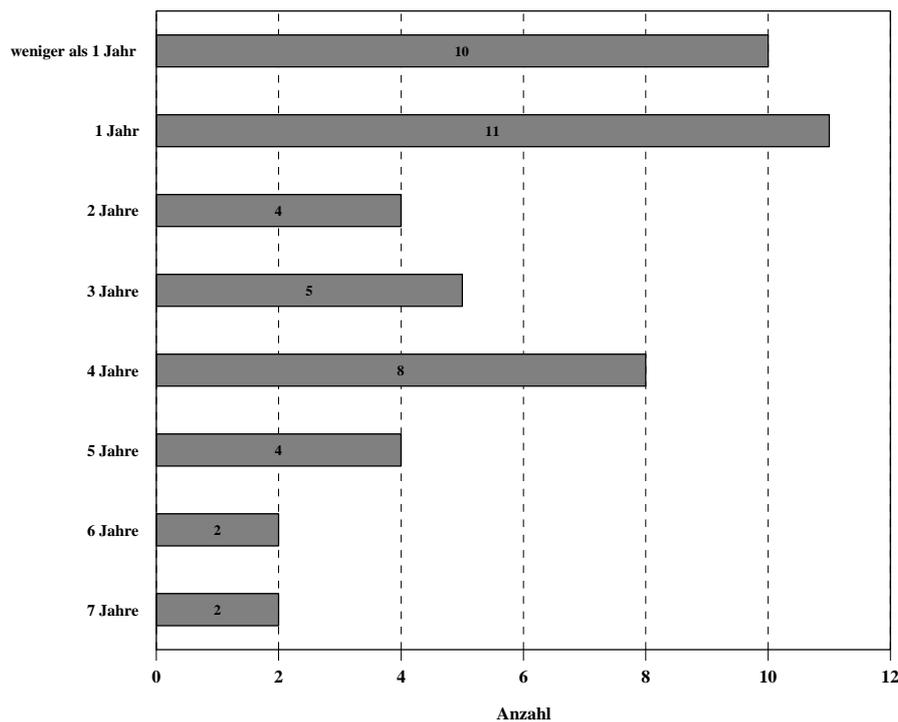


Abb. 4: Verweildauer aller ehemaligen Projektmitglieder in der Landkommune „LebensGut“ Pommritz (n=46).<sup>67</sup>

Der Aspekt der Fluktuation weist auf Probleme hin, die in den Relevanzbereich der sozialen Welt der Gemeinschaft fallen. Natürlich sagt die Grafik nichts über die kollektiven Schwie-

<sup>65</sup> Dazu eine aufklärende Erläuterung: Die Hineinnahme der Analyse des kollektiven Einzelfalls in den Hauptteil der Arbeit hätte das Problem einer thematischen Zweifachfokussierung hervorgebracht. Die Auseinandersetzung mit dem kollektiven Einzelfall im Hauptteil hätte beim Leser erstens die Erwartung schüren können, dass neben den Biographieanalysen eine zweite Fragestellung und Untersuchungslinie eröffnet wird und meine Arbeit dadurch einen Mehrebenencharakter erfährt. Berechtigterweise hätte man zweitens vermutet, dass im Anschluss an die Porträtierung der Landkommune stärker sozialweltliche Prozesse und Entwicklungen in den autobiographischen Materialien nachgezeichnet würden und dass sich eine solche umfangreiche und komplexe Sozialweltstudie durch die biographischen Fallanalysen abrunden ließe. Um diese falsche Fährte nicht zu legen, musste ich die Problematik der doppelten Fokussierung entschärfen. In Anbetracht der Themendimensionierung ging es mir von Anfang an um die biographischen Verläufe und darum, wie Personen vor dem Hintergrund ihres biographischen Gewordenseins zu Akteuren der Landkommunenbewegung werden und wie sie diese wahrnehmen.

<sup>66</sup> Es handelt sich hier um die Landkommune „LebensGut“ Pommritz. Der Untersuchungszeitraum erstreckte sich vom Start der landkommunitären Gemeinschaft im April/Mai 1993 bis Ende September 2003, in welchem alle Personendaten kontinuierlich erhoben und aufbereitet wurden. An der landkommunitären Gemeinschaft sind im genannten Untersuchungszeitraum insgesamt 76 erwachsene Akteure und ca. 40 Kinder beteiligt gewesen. Von den 76 erfassten Akteuren sind mittlerweile 46 Personen wieder von der Landkommune abgesprungen.

<sup>67</sup> Vgl. hier Punkt 5.3 im Anhang; Beschreibung der Populationsbeschaffenheit und -entwicklung in der Gemeinschaft.

rigkeiten und auch nichts über die persönlichen Motive aus, die die Akteure zum Weggang aus der Landkommune bewegt haben. Lediglich in quantitativer Hinsicht und um die besondere Relevanz des Fluktuationsproblems zu untermalen, wird hier erkennbar, dass von den 46 Mitgliedern, die die Gemeinschaft zu unterschiedlichen Zeiten durchlaufen haben, annähernd die Hälfte maximal ein Jahr (n=10) oder nur unwesentlich länger in der Gemeinschaft verweilten (n=11). Die verhältnismäßig geringen Verweilzeiträume in der Landkommune (weniger als ein Jahr, geltend nur für Gründungsmitglieder bzw. ein Jahr für alle übrigen Akteure) kommen am häufigsten vor. Insgesamt acht der 46 ausgeschiedenen Gemeinschaftsakteure partizipierten ca. vier Jahre an der Landkommune und besetzen damit die drittgrößte Kohorte. Nur die wenigsten Personen können auf längere Aufenthalte in der Landkommune zurückblicken. Jeweils zwei Akteure nahmen sechs bzw. sieben Jahre Gemeinschaftsleben in Anspruch. Das soll zunächst zur Illustration des Problems genügen.<sup>68</sup>

#### **8.4.2 Landkommunen als passagere Lebensform. Biographisches Moratorium versus Organisation und Ausgestaltung eines individuellen Lebensentwurfes**

Hohe Abwanderungszahlen und vor allem die Schnelllebigkeit, mit der Personen ihren Einstieg und Ausstieg in Landkommunen realisieren, können nicht allein nur auf kollektive Schwierigkeiten und kollektive Wandlungsprozesse zurückgeführt werden, auf die ich im letzten Abschnitt eingegangen bin. Bei der Beteiligung an Landkommunen handelt es sich scheinbar etwas grundlegender um eine *passagere Lebensform*, die vorübergehend aufgesucht wird und die viel mit sporadischer Sinngebung, mit Unverbindlichkeit und Entlastung zu tun hat. Darüber hinaus können auch noch andere Attribute, wie Abenteuerlust und Experimentierfreude eine Rolle spielen, wenn man den Aufenthalt in einer Landkommune mit der Vorstellung einer passageren Lebensform in Verbindung bringt. Diese ist von einem Grundmuster gekennzeichnet, das sich am einfachsten mit >Kommen<, >Bleiben< und >Gehen< umschreiben lässt. Die passagere Lebensform umfasst Prozesse, in denen der Einstieg und der Ausstieg, das >Kommen< und >Gehen< eine gewisse Popularität und Beständigkeit erlangen, wohingegen das >Bleiben< relativ schwierig erscheint. Zu >Bleiben< kann in zweifacher Hinsicht bedeutsam sein: Einmal als ein zeitlich befristetes *Moratorium*, das aufrechterhalten wird, bis sich etwas anderes oder Neues bietet (neue Orientierungen, signifikante Andere, berufliche Angebote etc), ein anderes Mal als ein aktiver *Prozess der Organisation und Ausgestaltung eines individuellen Lebensent-*

---

<sup>68</sup> Eine in dieser Richtung breiter angelegte Untersuchung würde wahrscheinlich zu vergleichbar ähnlichen Ergebnissen kommen. Die Tatsache der Fluktuation, des ständigen Wechselspiels von Einstieg und Ausstieg der Mitglieder und der schwankenden Mitgliederzahlen ist in Kreisen der Landkommunenbewegung weitgehend bekannt.

wurfes. Während letzteres mit eigenen Ideen und Handlungsschemata operiert, die im Kontext der Landkommunenbewegung entwickelt und umgesetzt werden (Menze, Weißendorn), kann ein biographisches Moratorium zum >Bleiben< im Sinne des Verweilens und Lernens einladen, welches von den Verantwortungen und Handlungszwängen des bürgerlichen Lebens außerhalb der Landkommune entlastet (Klatt, Jonekeit, Schuck).<sup>69</sup> Das Leben in der Landkommune erweist sich als wesentlich ruhiger und isoliert vom permanenten Arbeits- und Leistungsdruck („und das das macht mich eigentlich richtig fröhlich, so, ne innere Gelassenheit, also, was soll hier schon passiern ne“; Bärbel Jonekeit, 16/21-22). Personen, die in Landkommunen gewissermaßen rasten, weil sie sich davon versprechen, anhaltenden Verlaufskurvenprozessen zu entfliehen oder die sich auf diese Weise eine biographische Auszeit nehmen, um Verlaufskurvenerfahrungen zu bearbeiten, neigen stärker dazu, die Landkommune befristet wahrzunehmen. Dabei wird das *Moratorium* selten bewusst eingegangen noch steht es in seiner zeitlichen Begrenzung fest. Die Wahrnehmung der Landkommune als Moratorium begründet auch die Verweigerungshaltung, wenn die Akteure darauf angesprochen werden, sich finanziell stärker an der Gemeinschaft zu beteiligen und somit gewisse Verbindlichkeiten einzugehen (z.B. in Form von Eigeninvestitionen, freiwilligen Zuwendungen oder Darlehen, die der Gemeinschaft zur Verfügung gestellt werden). Eine Zurückhaltung, die darauf beruht, dass man sich der Sache seiner eigenen Beteiligung an der Landkommune nicht sicher ist. Obwohl ihre intensive Partizipation an der Landkommune nicht in Zweifel steht, können sie sich doch nur halbherzig einlassen und häufig zeigt die Praxis, dass die landkommunitäre Gemeinschaft den Charakter einer Übergangslösung, eines Durchgangsstadiums einnimmt. Auf diese Weise, und länger beteiligte Akteure sind in dieser Sache nicht unerfahren, kann Misstrauen darüber entstehen, welche Personen auch in schwierigen Situationen dabei bleiben und welche Personen ihren Absprung gerade vorbereiten. Der offene und variable Betrieb von Landkommunen ermöglicht einen Ausstieg, wie seinerzeit auch den Einstieg, unkompliziert und risikolos zu vollziehen. Die Mitgliedschaft in einer Landkommune ist jederzeit aufkündbar. Dieses Grundmerkmal ist anderen kollektiven Lebensformen, z.B. der einer städtischen Wohngemeinschaft, ähnlich und unterschei-

---

<sup>69</sup> Der Begriff „Moratorium“ stammt ursprünglich aus dem entwicklungspsychologischen Modell von Erik H. Erikson (Erikson 1959/1989/Kap 3). Erikson betont darin eine für einzelne junge Menschen mehr oder weniger anerkannte Karenzzeit zwischen Kindheit und Erwachsenenleben. Für Erikson ist insbesondere die Phase der Adoleszenz mit einem „psychosozialen Moratorium“ (Erikson 1989/137) verbunden, in welchem der Rahmen für die innere Identität vorgezeichnet wird. Diese Periode ist davon gekennzeichnet, dass „der Mensch durch freies Rollen-Experimentieren sich in irgendeinem der Sektoren der Gesellschaft seinen Platz sucht, eine Nische, die fest umrissen und doch wie einzig für ihn gemacht ist. Dadurch gewinnt der junge Erwachsene das sichere Gefühl innerer und sozialer Kontinuität, das die Brücke bildet zwischen dem, was er als Kind war, und dem, was er nunmehr im Begriff ist zu werden; eine Brücke, die zugleich das Bild, in dem er sich selbst wahrnimmt, mit dem Bilde verbindet, unter dem er von seiner Gruppe, seiner Sozietät erkannt wird“ (Erikson 1989/137f). Erikson beschreibt ferner, dass ein solches Moratorium auch für nachfolgende, krisenhaft verlaufende Entwicklungsphasen innerhalb des Erwachsenenalters zutreffen kann. Das zeichnet er eindrucklich am Beispiel der autobiographischen Aufzeichnungen des Schriftstellers George Bernard Shaw nach, der sich nach ersten großen literarischen Erfolgen, vollständig der Öffentlichkeit entzog, seine Familie, Freunde, Beruf und schließlich auch seine Heimat Irland verließ und damit der Gefahr des Erfolges ohne stabile Identität zu entrinnen versuchte (vgl. hier Erikson 1989/125-136, insbesondere 127).

det vom Charakter traditioneller, institutionalisierter Familienformen (vgl. Schneider & Rosenkranz & Limmer 1998/160).

Landkommunitäre Gemeinschaften werden individuell unterschiedlich in Anspruch genommen. Einerseits wurde deutlich, dass Landkommunen Orte der Anziehung für Menschen darstellen, denen es in ihrer biographischen Entwicklung schwer gefallen ist, vertrauensvolle und stabile soziale Beziehungen aufzubauen und diese auch zu pflegen (Klatt, Jonekeit, Schuck, Bracher). Grob verallgemeinert ließe sich sogar sagen, dass ihnen dadurch bestimmte biographische Voraussetzungen für die Gestaltung einer Landkommune fehlen. Im autobiographischen Material zeigte sich jedoch auch, dass solche Erfahrungen bzw. Voraussetzungen im Zuge der Beteiligung an einer Landkommune erlangt werden können. Auf diesen Punkt, also das, was im Rahmen eines Moratoriums passieren kann, möchte ich gleich ausführlich zu sprechen kommen. Bei den Akteuren, die ein solches Moratorium in Anspruch nehmen, handelt es sich überwiegend um Personen, die auf der Suche nach sich selbst und einem biographischen Entwurf mehr oder weniger zufällig in die Landkommunenbewegung hineingeraten sind.

Andererseits werden Personen von den Gestaltungsmöglichkeiten und vom Facettenreichtum der Landkommunen angezogen. Das gemeinschaftliche Leben kann Bedingungen und Ressourcen zur Verfügung stellen, die sich anderenorts nur schwer finden lassen. Im Fall des studierten Maler- und Grafikers *Hans-Peter Joost* erwies sich die Landkommune geradezu als ein Eldorado für die kreative Entfaltung seiner künstlerischen Arbeit und Identität. Joost scheut nicht davor, die Landkommune in der Vielfältigkeit ihrer Anlage als „Gesamtkunstwerk“ (Hans-Peter Joost, 19/3) zu bezeichnen und sie als solche wahrzunehmen („off der andern Seite (..) hat mich ja als Künstler immer so dieses Gesamtkunstwerk gereizt, ähh das eben also in seiner Komplexität dies so n Projekt eigentlich, ähh sein kann, nämlich dass dort äh die materielle Ebene, sprich eben ökologische Landwirtschaft und so weiter s Handwerk, Kunst und Kultur, Geist Bildung dass das alles im kleineren Rahmen ähh gut integriert ist, das das hat mich immer sehr gereizt ähh reizt mich och, jetzt noch“; Hans-Peter Joost, 19/2-8). Bei *Reinhard Weißendorn* hat die uneigennützig Hinwendung zu den Kindern in seiner Landkommune das Handlungsschema einer fachlichen Weiterbildung zum Waldorfpädagogen hervorgebracht. Mit den biographisch-anthroposophischen Voraussetzungen im Rücken, hat er dieses berufliche Handlungsschema stetig verfolgt und realisiert, auch wenn sich eine daran anschließende Tätigkeit als Waldorflehrer äußerst schwierig gestaltet.<sup>70</sup> Im Fall *Georg Menze*

---

<sup>70</sup> Die Schwierigkeiten im Schuldienst der Waldorfschule lassen sich im Fall Weißendorn nicht etwa auf Probleme in der Zusammenarbeit mit den Schülern, sondern mit den dort beschäftigten Lehrern zurückführen. Weißendorn, der den anthroposophischen 'Stallgeruch' mitbringt, wird letztlich sogar auf niederträchtige Weise herausgekündigt. Dafür verantwortlich ist

war die klare Orientierung am Aufbau einer bäuerlichen Landwirtschaft auch unabhängig von der Landkommunenbewegung deutlich geworden. Hier bot die Landkommune nur die ideale Plattform, das Handlungsschema mit Gleichgesinnten zu entwickeln und später professionell auszubauen. Menze kann seinen Lebensunterhalt heute von der landwirtschaftlichen Arbeit bestreiten, ganz so wie es seinen Eingangsvorstellungen entsprach.

Darüber hinaus ist die Wahrnehmung neuer Gestaltungsmöglichkeiten auch in der Hinsicht relevant, dass die Landkommunenbewegung im Rahmen der Beteiligung von Personen als eine Art Visionsspender fungiert. Psychoanalytisch ausgedrückt könnte man sagen, dass es nicht zu einem Tod des Über-Ichs kommt, denn mit der Landkommune sind Möglichkeiten in Aussicht gestellt, alte Orientierungen, Ideale und Visionen aufrechtzuerhalten oder modifiziert weiter zu entwickeln. Das betrifft Personen, die mit dem Ende der DDR ihre politische Weltanschauung für revidiert erkennen müssen, deren eindeutiges Weltbild sozusagen zerstört worden ist (Menze, Klatt). Diese Personen bewegten sich nach dem Einzug der politischen Wende in einer z.T. extremen kritischen Distanz zur vorherrschenden Gesellschaftsformation, die es auch verhinderte, den eingeschlagenen Berufsweg und entsprechende institutionelle Ablaufmuster weiter zu verfolgen (Menzes Abbruch seiner Militärlaufbahn liefert hier wohl das prägnanteste Beispiel). In einer anderen Richtung ist die Landkommunenbewegung ein Auffangbecken für Utopien von Akteuren, die in ihrem gesellschaftskritischen Engagement und Aktivitätsradius von der DDR-Gesellschaft gebremst bzw. eingeschränkt worden sind (Jonekeit, Weißendorn, Theuerkorn, Joost). Jene Personen sehen mit der Landkommunenbewegung einen Handlungsrahmen, der ganz wesentlich vor dem Hintergrund moralischer Überzeugungen aufgesucht wird, so z.B. um ihrer Kritik an der `organisierten Verantwortungslosigkeit'<sup>71</sup> und einer lediglich durch symbolische Bekenntnisse und Sprachformeln abgesicherten Umwelt- und Naturschutzpolitik endlich eigene Taten folgen zu lassen. Die eigene ökologisch-pazifistische Gesinnung spielt eine zentrale Rolle und Motivatoren im Kontext ihrer Beteiligung an einer Landkommune.<sup>72</sup>

---

eine Koalition von Lehrern, die sich im Gegensatz zu ihm mühsam in die Grundlagen und Methoden der Waldorfpädagogik hineinarbeiten mussten, weil sie ursprünglich aus staatlichen Schulen stammten. Vor diesem Hintergrund erfährt er die gegen ihn geschmiedeten Intrigen und die Kündigung geradezu als eine narzisstische Kränkung.

<sup>71</sup> Ein gängiger Begriff unter den Kritikern und Oppositionellen der DDR-Wirklichkeit, bei dem sich der eigentliche Urheber nicht mehr rekonstruieren lässt. Jedoch lassen sich Zwischentöne, die auf diesen Begriff und damit auf die Schilderung der Verhältnisse in der DDR hinzielen, in vielen Schlüsselwerken zeitgeschichtlicher oder zeitgenössischer DDR-Kritik finden (Bahro 1979/Kap.9/277-296; Henrich 1989/136; Wolle 1998/189-194; Neubert 1997).

<sup>72</sup> Man könnte hier auch von einem gewissen Aufhol- bzw. Nachholbedarf bei Personen sprechen, die die Communitasphase während der Wendezeit als Chance ansahen, der erstarrten DDR-Gesellschaft unter veränderten demokratischen Bedingungen neuen Atem einzuhauchen (Joost, Jonekeit, Theuerkorn, Weißendorn). Hier spielen christliche Sozialisation, Glaube und zumindest der frühe Aufschwung der Massen eine zentrale Rolle, dass eine `andere Gesellschaft' möglich ist, dass diese Gesellschaft sich durch neue Formen des Zusammenlebens, durch selbstbestimmte Lebensformen und gegenseitige Solidarität herausbilden könne. Aus einigen Gesprächen mit den Interviewpartnern könnte man sogar die These ableiten, dass die Communitasphase während der Wende möglicherweise länger anhielt als es vielleicht der Zeitraum vom September/Okttober 1989 bis zu den letzten Volkskammerwahlen im März 1990 formal betrachtet hergibt. Noch weit über das Greifen der sozi-

### 8.4.3 Beziehungsarbeit, soziale Erfahrungen und Lernprozesse im Kontext kollektiver Auseinandersetzungen und Arenen

Landkommunen bringen eigene Arenen der Kommunikation und der Bearbeitung von Problemen hervor. Im zurückliegenden Abschnitt 8.3 wurden schon verschiedene Gremien genannt; sowohl Runden, die der Beratung und Vorbereitung von Beschlusslagen dienen als auch Ausschüsse oder Gruppen, die legislative Entscheidungsgewalt ausüben, also für die Verabschiedung neuer Regeln oder Beschlüsse verantwortlich sind. Innerhalb dieser Arenen ist die Kommunikation auf einen gemeinsamen Zweck oder auf ein gemeinsames Ziel hin ausgerichtet. Meistens geht es dabei um die Sicherstellung formaler Abläufe, um Probleme in der Organisation und Gestaltung der einzelnen Funktionsbereiche und um allgemeine Gemeinschaftsbelange. Grob zusammengefasst können darunter Diskussionen verstanden werden, was man schätzungsweise an Brenn- bzw. Heizstoffen für den Winter benötigt, wie man dringend anstehende Reparaturen bewerkstelligt, künftige Bauprojekte und größere Investitionen plant und finanziert, ob man sich ein bestimmtes Fahrzeug, eine spezielle Maschinenteknik, eine neue Telefonanlage oder Waschmaschine zulegen muss oder ob man aufgrund gestiegener Pacht-, Miet- und Energiekosten bestimmte Pauschalen erhöht etc. Dafür scheinen betriebswirtschaftliche Geschicke, büro- und verwaltungstechnische und überhaupt praktische technische Kompetenzen und Erfahrungen gefragt. Geht es um spezifische Interessensfokussierungen einzelner Personen oder Personengruppen (z.B. den Aufbau einer Obstkellerei), müssen Möglichkeiten und Bedingungen der Realisierbarkeit eines solchen Vorhabens abgesteckt und ausgehandelt werden. *Beratungs-* und *Entscheidungsgremien*, als solche sie sich hier gekennzeichnet lassen, arbeiten eng zusammen, ähnlich wie das in anderen Selbstverwalteten Einrichtungen oder Organisationen der Fall ist. So werden Themen, Vorhaben, Veränderungen oder Neuregelungen, die nicht beschlussfähig sind oder die noch weiterer Vorbereitungen bedürfen, ausgelagert und an andere Runden verwiesen, wie auch umgekehrt, Themen und Vorhaben die hinlänglich bekannt, diskutiert und vorbereitet worden sind, den Entscheidungsgremien anvertraut. Natürlich ist dies längst nicht alles, was eine Landkommune kommuniziert. Neben diesen `offiziellen´ Pfaden der Verständigung bringen landkommunitäre Gemeinschaften Arenen hervor, die sich ausschließlich auf die Interaktionskultur und Beziehungsgestaltung konzentrieren.

---

ostrukturellen Bedingungen im Frühjahr und Sommer 1990 hinaus schienen unterschiedlichste Ideen und Vorstellungen aufrecht gehalten, mit der DDR-Gesellschaft doch einen eigenen, unabhängigen Weg einschlagen zu können. Aus dieser Euphorie und den Bedürfnissen heraus erklärt sich ein Stück weit zumindest, dass man dem längst Einzuggehaltenen Realitätsprinzip nicht ins Auge geblickt hat.

Gleichwohl die Trennung zwischen der kollektiven Entwicklung und der individuellen Persönlichkeitsentwicklung besteht, geht man doch davon aus, dass beide unterschiedlichen Entwicklungslinien miteinander korrespondieren und gegenseitig beeinflussen. Zumindest scheint genau hier eine zentrale Schnittstelle für Prozesse der Gemeinschaftsbildung. So könnte es z.B. passieren, dass ein Landkommunarde dem Aufbau der Obstkellerei, um dieses Beispiel noch einmal aufzugreifen, nicht zustimmt, wofür er auch einige Argumente ins Feld führt. Im Gremium, welches über den Aufbau und die Integration der Kellerei in die Landkommune entscheidet, kann er mit dieser Meinung und seinem Veto allein da stehen. Dann ist es gut möglich, dass er im Rahmen einer anderen Runde auf eventuell bestehende Motive persönlicher Art angesprochen wird, die von anderen Personen vermutet werden und die sich seiner zuvor hervorgebrachten Argumentationslogik entziehen können. Vor der Gruppe bekäme er jetzt die Möglichkeit, auf konkrete Situationen und Probleme einzugehen, *von sich* oder vielleicht auch tiefergehend *über sich* zu sprechen. Dabei kann herauskommen, dass die Gegenwehr des Landkommunarden nicht ausschließlich seinen Argumentationen gerecht wird, sondern vielleicht auf mancherlei unrühmlichen Begegnungen mit jenem Akteur fußt, der sich die Umsetzung dieses Vorhabens zum Ziel gemacht hat. Es könnte transparent werden, dass nicht das Vorhaben selbst, sondern die Person und bestimmte Situationen, die er mit ihm erlebt hat, seine Antipathien und Zweifel hervorgebracht haben. Mit der Preisgabe und Kommunikation eigener Emotionen, eigener Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster bekommt diese Arena der Auseinandersetzung eine besondere Qualität – eine Qualität, die sich der sozialen Beziehungsgestaltung und Beziehungsarbeit verpflichtet und die die Landkommenbewegung in *bestimmten Formen und Foren* einzulösen versucht. Hier einige längere Auszüge aus der Konzeption oder besser dem Selbstverständnis des >Forums<, in dem sich die besondere, wohlgerneht nicht ganz unproblematische Qualität solcher sozialen Interaktionsformen abbildet<sup>73</sup>:

„Im Forum geht es um Befreiung, Verständnis und Kommunikation. Es schafft einen Rahmen, das Menschsein zu erforschen. Das Forum ist keine Therapie und keine methodische Anleitung; eher ist es eine ritualisierte Form der Kommunikation, die aufgebaut wird, um Transparenz, spirituelles Wachstum und Gemeinschaft entstehen zu lassen. Auf künstlerische Weise kann eine Gruppe, die einer gemeinsamen Vision und einem gemeinsamen Wertesystem folgen will, einen geschützten Raum schaffen, in dem der Bewußtseinsstand des Einzelnen und der Gruppe steigt. Im Forum wird das Persönliche im Allgemeingültigen sichtbar. Dies passiert, indem sich in einer Atmosphäre von Zuwendung und Akzeptanz Identifizierung und Verhaftung mit bestimmten emotionalen Zuständen auflösen. [...] Im Verlauf dieses Prozesses können Verwicklungen und Verbindungen auftauchen, die bis dahin nur latent vorhanden waren. [...] Manchmal ist man selbst überrascht über das, was man sagt, wenn

---

<sup>73</sup> Der Text, dem die folgenden Auszüge wortgetreu entnommen wurden, kann unter: <http://www.zegg.de/index.php?forum;> (Stand: 20.10.07) vollständig eingesehen werden.

man ganz in der Rolle eines Selbstdarstellers in die Mitte der Forumsrunde geht und der Prozess in Gang kommt. Was sich ausdrückt, ist die ganze Vielschichtigkeit des menschlichen Wesens: seine Schönheit, sein Potential, seine Widersprüche und die ihm inne wohnende Gewaltigkeit. Im Forum nimmt man das Echo der menschlichen Geschichte wahr, reflektiert in der Erfahrung eines Individuums, und all diese Entdeckungen ebnen den Weg zu Veränderung und Entwicklung. [...] Was zum Vorschein kommt, wenn wir uns auf die Forumsarbeit einlassen, ist nicht immer angenehm. Unterdrücktes und Verheimlichtes kann ans Licht kommen. Aber dies kann spielerisch geschehen, oder mit ruhiger Entschlossenheit, und wie auch immer hilft es, tiefer in Kontakt zu kommen.

[...]

Die Einzelnen, die sich zum Forum treffen, sitzen im Kreis. Eine Person geht in die Mitte, in der Haltung, eine Bühne zu betreten, zu der die anderen die Zuhörerschaft bilden. Der oder die DarstellerIn in der Mitte hat die Zusicherung und den Raum, zu sprechen und zu agieren, ohne von den anderen unterbrochen zu werden, die wahrnehmend zuhören. Der oder die DarstellerIn drückt in Wort und Aktion Gedanken, Gefühle, Werte, Hintergründe zu einer bestimmten Situation aus. Eine andere Person, Mann oder Frau, man könnte sie den „Unterstützer“ nennen, oft wird sie aber einfach Leiter oder „Fokalisier“ genannt, begleitet und führt den Prozess, indem sie von Zeit zu Zeit fragend oder gestaltend mitwirkt. Auf diese Weise kann ein improvisiertes Spiel beider im Zentrum des Forums entstehen, das die Zuhörer still aber aufmerksam begleiten. Wenn der oder die DarstellerIn ihren Auftritt beendet hat, können andere aus dem Kreis in die Mitte gehen, ein Feedback geben und ausdrücken, was sie wahrgenommen haben. So erfährt der oder die DarstellerIn, was andere über ihn oder sie denken und was sie ergänzend, erweiternd oder präzisierend zu dem sagen können, was vorgetragen wurde. Zu hören, was andere über uns denken oder von uns halten, was sie vielleicht davon abhält, uns zu lieben, welche Bedeutung wir für sie haben, stattet uns mit lebensnotwendigem sozialem Feedback aus. Nach dem Feedback steht jemand anderes auf und macht sich auf den Weg in die Mitte.

[...]

Diese Art der Arbeit führt uns zu unserem Kern, zu unserer inneren Wahrheit, zu einem Lebensausdruck, der frei wird von Verstellung. Mehr als alles andere geht es im Forum um Wahrheit – nicht Wahrheit als moralischer Anspruch, sondern Wahrheit unseres Lebens, die wir erkennen, wenn wir in uns hineinschauen und uns erlauben, anderen wieder zu vertrauen; Wahrheit, die erscheint, wenn es nicht mehr notwendig ist, sich abzuschirmen und Masken zu tragen. Der Weg zu sozialem Bewußtsein, Mitgefühl und Verbundenheit erfordert zweifellos eine innere Wandlung, und das Forum hat das Potential, sie mit hervorzubringen, auch weil es gleichzeitig individuell und sozial wirken kann.“

In den Interviews bestätigte sich, dass in Landkommunen Räume (*Foren*) bestehen, in denen auf spezifische Art und Weise (*Formen*) kommuniziert wird, in denen auf spezifische Art und Weise soziale Beziehungen aufgenommen und gestaltet werden. Das >Forum< ist nur ein Beispiel, Individuelles im kollektiven Dialog sichtbar zu machen, ein Weg, empathisches Verständnis und Gemeinschaft herzustellen. Einen Hintergrund des >Forums< bildet die Annahme oder besser das Bild vom `unfertigen` Menschen, der im Laufe seines Lebens irgendwie geprägt, beeinflusst, verletzt, verlassen usw. worden ist und der seine gleich wie biographische Prägung, seine lebensgeschichtlich erworbenen Denk- und Handlungsmuster in das Zusammen-

leben der Landkommune mitbringt. Diese Annahme gibt den Initiatoren des >Forums< Anlass zu der weiteren, implizit enthaltenen Vermutung, Gemeinschaft könne sich nur wahrhaft bilden und entwickeln, wenn Licht in das Dunkel individueller Denk- und Verhaltensweisen gelangt, insbesondere wenn sie anderen Personen fragwürdig, undurchsichtig oder problematisch erscheinen. Interaktionsbarrieren, gegenseitiges Misstrauen, Zweifel oder Ängste abzubauen, würde in diesem Zusammenhang vor allem heißen, offen und authentisch vor die Gruppe zu treten, über die eigenen Emotionen, Motive, Zweifel und Ängste zu sprechen, würde bedeuten, anderen Beteiligten einen Einblick in persönliche Erfahrungs- und Gefühlswelten zu gewähren.<sup>74</sup> Bewusst möchte man sich Zeit nehmen und Schutzzonen schaffen, die frei von jeglichen individuellen Interessen und Bewertungen, der Echtheit und Transparenz der Sozialbeziehungen dienen sollen. Gleiches trifft für Beschwerden und die Bearbeitung von Konflikten zu, die im Rahmen eines solchen >Forums<, z.B. durch spontanes Spiel oder improvisierte Rollenübernahme ausgedrückt werden können und dadurch – ohne dass der Begriff selbst fällt –, an Praktiken des „Psychodramas“ (Moreno 1959) in Gruppenpsychotherapien oder Selbsterfahrungsgruppen erinnern. Möglicherweise ist das damit auch gemeint, wenn in den Leitbildern der einzelnen Landkommunen hin und wieder von „innerer Wahrheit“, „echter Begegnung“, „Befreiung“, „Heilung“, „seelischem Reichtum“ oder von „geistiger Entwicklung der Gemeinschaft“ die Rede ist.<sup>75</sup> Dahingehend und in Bezug auf die empathische Ausrichtung und Zentrierung des Kommunikationsgeschehens scheint die Landkommunenbewegung eine gewisse Bedürfnislücke zu schließen. Auch symbolisieren solche glorifiziert-überhöhten Formulierungen genau die Einflüsse und Bedeutungen, die zur weiteren Entwicklung und Konsolidierung einer gemeinsamen Perspektive benötigt werden und die der weiteren Abgrenzung gegenüber dem System der umgebenden Gesellschaft dienen – einem System, das als wesentlicher Förderer der Diskrepanz von >Sein und Schein< gehandelt wird. Soweit zu einer allgemeinen Paraphrasierung der Sinnhaftigkeit einer Interaktionsbühne, wie sie das >Forum< darstellt. Ein nächster Schritt ist nun, die Wirkungsweise und Bedeutung dieser Arenen zu untersuchen und zwar so, wie sie sich in der individuellen Wahrnehmung der Akteure widerspiegeln.

Die Teilnahme an den *Foren der Beziehungsarbeit und -gestaltung* ist freiwillig. Es besteht kein Teilnahmezwang, doch ist es gut möglich, dass sich ein Gefühl der Verpflichtung zur

---

<sup>74</sup> Im Grunde entspricht dies auch einer wichtigen Voraussetzung der ökoradikalen Position Bahros: Eine Alternative zum Industriesystem dürfe sich nicht nur `materialistisch` an neuen ökonomischen Strukturen orientieren, sondern müsse vor allem die psychischen Voraussetzungen und Bereitschaften für eine Umkehrbewegung entwickeln. Sonst, so Bahros Argumentation „kommen die schönsten Ökodörfer zu früh und scheitern schon allein an den alten Ego-Strukturen der Pioniere“ (Bahro 1989/48).

<sup>75</sup> Solche Begriffe und Formulierungen lassen sich Querbeet in fast allen Selbstdarstellungen landkommunitärer Gemeinschaften finden. In einem kollektiven Einzelfall sprach man auf sich selbst bezogen sogar von einem „Heilungsbiotop“ (Duhm 1992/Teil III/157-193).

Mitwirkung an dieser Art von Austauschprozessen durch eine informell gerahmte Erwartungshaltung aufbauen kann. Die meisten Landkommunarden zeigten sich von der Interaktionsgestaltung und gemeinsamen Arbeit in den Foren überrascht. Aus dem bisherigen Verlauf des Lebens kannte man die bewusste Fokussierung der Aufmerksamkeit und die Hinwendung zu alternativen sozialen Reziprozitätsformen nicht. Auch wenn an dieser Stelle gewisse Redundanzen entstehen, möchte ich noch einmal einen Erzählabschnitt aus der autobiographischen Stegreifdarstellung von *Georg Menze* herausgreifen. In diesem Erzählsegment schildert Menze so eindringlich wie kein anderer Informant, die natürliche Unbedarftheit, mit der er in eine solche spezielle Runde hineingeht. Gleichmaßen intensiv beschreibt er seine Selbstwahrnehmung, als er plötzlich in das Zentrum des Geschehens rückt, und ansatzweise auch Reaktionen und Konsequenzen, die sich in der Folge daraus für ihn ergeben haben.

Er [es handelt sich hier um die Person D., die in der gleichen Landkommune lebt; d. Verf.] hat mich och ganz persönlich ein bisschen herangeführt an Fragen der Selbsterfahrung ne, (..) er hat dort erste Therapieerfahrungen eingebracht, wo ich Anfangs sehr skeptisch war und ich dann aber durch ihn langsam begriff, dass wir wirklich durch unsere Erfahrung aus Kindheit Schule bei mir Militär vor allem auch, sehr beschränkte Lebensansichten haben, /I.: Mhm/ und das wir gar nicht in der Lage sind richtig mit Sachen der Beziehungen der Kommunikation des Aufeinander Eingehens des Hingebens damit wir schwer umgehen können (..) und, dass das aber ganz wichtig sei wenn man in einer Gruppe was macht, (..) naja und da ham wir dort an diesem Treffen manchmal so nach seinen Regeln die er einbrachte er hatte uns die vorgeschlagen wir ham die angenommen, ham er dann so /I.: Der hat ja auch schon nen Erfahrungshintergrund mit der anderen Kommune/ Ja ne, und das hab ich ihm auch gut abgenommen also er hat viel von sich gesprochen viel erzählt auch theoretisch dargelegt (..) das war mir wichtig dass er erstmal theoretisch darlegte was er uns da näher bringen wollte, um zu sagen lasst uns mal probieren dies und jenes ne (..) und ich entsinn mich da einmal so, so aus dem Stegreif so ein ein ein Selbstdarstellungsprozess so, wo ich merkte dass ich ganz viel gegen meine Eltern so rebelliere (..) und dass ich eh in mir verfangen bin auf der anderen Seite die Liebe die ich meinen Eltern entgegenbringen muss, und gleichzeitig aber eben, völlige Wut weil die mich immer so niedergehalten haben so drangsaliert haben (..) und so, da habe ich das erste Mal diesen Kontakt geknüpft zu diesem Inneren was in mir da schmort ne, das war mir sehr wichtig und gut ne bin ich mir heute mir noch dankbar, ja (holt tief Luft)

(Georg Menze, 13/21-42)

Auf eine feinere strukturelle Beschreibung des Erzählsegments kann hier verzichtet werden.<sup>76</sup> Dafür möchte ich einen weiteren Erzählausschnitt aus dem Interview mit *Susanne Klatt* hinzuziehen und daran anschließend gleich zu einigen theoretischen Schlussfolgerungen kommen.

<sup>76</sup> Aus Platzgründen können auch keine weiteren Erzählabschnitte aus der Stegreifdarstellung und dem Nachfrageteil, die in diesem Kontext ebenso relevant wären, aufgeführt werden. Ich möchte deshalb auf die ausführliche Falldarstellung *Georg Menze* im sechsten Kapitel verweisen (insb. die strukturelle Beschreibung der Erzählsegmente 28 und 29 sowie Teile von NF 11, Anschluss an 23/25, 23/25-39).

Ja und jetzt würd ich dann so so zum Zusammenfassen neigen, na gut vielleicht zu erst, Z.-Projekt war für mich genau so toll wie Moskau von der Qualität von der Lebensqualität her, und was was hier ganz toll war zu Anfang das ließ dann nach mehr oder weniger, ähm das ich mich ganz gebrauche also meine alle meine Kräfte einsetzen konnte, ähh ich war ja in Rd. doch nur Kopf und hab geschrieben und vielleicht n bisschen vom Gefühl her beteiligt aber nicht richtig beteiligt, ähm und hatte immer das Gefühl ich tu gar nichts für mein Körper oder so, irgendwie bin ich ebend nur wird nur mein Kopf gebraucht beansprucht, und hier konnt ich eben meine Muskelkraft einsetzen draußen sein das fand ich immer ganz toll, ähm mein Kopf benutzen viel also tolle Gespräche führen und mein Herz, das hätt ich nie gedacht also das eben so viel emotional hier also hoch kommt /I: Hmh/ und sichtbar wird und, äh mich wieder bewegt wo ich vorher schon dachte naja ich bin ebend so und so und so, und hier ganz viele Spiegel gekriegt hab und ganz viel über mich und über andre gelernt hab, also Menschenkenntnis is die Superschule hier find ich, /I: Ja/ gewesen

(Susanne Klatt, 10/17-31)

In den Erzählausschnitten bilden sich die Konturen dreier zentraler Kategorien ab, die im Laufe der Beteiligung an Landkommunen eine Rolle spielen und sich in ähnlicher Weise auch in anderen autobiographischen Interviews wieder finden lassen. Vor dem Hintergrund der hohen Fluktuation in Landkommunen könnte man auch von *Mitnahmeeffekten innerhalb eines gewährleisteten Moratoriums* sprechen, die durchaus *biographische Relevanz* besitzen. Es handelt sich einmal um Möglichkeiten sozialer Lernprozesse und Kompetenzen, die im Kontext der Gestaltung von Interaktionssituationen und Interaktionsbeziehungen wahrgenommen bzw. erworben werden. Es handelt sich ein anderes Mal um zwischenmenschliche Auseinandersetzungen und um die Beziehungsarbeit in der Gruppe, auf deren Grundlage drittens, Prozesse der Selbsterfahrung und biographischen Arbeit eröffnet oder intensiviert werden können.

### *Soziale Lernprozesse und der Erwerb von sozialen Kompetenzen*

Soziale *Lernprozesse* basieren auf den Möglichkeiten, die die spezifischen Kommunikationskontakte und Auseinandersetzungen in der Gruppe bieten. Es ist nicht verwunderlich, dass *Susanne Klatt* die Metapher des >Spiegels< verwendet, um auf die Bedeutung der „reinen Wir-Beziehungen“ (Schütz 1972b/74)<sup>77</sup> sowie auf die Relevanz der Me-Bilder ihrer signifikanten

<sup>77</sup> Schütz nimmt hier Bezug auf den von Charles H. Cooley (1909/1963/23ff) geprägten Begriff der „primären Gruppe“ („*primary group*“). Ein Merkmal der primären Gruppe ist die intime Gesichtsfeld-Beziehung („*face-to-face relationship*“), durch die der andere in der gemeinsam geteilten lebendigen Gegenwart zu einer einzigartigen individuellen Persönlichkeit in dieser einzigartigen besonderen Situation wird. Primäre Gruppen sind eingebunden in „institutionalisierte Situationen, die es ermöglichen, die unterbrochene Wir-Beziehung wieder herzustellen und sie dort aufzunehmen, wo sie das letzte Mal abgebrochen wurde. Es gibt natürlich keine Gewissheit, sondern nur die Chance, dass ein solcher Neuanfang oder eine Fortsetzung erfolgreich sein werden. Aber es ist für die primären Gruppen charakteristisch, jedenfalls so, wie sie Cooley begreift, dass die Existenz dieser Chance von allen ihren Mitgliedern als selbstverständlich angenommen wird“ (Schütz 1972b/75f). Was das sich entwickelnde Selbst in einem „Spiegelungsprozess“ anbelangt („*looking glass self*“), so stammt diese Vorstellung ursprünglich ebenso von Cooley (1902/1964/168ff). „Durch seine Identifikation mit signifikanten Anderen wird sie [die Person; d. Verf.] fähig, sich als sich selbst und mit sich selbst zu identifizieren, seine eigene subjektiv kohärente und plausib-

Anderen (Me-Bilder, die im Rahmen biographischer Arbeit noch mehr eine Rolle spielen werden) hinzudeuten. Hier geht es zunächst um *Formen der sozialen Anerkennung*<sup>78</sup>, auf deren Grundlage Perspektiven anderer übernommen, abgeglichen oder verschränkt werden können. Das schließt eine bestimmte Art und Weise, miteinander zu kommunizieren, ein. Wenn Klatt im oberen Beispiel von „Menschenkenntnis“ spricht, die sie in der „Superschule“ Landkommune erlangt hat, dann spricht das für den *Erwerb von sozialen Kompetenzen*, für den sie erfreuliche und weniger erfreuliche Lernprozesse durchlaufen musste. Wenn im anderen Fall *Nils Schuck* von einem „Übungsfeld“ spricht, in welchem man nebenbei hervorragende „Soziologiestudien“ betreiben könnte, dann liefert er nur ein weiteres Indiz für die Intensität der sozialen Dramen und sozialen Lern- und Erfahrungsprozesse, wie sie sich in Landkommunen ereignen („Z.-Projekt is für mich n Übungsfeld ein absolutes Übungsfeld, oder hier kann man wunderbar Sozio- Soziologiestudien ähh, betreiben s is wirklich so, du erlebst diese diese, (..) großen Prozesse die in der Welt stattfinden ne, hier absolut klein“; Nils Schuck, 15/8-11). Es ließen sich hier viele weitere Beispiele auflisten, in denen die Bedeutung individueller Lern- und Erfahrungsprozesse in landkommunitären Gemeinschaften zum Ausdruck gekommen ist. Häufig handelte es sich dabei um Kompetenzen, die im lebensweltlichen Alltag und auf die Regeln der Gesprächsorganisation und -führung bezogen, erlangt worden sind und wie sie für Prozesse der wechselseitigen Rollen- und Perspektivenübernahme nahezu unverzichtbar sind (gegenseitiges Zuhören, Interesse zeigen, sich Erkundigen, Nachfragen, Bedeutung nonverbaler Gesten und Kommunikationssignale, taktvolles Agieren und Reagieren aufeinander, Schweigen und Gewähren von Stille, Sensibilität, Hinwendung, Verständnis, Anteilnahme, Einfühlungsvermögen etc.). Ferner zählten dazu soziale Konflikte und Erfahrungen der Kritik durch andere Mitlebende, das Erkennen und Austausch von persönlichen Stärken und Schwächen sowie der Stil, diese Stärken und Schwächen der Situation angemessen und fair zu kommunizieren. Im Material ließen sich Hinweise darauf finden, dass es dabei trotz großer Unterschiede in den Persönlichkeiten und individuellen Entwicklungsgeschichten zu solidarischen Interaktionserlebnissen kommen kann, die zusammenschweißen und emotionale Verbundenheit stiften (Menze, Klatt, Jonekeit). Weitere Prozesse sozialen Lernens betreffen das Verfolgen gemeinsamer Konversati-

---

le Identität zu gewinnen. Mit anderen Worten ist das Selbst ein reflektiert-reflektierendes Gebilde, das die Einstellungen, die Andere ihm gegenüber haben und gehabt haben, spiegelt. [...] Das ist jedoch kein einseitiger, mechanischer Prozeß. Er enthält vielmehr eine Dialektik zwischen Identifizierung durch Andere und Selbstidentifikation, zwischen objektiv zugewiesener und subjektiv angeeigneter Identität“ (Berger & Luckmann 1987/142).

<sup>78</sup> Axel Honneth (1992) hat auf die Bedeutung der Erfahrung der Zustimmung und Anerkennung durch signifikante Andere hingewiesen. Im Großteil seiner Ausführungen folgt er der Tradition der interaktionistischen Theoriebildung, so wenn er z.B. in diesem Zusammenhang bemerkt, dass „das normative Selbstbild eines jeden Menschen, seines >Me<, wie Mead gesagt hatte, auf die Möglichkeit der steten Rückversicherung im Anderen angewiesen ist“ (Honneth 1992/212). Formen der Anerkennung können neben Zustimmung auch durch Kritik und negative Beurteilungen zum Ausdruck kommen, solange sie nicht die persönliche Identität des Individuums diskreditieren oder beschädigen (dazu Goffman 1967/9-131; Garfinkel 1989/31-40; Honneth 1992/212-225).

onsziele, das Aushandeln von unterschiedlichen Interessen sowie den Umgang und die Bearbeitung von Konflikten bzw. Methoden der Gesprächsführung und Gesprächsgestaltung, die sich auf Interessenskonflikte oder zwischenmenschliche Auseinandersetzungen beziehen.

### *Beziehungsarbeit*

Die soziale Anerkennung des jeweils Anderen ist auch eine entscheidende Voraussetzung für die *Beziehungsarbeit*. Beziehungsarbeit basiert immer auf einem Reziprozitätsverständnis sowie dem Willen des Einzelnen und der Gruppe, diese zu leisten. In Landkommunen schien sie besonders wichtig für Akteure, deren soziale Vertrauensgrundlagen im Laufe ihrer Lebensgeschichte erschüttert wurden. Diese meist mit Rückzugsreaktionen verbundenen Prozesse haben zu einer allmählichen Reduktion bzw. Vernachlässigung ihrer Me-Bilder geführt.<sup>79</sup> Im extremen Fall haben die wenigen Me-Bilder das negative Selbstbild und den Rückzug in die Einsamkeit verstärkt (Schuck). In anderen Fällen haben frühe überzogene Elternerwartungen (das Beispiel Klatt) oder das Gefühl einer als traumatisch erfahrene Außenseiterrolle (das Beispiel Jonekeit) zu einem erhöhten Integrationsbedürfnis beigetragen, welches aber im Vorfeld der Beteiligung an der Landkommunenbewegung nie eingelöst werden konnte. In gewisser Weise könnte man hier auch von einer tieferen Sehnsucht oder einem „Kompensationsmotiv“ (Sperber 1978) sprechen, denen zugrunde liegt, die Aufmerksamkeit, Anerkennung und Zuwendung, die man von den Eltern oder von peers (das Beispiel Bracher) nicht erfahren hat, in der Gemeinschaft geschenkt zu bekommen. Das bringt die Landkommune in die Position, für *Prozesse der biographischen Rekonvaleszenz und Nachsozialisation* zu sorgen. Drastisch ausgedrückt, kann die kollektive Gemeinschaft nicht auf biographische Voraussetzungen zurückgreifen, die eigentlich zu ihrer Gestaltung und Entwicklung erforderlich wären, sondern sie muss umgekehrt, defizitäre Prozesse in der primären und sekundären Sozialisation und Entwicklung einzelner Personen auffangen. Sie fungiert dann mehr oder weniger als eine Einrichtung, >Verlorenes<, >Vermisstes<, >Unausgefülltes<, >Unausgereiftes<, >Nicht-Erworbenes< oder nur >Unzulänglich-Erworbenes< etc. nachzureichen. Hier dienen die spiegelnden Sichtweisen der signifikanten Anderen in der Landkommune dazu, wieder an die Kraft zwischenmenschlicher Beziehungen zu glauben, den Wert und die Relevanz der Me-Bilder für die eigene Persönlichkeitsentwicklung sowie für die Aufnahme und Gestaltung von

---

<sup>79</sup> Um es noch einmal vereinfacht auszudrücken: Nach der Meadschen Konzeption handelt es sich bei den Me-Bildern nicht um die Vorstellungen und Wahrnehmungsweisen anderer Personen, sondern um die Vorstellung des Individuum von den Bildern, die andere Personen von einem haben bzw. haben könnten. Damit folgt das Individuum weder den Sinngebungen der Anderen, noch tut es dasselbe wie sie. Vielmehr sagen sie ihm im gemeinsamen Handlungszusammenhang, was seine Gebärde bedeutet. Dieser Bedeutung kann sich das Individuum selbst vergewissern (vgl. Mead 1968/Kap. III/236-243, 244-252).

emotional tragfähigen Beziehungen zurück zu gewinnen. Der Begriff einer `sozialen Schule´ ist vielleicht nicht notwendig, aber angebracht, wenn die >Spiegel< in einer Weise fungieren, dass sie zu intensiven `Aha-Erlebnissen´ führen und das Zusammenspiel von `I´ und `Me´ neu beleben („und mir fällt manchmal wie Schuppen von den Augen, wenn ich denk, ähh so bist du doch überhaupt ga nich=un dann denk ich, Moment mal, ähh vielleicht bist du ja doch so, und, das wird hier sehr deutlich, daran wo man sich hier eckt, aneckt, wo man sich dran stößt, das sind genau die Kanten, die, man selbst hat (..) >und das, das wird mir hier so deutlich, s is wunderbar<“; Bärbel Jonekeit, 15/16-20). Das heißt nicht nur, sich aneinander zu reiben, kleineren Konflikten oder auch größeren Auseinandersetzungen standzuhalten, sondern vor allem sich mit der eigenen Identität an der Interaktion zu beteiligen, den gegenseitigen Bezug von Handlungen als sozialen Sinnzusammenhang aufzufassen, der zum Verstehen und Reflektieren, zur Steuerung und Veränderung eigener Verhaltensweisen und Perspektiven beitragen kann. Ein wichtiger Bestandteil im Rahmen der Beziehungsgestaltung und Beziehungsarbeit sind Prozesse der individuellen Selbsterfahrung und biographischen Arbeit.

### *Selbsterfahrung und biographische Arbeit*

Landkommunen können über die Plattform der Nachsozialisation hinaus eine Funktion einnehmen, die ich im weitesten Sinne als eine *therapeutische Funktion* bezeichnen würde. Anders ausgedrückt, liefern die spiegelnden Sichtweisen der signifikanten Anderen einer Landkommune wichtige Ressourcen und Potenziale, die für Prozesse der individuellen Selbsterfahrung, Reflexion und Bearbeitung biographischer Probleme genutzt werden können. Das traf insbesondere für Personen zu, die wenig gelernt haben, über sich zu sprechen, die ferner Schwierigkeiten hatten, Beziehungen oder Probleme mit Beziehungen auszudrücken. Sie konnten von spielerischen Selbstinszenierungen oder von der ernstesten biographischen Arbeit anderer Akteure, die sich in der Hinsicht als erfahrener präsentierten, lernen. In diesen Momenten tragen z.B. die Runden der Selbsterfahrung einen Aufforderungscharakter für Personen, die – ohne das ihnen das zu diesem Zeitpunkt so eindeutig bewusst ist –, im Rahmen ihrer biographischen Arbeit noch viel zu erledigen oder zu bewältigen haben.<sup>80</sup>

---

<sup>80</sup> In jedem Erzählvorgang, in dem lebensgeschichtliche Erfahrungen erinnert werden, können Aspekte biographischer Arbeit auftreten. In solchen Momenten bezieht sich der Erzähler auf Einschätzungen, Bewertungen oder Stellungnahmen jener Erfahrungen, die sich vor seinem inneren Auge abzeichnen. Man könnte, wie in der Literaturwissenschaft, auch von einer Spanne sprechen, in der sich das erzählende Ich auf das erzählte Ich bezieht. Häufig stellt biographische Arbeit argumentative Arbeit dar, so wenn der Erzähler z.B. mit den Erfahrungen, die er gemacht hat oder mit Aktivitäten, die mit diesen Erfahrungen oder auch mit wichtigen Lebensentscheidungen verbunden waren, eine grundlegende Haltung oder Position bezieht, die er seinem Zuhörer mitteilen will. Insofern können Erzählpassagen, die Elemente biographischer Arbeit enthalten, immer auch ein Stück weit auf Veränderungen oder Wandlungen in der Identität des Erzählers hindeuten. Auch besteht hier ein erhöhtes

- Bei *Menze* ist deutlich geworden, dass er während einer solchen Selbsterfahrungsrunde, „diesen Kontakt“ zu sich selbst und seiner Entwicklungsgeschichte herstellen kann („da habe ich das erste Mal diesen Kontakt geknüpft zu diesem Inneren“). Für ihn, der sich immer als eine relativ „starre verknöcherte“ Persönlichkeit gesehen hat (eine Aussage, die er im Rahmen autobiographischer Thematisierungen traf; Georg Menze 12/35), passiert das völlig unerwartet. Das Interessante bei Menze ist, dass er sich – selbst davon überrascht und ohne in irgendeiner Weise vorher mit Psychologie oder Psychotherapie in Berührung gekommen zu sein –, ganz der Echtheit seiner aufgestauten Emotionen hingeben kann und vor der Gruppe, vieles an Schmerzen, wie sie durch die Sprengkraft seiner Gefühle ausgelöst werden, mitteilen kann. Seine ungekünstelte biographische Selbstthematisierung und Selbstenthüllung haben einen natürlichen Charakter, woraufhin Prozesse intensiver biographischer Arbeit und biographischer Wandlung in Gang gesetzt werden.<sup>81</sup> Dazu zählt das Nachdenken über die Eltern und die Phasen seines Aufwachsens, das Nachspüren der emotionalen Zuwendungsdefizite und die Kritik an den Erziehungsmethoden der Eltern, die Kritik an der institutionellen Übersozialisation, Fremdbestimmung und biographischen Prozessierung durch Institutionen (insbesondere dem Militär), die ihn in Prozessen seiner persönlichen Individuierung und Identitätsentwicklung eingeschränkt oder immer wieder zurückgedrängt haben. Freilich verliert auch Menze im Zuge dessen seine ‚psychologische Unschuld‘. Dennoch aber begründet sich der natürliche Charakter seiner Auseinandersetzung darin, dass er die schmerzhaften Augenblicke der Selbsterfahrungsrunde sehr ernst nimmt und ganz sorgfältig, auch ohne die Gruppensitzungen, mit dieser biographischen Arbeit beginnt. Häufig kann man bei therapiereifen Landkommunarden vernehmen, dass Kritik an den Eltern und sekundären Sozialisationsinstanzen fast schon zum guten Ton gehört, mit der gelegentlich pauschal umher geworfen oder von der eigenen Person entkoppelt hausieren gegangen wird. Das ist bei Menze nicht der Fall. Auf der Basis eines abgewogenen, in sich hineinhorchenden Prozesses biographischer Arbeit gelingt es Menze, weite Teile seiner emotional unterkühlten Erziehung<sup>82</sup>, seiner politischen Vergangenheit und alten institutionellen Vorstellung von Gemeinschaft aufzuarbeiten und

---

Potenzial an Möglichkeiten, eigene darstellerische Konzepte oder Theorien der individuellen Biographie zu entwerfen (Biographisierung).

<sup>81</sup> Bei Menze wird ein relativ schmerzhafter biographischer Wandlungsprozess angeschoben. „Biographische Prozesse der Wandlung sind dadurch gekennzeichnet, daß die Betroffenen in sich selbst – mehr oder weniger verwundert – neue Kräfte feststellen, mit denen sie zuvor überhaupt nicht gerechnet haben. Sie erleben zunächst mehr oder weniger undeutlich, beginnen allmählich aufmerksam zu werden und begreifen dann schließlich abrupt, daß sie Vollzüge beherrschen, an deren Meisterei sie vorher nicht zu denken wagten bzw. auf die sie gedanklich gar nicht gekommen wären. Der plötzlichen Erkenntnis geht ein Zustand der erheblichen eigenen Verunsicherung voraus, weil man nicht mehr mit sich selbst, seinem Alltagsleben und den anderen wichtigen Menschen in der eigenen sozialen Umgebung in Einklang ist“ (Schütze 2001/142f).

<sup>82</sup> Außergewöhnlich ist dabei, dass Menze noch einmal die Erfahrungen des ausbleibenden liebevollen Umgangs in der Familie gefühlsmäßig durchlebt, was in seinem Fall tendenziell sogar zu einer inneren Aussöhnung mit den Eltern führt. Menze bewertet zwar die harten Erziehungsmethoden und Einstellungen der Eltern, verurteilt aber die Bezugspersonen selbst nicht, weil er die biographischen Probleme in einem übergreifenden Zusammenhang zurückverfolgt und sie im Kontext einer tiefen generativen Familienproblematik deutet.

diese kritisch zu bewerten. Dafür benötigt er jene schmerzhaft Auseinandersetzung und reflexive Arbeit an den Prozessen seiner eigenen Individuierung und Identität. Seine Beteiligung an der Landkommune erfordert geradezu diesen biographischen Wandlungsprozess, der es ihm ermöglicht, das problematische Verhältnis von 'Ich' und 'Gemeinschaft' neu zu bestimmen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass es Menze nur auf diese Weise gelingen konnte, sein Handlungsschema mit der selbständigen Landwirtschaft im Kontext einer sozialen Bewegung umzusetzen, ohne von dieser aufgesogen oder gewissermaßen rezidiv biographisch fremdbestimmt zu werden.

- Im Fall von *Susanne Klatt* werden Prozesse der biographischen Arbeit nicht durch eine psychodramatische Selbsterfahrungsrunde ausgelöst. Neben einigen signifikanten Anderen spielt hier vielmehr der neue Lebenspartner in der Landkommune eine wichtige Rolle. Er ist es, der sie mit der Notwendigkeit biographischer Arbeit unter einem vornehmlich psychoanalytischen Blickwinkel konfrontiert. Bei Klatt gibt es auch keine so heftigen Affektentladungen, wie im Fall Menze. Aber beide, Klatt und Menze heben in ihrer Darstellung die Bedeutung der psychoanalytischen Perspektive hervor, von der sie erst in der Landkommune Wind bekommen haben und deren Herausforderungen sie im Kontext biographischer Reflexionen annehmen. Bei Klatt ist es deshalb nicht verwunderlich, dass sie den Kontakt zur jüngeren Schwester ausgerechnet in der Zeit ihrer Beteiligung an der Landkommune intensiviert und einen Teil der biographischen Arbeit durch Gespräche mit der Schwester leistet, die sich selbst einer Psychotherapie unterzogen hatte. Klatt tritt insofern kritisch in Beziehung zu ihrer Biographie, als dass sie die frühen Anerkennungs- und Zuwendungsdefizite aufarbeitet, die ihr die massiven Schwierigkeiten in der Beziehungsaufnahme, Beziehungsgestaltung und Beziehungsarbeit gebracht haben und für die sie lange Zeit keine Erklärung besaß. In diesem Zusammenhang erkennt sie auch den dazugehörigen Mechanismus, der ihr die starke Leistungsorientierung abgerungen und den Selbstwertkonflikt in ihrer Entwicklungsgeschichte wesentlich geprägt hat. Zu diesem Handlungsmuster zählt die Übertonung von Leistungen und Institutionen, mit denen diese Leistungen in Verbindung gebracht wurden, wobei Eltern und Institutionen die entscheidenden Prozessoren und Zensoren darstellten. Bei Klatt und vielleicht noch viel stärker bei *Bärbel Jonekeit* lässt sich auch von Personen sprechen, die in ihrer primären Sozialisationsgeschichte aus unterschiedlichen Gründen gezwungen worden sind, früh erwachsen und selbständig zu sein (materielle Existenzsicherung, Übernahme von Arbeiten im Haushalt, Übernahme von Verantwortung und Betreuungsaufgaben für Geschwister etc.). Gleichermäßen spielen hier auch Erfahrungen der kulturellen Fremdheit und Erfahrungen der Marginalität und Abweichung eine wichtige Rolle.

- Im Unterschied zu Klatt und Menze hat sich *Bärbel Jonekeit* schon im Vorfeld ihrer Beteiligung an der Landkommune Prozessen biographischer Arbeit gewidmet. Das wurde darin deutlich, dass sie in der Erzähldarstellung häufig mit ihren Erfahrungen argumentierte (das autobiographisch-narrative Interview wurde zu einem Zeitpunkt erhoben, als sie gerade erst in die Landkommune eingestiegen ist). Jonekeit kommt in die Gemeinschaft, um ihre Selbstauseinandersetzung weiter zu intensivieren – eine Arbeit, die sie selbst als „Studium“ (Bärbel Jonekeit 16/16) bezeichnet. Jonekeit nimmt hier auch ein Angebot der Landkommunenbewegung entgegen, die gesteigerte Individuierungs- und Selbstreflexionschancen verspricht. >Erkenne Dich selbst!< oder >Werde Du selbst!< sind die bekanntesten Losungen, die man auch in einschlägigen Zeitschriften, in Wegweisern oder Leitbildern von landkommunitären Gemeinschaften finden kann. Jonekeit nimmt sich diese Zeit der Selbstreflexion, sie schafft sich ein Identitätsmoratorium, für das in der anderen Welt nur wenig Platz zu sein scheint. Anders gesagt, sie findet in der Landkommune ein Schutzterritorium gegenüber einer gesellschaftlichen Welt, die ständig in Bewegung ist und kaum Raum und Zeit für Prozesse der Selbstreflexion und Selbstfindung zur Verfügung stellt. In diesem Zusammenhang verwendete Jonekeit desöfteren den Begriff der Arbeit, der dazu diente, die Bedeutung ihrer Auseinandersetzung mit der eigenen Person und Identität in besonderer Weise hervorzuheben („und das das macht mich eigentlich richtig fröhlich, so, ne innere Gelassenheit, also, was soll hier schon passiern ne, /I: Hmh/ das is die eigentliche Arbeit ne, die eigentliche Arbeit in mir, und das außen vergess ich nich, also da, bin ich, dran, ne, da pack ich zu und, das gehört dazu, /I: Hmh/ aber das eigentliche passiert hier, in diesem, Wagen, und in mir (..) ja“; Bärbel Jonekeit, 16/21-25). Parallelen zum Fall Susanne Klatt ergeben sich in der Hinsicht, dass auch Jonekeit in der Landkommune mit den Leidenserfahrungen in ihrer Lebensgeschichte umzugehen lernt, was u.a. wesentlich zur Verlaufskurvenkontrolle und schrittweisen Bearbeitung jener Verlaufskurve beiträgt, die noch im Vorfeld ihrer Beteiligung an der Landkommunenbewegung wirksam war.

Ein Ergebnis der biographischen Arbeit könnte man mit dem *Zugewinn an Einschätzungs-, Analyse- und Reflexionskompetenzen* umschreiben. Während der Idealismus am Anfang nicht selten das Gefühl hervorbringt, sich im Alltag zu überfordern, entwickelt sich im Laufe der Beteiligung allmählich eine realistischere Herangehensweise, was sowohl die eigenen Ansprüche und individuelle Leistungsfähigkeit (Ich) als auch die Erwartungen an die Gemeinschaft (Wir) betrifft.

Inzwischen seh ichs so das das wir uns hier an einigen Stellen ähh wohl doch ganz schön überschätzt haben, und übernommen haben, und das es vielleicht sinnvoller is als so ein Riesenanspruch nur ähm (..) in ganz kleinen ähh

Phasen oder so zu erfüllen, vielleicht doch günstig ist das ist meine (...) so hab ich mir das jetzt zurechtgelegt für das was ich jetzt mache, ähh n überschaubaren Platz ähm ne überschaubare Arbeit mir zu suchen, wo ich genau sagen kann das und das kann ich bewirken und das kann ich einfach nicht bewirken, also meine Grenzen och realistisch einzuschätzen ja

(Susanne Klatt 11/5-12)

Mir persönlich [ist] deutlich geworden es geht überhaupt nicht, dass ich sage, ihr müsst, euch ändern, ihr müsst das und das verändern, sondern ich kann, wirklich nur sagen, ich will bei mir gucken, was kann ich bei mir ändern, und wozu bin ich bereit und in der Lage, was kann ich verändern für mich (...) tja, das ist das, das ist die, die Sache die mich also, da seitdem nicht mehr losgelassen hat

(Bärbel Jonekeit 14/21-26)

Wenn ich was verändere dann (...) guck ich (...) guck ich mir an was Not tut, und guck mir an was ich kann (...) und das was ich kann das ist, das ist sehr wenig also meine mein meine Armlänge ist sehr kurz, und mit dem was ich da bewirken kann bin ich zufrieden, /I.: Hmh/ ich muss nicht da, die in Berlin oder Bonn beeinflussen, ist überhaupt nicht mein Ziel (...) ja, /I.: Hmh/ (Pause 6) wenn ich hier im Dorf, ne gute Jugendarbeit machen würde, wär ich viel viel glücklicher, /I.: Hmh/ wenn ich da in Berlin oder Bonn was erreicht hätte (...) das seh ich, also ich seh da noch so n bisschen mal den, egoistischen (...) ähh, ha- Pardon dazu (...) was nimmst du für dich persönlich mit, gewinnst du wirklich etwas wenn du jemanden anders, Steine in den Weg legst (...) wenn du was verhindert hast, wenn du jemanden zu irgendwas gezwungen hast, was er selber nicht machen will hast du da was gewonnen, ja bringt dir das persönlich was, eigentlich nicht, macht dich das glücklich eigentlich nicht, aber glücklich macht s wenn du n kleines Pflänzlein, gesetzt hast wenn das Pflänzlein irgendwann blüht

(Reinhard Weißendorn 25/10-23)

Eine Haltung, zu der die Informanten im Laufe ihrer biographischen Arbeit in der Landkommune vordringen, ist die des *Von-sich-selbst-Ausgehens*. In diesem Zusammenhang kristallisiert sich eine merkliche Reduktion generalisierter Handlungsorientierungen zu solchen heraus, die im Rahmen eigener Handlungs- und Realisierungsmöglichkeiten abgesteckt werden. Im Vordergrund stehen nicht mehr abstrakte Grundsätze und Motive, die aus den Interpretationen der sozialen Bewegung in das individuelle Selbstbild aufgenommen wurden. Auch nimmt die Überschussmotivation ab, die noch am Anfang vorherrschend war, wo es darum ging, sich einen Platz in der Gemeinschaft zu erobern. Zunehmend versuchen die Akteure einzuschätzen, wozu sie selbst in der Lage sind und wozu nicht, sprich eigenen Handlungskompetenzen und persönliche Verantwortlichkeiten abzustecken. Im Vergleich zu den hohen Zielen und Selbstanforderungen der Landkommunenbewegung, könnte man aus den individuellen Erlebens- und Erfahrungsperspektiven auch von einer *reflektierten Problemsicht und Bescheidenheit* sprechen.

Gruppenspezifische Auseinandersetzungen, die quasi therapeutische Versatzstücke enthalten, können jedoch auch individuelle Verlaufskurvenprozesse auslösen oder die Wirksamkeit einer bestehenden Verlaufskurve erhöhen. Das meinte ich eingangs mit problematischer Qualität, denn die Auseinandersetzungen verheißen nicht nur Chancen, in dem sie Bearbeitungspotenziale und -ressourcen für Prozesse der biographischen Arbeit zur Verfügung stellen können. Sie verbergen auch Gefahren und Risiken, die sich darin begründen, dass hier systematisch Chaosaspekte erzeugt werden, dass Themen biographischer Vergangenheit aufgerührt, dass neue oder zusätzliche Belastungsereignisse ins Bewusstsein drängen, die von der Gruppe, wenngleich dort ausgelöst, schließlich nicht (oder nicht mehr) aufgefangen werden können. Eine weitere Gefahr ist die, dass man die Thematisierung und auch die gut gemeinten helfenden Beiträge zur Bearbeitung einer Verlaufskurve nicht dosieren, die Konsequenzen einer solchen zentrierten Kommunikation also auch nicht einschätzen kann und der Betroffene damit am Ende womöglich allein dasteht. Dahingehend entspricht es einer gewissen Verantwortungslosigkeit, zu glauben, man wisse, was man dem Betroffenen einer Verlaufskurve zutrauen kann und welche Nähe und Intensität an Konfrontation seinen persönlichen psychischen Grenzen standhalten.<sup>83</sup> Vor diesem Hintergrund müssen sowohl der Rückgriff auf laienhafte Theorien als auch das Wissen, welches man unterschiedlichster Lektüre entnommen und für brauchbar empfunden hat, kritisch betrachtet werden, wenn sie unkontrolliert in den Selbsterfahrungszirkeln zum Einsatz kommen. Nicht umsonst wird bei den Techniken des Psychodramas auf die Steuerungs-, Moderations- und Einschätzungskompetenzen eines ausgebildeten, erfahrenen Professionellen in Bereichen der Tiefenpsychologie und Psychotherapie hingewiesen.

- Im Fall *Schuck* ist z.B. sehr auffällig gewesen, dass sich die Verlaufskurve mit seiner Beteiligung an der Landkommune nur vorübergehend abschwächt. Die Landkommune ermöglicht ihm die temporäre Flucht aus einer verlaufskurvenförmigen Lebenssituation in einen biographischen Schonraum. Doch die Stillstellung der Verlaufskurvenentwicklung hält nicht lange an. Im Gegenteil, in der Landkommune kommt die Verlaufskurve erst richtig zur Entfaltung.<sup>84</sup> Auf die Wirksamkeit, insbesondere der Alkoholismus-Verlaufskurve, die dort zum vollständigen Orientierungszusammenbruch führt, braucht hier nicht weiter eingegangen werden. Entscheidend soll in diesem Zusammenhang sein, dass Schuck jegliche Angebote oder

---

<sup>83</sup> Ein Vorwurf an die quasi therapeutischen Sitzungen könnte lauten, dass nicht hinreichend bedacht wird, was solche Herforderlockungsrunden emotional und psychisch bei Personen auslösen kann, die bereits massive Verletzungsdispositionen und Verlaufskurvenerfahrungen in die Landkommune mitbringen.

<sup>84</sup> Im Interview mit Schuck tauchten allein drei namentlich erwähnte Personen der Landkommune auf, mit denen er ernsthafte Schwierigkeiten auszufechten hatte, die aus seiner Sicht nicht befriedigend gelöst werden konnten. Das unterschied seine Erzählerdarstellung von vielen anderen Interviews, in denen die Erzähler die Informationskontrolle behielten und Diskretion gegenüber anderen Einzelpersonen der Gemeinschaft wahrten. Schuck musste z.T. jedoch genau auf jene Erzähldetaillierungen, die mit konkreten Personen und Problemen in Verbindung standen, zurückgreifen, um die eigene Verlaufskurvenentwicklung plausibel darstellen zu können.

Hilfen der Gruppe ablehnt und den Griff zur Flasche mehr oder weniger geschickt verheimlicht. Im Interview reagierte er geradezu gereizt und desöfteren mit zynischen Seitenhieben auf jene Personen, für die die Selbsterfahrungsrunden eine hohe Bedeutung einnehmen („und es sind auch Leute da, ähh die ähh richtig pragmatisch vorgehen die nicht bloß quatschen wollen die nicht bloß sich in irgendwelchen, ähh Runden selbst bespiegeln wollen sondern die richtig was umsetzen wollen ne“; Nils Schuck 15/21-23). Nach anfänglichen Beteiligungsversuchen dient seine demonstrative Nichtbeteiligung an den Sitzungen der Ausblendung einer eigentlich dringend zu bearbeitenden Thematik. Sie verschwindet unter dem Deckmantel der Ironisierung und Negativbewertung der Selbsterfahrungsrunden. In diesem Zusammenhang stilisiert sich Schuck als ‚Macher‘, der es nicht nötig hat, zu diesen Runden zu gehen. Deshalb erfolgt auch der Hinweis, er würde sich nur noch an Auseinandersetzungen in der Gruppe beteiligen, „wo was bei rauskommt“ (Nils Schuck 13/32). Prekär ist nur, dass er mit gleicher ablehnenden Haltung in das therapeutische Arbeitsbündnis mit einem Psychologen tritt, von dem er sich im Anschluss an seinen somatischen Zusammenbruch und dem Aufenthalt in einer Entzugsklinik – und das auch nur auf Drängen der Gemeinschaft hin –, betreuen lässt. Im Rahmen der professionellen Gesprächstherapie wird seine vehemente Gegenwehr erst richtig deutlich, wenn es darum geht, aktuelle wie auch biographische Probleme, die bei ihm z.T. tief verankert liegen, kritisch aufzuarbeiten. Ich möchte hier nur an die vielen „re-normalisierenden Hinwegerklärungen“ (Schütze 1981/100) und sein fehlendes Problembewusstsein erinnern, wie sie am deutlichsten in der Szene zum Vorschein kamen, als Schuck auf fast schon höhnische Weise darstellte, wie er Ärzte, Therapeuten und die Akteure der Gemeinschaft allesamt ausspielte und die Verlaufskurvenprobleme, wie sie augenscheinlicher nicht mehr auf der Hand liegen können, weit von sich wies. Nicht nur dass er seinen Zusammenbruch als episodales Zusammenspiel von Zufälligkeiten fehlinterpretiert und das therapeutische Betreuungsverhältnis ad absurdum führt. Schuck beharrt auf der felsenfesten Überzeugung, er hätte weder irgendwelche Probleme mit Alkohol noch bräuchte er eine intensive Hinwendung und Bearbeitung seiner biographischen Probleme.<sup>85</sup>

#### 8.4.4 Versionen und Aspekte biographischer Wandlung

Im Laufe der Beteiligung an den Landkommunen sind unterschiedliche Aspekte biographischer Wandlung deutlich geworden. Vorweggenommen werden kann, dass es bei den untersuchten

---

<sup>85</sup> Es ist vor allem diese selbst verschleiernde Haltung, die eine theoretische Verarbeitung des Zusammenbruchs extrem einschränkt. Sie erschwert es Schuck, „gezielte handlungsschematische Behandlungs- und Kontrollstrategien“ (Schütze 1981/100) zu entwickeln, die für die Überwindung oder zumindest Kontrolle der Verlaufskurve dringend notwendig wären.

Interviewpersonen keinen Fall von klassischer Konversionsbiographie oder wie es Gabriele Rosenthal bezeichnete, „totaler Wandlung“ (Rosenthal 1987)<sup>86</sup>, gab. Wenn überhaupt ließ sich eine solche Version der biographischen Wandlung nur einmal und das auch nur in Ansätzen feststellen. So zeigten sich in einer Erzählbilanzierung, die gleich am Beginn der autobiographischen Darstellung *Carsten Brachers* erfolgte, gewisse „dramaturgische Muster“ (Ulmer 1990/290), die strukturell auf eine Zeit >davor< und eine Zeit >danach< anspielten.<sup>87</sup>

Mhm (Pause) naja ich hab schon ma so gesagt also mein Leben das sind verschiedene Filme die ablaufen (..) so es gibt da markante markante Punkte in meinem Leben das ist einmal e so (..) eh 78 77 78 79 also Armeezeit vor Armeezeit s war Schule Elternhaus nach Armeezeit war Studium dann eh (..) war von 80 bis 90 das Studium bzw. der ganze die ganzen sozialistischen Querelen dann kam die Wende bis 90 und dann von 90 bis bis 95 eh diese dieser Kapitalismus wo ich da in vollen Zügen gelebt habe und dann Landkommune Z. eigentlich so als letzter Film oder Lebensabschnitt und manchmal denke ich och habe ich so das Gefühl ehh das hat mit mir nix zu tun (..) das ist schon so lange her und das is eh das is n anderer Mensch gewesen so wie im Traum oder ((holt Luft))  
(Carsten Bracher 1/7-16)

In Brachers Lebensgeschichte gab es tatsächlich einige entscheidende Wendepunkte, die er im Rahmen seiner Erzähldarstellung mit bestimmten Ereignishöhepunkten umschrieben hatte. Ich habe einige dieser Höhepunkte, wie sie in seinem Fall mit Verlaufskurvenprozessen verbunden waren, bereits in einem früheren Abschnitt (Abschnitt 8.2) herausgestellt und möchte deshalb hier nicht noch einmal darauf eingehen. Wichtig ist mir, darauf hinzuweisen, dass Bracher einen Wandlungsprozess durchläuft, den er, seine Lebensgeschichte vor Augen, selbst nicht ganz reflektiert bekommt und den er von daher auch nicht in einen plausiblen biographischen Gesamtzusammenhang bringen kann. Vielleicht muss er deshalb auf die Kategorie des Traums ausweichen, die zwar physische Realität und Wirklichkeitsbezüge enthält, aber eben auch immer etwas

<sup>86</sup> Gabriele Rosenthal differenzierte in ihrer Untersuchung über biographische Wandlungen von Angehörigen der Kriegsgeneration zwischen einer „latenten Wandlung“ und einer „totalen/partiellen Verwandlung“ (Rosenthal 1987/36ff). Die latente Wandlung beinhaltet sich allmählich vollziehende Wandlungsprozesse ohne deutlich hervortretende Wendepunkte, während die totale Verwandlung mit einer sehr starken Veränderung der internalisierten Weltansicht einhergeht. Letzteres trifft auch für die von Tesch-Römer & Chapman (1989) durchgeführte Studien zur Identitätstransformation von Mitgliedern einer neoreligiös-therapeutischen Gemeinschaft zu. Überhaupt stellt die religiöse Konversion das „historische Urbild der Verwandlung“ (Berger & Luckmann 1987/169) dar (bekannte Beispiele religiöser Konversion lassen sich in den Lebensgeschichten von Paulus, Augustinus oder Franziskus finden). Berger und Luckmann geben in diesem Zusammenhang auch den wichtigen Hinweis, dass die Plausibilitätsstrukturen der religiösen Konversion von säkularisierten Bewegungen nachgeahmt worden sind, so z.B. bei politischen Lehren und in der Psychotherapie (vgl. Berger & Luckmann 1987/169).

<sup>87</sup> Bernd Ulmer, der sich in Anlehnung an die Ausführungen Bergers und Luckmanns zur „Bewahrung und Verwandlung subjektiver Wirklichkeit“ (Berger & Luckmann 1987/157-174) ausschließlich für die Struktur der Darstellung interessierte, d.h. die Art und Weise, wie Konvertiten ihre Konversion für sich rekonstruieren und im Erzählvorgang plausibel darstellen, weist auf die zeitliche Ordnung solcher Erzählbemühungen hin: „Hier läßt sich in den Konversionserzählungen eine stringente Dreigliederung feststellen. Zuerst schildern die Erzähler ihren Lebensweg bis zu ihrer Konversion. Sie gehen dabei in ihrer Biographie sehr weit zurück, oft bis in die frühe Kindheit. Auf diese Weise machen sie gleich zu Beginn der Erzählung den Stellenwert der Konversion als zentrales, die gesamte Biographie betreffendes Ereignis deutlich. In einer zweiten Erzählphase steht die eigentliche Konversion im Mittelpunkt. Diese wird ziemlich exakt in der Biographie verortet und markiert den zeitlichen Fixpunkt, von dem aus die Erzähler ihr Leben in eine Zeit >davor< und eine Zeit >danach< einteilen. Im abschließenden dritten Teil der Erzählung befassen sich die Erzähler mit ihrem Lebenslauf nach der Konversion, wobei sie den Erzählbogen meist bis in die Gegenwart spannen“ (Ulmer 1990/289).

Unwirkliches, Unerklärliches oder Ersehntes mit sich führt. Dazu kommt, dass gerade innere Prozesse und Erfahrungsbereiche nicht immer ohne weiteres durch Sprache erfassbar und darstellbar sind. Bracher kann sich der Struktur seines Wandlungsprozesses nur tastend oder intuitiv nähern, ihm fehlt sozusagen eine eindeutige „Plausibilitätsstruktur“ (Berger & Luckmann 1987/168). Der Zuhörer erhält lediglich den Eindruck von einer vor- und einer nachkonversionellen Identität, die sich in seinen Aufzeigebemühungen zweifelsohne andeuten. Im weiteren Verlauf seiner autobiographischen Darstellung ist dann sichtbar geworden, dass eine Lebenskrise, verbunden mit einer schweren Erkrankung, den Ausgangspunkt bildete, an dem sich die Dramaturgie seiner Konversion abspielte. Es würde sicher zu weit gehen, Brachers Depressionen in Verbindung mit dem Verlaufskurvenhöhepunkt (so z.B. als er in der Einsamkeit seines Einraumappartements von Wahnvorstellungen eingeholt wird) als ein quasi religiöses Bekehrungserlebnis<sup>88</sup> zu bezeichnen. Dennoch bekommt dieses Erleben eine ähnliche Bedeutung zugeschrieben, da es sich um eine außergewöhnliche Erfahrung in seinem Leben handelte, die plötzlich und unerwartet eingetreten ist. Die Beschreibung des Schlüsselerlebnisses, sein Orientierungszusammenbruch mit Suizidgefährdung, diente dort gleichermaßen der Kennzeichnung des Eintritts biographischer Veränderungen. Bracher entlarvt die persönliche Lebenskrise vor allem als eine essentielle Sinnkrise, die sich mit der Beteiligung an der Landkommune schlagartig auflöst. An anderen Stellen im Interview signalisierte er jenseits der äußeren Erfahrungswelt eine Verlagerung der Veränderungen in die Innenwelt („es steht das Sichselberfinden im Vordergrund bei mir dadurch dass der Mensch immer versucht woanders die Schuld zu suchen ich bin ja och nich viel besser kann man sich natürlich viel viel in Arbeit verstecken aber ich bin mir bewusst dass ich eigentlich wenn ich mehr zu mir komme das andere automatisch da ist und nicht Arbeit Arbeit Arbeit mir irgendwas hier (..) /I: Mhm/ also das is so (..) ich suche eigentlich für mich so (..) so n menschlichen Raum der es schafft aufgrund der Menschen die dort sind sich nicht zu isolieren aber so die innere Stärke zu suchen also innerhalb des Menschen (..) also sich nich nach außen zu orientieren sondern sich nach innen zu orientieren“; Carsten Bracher, 14/27-36). Darüber hinaus – und das scheint mir ein zentraler, Fallübergreifender Punkt –, geben die an sich selbst wahrgenommenen Veränderungen Anlass zur Neuinterpretation und Neubewertung vergangener lebensgeschichtlicher Erfahrungen sowie der bisherigen Lebensweise. Damit werden weitere Aspekte aufgeworfen, wenn es um die Frage der biographischen Bedeutung des Landkommunelebens geht.

<sup>88</sup> So z.B. wenn sich „die Konvertiten direkt an Gott [wenden], indem sie beten oder meditieren, oder [...] sich in eher passiver Weise auf die Möglichkeiten einer religiösen Erfahrung [einlassen], indem sie z.B. mit viel Skepsis an einem religiösen Seminar teilnehmen. Auch das unmittelbar darauffolgende religiöse Erlebnis kann in den Erzählungen mehr oder weniger spektakulär ausfallen. Ein Konvertit wird beispielsweise wie von unsichtbarer Hand zum Koran geführt, den er zufällig im Regal stehen hat, ein anderer verfällt plötzlich in Halluzinationen, ein dritter stößt zufällig auf einen bestimmten Vers in der Bibel, einem vierten zeichnet der Priester das Kreuzzeichen auf die Stirn usw.“ (Ulmer 1990/291).

*Auf-Distanz-Gehen zur eigenen Biographie*

Allein durch die Beteiligung an einer Landkommune beschreiben die Informanten wichtige äußere biographischer Veränderungen. Das Leben in der Landkommune gleicht nicht dem Leben, welches man vorher lange Zeit gelebt und von dem man sich weitgehend verabschiedet hat. Insbesondere bei den Personen Bracher, Schuck und Klatt sind mit der Entscheidung für das Leben in der Landkommune sehr deutliche Bestrebungen zur Veränderung ihrer Lebenssituation erkennbar gewesen. Indizien dafür waren neben der Dominanz der Prozessstruktur der Verlaufskurve auch fehlende oder zumindest unausgereifte biographische Entwürfe und Handlungsschemata sowie die Eile, mit der diese Personen ihre Entscheidungen getroffen haben. In der Hinsicht, ich wiederhole mich an der Stelle, unterscheiden sie sich von Akteuren, wie Menze, Weißendorn oder Joost, wo doch eigenen Vorstellungen und Handlungsschemata mit der kollektiven Idee der Landkommunenbewegung verknüpft und realisiert werden konnten. Für Weißendorn und Joost treffen die äußeren biographischen Veränderungen ebenfalls zu. Doch benötigen sie nicht die starken inneren Veränderungen, um an einer Landkommune partizipieren zu können, wie es beim biographischen Wandlungsprozess Menzes am deutlichsten zu beobachten war.

Häufig standen Wandlungsprozesse in Verbindung mit der biographischen Arbeit, die die Personen in der Landkommune leisteten. Hier ließe sich auch von Prozessen „latenter Wandlung“ (Rosenthal 1987) sprechen. Einen Aspekt im Rahmen solcher latenten Wandlungsprozesse möchte ich mit *Auf-Distanz-Gehen zur eigenen Biographie* bezeichnen. Dafür muss der Prozess einer biographischen Wandlung nicht abgeschlossen sein. Es kann sich auch um angeschobene Wandlungsprozesse handeln, die unterbrochen, lange hingezogen oder auch, wie vielleicht noch in ihrem Anfangsstadium angedeutet, schließlich aber nicht vollständig umgesetzt werden. Vielmehr scheint dieses Distanzierungsphänomen ein Element im Prozess der sukzessiven „Umschichtung der biographischen Gesamtformung“ (Schütze 1981/103) darzustellen.<sup>89</sup> Wichtig hierbei ist eine (über)kritische Deutung und Bewertung vergangener lebensgeschichtlicher Phasen und Lebensweisen, die von der Beanstandung und Missbilligung bis hin zur Entidentifizierung gehen kann. Die Lebensgestaltung vor der Beteiligung an der Landkommune wird vom Betroffenen als sinnentleert oder gar `falsch` qualifiziert. Solche

---

<sup>89</sup> Unter der biographischen Gesamtformung versteht Schütze „die dominante Ordnungsgestalt, die der Lebensablauf im Verstreichen von Lebenszeit für den Biographieträger, seine signifikanten Interaktionspartner, aber auch für dritte Beobachter allmählich annimmt. Wichtige Konstitutionsbedingung der biographischen Gesamtformung ist, daß sie auf signifikante Interaktionspartner hin angelegt ist, eine kommunikative Orientierungsform aufweist und prinzipiell theoretisch-reflektorischer Adressierung offensteht. Mit dieser Vorbedingung ist kompatibel, daß die biographische Gesamtformung in vielen Fällen tatsächlich gerade nicht in einer thematischen Gesamtgestalt reflektiv fokussiert wird. Sie existiert dann aber als faktisch für den Lebensablauf und in der tagtäglichen Alltagsrealität wirksames Orientierungs- und Steuerungspotential, das nur teilweise bewußt-thematisch erfaßt oder gar nur verzerrt theoretisch bearbeitet wird“ (Schütze 1981/104).

Falsifizierungsschemata sind nicht selten davon flankiert, dass damalige Mittel und Strategien zur Lösung von Problemen oder Lebenskrisen versagt haben. Das kann auch für bisherige Lebenseinstellungen (z.B. die starke Selbstdefinition über Arbeit und berufliche Karriere, das Beispiel Bracher oder über Leistungen, das Beispiel Klatt) oder für die Weltanschauung bzw. Weltsicht, mit der man bisher durchs Leben gelaufen ist (die Beispiele Klatt, Menze, Jonekeit), zutreffen. In diesem Zusammenhang stand häufig die Frage nach dem >eentlichen< Sinn des Lebens.<sup>90</sup> Mit der Beteiligung an der Landkommune bekommt diese Frage einen neuen Stellenwert. Sie dient als Maßstab, die biographische Erfahrungsaufschichtung der Vergangenheit von der biographischen Gegenwart und Zukunft zu trennen, so dass eine Perspektivendifferenz von >früher< zu >heute< entsteht, die den inneren Veränderungen Ausdruck verleihen soll. In den Fällen Schuck und Bracher sind besonders große Verwerfungen vergangener lebensgeschichtlicher Phasen, Lebenseinstellungen und Lebensstile deutlich geworden. Das scheint auch ein Grund, warum die beiden Akteure im Rahmen ihrer biographischen Selbstthematization wenig positive Bezüge herstellen und dagegen immer wieder auf vermeintliche Unzulänglichkeiten (z.B. die Identifikation und Präsentation des `Versager'-Selbstbildes, Schuck) zu sprechen kommen oder die Bedeutungslosigkeit alter biographischer Sinn- und Handlungsorientierungen (Bracher) hervorheben. Zum Teil kommt es dabei sogar zu radikalen Aburteilungen<sup>91</sup>, die, wie im Fall Schuck, die biographische Identität und Selbstvorstellung auf dünnes Eis führen und aktuelle Verlaufskurvenprozesse verstärken. Jedoch beinhaltet seine biographische Entidentifizierung einen Schutzmechanismus, sich von signifikanten Anderen (insbesondere der Ursprungsfamilie) zu distanzieren, die maßgebliche Prozessoren von Erleidenserfahrungen waren und zum Aufbau eines negativen Selbstbildes beigetragen haben. Für Schuck, der sich bis zum heutigen Tage irgendwie selbst ein Rätsel bleibt, ist deshalb auch das Herstellen einer bestimmten Selbsttheorie relativ wichtig. Wie in einigen anderen Fällen wird dabei mitunter auf >Metatheorien< religiös-spirituelle Art zurückgegriffen, die das, wofür man selbst keine Erklärung besitzt, in einen höheren, übergreifenden Sinn- und Bedeutungszusammenhang stellen. Der Blick auf das eigene biographische Gewordensein kann durch die Brille unterschiedlichster Theorien, die man aus Büchern ent-

---

<sup>90</sup> Die Verwendung des Partikels >eichtlich< war im Rahmen solcher Sinnbefragungen relativ auffällig, z.B. „Was will ich eigentlich?“, „Was ist meine eigentliche Aufgabe im Leben?“, „Wozu bin ich eigentlich da?“. Damit signalisierten die Betroffenen einen gewissen Drang, der Frage nach dem Sinn des Lebens tiefer auf den Grund gehen zu wollen. Das unterstellt freilich, dass es einen tieferen Sinn des Lebens gibt, einen, der im Unterschied zum *äußeren Anschein* in *Wirklichkeit* gegeben ist und den man aufzuspüren sich innerlich verpflichtet fühlt.

<sup>91</sup> Das betrifft zu einem großen Teil auch Aburteilungen wichtiger signifikanter Anderer, insbesondere Eltern, Geschwister oder auch Freundschaftsbeziehungen (Schuck, Bracher, Jonekeit), worin an den entsprechenden Erzählstellen immer wieder deutliche Verletzungsdispositionen und Enttäuschungserfahrungen (Vertrauensverletzungen, das Gefühl, ausgenutzt oder verlassen worden zu sein) erkennbar wurden.

nommen oder von denen man aus Vis-à-vis-Gesprächen mit wichtigen Bezugspersonen in der Landkommune erfahren hat, neu betrachtet werden.

### *Neuinterpretation und Neudefinition biographischer Identität*

Selbsttheorien scheinen ein wesentliches Fundament im Rahmen der *Interpretation und Definition biographischer Identität* darzustellen. Insbesondere wenn Wandlungsprozesse ablaufen, der Betroffene sich der sozialen Welt einer Landkommune anschließt, die dafür ein wichtiges Anregungsmilieu bietet, erlangt er eine gewisse Sensibilität für Prozesse der Neuauslegung seiner biographischen Vergangenheit, die darüber hinaus als Richtschnur für sein zukünftiges Handeln dient. Voraussetzung ist auch hier der kritische oder bisweilen missgestimmte Blick auf die „*summa vitae*“, dem eigenen Lebensabriss, der vor Augen liegt und der insbesondere in den bilanzierenden Darstellungsteilen die unterschiedliche Perspektivität von >früher< und >heute< offenbart. Dabei bekommt ebenfalls die Gegenwartsperspektive das größere Gewicht zugesprochen, während Selbst- und Weltinterpretationen, die der Vergangenheit angehörten, als Irrungen oder mit Unwissenheit, Naivität und Oberflächlichkeit behaftet betrachtet werden. In den Erzählerdarstellungen war das auch der Punkt, an dem neue Sinnorientierungen und Lebenseinstellungen, die das gegenwärtige Handeln bestimmen und das zukünftige Handeln leiten sollen, zum Ausdruck gelangten.<sup>92</sup> An diesem Punkt der Darstellung ist es ebenso möglich, dass die Bereitschaft und Offenheit für Prozesse der biographischen Wandlung aufgezeigt wird. Die Betroffenen beschäftigen sich plötzlich, d.h. für sie selbst unerwartet mit fernöstlicher Philosophie, der Reinkarnationslehre oder mit mystischen Schriften (Schuck, 14/42; Jonekeit, 16/12), stellen einen besonderen Kontakt zur Natur her, der ihnen bislang unbekannt war oder der ihnen verloren gegangen ist (Klatt, 10/26; Jonekeit, 38/17-26), sehen ihre Zukunft in der Realisierung einer neuen Ausbildung mit therapeutischem Einschlag (Klatt, 12/26; Bracher, 13/36) oder entwickeln eine Nähe zur Psychoanalyse, mit der sich selbst und das Geschehen in der Gruppe beobachten (Menze, 28/39-49; Klatt, 21/29-42). In einzelnen Fällen wurde ein relativ diffuser Theorien- und Spiritualitätencocktail gebraut, der das Leben im Lichte eines höheren Sinn- und Begründungszusammenhangs betrachtet (*Schuck*)<sup>93</sup>. Das kann auf den ersten Blick etwas trivial

<sup>92</sup> Man könnte hier auch allgemein gehalten von *Orientierungstheorien* sprechen, welche „systematische Überlegungen des Erzählers bzw. Geschichten- und Ereignisträgers zur damaligen oder jetzigen Zukunft seines jeweiligen Handlungsstableaus unter besonderer Berücksichtigung der eigenen Handlungsmöglichkeiten und -absichten [beinhalten]. Ins Auge springen insbesondere Abwägungen von Handlungsalternativen. Aber es ist für die theoretische Orientierung des Akteurs auch das systematische Durchdenken, Durchspielen und Durchplanen der einzelnen Realisierungsschritte der bereits ins Auge gefassten Handlungsrichtung von Gewicht. Der Tendenz nach werden allgemeine Kriterien und Begründungen für Handlungsplanungen und -entscheidungen angegeben, die auch rechtfertigende Funktion wahrnehmen können“ (Schütze 1987c/178).

<sup>93</sup> Insbesondere Schuck bildete eine solche Theorie vom eigenen Leben, in dem er sich aus unterschiedlichen `Schubladen´ der Philosophie- und Ideengeschichte sowie der Weltreligionen bediente und aus Versatzstücken des Christentums oder der

erscheinen, doch werden vor diesem Hintergrund lebensgeschichtliche Erfahrungen reinterpretiert, frühere Vorstellungen der Selbst- und Weltorientierung werden überarbeitet und umgeschichtet. Fehlt eine in sich konsistente rationale Selbsttheorie (man könnte auch von mangelnden `Biographisierungs-kompetenzen´ sprechen), kann beim Betroffenen eine gewisse Neigung entstehen, das Leben durch eine von außen und durch höhere Mächte gelenkte Schicksalhaftigkeit zu betrachten. Dann bekommen alle Erfahrungs- und insbesondere Erleidensprozesse einen einzigartigen Sinn zugeschrieben, der sich dieser schicksalhaften Fügung unterwirft („wichtige Abschnitte Etappen wie ich schon sagte ich war mein Leben lang ein Suchender, ach so und ich bin ein Mensch >ich weiß nicht< ein Mensch der seine Erkenntnisse über die direkte Erfahrung das is so mein, mein wie soll ich sagen mein Karma das is meine Vorsehung so so, so bin ich glaub ich auch gestrickt ne ich muss direkt, Erfahrungen sammeln um (..) um sie ja och um mich geistig entwickeln zu können auch um meine, ähh Rückschlüsse geistigen Rückschlüsse mein Weltbild schließt ja darauf zurück, zu bilden weißte (..) und ich musste eben diese (...) ja diesen Weg der ziemlich holprich is war und (..) hmh ja voller Enttäuschungen (...) ja >gehen einfach<“; Nils Schuck, 14/24-32). Während z.B. Schuck sich selbst als einen fortlaufend „Suchenden“ thematisiert, spricht *Jonekeit* im Rahmen ihrer biographischen Nachforschungen von einem „Schleier“, mit dem sie bislang durch das Leben gelaufen sei und den sie nun, da sie sich in der Landkommune mit sich selbst und ihrem Platz in der Welt beschäftigt, langsam abzulegen glaubt („also, ähh die die Gesetze der ‘Natur’, erkennen, die Gesetze meines Lebens kennen, mich selber erkennen, s einfach toll, ja da das macht mich jeden Tach wieder glücklich wenn ich mich da hin setzen kann, und ähh jeden Tach so meine Stunde oder zwei Stunden studieren, und >dann sach ich man is das< großartig, es fällt einem wie Schuppen von den Augen, ne (..) /I: Hmh/ so /I: ((räuspern))/ bisher wie, mit em Schleier, >naja< durch die Welt gelaufen, und, gelebt, unwissend, und ähh, blind, manchmal, ne, und jetzt, lüftet sich s ((lachend)) allmählich“; Bärbel Jonekeit, 16/13-19).

Egal welche Erklärungsscholastik gewählt wird, übernehmen solche Selbsttheorien eine wichtige Funktion in zweierlei Hinsicht: Einerseits geben sie der Beteiligung an der Landkommunenbewegung einen Sinn. Prozesse der biographischen Arbeit können hier gefördert

---

christlichen Mystik, des Hinduismus, Buddhismus, Schamanismus, Pantheismus, Holismus, New Age, gekoppelt mit fernöstlichen Weisheiten und Elementen der Psychoanalyse, Bilder bzw. Vorstellungen von sich und der Welt entwickelte. Solche Interpretationseinlagerungen in einer biographischen Gesamtformung unterzubringen und sie im Detail wie auch im Zusammenhang mit lebensgeschichtlichen Erfahrungen zusammenzubringen, scheint jedoch eine äußerst große Herausforderung darzustellen, will der Erzähler nicht ständig über Plausibilisierungsdefizite und sich anbahnende Erzählkomplikationen stolpern oder den roten Faden seiner Erzählung verlieren (bei Schuck ist dies alles häufiger der Fall gewesen). Im Unterschied zu Orientierungstheorien beinhalten *Erklärungstheorien* „systematische Überlegungen des Erzählers bzw. des Geschichten- und Ereignisträgers zu den Beweggründen, Auslösefaktoren und Bedingungen von Ereignisabläufen, *die auch das eigene (mehr oder weniger rätselhafte) Verhalten in einer bestimmten Situation einbegreifen können* [kursive Hervorhebung von mir; d. Verf.]. Häufig sind die Erklärungsaktivitäten punktuell auf das unerwartete Eintreffen eines einzelnen Ereignisses [oder auch mehrerer Ereignisse; Anm.; d. Verf.] oder aber auf die mangelnde Durchsichtigkeit des Hervorgehens eines Ereignisses B aus einem Ereignis A bezogen“ (Schütze 1987c/179).

werden, so z.B. wenn Krisen, die das Leben vor der Beteiligung an der Landkommune bestimmt haben und die den Betroffenen schwer belastet haben, nun beginnen zu verschwinden (Jonekeit). Andererseits können Selbsttheorien, die überwiegend transzendente Kategorien enthalten, die Aufnahme, Bewusstwerdung und Bearbeitung ganz persönlicher biographischer Probleme verhindern oder einschränken (Schuck). Denn das Leben mit all seinen Problemen und Unzulänglichkeiten wird in einem häufig nicht personifizierte, `kosmischen´ Sinnzusammenhang begriffen, der mitunter Nebelschwaden um den gesunden Menschenverstand zieht und lebensgeschichtliche Ereignisse, was deren Erklärung und Bewertung angeht, determiniert, harmonisiert oder passungsfähig macht. In der Subsumtion spiritualistischen Denkens und Auslegens kann die Gefahr bestehen, dass Personen leicht die Bodenhaftung verlieren. Ferner kann diese Bezugnahme gegen neue unangenehme Einflüsse oder Kritiken immunisieren. Dagegen steigt die Anfälligkeit für Aussagen aus Horoskopen oder anderen Prophezeiungen, ob sie nun aus Büchern stammen, denen man eine hohe Bedeutung beimisst oder von scheinbar autorisierten Personen ausgehen, die man bewundert oder denen man außergewöhnliche Kräfte oder heilerische Fähigkeiten nachsagt („nach außen hin muss mein Leben auf andere absolut chaotisch wirken, und für mich is das ein ein (..) ein wie als wenn ich ne Treppe aufsteige also eine folgerichtige Weiterentwicklung Stück für Stück, (..)/I: Hmh/ verstehst Du wenn ich mich mit achtzehn Jahren sehe, da war ich ein dummer (..) also die Potenziale warn da is klar, aber ein ziemlich blöder dummer (..) Baurülps sag ich mal ne, un wenn ich mich jetzt sehe jetzt bin ich fünfundvierzig demnächst werd ich fünfundvierzig ne, da s (..) ne völlige das hätte man nicht geglaubt sag ich mal so, ich hab mich durch diese, (..) also völich unterschiedlichen völich, chaotischen Prozessen zu dem entwickelt der ich jetz bin (..) also s is ne gewisse Folgerichtigkeit dabei, und ich hab auch immer das Gefühl noch das is immer noch so, das Gefühl ich soll irgendwas in dieser Welt noch bewerkstelligen bewerkstelligen, /I: Hmh/ ich kann s nicht genau ausformulieren, das is nich ne Karriere oder n Haus bauen, oder irgendwas aufbauen=ich weiß es nicht, /I: Hmh/ und ich ne Wahrsagerin hat mir vorausgesagt daß ich zwei Dinge ich das ich eines hm unnatürlichen Todes sterbe, aber das ich sehr alt werde oder relativ alt sag ich mal so, /I: Hmh/ also n bissel Zeit hab ich noch also weiß noch nich“; Nils Schuck, 16/42-17/8). Bei einigen wenigen Informanten trifft man auf Versatzstücke, die Hinweise auf einen Typus liefern, den Oevermann in der dem Typus zugrunde liegenden Strukturlogik mit „versozialwissenschaftlicher Identitätsformation“ (Oevermann 1988) bezeichnet hat.<sup>94</sup> Auch wenn hier rein gar nicht an der Rekonstruktion der

<sup>94</sup> „Versozialwissenschaftlichung“ meint hier nicht den „Einfluss sozialwissenschaftlicher Inhalte [...], sondern eine *Habitusformation* [kursive Hervorhebung von mir; d. Verf.], die am reinsten in der Vermischung von wissenschaftlicher und lebenspraktischer Problemlösung“ (Oevermann 1988/247) beobachtet werden kann. „Im Mittelpunkt stehen hier Erscheinungen, in

Strukturlogik eines Falls gearbeitet wurde, die den Schlüssel der Methodologie der „objektiven Hermeneutik“ (Oevermann u.a. 1979; Oevermann 1980) darstellt, so zeigte sich doch in einige Interviewpassagen, dass das Aneignen von Wissen und Argumentationen, die sozialwissenschaftlichen Theorien (insbesondere der Psychoanalyse, ohne dass diese im Rahmen eines institutionell geregelten Psychologiestudiums mehr oder weniger systematisch aufgenommen wurde) entstammen, mit Veränderungen im Habitus einhergehen kann (Klatt, z.T. auch Menze). Mit dem veränderten Habitus tritt man vor allem an Probleme heran, die mit anderen Personen oder mit zentralen Ereignissen in der landkommunitären Gemeinschaft zu tun haben. So verwenden Klatt und Menze bei der Thematisierung von kollektiven Problemen in der Gemeinschaft, in die sie selbst involviert sind, geradezu selbstverständlich sozialwissenschaftlich-theoretische Wissensgebilde, Kategorien und Vokabularien, was bisweilen den Eindruck erweckt, sie seien nicht Partizipierende, sondern analytische Betrachter, die faktisch `von außen´ auf die Schwierigkeiten in der Gemeinschaft blicken.

### *Sich-Neuentwerfen*

Die Kategorie, die ich hier mit *Sich-Neuentwerfen* betiteln würde, kann in zwei Richtungen verlaufen. Sie kann mit Wandlungsprozessen zu tun haben, die auf der Basis von schicksalhaften Auslegungsprozessen eine neue Zukunft abstecken will und sich von der biographischen Vergangenheit lösen möchte. Am deutlichsten wird dies in der Umbenennung des Rufnamens erkennbar. Namenswechsel sind ein Zeichen dafür, dass neue Bedeutungen, Werte und Auffassungen von sich und der Welt entstanden sind, die vor der Beteiligung an der Landkommunenbewegung keine Rolle spielten. Sonst hätte eine Umbenennung bereits früher stattgefunden. A. Strauss hat in seinem Essay „Spiegel und Masken“ auf das „unlösbare Band zwischen Name und Selbstbild“ (Strauss 1968/14) hingewiesen. Er konstatiert: „Die Veränderung des Namens zeigt einen Übergangsritus an. Das bedeutet, daß die Person jenen Namen haben möchte, der sie ihrer Auffassung nach charakterisiert, und nicht länger die von ihrem früheren Namen bezeichnete Person sein will. [...] Man verbirgt, wer man war oder ist,

---

denen mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Argumente die Autonomie der Lebenspraxis jenseits der Sphäre zweckrationalen oder `instrumentellen´ Handelns zurückgewonnen werden soll. Das schließt die sozialwissenschaftlich-theoretisch fundierte Forderung nach Spontaneität, Sinnlichkeit, Emanzipation und Solidarität ein. [...] Nicht die Orientierung an solchen Leitlinien und Wertprämissen der Lebenspraxis ist das Kriterium, und schon gar nicht werden sie dabei implizite umbewertet, sondern der Umstand, daß sie nicht erfahrungshaltig faktisch aus der eigenen Lebenspraxis sich entfalten, sondern über sozialwissenschaftliche Theorien und wissenschaftliche Ethik subsumtionslogisch programmiert sind; nicht, daß die als emanzipiert und autonom angestrebte Lebenspraxis unter diesen Theorien subsumiert wird; nicht, daß ein Werner in der Beziehung zu einer Monika sich lebenspraktisch z.B. die Einsichten der Psychoanalyse zu eigen gemacht hat, sondern, daß er in der personalisierten Partnerschaftsbeziehung wie ein Sozialwissenschaftler aus der Perspektive des analysierenden Dritten seine gemeinsame Praxis mit Monika als eine Beziehungsproblematik in Begriffen der applizierten sozialwissenschaftlichen Theorie behandelt, daß er von `Problemen in meiner Beziehung´ statt von `Problemen mit Monika´ spricht –, das ist jeweils für die Strukturlogik dieses Typus zentral“ (Oevermann 1988/245f).

um als der, der man zu sein wünscht, aufzutreten“ (Strauss 1968/14). Im Fall der Landkommunarden kann der Verdacht entstehen, man möchte sich mit der neuen Namensgebung seines alten Namens entledigen, der in den Augen der Betroffenen mit einer belasteten biographischen Vergangenheit in Verbindung steht.<sup>95</sup> Ohne dass damit ein Konversionserlebnis oder eine religiöse Konversion im Mittelpunkt stehen muss, kann die intensive Beschäftigung mit religiösen oder spirituellen Themen und können neu gewonnene Einsichten, Weltanschauungen und Lebenseinstellungen dazu anregen, seinen Namen gegen einen anderen einzutauschen. Für die signifikanten Anderen der Vergangenheit existiert der alte Namen und die biographische Vergangenheit des Betroffenen in der Erinnerung weiter, während für die Gleichgesinnten der Gegenwart, die zumeist Beobachter oder auch Förderer von Wandlungsprozessen waren oder sind, die neue Bezeichnung relevant ist. Häufig werden sie vom Wandlungsbetroffenen gebeten, die neue Anrede im Alltag zu gebrauchen und auf die Verwendung des alten Namens zu verzichten. Für ihn ist nicht nur das Ablegen, Kaschieren, Hinter-sich-Lassen etc. seiner biographischen Vergangenheit von Bedeutung, sondern die Markierung eines Übergangs zu einem neuen, veränderten Selbstbild, der durch den Namenswechsel ausgedrückt werden soll. Es ist vor allem eine Markierung, mit der man sich `nach vorne`, d.h. in die Zukunft entwirft und die Orientierung an neuen Werten und Bedeutungen kundtun möchte. Indessen können Ich-Vorstellungen von Elementen des Über-Ichs dominiert werden, die das Denken und Handeln leiten (z.B. können Orientierungen am Veganismus die Ordnung des Lebens bestimmen; es können Beispiele von Heiligen oder spirituellen Meistern an Bedeutung gewinnen, deren Lebensmoral und Lebensweise man versucht nachzuahmen; es können körpertherapeutische oder meditative Techniken in den Alltag drängen, denen man vorher kaum Beachtung geschenkt hat; es können Überzeugungen und ein besonderes Bewusstsein aufgebaut werden, dass die Welt nur durch eigenes moralisch einwandfreies Handeln zu retten sei etc.).

Für Akteure, die mit ihrer Beteiligung an der Landkommunenbewegung alle sozialen Brücken hinter sich abgebrochen haben, besteht eine besondere Chance, sich neu zu entwerfen: Es kann die Idee reifen, das Leben noch einmal >von vorn< zu beginnen. Entscheidend hierbei ist, man greift nicht mehr auf Me-Bilder der biographischen Vergangenheit zurück, durch die man immer wieder an jene Vergangenheit gebunden wird. Dagegen existieren nur noch fokussierte Me-Bilder von Personen der biographischen Gegenwart oder jener gemein-

---

<sup>95</sup> Auch wenn ich selbst keinen Fall von Namensumbenennung präsentiert habe, so konnte ich doch bei meinen Aufenthalten in den Landkommunen vernehmen, dass sich Akteure selbst einen neuen Namen zulegten und darauf bestanden, von den Mitgliedern der Gemeinschaft auch mit diesem Namen angesprochen zu werden. Um die Anonymität der Personen zu wahren, dürfen hier keine authentischen Beispiele für Namensänderungen erwähnt werden. Aber aus Veronika oder Sylke kann im Rahmen der neuen Namensgebung Aashiyana (indisch: schönes Haus) oder Venya (indisch: liebevoll) werden. Diese etwas komplizierten Namen wurden nicht umsonst gewählt, denn bei jenen Landkommunarden, die eine Umbenennung ihres Namens realisierten, war auffällig, dass es sich häufig um Namen aus dem fernöstlichen Kulturraum handelte; Vgl. [http://www.sehrazat.de/ind\\_namen.php](http://www.sehrazat.de/ind_namen.php); Stand: 28.12.07).

samen Vergangenheit, die allein durch die landkommunitäre Praxis gegeben ist. Max Frisch lieferte in „Zürich-Transit“ (Frisch 1976/Bd. V) eine literarische Vorlage für das Phänomen, aus vorgezeichneten Bahnen auszubrechen. Dort erzählt Frisch die Geschichte von Theo Ehrismann, der Hauptfigur, die auf dem Flug von London nach Zürich aus der Zeitung von seinem Tod erfährt. Ehrismann, der sich kurz nach dem Lesen der Todesanzeige vollkommen konsterniert, aufgerufen fühlt, das Missverständnis möglichst rasch aufzudecken („*Ich war entschlossen mich zu zeigen. Ich wartete bloß auf Monika. Ich war entschlossen*“; S. 413), beginnt dann jedoch im Laufe der weiteren Handlung die Kontingenz zu sehen, die sein vermeintlicher Tod verbirgt. Der Autor lässt mehrere skurrile Ereignisse aufeinander folgen, die Ehrismann zunehmend in Zweifel bringen, seine durch den Autounfall verloren geglaubte Existenz zu offenbaren.<sup>96</sup> In beeindruckender Weise präsentiert Frisch das Hin- und Hergeworfensein seiner Hauptperson, der mit seinem Tod für die Außenwelt, die Chance auf ein >neues Leben< wittert („*Ich war verwundert, wie reibungslos man Zürich verlassen konnte*“; S. 441; „*Ich war frei wie noch nie!*“, S. 442). Gleichmaßen brillant schnürt Frisch das enge Korsett, das Ehrismann immer wieder daran hindert, seiner biographischen Identität zu entfliehen und in die radikale Anonymität und Freiheit abzutauchen (Ehrismann: „*Was soll ich in Nairobi*“ – Er steht ziellos. „*Sie haben mich bestattet. Friede sei mit mir. Ich war dabei. Du [gemeint ist Yvette, die Kellnerin der Kaffeebar im Flughafengebäude; d. Verf.] glaubst mir nicht?*“; S. 449).

Dabei scheint die Möglichkeit, sich neu zu entwerfen, ganz wesentlich mit dem Abbruch sozialer Beziehungen aus der Vergangenheit verbunden (z.B. Angehörige, Freunde), während Personen, die neu in das Leben des Betroffenen treten und nichts von seiner biographischen Vergangenheit wissen, einen neuen Lebens- und Identitätsentwurf mitgestalten können, ohne dass ihnen das selbst klar ist. Eine Tatsache, die Menschen zutiefst einsam machen kann, die aber eine durch lebensgeschichtliche Erfahrungen beanspruchte Identität auch schützen kann. Und zwar in dem Sinne, dass man die Möglichkeit für neue Identitätsentwürfe wahrnimmt und frühere Bilder von sich und der Welt hinter sich zu lassen versucht. Im Normalfall unterstellt man das Personen, die extreme Leidensprozesse durchlaufen haben und die möglicherweise in unterschiedlichsten Therapie- und Selbsthilfegruppen (Anonyme Alkoholiker, Synanon etc.) wieder versuchen, mit ihrem Leben zurechtzukommen.<sup>97</sup> Im Fall von Ehrismann – der weder unter einer speziellen Suchtprob-

<sup>96</sup> So z.B. die Schilderungen und die von Frisch eingeflochtenen Selbstgespräche des Ehrismann, als dieser, hinter einem Baum versteckt, seiner eigenen Beerdigung zuschaut oder wie er während der anschließenden Feier zum Gedenken des Verstorbenen, der ihm gewidmeten Trauerrede zuhört und auf der Toilette, den Gesprächen zweier froh pfeifender Bekannten zum bevorstehenden Eishockeyspiel zwischen der Schweiz und der Tschechoslowakei lauscht.

<sup>97</sup> Auch in autobiographischen Fragmenten ehemaliger Terroristen, die in den sechziger und siebziger Jahren den Kampf gegen das politische System der Bundesrepublik unter Anwendung von Gewalt rechtfertigten und schließlich in die Illegalität gehen mussten, lassen sich in gewisser Weise biographische Neuentwürfe finden. So berichtete Michael >Bommi< Baumann, ein führendes Mitglied der „Bewegung 2. Juni“, von folgenden Erfahrungen, als er gezwungen war, in die Illegalität abzutau- chen: „Wenn du anfängst, einen anderen Weg zu gehen, öffnen sich sofort Alternativen. Du führst dann ein Leben ohne

ematik noch unter einer psychischen Störung, sondern unter der Fragilität und Sinnhaftigkeit der menschlichen Existenz leidet –, ist es die Barbedienung vom nächtlichen Flughafen in Zürich, die Ehrismann nach seiner ihm selbst hochgradig ambivalent vorkommenden Entscheidung für das Neue erlöst, in dem sie ihm einfach nichts von dem, was ihm widerfahren ist, abnimmt. Sie liefert Me-Bilder, die dem Erlebten und dem Erlebenden nicht zustimmen können, weil sich die auflösende Identität Ehrismanns und seine Geschichte selbst nicht glaubhaft vermitteln lassen (Ehrismann: „*Und dann diese ganze Bestattung!*“ – Yvette, die sich ihren Mantel geholt hat und anzieht, hält innen, einen Augenblick lang unsicher, wie er den Scherz meint: Yvette: „*Was für eine Bestattung?*“ Ehrismann: „*Protestantisch.*“, S. 448). Gleichwohl Frisch das noch so komisch inszeniert, liegen darin genau die Augenblicke einer Chance (und wahrscheinlich auch einer großen Gefahr) des Abtauchens, die Ehrismann geboten bekommt und die nur in einem ungewissen Ausgang der „Transit“-Geschichte enden können.

*Neuentwürfe innerhalb eines Wandlungsprozesses:* Eine andere Bedeutung nehmen Neuentwürfe im Rahmen von künstlerischen Wandlungsprozessen ein. Anders als beim Sich-Neuentwerfen, wo Identitätsvorstellungen radikal zur Disposition gestellt werden, geht es hier um Aspekte der Wahrnehmung, Integration und Gestaltung neuer Handlungsräume und Handlungsoptionen. Das Beispiel *Hans-Peter Joost* hat gezeigt, wie dieser sich mit der Beteiligung an der Landkommune in seiner Identität als Künstler weiter entwickeln kann. Dabei sind es nicht nur intellektuelle und geistige Ressourcen, die Joost in Anspruch nimmt, sondern auch rein handwerklich-technische Mittel, die ihm in der Landkommune zur Verfügung stehen. Ungeahnte Möglichkeiten in der Landkommune bahnen hier den Weg einer Perspektivenexpansion und kreativen Entfaltung. Joost kann sich ganz dem Lauf seiner schöpferischen Arbeit hingeben, er weiß nicht, in welche Richtung sich seine Kunst entwickeln wird, aber er weiß zu jeder Zeit, was er gerade tut und wie sich das, was er erschafft, in die Gesamtschau seiner Kunst einordnen lässt. Seine Arbeit bekommt einen spielerisch leichten Charakter, was jedoch die Ernsthaftigkeit und Qualität seiner Kunstprodukte nicht mindert, sondern eher fördert. Es ist nicht verwunderlich, dass Joost, als ich ihm im Interview danach fragte, ob er sein Leben in ein Bild fassen könnte, auf die Symbolik eines „spielenden Kindes“ (Hans-Peter Joost 8/43) zurückgreift. Er versteht es als Selbstverständlichkeit, dass man im Rahmen schöpferischer Tätigkeiten die Neugierde und den Entdeckungssinn eines Kindes mitbringen muss,

---

Vergangenheit, living without personal history. Das ist bei mir jetzt der Fall. Wenn ich irgendwo hinkomme, bin ich genau der, der ich im Augenblick bin. Dich verfolgt keine Geschichte mehr. Dann wird es erst interessant, wenn du in der Illegalität lebst, denn die hat Vorzüge. Du bist nicht mehr ins bürgerliche System integrierbar, du bist immer draußen. Du bist nicht der mit tausend Vorurteilen Belastete, du bist plötzlich in einen ganz neuen Zwischenbereich eingetreten, der sehr interessant ist. [...] Du fängst wieder an, rein als solcher zu zählen. Deine Persönlichkeitsstruktur wird wieder überprüft, von einer neuen Ebene her. Du gewinnst ganz neue Einsichten“ (Baumann 1975/145f).

dass die Interaktion mit sich selbst, mit den umgebenden Dingen und mit dem Kunstwerk sowie die Prozesse der Wandlung für die Identitätsbildung und den Schaffensprozess eines Künstlers quasi unverzichtbar sind („naja ebend Dinge die mer macht um de Welt zu erkunden einfach die schön sind die Spaß machen, und wo och was bei rauskommt“; Hans-Peter Joost, 9/41-43).<sup>98</sup> Sein kreativer Wandlungsprozess vollzieht sich gewissermaßen automatisch in Kontakt bzw. in Interaktion mit seiner Kunst, wobei er jederzeit auf die biographisch gewachsene Erfahrungshaltung, Dinge zu entdecken, sie zu bewegen und zu verändern, zurückgreifen kann.

### Epilog: Der Landkommunarde als „Heimkehrer“

Der Landkommunarde hat die Gemeinschaft als Fremder betreten. Er ist im Laufe der Zeit zu einem Insider geworden und jetzt, wo er die Landkommune verlässt, erwartet ihn eine weitgehend ungewisse Zukunft.<sup>99</sup> Mit dem Austritt aus der Landkommune kann die Person zu einem „Heimkehrer“ oder erneut zu einem „Fremden“ werden. Letzteres trifft zu, wenn das Individuum z.B. biographische Veränderungen anstrebt, wenn es sich einer neuen Kultur oder sozialen Welt anschließt, in der es leben, aktiv sein oder sich verwirklichen möchte. Das kann ein ferner Kulturkreis oder eine fremde Stadt, ein neu erlernter Beruf, ein bestimmtes Hobby oder die Entscheidung für eine Familie sein. In den meisten Fällen wird das Individuum mit einem neuen Relevanzsystem konfrontiert, das in seinem bisherigen Bewusstsein und Auslegungsschema so nicht vorhanden ist. Der Landkommunarde kann sein Leben auch in einer

<sup>98</sup> Ich möchte mich hier auf einige Ausführungen von John Dewey beschränken. In „Kunst als Erfahrung“ beschreibt Dewey die unlösbare Wechselbeziehung zwischen dem Kunstwerk und der Person, die seine Identität und Erfahrung in die Erzeugung eines Kunstwerkes hineinträgt, während das in seinem Prozess entstehende Kunstwerk umgekehrt auf die Identität und Erfahrung des Künstlers zurückwirkt und ihn verändert (vgl. Dewey 1934/1998/insbesondere Kap. IV/72-97). Mit Begriffen, deren Wurzeln im amerikanischen Pragmatismus und in der frühen amerikanischen Sozialpsychologie (C.S. Peirce, W. James, G.H. Mead) liegen (Handlung, Intentionalität, Bewusstsein, Erfahrung, Entwicklung, Innovation und Wandel) versuchte Dewey eine Kunstkonzeption zu entwickeln, die im Kern auf eine Handlungs- und Interaktionstheorie trifft und die auf die Prozesshaftigkeit und den Gesamtzusammenhang des künstlerischen Schaffens abzielt (der *Antrieb*, der *Ausdruck*, das *innere* und das *äußere Material*, der *Ausdrucksakt*, das *Medium* als Raum der Interaktion und Handlung etc.). Dewey löste sich von dem Gedanken der Trennung zwischen Künstler und Kunstwerk, denn in seinen Augen besteht „das reale Kunstwerk [...] aus dem, was das Produkt mit und in der Erfahrung macht“ (Dewey 1998/9). „Das echte Kunstwerk besteht in der Schaffung einer integrierten Erfahrung aus der Interaktion von organischen und umweltbedingten Gegebenheiten und Kräften. [...] Was ausgedrückt wird, wird dem, der es hervorbringt, durch den Druck abgerungen, den die konkreten Dinge auf die natürlichen Impulse und Neigungen ausüben – so weit ist Ausdruck davon entfernt, direkte und unverfälschte Konsequenz der Impulse und Neigungen zu sein. [...] Der Ausdrucksakt, aus dem sich ein Kunstwerk entwickelt, entsteht innerhalb einer bestimmten Zeitspanne, er ist keine momentane Äußerung. [...] [Das] bedeutet, daß der Ausdruck des Selbst in einem und durch ein Medium – was das eigentliche Kunstwerk ausmacht – *an sich* eine Verlängerung einer Interaktion von etwas dem Selbst Entstammendem mit konkreten Umständen ist – ein Prozeß, in dem *beide* [Kunstwerk und Künstler; d. Verf.] eine Ordnung und Form annehmen, die sie vorher nicht besaßen“ (Dewey 1998/79). Und etwas später verdeutlicht Dewey: „Kunst ist eine Qualität und das Resultat einer Handlung. Nur äußerlich läßt sie sich demgemäß durch einen eigenen Begriff fassen. Da sie mit Thema und Inhalt einer Handlung zusammenhängt, ist Kunst ihrem Wesen nach adjektivisch. [...] Das *Produkt* der Kunst – ein Tempel, eine Statue oder ein Gedicht – ist nicht das *Werk* der Kunst. Das Werk kommt erst zustande, wenn ein menschliches Wesen in der Weise mit dem Produkt zusammenwirkt, daß das Ergebnis eine Erfahrung darstellt, die auf Grund ihrer befreienden Vermögen Freude vermittelt. Ästhetisch wenigstens.“ (Dewey 1998/249).

<sup>99</sup> Im Folgenden stütze ich mich noch einmal auf die beiden Aufsätze über den „Fremden“ und den „Heimkehrer“, die A. Schütz in seinen „Studien zur angewandten Theorie“ (Schütz 1972a, Schütz 1972b) herausgebracht hat.

anderen landkommunitären Gemeinschaft fortsetzen. Es ist bekannt, dass Gemeinschaftsakteure hin und wieder in eine andere Landkommune wechseln. Dann ist dem Akteur ein solches Relevanzsystem schon ansatzweise geläufig. Auch ändert sich mit seiner Beteiligung an einer anderen Landkommune das soziale Milieu nicht grundlegend. Dennoch besteht hier eine große Wahrscheinlichkeit für neue Erfahrungen der Fremdheit. Seine mitgebrachten Alltags-typisierungen müssen nämlich nicht zwangsläufig mit denjenigen der Mitglieder der neuen Aufnahmegesellschaft übereinstimmen. Hier können sogar eher Missverständnisse oder Probleme auftreten, denn der Landkommunarde glaubt sich in der sozialen Realität ebenso gut zurechtzufinden, wie er das in seiner alten landkommunitären Gemeinschaft getan hat.

Der Landkommunarde, der die Gemeinschaft verlässt, kann sich ebenso auch wieder seinem einst vertrauten sozialen Umfeld anschließen. Dann taucht er, der *Heimkehrer*, wieder in die Intimität verlässlichen Wissens ein, dass er von einer Person, einer sozialen Beziehung, einer Gruppe und den mit ihr assoziierten Kultur- und Zivilisationsmustern hat (vgl. Schütz 1972b/78). Doch wird er feststellen, dass er mit seinem Weggang aus der Heimat gewissermaßen auch von der heimatlichen sozialen Struktur abgeschnitten war. Das geteilte Wissen mit vertrauten Personen oder einer Gruppe schöpft nur noch aus der gemeinsamen Vergangenheit und Erinnerung, während die Erlebensweisen sowohl des zeitlang abwesenden Heimkehrers als auch die der Personen, die ihn betrachten, vollkommen andere sind. Für den Heimkehrer „ist das Leben zu Hause nicht mehr unmittelbar zugänglich. Er ist sozusagen in eine andere soziale Dimension übergestiegen, die nicht vom Koordinatensystem, das er als Bezugsschema seines heimatlichen Lebens benützt hat, gedeckt wird. Die vielen Wir-Beziehungen, welche die Struktur seiner Heimatgruppe bilden, erfährt er nicht mehr als Teilhaber in lebendiger Gegenwart. Sein Aufbruch von der Heimat hat diese lebendigen Erfahrungen durch Erinnerungen ersetzt, und diese bewahren bloß noch, was ihm das heimatliche Leben im Augenblick seines Abschiedes bedeutete. Der Verlauf der Entwicklung ist zu einem Stillstand gekommen“ (Schütz 1972b/76f). Eine Diskrepanz wird ferner dadurch verstärkt, dass der Heimkehrer Veränderungen oder Neuerungen in seinem sozialen Umfeld beobachtet. Das kann auch für einzelne Personen zutreffen, um deren Situationen und Geschichten der Heimkehrer nichts mehr weiß, weil er sie in der Fremde aus den Augen verloren hat. Umgekehrt können Personen aus der gemeinsamen Vergangenheit ihn als eine >veränderte< Persönlichkeit wahrnehmen. So kann es z.B. passieren, dass sie beim Heimkehrer bemerken, dass er plötzlich über Themen spricht, die vorher in der gemeinsamen Interaktionsgeschichte kaum eine Rolle spielten. Neben der neuen Themenrelevanz kann er ihnen auch durch seine rhetorische Gewandtheit auffallen oder durch die Art und Weise, wie er kommuniziert und sich

selbst und die Welt beschreibt. Das Beispiel Kommunikation ist vielleicht deshalb ganz treffend, weil in den Landkommunen eine Verständigungskultur blüht, die in gewisser Weise einen Verzerrspiegel zur Kommunikation in herkömmlichen gesellschaftlichen Strukturen liefert. Landkommunen legen besonderen Wert auf gleichberechtigte Umgangs- und Kommunikationsformen, insofern auch ihre Gesprächsregeln und -techniken darauf abgestimmt sind. Fortwährende Beziehungs-, Verständigungs-, Aushandlungs-, Beratungs- und Entscheidungsarbeit sind notwendige Bestandteile der Organisation und Gestaltung des Zusammenlebens. Das sind sie zu einem großen Teil auch außerhalb einer Landkommune, z.B. in einer Partnerschaft oder in einer Gruppe. Doch schaffen gerade Landkommunen eine Glocke der Idealisierung der Gesprächsorganisation und Gesprächsgestaltung, die in anderen, insbesondere hierarchisch strukturierten, institutionalisierten oder zumindest nicht-interessenfreien Räumen der Gesellschaft so nicht stattfindet. Dass der Heimkehrer solche oder andere Typisierungen und Erfahrungen aus der Fremde mitbringt, dürfte den Personen der Heimat-Gruppe sofort ins Auge fallen. Ihre Kompatibilität mit der heimatlichen Umgebung ist nicht ohne weiteres gewährleistet. Denn die Zurückgebliebenen können nur vom Stereotyp des Landkommunalebens bzw. durch „Pseudotypisierungen“ (Schütz 1972b/80) erahnen, was der Landkommunarde in der Zeit seiner Beteiligung an der Gemeinschaft erlebt hat. Aber sie können unmöglich „die Einmaligkeit dieser individuellen Erfahrungen verstehen, die aus ihm einen anderen Menschen gemacht haben“ (Schütz 1972b/79).<sup>100</sup> Beim Heimkehrer hat sich das typisierende Heimat-Sehen in der Fremde zurückgebildet und es fällt ihm erst auf, wenn seine neuen Typisierungen vom Heimatwelt-Wissen durchkreuzt werden. Die soziokulturelle Realität, in die der Heimkehrer eintaucht, ist ihm – von ihm selber unbemerkt –, fremd geworden. Mit seiner Rückkehr sind wechselseitige Irritationen und Missverständnisse geradezu wahrscheinlich. „Zu Anfang ist es nicht nur die Heimat, die dem Heimkehrer einen ungewöhnlichen Anblick bietet. Der Heimkehrer erscheint auch allen, die ihn erwarten, in gleicher Weise fremd“ (Schütz 1972b/84). Erst viel später, aus dem Abstand heraus und wenn er seine Erfahrungen in der Landkommune Revue passieren lässt und diese in einen innere Ordnungszusammenhang gebracht hat, könnte der Heimkehrer mit Hilfe der spiegelnden Sichtweisen seiner Heimatfreunde feststellen, dass er in eine relativ fremde soziokulturelle Realität eingetaucht war.

---

<sup>100</sup> Dieses Phänomen beschreibt Schütz anhand des Beispiels der amerikanischen G.I.s im Zweiten Weltkrieg, die als Fremde in die Heimat zurückkehren und nichts mehr so vorfinden, wie sie die vertraute Umgebung einst verlassen haben. Schütz spricht hier von der „Irreversibilität der inneren Zeit“ (Schütz 1972b/80): Die „Diskrepanz zwischen der Einzigartigkeit und entscheidenden Wichtigkeit, welche der Abwesende seinen Erfahrungen zuschreibt, einerseits und deren Pseudotypisierungen durch die Leute zu Hause andererseits, die sie mit einer Pseudorelevanz versehen, ist eines der stärksten Hindernisse für die wechselseitige Wiederherstellung der unterbrochenen Wir-Beziehung. Gerade Erfolg oder Mißerfolg des Heimkehrenden wird davon abhängen, ob es ihm gelingt, diese sozialen Beziehungen in rekursive zu verwandeln. Aber selbst wenn es diese Diskrepanz nicht gäbe, bliebe die vollständige Lösung des Problems ein unrealisierbares Ideal“ (Schütz 1972b/80; dazu auch Schütz 1972b/78-83).

## Zusammenfassung der theoretischen Skizze und Schlussbetrachtungen

Mit Beginn der 90er Jahre haben sich die ersten Landkommunen im Osten Deutschlands gegründet. Nach dem politischen Umbruch existierten wenig manifeste und geschlossene gesellschaftliche Strukturen, diese waren eher flexibel und geöffnet für Möglichkeiten verschiedenster Art und Reichweite. Solche „politischen Gelegenheitsstrukturen“ (Tarrow 1991) und eine Phase der „Communitas“ (Turner 1989), die für kurze Zeit bestanden, ermöglichten den Landkommunen gute Start- und Aufbaubedingungen. Mit Turner könnte man auch sagen, dort wo die Sozialstruktur zurücktrat, wo sie keine stabilen Fundamente besaß, ergaben sich produktive Momente der Gemeinschaftsbildung und alternativen Lebensgestaltung. Die Landkommunenbewegung hat im Vergleich zur Ökologiebewegung oder zur Alternativbewegung (ihre wohl nächsten Verwandten) relativ geringe Teilnehmerzahlen aufzuweisen. Auch unterscheidet sie sich von anderen sozialen Bewegungen dadurch, dass die Mitglieder einer Landkommune im direkten und permanenten Interaktionsaustausch stehen und die täglichen Handlungsvollzüge durch „reine Wir-Beziehungen“ (Schütz 1972b/74) gekennzeichnet sind. Damit stellt die Landkommunenbewegung ein prinzipiell anderes Modell sozialer Bewegungen dar. Ihre Aktivitäten sind nicht nur auf das sporadische Interesse an gesellschaftlichen Wandlungsprozessen durch einzelne Protestmotive und Protestaktionen gerichtet, sondern sollen durch experimentelle Formen des gemeinschaftlichen Lebens fortwährend und in dieser Praxis selbst begründet, eingelöst werden. Anfangs noch stärker `ostdeutsch` geprägt, leben heute in den meisten dieser Landkommunen sowohl Personen aus den neuen als auch aus den alten Bundesländern. Im Zentrum der Untersuchung standen ausschließlich Lebensverläufe von Personen, für die der landkommunitäre Lebensentwurf überhaupt erst nach dem politischen Umbruch in der DDR möglich sein konnte. Vor diesem Hintergrund interessierten zunächst die sozialen und biographischen Prozesse, die Personen in Landkommunen hineinführen und die sich auf die individuelle Wahrnehmung und Gestaltung einer Landkommune vorteilhaft oder auch nachteilig auswirken können.

(1) Ein erstes Ergebnis meiner Studie ist, dass Landkommunen ein Sammelbecken für Akteure darstellen, die auf ganz unterschiedliche Lebensgeschichten zurückblicken können und die sehr *verschiedene biographische Voraussetzungen* für die Gestaltung einer Landkommune mitbringen. Landkommunen üben einerseits eine Anziehung auf Personen aus, die aus biographisch belasteten Lebenssituationen kommen, die vor dem Hintergrund akuter oder lang-

wieriger Verlaufskurvenentwicklungen oder vor dem Hintergrund zurückliegender, unbearbeiteter Erfahrungen mit Verlaufskurvencharakter den Weg in eine landkommunitäre Gemeinschaft finden. Verlaufskurven sind hier die zumeist Bedeutungstragenden Prozessstrukturen in der Lebensgeschichte. In den lebensgeschichtlichen Verläufen lassen sich viele Verletzungsdispositionen und z.T. massive Erleidensprozesse finden, die biographisch schon früh im Elternhaus angelegt sind und die eine spezifische Vorstellung von sich und der Welt geprägt haben. Dazu zählen:

- die Erschütterung elementarer Vertrauensgrundlagen,
- das Fehlen von emotional tragfähigen Beziehungen (Eltern, Partnerschaft, Freundeskreise etc.),
- das Ausbleiben sozialer Anerkennung und Integration,
- Prozesse der institutionellen Übersozialisation und Fremdbestimmung.

In einigen Fällen ist eine ausgeprägte Loyalitätshaltung gegenüber dem politischen und institutionellen System der DDR erkennbar gewesen. Dabei korrelierten Loyalität und Glaube an den sozialistischen Staat mit geregelten und weitgehend störungsfreien beruflichen Karriereablaufmustern. Während signifikante Andere aus verschiedenen Gründen in den Hintergrund treten, werden Zuwendung, Anerkennung und Gemeinschaft in den Kinder- und Jugendorganisationen, in der Parteigruppe, dem Arbeitskollektiv etc. erfahren. Gemeint ist hier die fokussierte Vorstellung von institutionalisierter Gemeinschaft nach den weltanschaulichen Prinzipien des Realexistierenden Sozialismus. Erfahrungen der persönlichen Enttäuschung, der Einschränkung und des Verzichts, Erfahrungen der Desintegration, Nichtbeachtung und ausbleibenden Dankbarkeit, z.T. mit Verlaufskurvenprozessen einhergehend, spielen zwar eine Rolle, aber nicht in dem Maße, dass grundsätzliche Zweifel am gesellschaftlichen System aufkommen, dass kritische Reflexionen in Gang gesetzt werden oder Distanzierungsreaktionen erfolgen. Vielmehr werden diese Enttäuschungen als Schwächen der eigenen, nicht genügend gereiften Persönlichkeit oder vor dem Hintergrund unzureichender Leistungen und Fähigkeiten bewertet und die Verantwortung damit selbst übernommen. Häufig hat das defizitäre Selbstbild zu einer Steigerung ihrer Leistungs- und Aufopferungsbereitschaft beigetragen, während die einseitige Orientierung an Institutionen und Organisation, der Kontrakt aus Pflichterfüllung, Verantwortungsbewusstsein und Gratifikation im Rahmen institutioneller Erwartungsfahrpläne, eigene Emanzipations- und Individuierungsprozesse stark behindert oder immer wieder gebremst hat.

In solchen Entwicklungsverläufen ist dann auch der Zusammenbruch der DDR-Gesellschaft 1989/90 mit gravierenden Schwierigkeiten verbunden gewesen. Das betrifft so-

wohl die Sinn- und Handlungsorientierungen, die ausschließlich am symbolischen Universum und Institutionssystem der DDR ausgerichtet waren, als auch die mehr oder weniger erfolgreichen Suchbewegungen, die nach dem politischen Umbruch mit erheblichen Anpassungs- und Neuorientierungsproblemen verbunden waren. Die politischen Protestmotive und kollektiven Sinnorientierungen der Landkommunenbewegung stoßen hier auf eine biographische Empfänglichkeit bei Personen, die den doktrinären Vorstellungen von Gemeinschaft und Solidarität in besonderer Weise ausgeliefert waren. Man könnte auch von einer Nachhaltigkeit der >kollektiven Idee< sprechen, die tief in das biographische Selbst und in die subjektiven Identitätsstrukturen eingedrungen ist. Diese Sinnhaftigkeit und Bedeutung einer Vorstellung von Gemeinschaft wird von der Landkommunenbewegung intellektuell angesprochen und aufgewertet. Nachdem gesellschaftlicher Status und berufliche Etablierung nach der Wende weggefallen sind, bietet die Landkommune eine Art Gegenprivilegierung, die den wichtigen weltanschaulichen Kosmos unter den neuen individualisierten gesellschaftlichen Bedingungen bewahrt und Möglichkeiten in Aussicht stellt, eine Wir-Gemeinschaft unter anderen sozialen Voraussetzungen zu leben und zu erleben.

Auf der anderen Seite werden Personen angezogen, die bereits vieles an sozialen Kompetenzen und Ordnungsstrukturen für die Gestaltung einer Landkommune mitbringen. Das trifft größtenteils für Personen zu, die auf eine „alternative Sozialisationsgeschichte“ (Neubert 1996) zurückblicken können. Primäre und sekundäre Sozialisationsprozesse sind bei ihnen vor allem durch relativ stabile soziale Bezugssysteme gekennzeichnet, die im Spannungsverhältnis oder in Opposition zum politischen System der DDR standen (Familie, peers, Kirchengemeinde, Künstler- und Alternativkreise etc.). Diese Gegenwelten ermöglichten ihnen im Gegensatz zu den staatlichen Organisationen und Statuspassagen geordnete biographische Prozesse zu durchlaufen. Es sind auch Personen darunter, die durch Zwang, Kontrolle und Repressionen an Möglichkeiten der kreativen Entfaltung ihrer Identität oder an der Realisierung gemeinschaftlicher Vorhaben jenseits von gesellschaftlichen Organisationen gehindert worden sind. Und doch oder gerade weil die Individuierungschancen von der Politik eingeschränkt bzw. in kontrollierbaren Bahnen gehalten wurden, sind hier auf der Basis von Abweichung, Phantasie und Improvisation, eigenständige Denkprozesse und Handlungsmuster stimuliert worden. In einzelnen Fällen könnte man vielleicht sogar von einem Persönlichkeitstypus sprechen, der, weil er sich nicht `nach außen´ entwickeln konnte, stärker Entwicklungsprozesse `nach innen´ wahrnehmen musste. Mehrere Personen verfügen über Erfahrungen der Marginalisierung, z.T der mehrfachen und verlaufskurvenförmigen Marginalisierung, die sich im Wesentlichen auf ihre gegenläufige Sozialisationsgeschichte und eine bereits frühzeitig

ausgebildete institutionskritische Haltung zurückführen lassen. Darin begründen sich auch eine Verweigerung gegenüber verregelten Berufserwartungen, vor allem aber ihr Engagement und die gesellschaftskritische Arbeit in politisch-alternativen oder kirchlichen Basisgruppen. Dieses Milieu diente gleichermaßen als Plattform für den kommunikativen Austausch sowie für die biographische Bearbeitung persönlicher Ausschluss- und Marginalitätserfahrungen. Nach dem Umsturz der Regierung in der DDR, an dem einige der Personen maßgeblich beteiligt waren, wurden die Entscheidungen in den höheren politischen Ebene von ihnen nicht mehr mitgetragen. Fast alle Personen werden nach der deutschen Vereinigung von den sozialstrukturellen Veränderungen im Land erfasst. Das betrifft ungewollte Umzüge, Erwerbslosigkeit oder vorübergehende Beschäftigungen in Maßnahmen vom Arbeitsamt. In dieser Zeit der sich einschleichenden Lethargie und Perspektivlosigkeit formuliert die Landkommunenbewegung Angebote, die bei den Personen auf eine Sehnsucht und gewissermaßen verspätete Reputation ihrer Vorstellungen von alternativen Lebensmöglichkeiten trifft. Für sie ist die Beteiligung an Landkommunen zwar ebenso neu, aber die Nähe zum Spektrum alternativer Gruppen oder Bewegungen, die der Landkommunenbewegung verwandte Ideen und Sinnelemente beherbergen, war immer schon gegeben. Strukturelle Ähnlichkeiten zum oben entworfenen Typus<sup>1</sup> ergeben sich in der Hinsicht, dass das gleichzeitige Aufeinandertreffen einer ungünstigen lebensgeschichtlichen Lage mit der Existenz der Landkommunenbewegung in eine biographische Passung mündet. Allerdings ist die ungünstige biographische Situation hier eher äußeren gesellschaftlichen Bedingungen und Zwängen geschuldet, als dass sie, wie beim ersten gedanklichen Typus, auf tiefer liegenden inneren Problemen und Erleidensprozessen beruht. Biographisch erworbene Kompetenzen, die sie mit in die Landkommunen bringen, sind:

- Erfahrungen der Marginalität, Isolierung und Stigmatisierung,
- Eine Bewusstheit über die Differenziertheit und Komplexität der sozialen Welt,
- eine Sensibilität für die Brüchigkeit und Mehrdeutigkeit von sozialen Situationen,
- Fähigkeiten, Perspektivenungleichheit, Ambivalenzen und Ungewissheiten auszuhalten, Auseinandersetzungen zu führen und standzuhalten.

(2) Fast durchgängig ähneln die theoretische Auseinandersetzung mit der Landkommunenbewegung und häufig auch der Eintritt in die landkommunitäre Gemeinschaft einer *biographischen Sinnquellsituation*. Die Landkommune stellt neue Orientierungen und Sinnangebote zur Verfügung, die innere oder äußere biographische Problemlagen überlagern und eine spon-

---

<sup>1</sup> Im Rahmen des Auswertungsverfahrens spielte der Arbeitsschritt einer Typenbildung keine Rolle. Deshalb kann der Begriff Typus hier leicht verwirren. Es erschien mir in dieser Zusammenfassung der empirischen Ergebnisse sinnvoll, eine tentative Typologie in die Darstellung hinein zu nehmen, die unter dem Fokus einer starken Vereinfachung, die biographischen Prozesse und Prozessstrukturen im Vorfeld sowie im Kontext des Eintritts und der Beteiligung an einer Landkommune thematisiert.

tane und manchmal auch länger anhaltende Begeisterung hervorrufen. Nur für die wenigsten Fälle trifft zu, dass mit der Beteiligung an der Landkommunenbewegung eigene konkrete Vorstellungen, *biographische Entwürfe* oder *Handlungsschemata* in Angriff genommen wurden. Zumeist überwog die Grundhaltung, erst einmal zu beobachten, was in einer Landkommune passiert, um dann in der Erwartung des Neuen seinen Platz zu bestimmen. Bei manchen Personen ist diese Herangehensweise tatsächlich aufgegangen und ein Handlungsschema, das in Verbindung mit der Gemeinschaftsidee steht, konnte im Laufe der Zeit entwickelt werden. Anderen Personen kam entgegen, dass sich ihre Landkommune im Aufbau befand und dadurch die Beteiligung an den verschiedenen Arbeiten der Subsistenzlandwirtschaft als sinnvoll erachtet wurde. Der systematischen Ausblendung einer Beschäftigung und Identifikation mit der eigenen Rolle und Aufgabe in der Landkommune musste allerdings dann Tribut gezollt werden, wenn Prozesse der Spezialisierung, Verberuflichung und Arbeitsteilung im Zuge kollektiver Wandlungsprozesse eintraten.

(3) Was die intellektuelle Auseinandersetzung mit den *Ideen und den theoretischen Konzepten der Landkommunenbewegung* betrifft, so ist diese nur am Anfang von Relevanz und stellt sicher ein Element im Motivkatalog der Beteiligung einiger Personen dar. Wichtig aber ist die Feststellung, dass die Theorien und moralische Implikationen der sozialen Bewegung im späteren praktischen landkommunitären Alltag kaum noch eine Rolle spielen. Ihre Bedeutung verschiebt sich zugunsten der Auseinandersetzung mit alltagsweltlichen Prozessen und Problemen. Zum Teil entwickelt sich dort sogar eine gewisse Theoriefeindlichkeit, die noch verstärkt wird, wenn andere Protagonisten im gemeinsamen Zusammenleben jenes Theorie- und Konzeptdenken immer wieder einfordern oder daran appellieren. Mit zunehmender Dauer der Beteiligung an einer Landkommune gewinnt die Orientierung an der sozialen Realität die Oberhand gegenüber idealistischen Einstellungen und Ressourcen. Sie drohen unter den sozialweltlichen Bedingungen in der Landkommune aufzuzehren oder zu einer ideologischen Belastung zu werden. Mitunter schleichen sich dabei Effekte der persönlichen Enttäuschung, der Überforderung und der Desillusionierung ein, die als Indiz überhöhter Erwartungen und Idealvorstellungen sowohl an sich selbst als auch an die Landkommunenbewegung gewertet werden können.

(4) Die etwas schematische Darstellung der unterschiedlichen biographischen Verläufe dient hier nur der Vereinfachung der ihnen zugrunde liegenden Erfahrungsprozesse, Basisdispositionen sowie Selbst- und Weltvorstellungen, die das vorherrschende 'biographische Klima' in Landkommunen bestimmen. Es verbirgt gewisse Schwierigkeiten, wenn es darum geht, den landkommunitären Lebensentwurf gemeinsam zu organisieren und zu gestalten. In diesem Zusammenhang konnte festgestellt werden, dass Landkommunen *Arenen* mit polyvalenter Funktion ausbilden.

Zumeist beziehen sich diese Arenen auf die Verständigung des Haushalts aller anfallenden Tätigkeiten und Arbeiten in der Landkommune. Ich möchte hier nicht mit dem Konzept des „Arbeitsbogens“ (Strauss u.a. 1985; Strauss 1991/insb. Kap. 5 und 6) argumentieren, weil nicht genügend einschlägige Informationen vorliegen und das Interesse der Untersuchung darauf nicht angelegt war.<sup>2</sup> Aber neben regelmäßigen Arbeitsbesprechungen, die als Steuerungsinstrument für alle praktisch anfallenden Tätigkeiten fungieren, existieren *Beratungs- und Entscheidungsgremien*, die alle wichtigen Entwicklungen, Strukturen und Regelungen sowie deren Modifizierung bzw. Änderung, Mitgliedschaften, Anschaffungen, wie auch formale Abläufe und Prozesse in einer Landkommune organisieren, beobachten und evaluieren.

Andere Kommunikationsforen widmen sich ausschließlich den sozialen, emotionalen und zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen der Beteiligten. Das trifft ebenso für die Bearbeitung von Problemen und Konflikten zu, die zwischen einzelnen Personen oder auch zwischen Akteursgruppen auftreten können. Hier finden auch die Begriffe *Beziehungsarbeit*, *biographische Arbeit* und *therapeutische Arbeit* einen Platz. Denn diese Auseinandersetzungen sind u.a. darauf angelegt, den Einzelakteur mit den Wahrnehmungen und den spiegelnden Sichtweise der Anderen (Cooley 1902/1964) zu konfrontieren. Solche Spiegel-Ich können neben der Möglichkeit einer Ausdifferenzierung des eigenen Selbstbildes auch zur Einleitung eines reflexiven Prozesses führen, in dem man viel über sich lernt und der in der Folge zu einer Revision von Auffassung oder Einstellungen sowie einer Neuorganisation des Verhaltens führen kann (vgl. Strauss 1968/23). Einzelne Fälle zeigten, dass Prozesse der kritischen Selbstauseinandersetzungen und biographischen Arbeit gerade hier ausgelöst wurden. Problematisch scheint jedoch die Bestimmung der Angemessenheit, Verantwortung sowie der Grenzen, da die Auseinandersetzungen rund um die Beziehungs- und Selbsterfahrungsthematik durch keinen begleitenden Supervisor oder Therapeuten von außen erfolgen. In solchen Kommunikationsarenen kann es passieren, dass die Prüfung auf `Herz und Nieren` zur Qual wird und im extremen Fall sogar zu einer Verletzung oder Beschädigung der subjektiven Integrität führt. Unterschätzt wird dabei, dass nicht alle Personen in gleichem Maße und gleicher Intensität den Prozessen eines „sozialen Dramas“ (Turner 1982) standhalten. Vor diesem Hintergrund können Auseinandersetzungen und Prozesse mit therapeutischem Einschlag eine individuelle Verlaufskurve auslösen oder die Wirksamkeit einer bestehenden Verlaufskurve

---

<sup>2</sup> Ein Arbeitsbogen („arc of work“) besteht aus der Gesamtheit aller Aufgaben und Tätigkeiten, die innerhalb eines Projekts anfallen. Dazu können nachfolgende, aber auch gleichzeitig auszuführende Arbeiten zählen. Der Arbeitsbogen ist nicht in Klassen aufgeteilt, sondern von der Zeit und von den Kompetenzen der Personen abhängig. Er ist durch Arbeitsteilung und verschiedene Typen von Arbeit gekennzeichnet. Ein Arbeitsbogen ist im Detail vorher nicht bekannt. Es können sich sowohl die Tätigkeiten, als auch die Personen, die die Tätigkeiten innerhalb der Arbeitsabläufe ausfüllen, ändern. Im Rahmen der Arbeitsteilung spielt die Beziehung zwischen Arbeit und Arbeit, die Beziehung zwischen Arbeit und Personen sowie die Beziehung zwischen Personen und Personen eine Rolle. Der Arbeitsbogen benötigt eine Sprache („articulation work“) für die Handhabung der Beziehungen und um jegliche Art der Arbeitsteilung zu analysieren (vgl. Strauss 1991/Kap. 5/73-75, 75-78).

verstärken. Was für manche Landkommunen lediglich ein allgemeines Bedürfnis, oder wie es Heiner Keupp nannte, einen „Hunger nach Psychologie“ (Keupp 1988/62) stillt, kann für andere Akteure unter dem Glauben, dort Lebenswissen und Lebenshilfe zu erfahren, mehr oder weniger dramatische Konsequenzen mit biographischer Relevanz haben.

(5) Ein weiteres Ergebnis der Studie lautet, dass Landkommunen als *biographische Moratorien* genutzt werden. Einen Hintergrund für diese begriffliche Zuschreibung bietet zum einen die Tatsache der *hohen personellen Fluktuation*, von der Landkommunen im Allgemeinen betroffen sind. Auffallend ist gewesen, dass nicht das Hineingelangen oder Heraustreten aus einer landkommunitären Gemeinschaft das Problem ist, sondern das Bleiben in dem Sinne, dass ein eigener biographischer Entwurf entwickelt und etabliert werden kann, der mit den landkommunitären Ideen verknüpfbar ist. Zum anderen gewinnt dieser Kategorie an begrifflicher Schärfe, wenn man sich dem zuwendet, was im Rahmen eines solchen biographischen Moratoriums passiert: Zunächst werden Moratorien durch Formen der sozialen Solidarität gefördert. In den Landkommunen steht ein komfortables Zeitkontingent zur Verfügung, das für unterschiedliche Erfahrungsprozesse, z.T. auch für biographische Erholungs- oder Ruhephasen und für biographische Handlungsschemata des „time off“ (Schütze 1981/81) genutzt werden kann. Der Moratoriumszustand garantiert Sicherheiten und Schutz vor störenden Einflüssen, die sich in herkömmlichen gesellschaftlichen Räumen oder institutionalisierten Strukturen zunehmend schwerer finden lassen.

Mehrere Fälle zeigten, dass in der Landkommune wichtige Lernprozesse durchlaufen und soziale Kompetenzen erworben werden. Dazu zählen Erfahrungen der Organisation und der Gestaltung des wechselseitigen Umgangs und der wechselseitigen Kommunikation, Formen der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Interessen, Bedürfnissen und zwischenmenschlichen Konflikten. Dabei werden diese Erfahrungen mitunter krisenhaft und begleitet von Spannungen, Ambivalenzen und Ambiguitäten selbst durchlebt oder sich durch Beobachtung, zeitintensive Gespräche und Perspektivenabgleiche angeeignet. Hier übernimmt die landkommunitäre Gemeinschaft z.T. die Funktion, für Prozesse der *individuellen Nachsozialisation* zu sorgen. Das trifft vor allem für Personen zu, die ein überdehntes Maß an Fremdbestimmung durch signifikante Andere oder durch Institutionen erfahren haben. In einzelnen Fällen hatten Prozesse einer institutionellen `Übersozialisation` zu einer `Unterindividualisierung` geführt, deren Defizite in der Landkommune gewissermaßen nachgeholt werden. Dazu zählen z.B., persönliche Interessen oder Bedürfnisse zu artikulieren, eigene Leistungen anzuerkennen, eigene Positionen zu einem Sachverhalt oder einem Problem zu beziehen und auszudrücken. Es betrifft auch Akteure, die lebensgeschichtlich große Schwierigkeiten in der Aufnahme und Gestaltung von sozialen

Beziehungen sowie in der Beziehungsarbeit hatten. Die Inanspruchnahme des Moratoriums kann einen *aktiven Verlauf* nehmen, wenn Prozesse der *biographischen Arbeit* für den Einzelnen zunehmend eine Rolle spielen. Dafür bietet die Landkommune ein Anregungsmilieu sowie die zeitlichen und räumlichen Strukturen für zwischenmenschliche Auseinandersetzungen und die Teilnahme an Arenen, in denen man gewissermaßen gezwungen ist, die Aufmerksamkeit auf andere Personen und sich selbst zu fokussieren. Ein Teil der biographischen Arbeit geschieht im Rahmen der Gruppensitzungen selbst (z.B. in Runden der Selbsterfahrung oder der Konfliktbewältigung). Hier bestehen die Arbeits- und Innovationsleistungen des Ichs darin, die Me-Bilder der anderen Beteiligten auf sich wirken zu lassen, sie zu prüfen und sich dieser immer wieder aufs Neue zu vergewissern. Häufig beinhaltete die biographische Arbeit Reflexionen über die Kindheit und die dort ausgebliebenen emotionalen Zuwendungs- oder sozialen Anerkennungsmuster. Ferner erfolgte eine Betrachtung und z.T. schmerzhaftes Bewusstwerden der Prozesse des Aufwachsens und der Erziehungsmethoden, die eine mehr oder weniger scharf formulierte Kritik an den Eltern einschloss. Bei einigen Personen fand eine bemerkenswert gründliche Auseinandersetzung mit den sekundären, vor allem institutionellen Sozialisationsbedingungen sowie mit der eigenen späteren Rolle und Verstrickung im politischen System der DDR statt. Das Entscheidende aber ist hier, dass das Moratorium, wie es Erikson in seiner psychosozialen Entwicklungstheorie (Erikson 1959) beschreibt, verwendet wird für die Auseinandersetzung mit sozialen Konflikten und biographischen Problemen, aus denen die Akteure 'gestärkt' hervorgehen. Sie können zur Entwicklung, Festigung, Bearbeitung oder auch zur Wandlung biographischer Identität beitragen. Dabei sind die Erfahrungen von und mit Gemeinschaft neue, faszinierende. Sie tragen aber immer auch ernüchternde, melodramatische und schmerzhaft Züge. Dieser Doppelaspekt wurde desöfteren in den Einschätzungen des individuellen Lebens in der Landkommune betont und für die eigene biographische Entwicklung als zentral herausgestellt. Häufig passierte dies rückblickend, d.h. zu einem Zeitpunkt, da die Entscheidung getroffen war, die Landkommune wieder zu verlassen. In diesem Zusammenhang ist die Beteiligung an der Gemeinschaft selten mit der Erfahrung oder dem Gefühl des persönlichen Scheiterns verbunden gewesen. Hingegen ließen sich etliche Hinweise darauf finden, dass die permanente Ansammlung und Austragung von Konflikten, die Auseinandersetzung mit enttäuschten Erwartungen, die Prozesse der Innovation und Wandlung sowie der Differenzierung, Abgrenzung und Fraktionierung von Gruppen über einen längeren Zeitraum als äußerst anstrengend und zeitraubend erlebt werden. Sie können Rückzugstendenzen bzw. eine Toleranz und Intimität auf Abstand in der Landkommune stimulieren oder sogar das Verlassen der Gemeinschaft bewirken.

(6) So zeigt die Studie, dass Menschen nicht nur vor dem Hintergrund krisenhafter biographischer Verläufe in die Landkommunen hineingelangen, sondern durch ihre Beteiligung eine gewisse Stabilität erlangen können. Das Problem der Fluktuation hinzuziehend, könnte man hier auch von einer Anlage sprechen, bei der die Landkommune dem *Prinzip eines Durchlauferhitzers* ähnelt. Im Fluss durch die Landkommune werden die Personen wie Teilchen mit Energie und sozialer Wärme 'versorgt' bzw. 'aufgeladen'.<sup>3</sup> 'Energie- und Wärmeüberträger' sind der erlebensspezifische Alltag und die Arenen, in denen Selbsterfahrung, konflikтуöse Auseinandersetzungen und Kritik, Beziehungsarbeit und biographische Arbeit, soziale Lern- und Erfahrungsprozesse elementar ablaufen oder geschehen. Werden diese Erfahrungen intensiv wahrgenommen, stehen sie häufig in Verbindung mit der Entwicklung eigener biographischer Orientierungen und Entwürfe jenseits des kollektiven Lebenszusammenhangs. Solche Planungsaktivitäten können den Wunsch nach einer erfüllenden beruflichen Anstellung, beruflichen Selbständigkeit oder einer neuen Ausbildung betreffen. Sie können sich auf die Gründung einer Familie konzentrieren oder die bewusste Entscheidung für den Kauf und die Bewirtschaftung eines eigenen landwirtschaftlichen Grundstücks einschließen. Sie können sich auf den Aufbau eines alternativen Wohnprojekts in der Stadt oder auf spezielle Angebote berufen, die von außen an den Landkommunen herangetragen werden. In jedem Fall gehen diese Personen dem sozialen System Landkommune verloren, wie das Wasser, das beim Durchlauferhitzer am Ende aus dem Warmwasserhahn strömt. Eher selten, und wenn unter der Dominanz eines stabilen, inhaltlich ausgestalteten Handlungsschema, ist der Verbleib in der Landkommune fester Bestandteil der biographischen Organisation und Zukunft. Hier könnte man sogar sagen, dass das Handlungsschema eine größere Bedeutung einnimmt als die Beteiligung an der landkommunitären Gemeinschaft selbst, unter deren Bedingungen das biographische Handlungsschema eingelöst werden konnte.

(7) Dass Landkommunen als *passagere Lebensform* genutzt werden, kann ein Problem für jene Protagonisten darstellen, die (zurück)-bleiben oder besser verlassen werden. Ein extremer Präsenzverlust kann das Weiterbestehen einer Landkommune gefährden, weil jegliche Verantwor-

<sup>3</sup> Auch wenn die Funktionsweise eines Durchlauferhitzers hier nur als Denkmodell fungiert und Energie als Begriff nicht im physikalischen Sinne gebraucht wird, so veranschaulicht dieses Bild doch die Aspekte der Zuführung und der Umwandlung. In der Physik bedeutet Energie die in einem System gespeicherte Arbeit oder die Fähigkeit des Systems, Arbeit zu verrichten. Energie kann, gemäß des Energieerhaltungssatzes, weder erzeugt noch beseitigt, sondern lediglich von einer Energieform in eine andere umgewandelt werden. Da sich die Energie eines Systems nicht messen lässt, spielen Hilfsgrößen, wie Arbeit, Kraft, Weg, Spannung etc. eine entscheidende Rolle zur Errechnung des Betrags der Energie. Die unterschiedliche Formen der individuellen und kollektiven *Arbeit*, die eingebrachten *Arbeits-Leistungen*, der Einsatz persönlicher *Kraft* und der mit der eigenen Beteiligung zurückgelegte *Weg* eines Landkommunen, sollen es, wenn auch nur rein assoziativ und im hier aufgeführten Zusammenhang erlauben, den Begriff Energie in die sozialwissenschaftliche Argumentation aufzunehmen. Ein anderes, vergleichbares Sinnbild bietet das der Karawanserei, die im späten zehnten Jahrhundert vor allem von Reisenden in Zentralasien als Rast- und Umschlagplatz für den Im- und Exportwarenverkehr genutzt wurde. Mensch und Tier wurden hier vor allem mit Nahrung und Wasser versorgt, wobei insbesondere letzteres symbolisch für die Einfachheit, das Existenzielle, die Reinheit und Hinwendung zum Wesentlichen steht.

tung, Verbindlichkeiten und vor allem die finanziellen Kosten auf immer weniger `Köpfe` verteilt werden müssen. Die Frage ist dann, ob die wenigen Personen diese Mehrbelastungen überhaupt noch tragen können oder wollen. Tritt eine solche Situation ein, steigen meist auch die Werbeaktivitäten (z.B. Inserate zur Mitgliebersuche, Stellenangebote, Spendenaufrufe etc.), um neue Mitstreiter oder Unterstützerkreise für die landkommunitäre Sache zu gewinnen. Eine gewisse Tragik für alteingesessene Landkommunitäten besteht auch darin, dass sie die Anfälligkeit und den Raubbau an den Grundlagen des sozialen Arrangements, mangelnde Beständigkeiten und Routinen sowie die „heruntergestufte Relevanzsetzung und vage Unverbindlichkeit aller Reziprozitätsleistungen“ (Schütze 1981/82) ständig erleben. Sie wissen um die kurze Haltbarkeitsdauer des Wir-Gefühls, der Solidarität, der Harmonie und Kohäsion. Das dürfte sie nicht unbedingt offener und zuversichtlicher gegenüber Personen machen, die sich der Landkommune neu anschließen. In besonderer Weise trifft dies zu, wenn das individuell in Anspruch genommene Moratorium einen *reaktiven* und von daher tendenziell *passiven Charakter* einnimmt. Die Gefahr eines Handlungsschemas des *time off* besteht darin, dass im Rahmen des Verweilens in einer Landkommune keine Auseinandersetzung und biographische Arbeit stattfindet. Das Verhaftetbleiben im Moratoriumszustand ist dann weitgehend folgenlos oder zumindest mit weniger bedeutsamen Konsequenzen verbunden. Man könnte hier auch von einem *time off mit biographischer Irrelevanz* (vgl. Schütze 1981/81-84) sprechen. Strukturell gesehen ist ein solches *time-off-Handlungsschema* nicht wirklich stabil, weil es sich immer nur auf eine bestimmte, vorübergehende Zeit ausdehnt. Das *time off* kann an biographischer Relevanz gewinnen. Das passiert, wenn bestehende Prozessstrukturen, wie die der Verlaufskurve, zwischenzeitlich vom *time off* überlagert, wieder dominant werden. Auch kann das *time off* als ein zeitlicher Puffer für die intensive Beschäftigung mit religiös-spirituellen Fragen und Themen dienen. Einige Fälle verrieten die Entwicklung einer religiös-spirituellen Geisteshaltung, die auch zur Erklärung lebensgeschichtlich zentraler Ereignisse und Probleme herangezogen wurde, insbesondere wenn keine eigenen plausiblen Antworten oder Erklärungen im Rahmen einer aufgenommenen, stagnierenden oder mit Schwierigkeiten besetzten biographischen Arbeit zur Verfügung standen. Spirituelle und mystische Haltungen können Problemlösungskapazitäten enthalten, sie können aber auch auf der Basis von Verdrängung oder Ausblendung früherer Vorstellungen von der eigenen Identität und Weltorientierung relativ diffuse Selbsttheorien hervorbringen. Abgesehen davon, müssen auch neue Erkenntnisperspektiven, Lebenseinstellungen und Lebensmaximen dem Erleben und Verarbeiten des kommunitären Alltags standhalten. Ohne von Reinformen religiöser Konversion (Berger & Luckmann 1987; Ulmer 1990) zu sprechen, können spirituelle Relevanzsetzungen und spirituell-meditative Aktivitätsausrichtungen –

wenn die Offenheit oder Empfänglichkeit dafür besteht –, zunehmend eine Rolle spielen und mit Prozessen der biographischen Wandlung verbunden sein. Obwohl dort angeschoben oder gefördert, können sich die Aktivitätslinie und die Durchschlagskraft solcher biographischen Wandlungsprozesse auch erst später, unabhängig von der Beteiligung an der Landkommune entfalten. Neben geplanten Handlungsschemata stellen Wandlungsprozesse einen zentralen Grund dar, die Gemeinschaft zu verlassen.

(8) Für Protagonisten, die trotz des beständigen Wechselspiels aus Einstieg und Ausstieg anderer Personen der Landkommune `treu` bleiben, trifft zu, dass sie ihren Aufenthalt entweder mit einem eigenen, kontinuierlich verfolgten Handlungsschema ausfüllen oder sie in ihren Auffassungen und Einstellungen sowie mit ihrer individuellen Biographie eng mit der Landkommunenbewegung verschmolzen sind. Bisweilen kann die Nähe und Identifikation mit der Landkommunenbewegung dazu führen, dass keine eigene biographische Linie fundiert wird, weil Biographie und soziale Bewegung kaum noch voneinander zu trennen sind. Umgekehrt gewinnt die landkommunitäre Bewegung an Gestalt sowie an Stabilität und Dynamik gerade dadurch, dass Personen ein hohes Maß an Identifikation und lebensgeschichtlichen Aktivitäten einbringen. Die Landkommunenbewegung scheint stärker als andere soziale Bewegungen mit der Problematik konfrontiert, dass ihre Akteure unter den relativ engen sozialen Bedingungen einer Gemeinschaft *distanzlos* und *distanziert* gleichermaßen sein müssen. – *Distanzlos* in dem Sinne, dass man in einem solchen lebensweltlichen Kontext gezwungen ist, von sich selbst abzusehen, eigene Bedürfnisse und Interessen zurückzustellen und sich für die gemeinschaftlichen Belange und kollektiven Interessen einzusetzen. Das ist schon allein notwendig, um den anderen Beteiligten die eigene Identifikation und Zugehörigkeit zur Gruppe aufzuzeigen und sich gegenseitig darin zu vergewissern. Im Vollzug wechselseitiger Handlungen, in der Gestaltung und Kommunikation des gemeinsamen Lebensentwurfes, dürfte wohl kein Vorwurf schlimmer sein, als der, dass eine Person die Gemeinschaftsfähigkeit abgesprochen bekommt. – *Distanziert* in dem Sinne, dass man sich dem kollektiven Wir nicht vollständig überlassen kann, ohne der Gefahr zu begegnen, dass das Ich vollständig von der sozialen Bewegung aufgesogen bzw. assimiliert wird. Zwischen individueller und kollektiver Identität zu oszillieren, dieses Verhältnis zu bestimmen, zu gestalten und zu beobachten, scheint einer der schwierigsten Balanceakte im Rahmen der Beteiligung an einer Landkommune. In Anlehnung an bestehende sozialpsychologische Konzepte der Bewegungsforschung (Tajfel & Turner 1986; Klandermans 1997) könnte man hier auch von der Ausbildung einer abgewogenen >sozialen Identität< sprechen, die „als der Anteil einer Identität definiert ist, der durch die Gruppenzugehörigkeit des Individuums bestimmt wird“ (Klandermans 1997/41),

während >kollektive Identität<, „die durch Faktoren wie die Ähnlichkeit personeller Merkmale, geteiltes Schicksal und Zentralität von Gruppenzugehörigkeit innerhalb eines individuellen Selbstbildes generiert wird, die Kontinuität und den Fortbestand der sozialen Bewegung [sichert] und die Grenzen des Akteurs hinsichtlich des sozialen Umfeldes [etabliert] (vgl. Klандermans 1997/42f).

(9) Zuletzt möchte ich auf einige Gefahren für Landkommunen und für die Landkommunenbewegung aufmerksam machen, so wie sie sich aus der Betrachtung der Interviews heraus darstellten. Die soziale Bewegung hat nicht nur eine eigene Programmatik und Konzeptlinie gemeinschaftlichen Lebens entwickelt. Sie verspricht auch gesteigerte Individuierungschancen, will die Entdeckung und Entfaltung individueller Fähigkeiten und Talente fördern. Mit der Utopie unbegrenzter Möglichkeiten wird sie zu einem Refugium für unterschiedlichste alternative Lebensentwürfe und soziale Welten, die das kollektive Leben zwar `bunt´ machen, aber ein ständiges Potenzial für Auseinandersetzungen und latente oder offene wiederkehrende Konflikte, für Prozesse der sozialen Desorganisation, der Segmentierung und Abspaltung mit sich führen. Sie machen die Zukunft bzw. die Planungen und zukünftige Entwicklung einer Landkommune nahezu unberechenbar. Erhöhte Risiken für die Existenz einer Landkommune bestehen im Wegfall kommunikativer Austausch-, Aushandlungs- und Verarbeitungsarenen, in der Verletzung der Basisregeln des wechselseitigen Umgangs und der Aufeinander-Bezugnahme, in der Solidaritäts- und Kooperationsverweigerung zwischen Akteuren und in der Nichtbeachtung des Prinzips der ausgleichenden Gerechtigkeit (Homans 1968/Kap. XII). Insbesondere die Nichteinhaltung und fehlende Balance reziproker Unterstützungs- und Solidaritätsleistungen scheint eine wesentliche Gefahr, die zur Aushöhlung und zum Zusammenbruch des kollektiven Bewusstseins bis hin zur Auflösung der Gemeinschaft führen kann.

Andere Gefahren sind das Aus-dem-Blick-Verlieren des Gesamtarbeitsbogens und von komplexen Veränderungen, die sich im Prozess der Entwicklung und Wandlung einer Landkommune jederzeit ergeben können. Dazu zählen auch mangelnde oder mit der Zeit verloren gegangene Kompetenzen zur Erkennung von Problemen, Fehlern und Fehlentwicklungen sowie Fähigkeiten zur differenzierten Situationsanalyse und Problembearbeitung. Zieht sich eine Gemeinschaft in sich zurück, verzichtet sie auf die Kommunikation mit der umgebenden Bevölkerung und ebenso auf den Austausch mit kritischen Freunden oder einem Außenstehenden kritischen Publikum, kann sie leicht in einen `Provinzialismus´ verfallen. Mit Provinzialismus meine ich hier die Aufrechterhaltung einer Vorstellung vom isolierten Kulturraum, wie sie häufig bei moralisch sensibilisierten und besonders prinzipientreuen Landkommunen anzutreffen ist. In jenem Provinzialismus steigt zwar die Orientierungsverbindlichkeit des

gemeinschaftlichen Lebensentwurfes. Doch sind die inneren Widersprüche und Probleme damit nicht gelöst, im Gegenteil, Problemlösungsmöglichkeiten und -kapazitäten eher sogar eingeschränkt. Auch kann es in der Außenperspektive zu Vorwürfen der Sektenzugehörigkeit kommen, insbesondere wenn partikulare Themen und Fragen totalisiert werden und alternatives Spezialistentum gefördert wird (vgl. Hollstein 1998/162f). Nehmen Prozesse der kollektiven Organisation, Gestaltung und Auseinandersetzung sowie die Beteiligung und die Arbeit an kollektiven Orientierungs- und Aktivitätskernen ab und verstärken sich hingegen Individualisierungsinteressen, Prozesse der individuellen und z.T. zwischenmenschlichen Auseinandersetzung, der Selbsterfahrung sowie der biographischen und therapeutischen Arbeit, kann dies zu einer wachsenden Selbstabsorption und reduzierten Weltperspektive der Landkommune und damit auch zur Gefährdung ihres kollektiven Alltags beitragen.

Was die Landkommunenbewegung betrifft, so darf diese ihre Orientierungssysteme nicht gegen Kritik und Infragestellung immunisieren. Will sie Gefahren des Dogmatismus, der Stagnation und vielleicht auch einer Tendenz der Selbstverblendung entgehen, müssen jene Kritik und Infragestellung die Orientierungs-, Handlungs- und Kommunikationsfähigkeit erhöhen. Dazu zählt auch das Problembewusstsein in Bezug auf `innerbetriebliche' Störfaktoren und Hindernisse, auf die Schwierigkeiten der Realisierung und Umwandlung programmatischer Ziele und denen des Zusammenlebens, denen man kaum mit einer verschärften Autonomie und Kontrolle programmatischer Ansprüche und Ziele begegnen kann. Diesen und anderen Herausforderungen müssen sich Akteure der Landkommunenbewegung stellen, wenn es um die Ausbildung und vor allem Aufrechterhaltung kollektiver Identität mit Verweis auf die aktiven Beziehungen zwischen den Akteuren geht, die interagieren, kommunizieren, einander beeinflussen, verhandeln und Entscheidungen treffen.

### *Schlussbetrachtungen und Ausblick*

Die Arbeit hat sich mit biographischen Verläufen von Akteuren beschäftigt, die in landkommunitären Gemeinschaften leben. Der Schwerpunkt lag dabei auf der Beteiligung an Landkommunen, die sich nach 1990 im Osten Deutschlands angesiedelt haben. Personen, die ursprünglich aus der Bundesrepublik kamen und sich der neueren Landkommunenbewegung anschlossen, wurden in der Studie nicht berücksichtigt. Aus der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews konnten unterschiedliche Wege aufgezeigt werden, die Personen in landkommunitäre Gemeinschaften führen. Das Interesse zielte dabei auf die Rekonstruktion der individuellen Perspektiven und Sichtweisen der Akteure, die ihre lebensgeschichtlichen

Erfahrungen in zwei unterschiedlichen Gesellschaftssystemen rekapituliert haben. Neben diesen biographischen Erfahrungen wurden auch soziale Prozesse sowie kollektive Erfahrungen und Schwierigkeiten in den Landkommunen beschrieben. Letztere Konzeptlinie konnte nur in Problemandeutungen bzw. in dem Rahmen verfolgt werden, wie die soziale Welt der landkommunitären Gemeinschaft in den lebensgeschichtlichen Erzählungen thematisiert wurde. Die Datengewinnung war nicht darauf angelegt, Informationen über kollektive und sozialweltliche Prozesse zu sammeln und das Material dahingehend systematisch durchzuarbeiten. An dieser Stelle zeigen sich auch erste Grenzen der Untersuchung: Es ließ sich z.B. nicht gründlich herausarbeiten, was die Prozesse der Abwanderung auszeichnet. Zwar konnten individuelle Erfahrungen der Enttäuschung und persönlichen Verletzung, Bilder der Ernüchterung und die Revidierung überhöhter Gemeinschaftsvorstellungen, die Aufwendigkeit der Formen der sozialen Auseinandersetzung und Beteiligung an den Arenen sowie vereinzelte Hinweise auf Gründe des Verlassens der Gemeinschaft beschrieben werden. Doch müssten diese qualitativ noch stärker mit den sozialweltlichen Prozessen und Schwierigkeiten in Landkommunen in Beziehung gebracht werden, sofern, was anzunehmen ist, die Ursprünge der hohen Fluktuation dort begründet liegen. Hinsichtlich des Abwanderungsmechanismus in Landkommunen müssten auch die Ausstiegsprozesse genauer untersucht werden. Anbieten würde sich hier z.B. eine Befragung der 'Aussteiger', die aus einem gewissen Abstand über ihr damaliges Landkommuneleben sprechen.

Was die Erforschung der Landkommunenbewegung anbelangt, ist eine umfassender Analyse des gemeinschaftlichen Lebens und seiner Probleme erforderlich. Dies könnte im Rahmen breiter angelegter Interaktions- und Sozialweltstudien geschehen, in dem sich die Feldforschung am Interesse und an der Teilnahme an den alltäglichen Lebenszusammenhängen einer oder mehrerer Landkommunen ausrichtet. Das Beobachten und Studieren der sozialweltlichen Bedingungen, Abläufe und Prozesse in einer Landkommune drängt sich im Anschluss an diese Untersuchung der individuellen biographischen Verläufe m.E. geradezu auf. Einen ersten Anknüpfungspunkt dafür bietet die *Illustration des kollektiven Einzelfalls*, die im Anhang unter Punkt 5 aufgeführt ist. Das Porträt hat viele offene Fragen hinterlassen, die in das Einzugsgebiet und den natürlichen Lebensraum einer landkommunitären Gruppe fallen und denen sich in Phasen intensiver ethnographischer Feldarbeit gewidmet werden müsste. Einen großen Teil der Untersuchungen würde die Rekonstruktion und systematische Aufbereitung aller anfallenden Tätigkeiten und Arbeitsabläufe einnehmen, da im Fall der Landkommunen die Bereiche >Arbeit< und >Leben< eng miteinander verzahnt sind und einige Tätigkeitsfelder finanziell verrechnet, andere wiederum unentgeltlich realisiert werden. Da-

hingehend wäre zunächst von Interesse, wie die Prinzipien von Kooperation, Solidarität und ausgleichender Gerechtigkeit funktionieren, wie sie innerhalb des sozialen Systems Landkommune organisiert, gestaltet und verändert werden und welche Probleme und Paradoxien dabei auftreten können. Eine größere empirische Aufmerksamkeit müsste in diesem Zusammenhang den Kommunikations-, Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse in Landkommunen gezollt werden. Gleichermäßen interessant wäre die Untersuchung von Prozessen der Arbeitsteilung, Arbeitsverteilung und Spezialisierung (Durkheim 1992; Hughes 1984a, 1984b) im Kontext der Entwicklung landkommunitärer Gemeinschaften sowie die Analyse von Arbeitstypen, Arbeitsabläufen und Arbeitsprozessen im Rahmen von Gesamtarbeitsbögen (Strauss u.a. 1985; Strauss 1991/Kap. 5,6; Schütze 1984b). Letzteres könnte eine Untersuchung der konkreten Schrittfolge aller zeitlich und räumlich strukturierten Arbeits- und Aktivitätsprozesse einschließen, wie es bereits thematisch anders angelegte Arbeiten in den ethnomethodologischen „Work-Studies“ (Garfinkel 1967, 1986; Cicourel 1968) oder in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus (Strauss u.a. 1985; Becker 1982; Riemann 2000; Bräu 2002) gezeigt haben. Bei der Erforschung der Landkommunen beträfe dies nicht nur die isolierte Qualität des sozialen Lebens und der dynamischen Aktivitäten nach `innen`, sondern auch die Prozesse des Austauschs von Gütern, Dienstleistungen und Tätigkeiten mit der umgebenden Außenwelt, zu denen es selbst bei recht konsequenten subsistenzwirtschaftlichen Landkommuneprojekten kommt. Betrachtet werden müssten die Austauschprozesse auch unter dem Gesichtspunkt, wie sich die Inanspruchnahme staatlicher Förderstrukturen (sach- oder Projektbezogene sowie individuelle Förderleistungen) auf die kollektive Entwicklung, das Selbstverständnis und die Veränderungen einer Landkommune auswirken. Ebenso erforderlich sind Studien zu „alternativen` Tätigkeitsformen“ (Schütze 1984b/5), die in der Regel aus dem ökonomischen Verständnis der Lohnarbeit herausfallen, aber gerade in Alternativ- und Selbsthilfeprojekten, wie Landkommunen, verstärkt anzutreffen sind (vgl. Vilmar & Runge 1986). Es ist wichtig, solche `alternativen` Tätigkeitsformen „in den Arbeitsbegriff einer interpretativen Soziologie ausdrücklich [einzubeziehen; d. Verf.], um den Veränderungen der Strukturen gesellschaftlicher Arbeit [...] gerecht zu werden“ (Schütze 1984b/5). Aufschlussreich könnten solche Mikrostudien zur Arbeitsteilung, zur Arbeitsorganisation und zur Ausfachung und Gestaltung von Arbeitsbögen auch für benachbarte Forschungsgebiete sein. Interesse an alternativen Lebens- und Arbeitsmodellen melden dabei vor allem die sozialökologische Forschung (Becker & Jahn & Schramm 1999; Balzer & Wächter 2002), die Lebensstilforschung (Schubert 2000; Rink 2002) und die alternative Wirtschafts- und Nachhaltigkeitsforschung (Birkhölzer 1994, 2001; Gugenberger & Schweidlenka 1996; Jungkeit &

Katz & Weber & von Winterfeld 2002; Papke 1997) an, die angesichts der neuen globalen Herausforderungen längst in engem Forschungskontakt stehen. Mehr als das diese Arbeit zu leisten hatte, würde das Interesse an den landkommunitären Handlungseinheiten und der Landkommunenbewegung an sich ausgerichtet und damit stärker in die Debatte um neue soziale Bewegungen eingegriffen. Die vorliegende Arbeit, in deren Zentrum die Beteiligung von Frauen und Männern an der Landkommunenbewegung und die „Verbindung von individuellem Motiv und kollektivem Zweck“ (Rammstedt 1978/134) standen, hat dafür einen ersten Anfang gemacht.

## Literatur

- Aaronowitch, S. u.a. (1996): *Unemployment and the Economy of the City: London and Berlin*. London
- Abendroth, W. (1978): Weder Strategie noch – insgesamt – richtige Analyse, aber eine wichtige Quelle zum Problem des gegenwärtigen Entwicklungsstadiums des realen Sozialismus. In: *Argument*, Bd. 107, S. 60-66
- Ackermann, E. (2005): *Psychosoziale Beratung im Kontext pränataler Diagnostik: Möglichkeiten und Grenzen der professionellen Bearbeitung dilemmatischer Problemlagen*. Aachen
- Alheit, P. & Dausien, B. (1985): *Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten*. Frankfurt/M.
- Alheit, P. & Hoerning, E.M. (Hg.) (1989): *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*. Frankfurt/M.
- Alheit, P. (1989): Erzählform und soziales Gedächtnis. Beispiel beginnender Traditionsbildung im autobiographischen Erinnerungsprozeß. In: Alheit, P. & Hoerning, E.M. (Hg.): *Biographisches Wissen*. Frankfurt/M., S. 123-147
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.) (1973): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Bd. 1 und 2. Reinbek
- Austin, J.L. (1994): *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart
- Apitzsch, U. (2000): *Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen. Sektion Biographieforschung*. In: *Soziologie Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 1*, S. 46-50
- B**
- Bahrtdt, H.-P. (1987): *Autobiographische Methoden. Lebenslaufforschung und Soziologie*. In: Voges, W. (Hg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*. Opladen, S. 77-86
- Bahro, R. (1977): *Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus*. Köln
- Bahro, R. (1980): *Elemente einer neuen Politik*. Berlin
- Bahro, R. (1989): *Logik der Rettung. Wer kann die Apokalypse aufhalten? Ein Versuch über die Grundlagen ökologischer Politik*. Stuttgart
- Bahro, R. (1990): *Kommune wagen – 10 Thesen über die Richtung der sozialen Alternative*. In: *Reader über Ost-West-Begegnungen: Selbstorganisierte Lebensgemeinschaften. Das Treffen 14.-17.6.1990 in Kleinmachnow*, S. 17-19
- Bahro, R. (1991): *Rückkehr. Die In-Weltkrise als Ursprung der Naturzerstörung*. Berlin
- Bahro, R. (1992a): *Konsens für Subsistenz*. In: *Institut für Sozialökologie der Humboldt-Universität Berlin (Hg.): Rundbrief Subsistenz Perspektive. Schwerpunkt: Neue Lebensformen. Das Treffen und die Folgen*. Berlin, S.16-18
- Bahro, R. (1992b): *Zeit für den Neubau von Rettungsbooten*. In: *Institut für Sozialökologie der Humboldt-Universität Berlin (Hg.): Rundbrief Subsistenz Perspektive. Schwerpunkt: Neue Lebensformen. Das Treffen und die Folgen*. Berlin, S. 72-73; auch In: *Junge Welt vom 12.05.1992*
- Bahro, R. (1992c): *Über kommunitäre Subsistenzwirtschaft und ihre Startbedingungen in den neuen Bundesländern*. In: *Institut für Sozialökologie der Humboldt-Universität Berlin (Hg.): Reader zur Vorbereitung der Konferenz Neue Lebensformen, Froberg bei Meißen, Juni 1992*, S. 6-19
- Bahro, R. (Hg.) (1995): *Apokalypse oder Geist einer neuen Zeit*. Berlin
- Bahro, R. (1997): *Die Idee des Homo integralis – oder ob wir eine neue Politeia stiften können*. In: *Aletheia 11/12*, S. 8-15
- Balint, M. (1965): *Der Arzt, sein Patient und die Krankheit*. Stuttgart
- Balzer, I. & Wächter, M. (Hg.) (2002): *Sozialökologische Forschung. Ergebnisse der Sondierungsprojekte aus dem BMBF-Förderschwerpunkt*. München
- Bansamir, D. & Ilgenfritz, U. (1993): *Empirische Studie über Kommunen in der BRD. Versuch einer Bestandsaufnahme. Seminararbeit am Fachbereich Politische Wissenschaft der FU Berlin*
- Bansamir, D. (1996): *Zur Situation Kommunitärer Gemeinschaften in der Bundesrepublik*. Diplomarbeit am Fachbereich Politische Wissenschaft der FU Berlin
- Barton, A.H. & Lazarsfeld, P.F. (1979): *Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung*. In: Hopf, C. & Weingarten, E. (Hg.): *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart, S. 41-90
- Bartsch, G. (1990): *Kommune oder kommunitäre Gemeinschaft? In: Reader über Ost-West-Begegnungen: Selbstorganisierte Lebensgemeinschaften. Das Treffen 14.-17.6.1990 in Kleinmachnow*, S. 20-21

- Baumann, M. (1975): *Wie alles anfing*. Berlin
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M.
- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1994): *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/M.
- Beck, U. (1996): *Weltrisikogesellschaft, Weltöffentlichkeit und globale Subpolitik. Ökologische Fragen im Bezugsrahmen fabrizierter Unsicherheiten*. In: Diekmann, A. & Jäger, C.C. (Hg.): *Umweltsoziologie. Sonderheft 33 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen, S. 119-147
- Beck-Gernsheim, E. (1990): *Kleine Expedition ins Labor der Gefühle. Vorwort*. In: Hochschild, A.R. (1990): *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt/M., S. 9-23
- Becker, E. & Jahn, T. & Schramm, E. (1999): *Sozialökologische Forschung – Rahmenkonzept für einen neuen Förderschwerpunkt*. Arbeitspapier Frankfurt/M.
- Becker, H.S. & Geer, B. & Hughes E. & Strauss, A.L. (1961/1977): *Boys in White. Students Culture in Medical Schools*. New Brunswick
- Becker, H.S. (1963/1973): *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. Frankfurt/M.
- Becker, H.S. (1982): *Art Worlds*. Berkley/Los Angeles/London
- Behrens, H. (1993): *Wurzeln der Umweltbewegung. Die „Gesellschaft für Natur und Umwelt“ (GNU) im Kulturbund der DDR*. Marburg
- Behrens, J. & Voges, W. (Hg.) (1996): *Kritische Übergänge. Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung*. Frankfurt/M.
- Beleites, M. (1992): *Untergrund. Ein Konflikt mit der Stasi in der Uran-Provinz*. Berlin
- Benford, R.D. (1993): *„You could be the Hundredth Monkey“*. *Collective Action Frames and Vocabularies of Motive within the Nuclear Disarmament Movement*. In: *The Sociological Quarterly* 34, S. 195-216
- Bennholdt-Thomsen, V. & Mies, M. & von Werlhof, C. (1992): *Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit*. Zürich
- Berger, P.L. & Luckmann, T. (1987): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/M.
- Bergmann, J.R. (2000): *Harold Garfinkel und Harvey Sacks*. In: Flick, U. & von Kardorf, E. & Steinke, I. (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hamburg, S. 51-62
- Beywl, W. (1987): *Alternative Ökonomie. Selbstorganisierte Betriebe im Kontext neuer sozialer Bewegungen*. In: Roth, R. & Rucht, D. (Hg.): *Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland*. Bundeszentrale für politische Bildung. Frankfurt/M., S. 187-203
- Biedenkopf, K.H. (1985): *Die neue Sicht der Dinge. Plädoyer für eine freiheitliche Wirtschafts- und Sozialordnung*. München, Zürich
- Birkhölzer, K. (1994): *Lokale Ökonomie zwischen Marginalisierung und zukunftsweisender Wirtschaftsweise*. In: IFP *Lokale Ökonomie* (Hg.): *Beschäftigungs- und Strukturpolitik in Krisenregionen*. Bd. 3, Berlin
- Birkhölzer, K. (2001): *Lokale Ökonomie – Chancen, Möglichkeiten, Entwicklungsstrategien*. In: *Tagungsdokument der Friedrich-Ebert-Stiftung Arbeit und Leben in der Oberlausitz*. Pommritz/Dresden 2001, S. 7-46
- Bittner, E (1972): *Polizisten im Skid-Row-Quartier*. In Luckmann, T. & Sprondel, W.M. (Hg.): *Berufssoziologie*. Köln, 106-124
- Blain, M. (1989): *Power and Practice in Peace Movement Discourse*. In: *Research in Social Movements, Conflict and Change* 11, S. 197-218
- Bloch, E. (1959/1987): *Freiheit und Ordnung. Abriß der Sozialutopien*. Leipzig 1987
- Blumer, H. (1939): *Collective Behavior*. In: Park, Robert (Hg.): *Principles of Sociology*. New York, S. 219-288
- Blumer, H. (1973): *Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus*. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* (Hg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Bd. 1, S. 80-146
- Blumer, H. (1975): *Soziale Probleme als kollektives Verhalten*. In: Hondrich, K.O. (Hg.): *Menschliche Bedürfnisse und soziale Steuerung*. Reinbek, S. 102-112
- Böhnisch, L. (1999): *Abweichendes Verhalten. Eine sozialpädagogische Einführung*. München
- Bohnsack, R. (1983): *Alltagsinterpretation und soziologische Rekonstruktion*. Opladen
- Bohnsack, R. (1999): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. Opladen

- Bookchin, M. (1990): Radikaler Landbau. In: Reader über Ost-West-Begegnungen: Selbstorganisierte Lebensgemeinschaften. Das Treffen 14.-17.6.1990 in Kleinmachnow, S. 46-49
- Borstelmann, S. (1997): Phasen der Gemeinschaftsbildung. „Du meinst, wie müssen weiter wachsen?“. Von Ed Groody, aus: Communities Nr. 68, gekürzte Übersetzung von S. Borstelmann. In: Eurotopia (Hg.) (1997): Leben in Gemeinschaft. Niedertaufkirchen, S. 36-43
- Bourdieu, P. (1984): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.
- Bourdieu, P. (1990): Die biographische Illusion. In: Bios 1, S. 75-82
- Brand, K.-W. (1982): Neue soziale Bewegungen. Entstehung, Funktion und Perspektive neuer Protestpotentiale. Eine Zwischenbilanz. Opladen
- Bräu, K. (2002): Qualitative Schul- und Unterrichtsforschung. Zum Einsatz des Arbeitsbogenkonzepts von Anselm Strauss als heuristisches Instrument zur Analyse von Schüler-Gruppenarbeit. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, Heft 2, S. 241-261
- Brose, H.-G. & Hildenbrand, B. (Hg.) (1988): Biographisierung von Erleben und Handeln. In: Ders.: Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen, S.11-32
- Brose, H.-G. & Wohlrab-Sahr, M. & Corsten, M. (1993): Soziale Zeit und Biographie. Über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit. Opladen
- Brüdigam, U. (2001): Strukturelle Aspekte moderner Bildungsprozesse. Das Beispiel der Star-Trek-Fans. Opladen
- Brüntrup, M. (1995): Für eine Entideologisierung der Subsistenzwirtschaft. In: Evangelische Akademie Bad Boll (Hg.): Subsistenz-Ökonomie. Ein neues – altes – Konzept in der Entwicklungspolitik. Tagungsprotokoll 19.-21.06.1995 Bad Boll, S. 65-79
- Brus, W. (1978): >Ein symptomatisches Werk<. In: Schwenger, H. (Hg.): Solidarität mit Rudolf Bahro. Reinbek, S. 24-30
- Buber, M. (1947/1985): Pfade in Utopia. Über Gemeinschaft und deren Verwirklichung. Heidelberg
- Bude, H. (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, S. 327-336
- Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten (1995): Agrarwirtschaft in den neuen Bundesländern. Das Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten informiert. Bonn
- Burke, K. (1945/1969). A Grammar of Motives. Berkley, Los Angeles
- C**
- Christmann, G.B. (1997): Ökologische Moral. Zur kommunikativen Konstruktion und Rekonstruktion umweltschützerischer Moralvorstellungen. Wiesbaden
- Cicourel, A. (1964/1970): Das Interview. In: Ders.: Methode und Messung in der Soziologie. Frankfurt/M., Kap. 3, S. 110-151
- Cicourel, A. (1968): The Social Organization of Juvenile Justice. New York, London, Sydney
- Cicourel, A. (1973): Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle. In: AG Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1, Reinbek, S. 147-188
- Combe, A. & Helsper, W. (Hg.) (1996): Pädagogische Professionalität. Frankfurt/M.
- Cooley, M. u.a. (1992): European Competitiveness in the 21<sup>st</sup> Century. Integration of Work, Culture and Technology. Commission of the European Communities. Brüssel
- Cooley, C.H. (1902/1964): Human Nature and the Social Order. New York.
- Cooley, C.H. (1909/1963): Social Organisation. New York
- Corsten, M. (1994): Beschriebenes und wirkliches Leben. Die soziale Realität biographischer Kontexte und Biographie als soziale Realität. In: Bios 2, S. 185-205
- Cressey, D.R. (1932): The Taxi-Dance Hall. A Sociological Study in Commercialized Recreation and City Life. Chicago
- D**
- Dangelmeyer, P. (2004): Gemeinschaften als zukunftsweisende Lebensform? In: Eurotopia. Gemeinschaften und Ökodörfer in Europa, S.45-49; Studie im Rahmen des Programms: Nachhaltiges Wirtschaften: Möglichkeiten und Grenzen von neuen Nutzungsstrategien“ im Rahmen des BMBF-Programms 2004 Ausdruck über: [www.usf.uni-kassel.de/glww/texte/ergebnisse/6verwertung4b\\_gruenerweg.pdf](http://www.usf.uni-kassel.de/glww/texte/ergebnisse/6verwertung4b_gruenerweg.pdf).
- Danielzyk R. & Zettwitz H. (2001) Aktuelle und künftige Entwicklungen in der Planungsregion Oberlausitz-Niederschlesien. In: Europa Regional 9/3, S. 152-160

- Dannenberg, S. (2004): Das bleiche Herz der Revolution. Berlin
- Degen, C. (2000): Politikvorstellung und Biographie. Die Bürgerbewegung Neues Forum auf der Suche nach der kommunikativen Demokratie. Opladen
- Della Porta, D. (1992): Life Histories in the Analysis of Social Movement Activists. In: Diani, M. & Eyermann, R. (Hg.): Studying Social Movements. Newbury Park, S. 168-193
- Deutschen Bundesstiftung Umwelt (2000): Tat-Orte – Gemeinden im ökologischen Wettbewerb. In Kooperation mit dem Deutschen Institut für Urbanistik. Berlin
- Deutz, M. & Kolenberger, L. & Schröder, K. & Schwarz, H.-A. (1979): Alternativ oder konservativ? Zur jüngeren Geschichte der Alternativbewegung. In: Ästhetik und Kommunikation 36, S. 29-42
- Dewe, B. & Otto, H.-U. (1987): Professionalisierung. In: Eyfert, H. & Otto, H.-U. & Thiersch, H. (Hg.): Handbuch zur Sozialpädagogik/Sozialarbeit. Neuwied, S. 775-811
- Dewe, B. & Ferchhoff, W. & Radtke, F.-O. (Hg.) (1992): Erziehen als Profession. Opladen
- Dewey, J. (1934/1998): Kunst als Erfahrung. Frankfurt/M.
- Dilthey, W. (1992): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Stuttgart, Göttingen, Bd. VII, S.79-152
- Dilthey, W. (1992): Die Entstehung der Hermeneutik. In: Ders.: Die geistige Welt – Einleitung in die Philosophie des Lebens. Gesammelte Schriften. Stuttgart, Göttingen 1992, Band V, S. 317-338
- Duhm, D. (1992): Politische Texte. Für eine gewaltfreie Erde. Belzig
- Duhm, D. (1993): Aufbruch zur neuen Kultur. Von der Verweigerung zur Neugestaltung. Umriss einer ökologischen und menschlichen Alternative. Belzig
- Dunkel, W. (1994): Pflegearbeit – Alltagsarbeit. Freiburg im Breisgau
- Dümcke, W. & Vilmar, F. (1995): Kolonialisierung der DDR. Kritische Analysen und Alternativen des Einigungsprozesses. Münster
- Durkheim, E. (1913/1994): Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Neuwied
- Durkheim, E. (1930/1992): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt/M.
- Dutschke, R. (1978): Wider die Päpste. Über die Schwierigkeiten, das Buch von Bahro zu diskutieren. In: Wolter, U. (Hg.): Antworten auf Bahros Herausforderung des >realen Sozialismus<. Berlin, S. 197-230
- E**
- Ecarius, J. (Hg.) (1998): Was will die jüngere mit der älteren Generation? Generationsbeziehungen und Generationsverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Opladen
- Engelmeyer, E. (1997): Berufliche Identität in der Krebsnachsorgeklinik. Arbeitsstrukturen und biographische Prozesse Berufstätiger in Krebsrehabilitationskliniken. Frankfurt/M.
- Ekins, Paul (1986): The living Economy. A New Economics in the making. London
- Erikson, E.H. (1959/1989): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M.
- Eurotopia (Hg.) (1995): Anders leben, anders wirtschaften. Bericht über aktuelle Modellversuche einer sozial und ökologisch zukunftsfähigen Lebens- und Wirtschaftsweise. Murrhardt
- Eurotopia (Hg.) (1997): Leben in Gemeinschaft. Das europäische Projekte-Verzeichnis 1997/1998. Mit 350 Adressen und Projektbeschreibungen. Nieder- taufkirchen
- Eurotopia (Hg.) (2000): Verzeichnis europäischer Gemeinschaften und Ökodörfer. Neu recherchierte Ausgabe 2000/2001. Poppau
- Eurotopia (Hg.) (2004): Gemeinschaften und Ökodörfer in Europa. Recherchiert 2004. Poppau
- Evangelische Akademie Bad Boll (Hg.) (1995): Subsistenz-Ökonomie. Ein neues – altes – Konzept in der Entwicklungspolitik. Tagungsprotokoll 19.-21.06.1995 Bad Boll
- Evers, H.-D. (Hg.) (1983): Auf dem Weg zu einer neuen Weltwirtschaftsordnung? Bedingungen und Grenzen für eine eigenständige Entwicklung. Baden-Baden
- F**
- Findeis, H. (2000a): Bischöfe und Repräsentanten der evangelischen Kirchen in der DDR zwischen biographischen Prägungen und politischer Herausforderungen. Frankfurt/O.
- Findeis, H. (2000b): Kirchliche Funktionselemente in der DDR zwischen Herkunftsprägungen und politischen Herausforderungen. Das Zusammenrücken der Generationen. In: Miethe, I. & Roth, S. (Hg.): Politische Biographien und sozialer Wandel. Gießen, S. 225-245

- Fischer, W. (1978): Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli, M. (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt, S. 311-336
- Fischer-Rosenthal, W. (1991a): Biographische Methoden in der Soziologie. In: Flick, U. u.a. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München, S. 253-256
- Fischer-Rosenthal, W. (1991b): William I. Thomas & Florian Znaniecki: „The Polish Peasant in Europe and America“. In: Flick, U. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München, S. 115-118
- Fischer-Rosenthal, W. (2000): Was bringt die Biografieforschung der Transformationsforschung? In: Miethe, S. & Roth, S. (Hg.): Politische Biografien und sozialer Wandel. Gießen, S. 27-39
- Flam, H. (1997): Die poröse und die wasserdichte Sinnwelt der Opposition. In: Pollack, D. & Rink, D. (Hg.): Zwischen Verweigerung und Opposition. Frankfurt/M., New York
- Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen (1996): Marginal(isiert)e Bewegungen. Jg. 9, Heft 2, S.16
- Freud, S. (1982): Psychologie des Unbewußten. Freud-Studienausgabe, Bd. III, Frankfurt/M.
- Frisch, M. (1975): Mein Name sei Gantenbein. Roman, Frankfurt/M.
- Frisch, M. (1976): Zürich-Transit. Skizze eines Films. In: Ders.: Gesammelte Werke Bd. V, Frankfurt/M., S. 401-452
- Fromm, E. (1976): Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft. Stuttgart
- Fromm, E. (1989): Der Mensch in der kapitalistischen Gesellschaft. In: Ders.: Gesamtausgabe Bd. 4, München, S.59-147
- Fuchs, W. (1984): Biographische Forschung. Opladen
- Fuchs, W. & Kohli, M. & Schütze, F. (1988). Vorwort der Herausgeber der Schriftenreihe >Biographie und Gesellschaft, Band 4. In: Brose, H.-G. & Hildenbrand, B. (Hg): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen, S. 5-6
- Fuchs, W. u.a. (1994): Lexikon zur Soziologie. Opladen
- G**
- Galtung, J. (1983): Self-Reliance. Beiträge zu einer alternativen Entwicklungsstrategie. München
- Galtung, J. (1995): Credo quia absurdum. Über die Grenzen der Konsequenz Ethik. In: Bahro, R. (Hg.): Apokalypse oder Geist einer neuen Zeit. Berlin, S. 56-66
- Garfinkel, H. (1967a): What is Ethnomethodologie? In: Ders.: Studies in Ethnomethodology. New York, S. 1-34
- Garfinkel, H. (1967b): Good organizational reasons for bad clinical records. In: Ders.: Studies in Ethnomethodology. New York, S. 186-207
- Garfinkel, H. (1973/1980): Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: AG Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1, Reinbek, S. 189-262
- Garfinkel, H. (Hg.): (1986) Ethnomethodological Studies of Work. London
- Garfinkel, H. (1989): Bedingungen für den Erfolg von Degradierungszereemonien. In: Luhmann, N. (Hg.): Legitimation durch Verfahren. Frankfurt/M., S.31-40
- Gebser, J. (1973): Die Fundamente der aperspektivischen Welt. In: Gebser, J.: Ursprung und Gegenwart. Teil 1, München
- Geißler, R. (1992): Die Sozialstruktur Deutschlands. Opladen
- Giegel, H.-J. (1988): Konventionelle und reflexive Steuerung der eigenen Lebensgeschichte. In: Brose, H.-G. & Hildenbrand, B. (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen, S.211-241
- Gildemeister, R. (1992): Neuere Aspekte der Professionalisierungsdebatte. In: Neue Praxis, Heft 3
- Girtler, R. (1995): Forschung in Subkulturen. In: Flick u.a. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden, Anwendungen. Weinheim, S. 385-388
- Glaser, B.G. & Strauss, A.L. (1965): Awareness of Dying. Chicago
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. New York
- Glaser, B.G. & Strauss, A.L. (1968a): Time for Dying. Chicago

- Glaser, B.G. & Strauss, A.L. (1968b): Interaktion mit Sterbenden. Beobachtungen für Ärzte, Schwestern, Seelsorger und Angehörige. Göttingen
- Glaser, B.G. & Strauss, A. (1971): Status Passage. Chicago, Aldine.
- Glaser, B.G. (1978): Theoretical sensitivity. *Advances in the Methodology of Grounded Theory*. Mill Valley
- Glaser, B.G. & Strauss, A.L. (1979): Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie. Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf, C. & Weingarten, E. (Hg.): *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart, S. 91-108
- Glätzer, H. (1978): Landkommunen in der BRD. Flucht oder konkrete Utopie. Bielefeld
- Glinka, J. (1993): Veränderungen im Erleben älterer Wohnquartiere bei ihren Bewohnern und die Orientierungsrelevanz ortsgeschichtlicher Erinnerungen. Kollektive und biographische Bedingungen und Prozesse. Dissertation Gesamthochschule Kassel
- Goertz (Hg.) (1999): Die Solidarische Kirche in der DDR. Erfahrungen, Erinnerungen, Erkenntnisse
- Goetz, R. (1980): Von der Landkommune zur Dorfgemeinschaft. Ökologische Modelle zwischen Anarchie und Spiritualität. Herford
- Goffman, E. (1967): Stigma. Techniken zur Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/M.
- Goffman, E. (1977): Rahmenanalyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt/M.
- Goffman, E. (1998): Interaktionsrituale. In: Belliger, A. & Krieger, D.J. (Hg.): *Ritualtheorien*. Opladen, S. 323-338
- Grathoff, R. (1989): Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung. Frankfurt/M.
- Green, P. (1979): The Feminist Consciousness. In: *The Sociological Quarterly* 20, S. 359-374
- Grober, U. (1998): Ausstieg in die Zukunft. Eine Reise zu Ökosiedlungen, Energie-Werkstätten und Denkfabriken. Berlin
- Grundmann, G. (1996): Aufwachsen in einem Spannungsfeld zwischen privater christlicher und öffentlicher Erziehung. Diplomarbeit an der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg
- Grunert, C. (1999): Vom Pionier zum Diplom-Pädagogen. Lebensgeschichten und Berufsperspektiven von ostdeutschen Studierenden im Diplomstudengang Erziehungswissenschaft. Opladen
- Gugenberger, E. & Schweidlenka, R. (1996): Bioregionalismus. Bewegung für das 21. Jahrhundert. Osnabrück
- Gurwitsch, A. (1971): Einführung. In: Schütz, Alfred: *Gesammelte Aufsätze Bd. 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag, S. XV-XXXVII
- H**
- Habermas, J. (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Habermas, J. & Luhmann, N.: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Theorie Diskussion*. Frankfurt/M., S. 101-141
- Habermas, J. (1973b): Legitimationsprobleme des Spätkapitalismus. Frankfurt/M.
- Habermas, J. (1981): Zur Logik der Sozialwissenschaften. Frankfurt/M.
- Habermas, J. (1985): Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien. In: Ders.: *Die Neue Unübersichtlichkeit*. Frankfurt/M., S. 141-166
- Habermas, J. (1989): *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt/M.
- Häder, M. & Mohler, P. (1995): Zukunftsvorstellungen der Menschen als Erklärungsvariable für die Krise in der DDR und die gegenwärtige Situation in Ostdeutschland. In: *APuZ*, B 27, S. 19-27
- Hanspach, L. (1994): Bericht über das Praktikum im Rahmen des Projektseminars „Dissozialität und Psychotherapie“. Projektbericht, Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin
- Hellmann, K.-U. (1999): Paradigmen der Bewegungsforschung. Eine Fachdisziplin auf dem Weg zur normalen Wissenschaft. In: Klein, A. & Legrand, H.-J. & Leif, T. (Hg.): *Neue Soziale Bewegungen. Impulse, Bilanzen und Perspektiven*. Opladen, S. 91-113
- Helsper, W. & Krüger, H.-H. & Rabe-Kleberg, U. (2000): Professionstheorie, Professions- und Biographieforschung. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, Heft 1, S. 5-19
- Hennig, C. (1989): Die Entfesselung des Seele. Romantischer Individualismus in deutschen Alternativkulturen. Frankfurt

- Henrich, R. (1989): Der vormundschaftliche Staat. Vom Versagen des real existierenden Sozialismus. Reinbek
- Hermund, J. (1991): Grüne Utopien in Deutschland. Zur Geschichte des ökologischen Bewußtseins. Frankfurt
- Herzberg, G. & Seifert, K. (2002): Rudolf Bahro. Glaube an das Veränderbare. Eine Biographie. Berlin
- Hesse, G. (1998): Der Dritte Sektor. Ein Arbeits- und Sozialmodell für die Zukunft? In: Zukünfte. Zeitschrift für Zukunftsgestaltung & Vernetztes Denken, Jg.7, Nr.3, S. 41-44
- Hildenbrand, B. (2000): Anselm Strauss. In: Flick, U. & Kardorf, E. von & Steinke, I. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg, S. 32-42
- Hochschild, A.R. (1990): Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt/M.
- Hoerning, E.M. (1989): Erfahrungen als biographische Ressource. In: Alheit, P. & Hoerning, E.M. (Hg.): Biographisches Wissen. Frankfurt/M., S. 148-163
- Hoerning, E.M. (1999): Gemeinwohlorientierung im staatssozialistischen System der DDR. In: Dokumentation des 5. Workshops des Arbeitskreises „Professionelles Handeln“. Im Dienste der Menschheit? Gemeinwohlorientierung als Maxime professionellen Handelns. Witten-Herdecke
- Hoerning, E.M. & Kupferberg, F. (1999): Die anhaltende Loyalität der ostdeutschen Intelligenz. In: Bios Heft 1, Jg. 12
- Hoffmann-Riem, C. (1994): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie – Der Datengewinn. In: Dies.: Elementare Phänomene der Lebenssituation. Ausschnitte aus einem Jahrzehnt soziologischen Arbeitens. München, S. 20-70. Erstmals erschienen in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1980, Jg. 32, Heft 2, S. 339-372
- Hollstein, W. (1981): Die Gegengesellschaft. Alternative Lebensformen. Reinbek bei Hamburg
- Hollstein, W. (1998): Die Alternativbewegung. Fakten der Vergangenheit – Möglichkeiten für die Gegenwart. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, Jg. 11, Heft 1, S. 154-163
- Homans, G.C. (1968): Elementarformen sozialen Verhaltens. Köln und Opladen, Kap. XII Gerechtigkeit, S. 195-223 sowie Kap. XIV Autorität, S. 240-269
- Honer, A. (1993): Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden
- Honneth, A. (1992): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt/M.
- Honneth, A. (Hg.) (1993): Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften. Frankfurt/M.
- Horster, D. (1991): Jürgen Habermas. Stuttgart
- Hosang, M. (1995a): Neue Politeia? In: Bahro, Rudolf (Hg.): Apokalypse oder Geist einer neuen Zeit. Berlin, S. 229-230
- Hosang, M. (1995b): Menschen, Lieder und >Wettstreit der Ethik<. In: Bahro, R. (Hg.): Apokalypse oder Geist einer neuen Zeit. Berlin, S. 188-199
- Hosang, M. (2000): Der integrale Mensch. Homo sapiens integralis. Gladenbach
- Hosang, M. & Janitz, G. & Koall, H. & Lehmann, A. & Leuchte, V. & Mascha, A. (2002): Sozialökologische Innovationen als Fokus regionaler Perspektiven am praktischen Beispiel der Oberlausitz. BMBF-Projektantrag, Zittau
- Huber, J. (1984): Wer soll das alles ändern. Die Alternativen der Alternativen. Berlin
- Huber, J. (1987): Die neuen Helfer. Das „Berliner Modell“ und die Zukunft der Selbsthilfebewegung. München
- Hughes, E.C. (1971/1984): The Sociological Eye. Bd. 1: Selected Papers. New Brunswick und London
- Hughes, E.C. (1984a): Mistakes at Work. In: Ders.: The Sociological Eye. New Brunswick und London, S. 316-325
- Hughes, E.C. (1984b): The Humble and the Proud: The Comparative Study of Occupations. In: Ders.: The Sociological Eye. New Brunswick und London, S. 417-427
- I**
- Idler, M. (1999): Neue Wege für Übermorgen. Ökologische Utopien seit den 70er Jahren. Köln
- Illich, I. (1980): Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. Reinbek
- Illich, I. (1988): Erziehung zur Unterentwicklung. In: Groeneveld, S. (Hg.): Grün kaputt – warum? Eine Textsammlung. Kassel & Witzenhausen, S. 23-36
- Institut für Sozialökologie der Humboldt-Universität Berlin (1992) (Hg.): Rundbrief Subsistenzperspektive. Schwerpunkt: Neue Lebensformen. Das Treffen und die Folgen. Berlin

- Jakob, G. (1993): Zwischen Dienst und Selbstbezug. Eine biographieanalytische Untersuchung ehrenamtlichen Engagements. Opladen
- Jakob, G. & Wensierski, H.-J. von (Hg.) (1997): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis. Weinheim und München
- James, W. (1893/1970): Principles of Psychology. New York
- Janka, W. (1990): Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Berlin und Weimar
- Jeromè, J. (1974): Families of Eden. New York
- Joas, H. (1988): Symbolischer Interaktionismus. Von der Philosophie des Pragmatismus zu einer soziologischen Forschungstradition. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 40, S. 417-446
- Jungkeit, R. & Katz, C. & Weber, I. & von Winterfeld, U. (2002): Natur – Wissenschaft – Nachhaltigkeit. In: Balzer, I. & Wächter, M. (Hg.): Sozialökologische Forschung. Ergebnisse der Sondierungsprojekte aus dem BMBF-Förderschwerpunkt. München, S. 475-494
- K**
- Kafka, F. (1953/1996): Brief an den Vater. Stuttgart
- Kaiser, P. (2004): Heckenscheren gegen Feindfrisuren. Das Vokabular der Macht: Asozialität, Dekadenz und Untergrund. In: Rauhut, M. & Kochan, T. (Hg.): Bye, bye Lübben City. Bluesfreaks, Tramps und Hippies in der DDR. Berlin, S. 267-282
- Kallmeyer, W. & Schütze, F. (1976): Konversationsanalyse. In: Studium der Linguistik, Heft 1, S. 1-28
- Kallmeyer, W. & Schütze, F. (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. Dargestellt am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen. In: Wegner, D. (Hg.): Gesprächsanalyse (Kolloquium >Gesprächsanalyse<, IKP, Oktober 1976), Hamburg, S. 159-274
- Kallmeyer, W. (1979): Kritische Momente. Zur Konversationsanalyse von Interaktionsstörungen. In: Frier, W. & Labrousse, G. (Hg.) Grundfragen der Textwissenschaft. Amsterdam, S. 59-109
- Kamlah, W. & Lorenzen, P. (1967): Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens. Mannheim
- Kennedy, D. (1994): Flächenplanung zum Sozialökologischen Modellprojekt Pommritz – Ein Gutachten. In: Neue Lebensformen e.V.: Zwischenbilanz und Konzept. Unveröffentlichtes Manuskript Pommritz, S.32
- Keupp, H. (1988): Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Sozialpsychologische Studien, Heidelberg
- Kirchhöfer, D. (1995): Ostdeutsche Kinderbiographien in Umbruch. In: Fischer-Rosenthal, W. & Alheit, P. (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktion gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen, S. 269-283
- Klandermans, B. (1997): Identität und Protest. Ein sozialpsychologischer Ansatz. In: Forschungsjournal NSB, Jg. 10, Heft 3, S. 41-51
- Koall, H. (2003): Rudolf Bahro. Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Ausdruck über: <http://www.bautz.de/bbkl>
- Koch, T. (1993): Die Ostdeutschen zwischen Einheitsschock und „doppeltem Zukunftshorizont“. Deutungs- und Handlungsmuster sozialer Akteure im Transformationsprozeß. In: Reißig, R. (Hg.): Rückweg in die Zukunft. Über den schwierigen Transformationsprozeß in Ostdeutschland. Frankfurt/M., S.159-200
- Kohli, M. (1981a): Biographische Organisation als Handlungs- und Strukturproblem. Zu Fritz Schützes: „Prozeßstrukturen des Lebensablaufs“. In: Matthes, J. & Pfeifenberger, A. & Stosberg, M. (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am SFZ der Universität Erlangen. Nürnberg, S. 157-168
- Kohli, M. (1981b): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdwahrnehmung. In: Matthes, J. (Hg.): Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Soziologentages. Frankfurt/M., S. 502-520
- Kohli, M. & Robert, G. (Hg.) (1984): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart
- Kohr, L. (1995): Small is Beautiful. Ausgewählte Schriften aus dem Gesamtwerk. Wien
- Kollektiv Kommunebuch (Hg.) (1996): Alltag zwischen Widerstand, Anpassung und gelebter Utopie. Göttingen
- Kommune Niederkaufungen (1994): Der Traum ist aus, aber wir werden alles geben, daß er Wirklichkeit wird. Broschüre Niederkaufungen
- Koller, H.-C. (1993): Biographie als rhetorisches Konstrukt. In: Bios 6, S. 33-45
- Kraul, M. & Marotzki, W. (2002) (Hg.): Biographische Arbeit. Opladen

- Krannich, R. (1996): Ökologische Krise, Systemtheorie und die Konsequenzen für zukunftsfähige Gemeinwesen-Projekte. Diplomarbeit an der Katholischen Fachhochschule Berlin
- Kreckel, M. (1997): Macht der Väter – Krankheit der Söhne. Frankfurt/M.
- Kreutz, H. & Fröhlich, G. & Maly, H.D. (1985): Eine Alternative zur Industriegesellschaft? Alternative Projekte in der Bewährungsprobe des Alltags. Eine repräsentative empirische Untersuchung in zwei großstädtischen Regionen. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit (IAB), Nürnberg
- Kriesi, H.-P. (1987): Neue soziale Bewegungen. Auf der Suche nach ihrem gemeinsamen Nenner. In: Politische Vierteljahresschrift 3, S. 315-334
- Krönert, T. (1994): Anders leben – Anders wirtschaften. In: Eurotopia, Zeitschrift für ökologisch und sozial verträgliche Lebensweisen. Murrhardt 10, S.5-15
- Kropp, H. & Ulfert, H. (1997): Wagenleben – ein anderes wagen? Empirische Studien zum Leben und Wohnen in fahrbaren Behausungen. Diplomarbeit, Oldenburg  
Ausdruck über:  
[http://wagendorf.de//studien/kropp/Kap3\\_1.htm](http://wagendorf.de//studien/kropp/Kap3_1.htm)
- Krüger, H.-H. & Ecarius, J. (1993): Kindheit in Ostdeutschland. Familiäre Generationsbeziehungen und kindliche Biographieverläufe. Halle/S.
- Krüger, H.-H. & Marotzki, W. (1995): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen
- Kuczynski, J. (1989): Lügen, Verfälschungen, Auslassungen, Ehrlichkeit und Wahrheit: Fünf verschiedene und für den Historiker gleich wertvolle Elemente in Autobiographien. In: Alheit, P. & Hoerning, E.M. (Hg.): Biographisches Wissen. Frankfurt/M., S. 24-37
- Kundera, M. (1987): Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins. Roman, Frankfurt/M.
- Kurz, G. (1978): Alternativ leben? Zur Theorie und Praxis der Gegenkultur, besonders der Landkommunalebewegung. Berlin
- L**
- Labov, W. & Waletzky, J. (1973): Erzählanalyse. Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Ihwe, J. (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Bd. 2, Frankfurt/M., S. 78-126
- Langhans, R. & Teufel, F. (1968): Klau mich. Berlin
- Langhans, R. (1990): Kommune heute. In: Reader über Ost-West-Begegnungen: Selbstorganisierte Lebensgemeinschaften. Das Treffen 14.-17.6.1990 in Kleinmachnow, S. 35
- Lay, C. (2001): Sehnsucht nach einer neuen Welt: Landkommunen als alternative Sozialisation. In: Meißner, J. & Meyer-Kahrweg, D. & Sarkowicz, H. (2001) (Hg.): Gelebte Utopien. Alternative Lebensentwürfe. Frankfurt/M., S. 160-180
- Legewie, H. (1991): Beobachtungsverfahren. In: Flick, U. & von Kardorff, E. & Keupp, H. & von Rosenstiel, L. & Wolff, S. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München, S. 189-193
- Lehmann, S. (1999): Gemeinsam geht's besser. Eine teilnehmende Beobachtung zum Thema: Erziehung in der Kommune. Diplomarbeit, Institut für Pädagogik, MLU Halle/Wittenberg
- Leibfried, S. u.a. (1995): Zeit der Armut. Lebensläufe im Sozialstaat. Frankfurt/M.
- Leineweber, B. & Schibel, K.-L. (1975): Die Revolution ist vorbei – wir haben gesiegt. Berlin
- Lemert, E.M (1974): Der Begriff der sekundären Devianz. In: Lüderssen, K. & Sack, F. (Hg.): Abweichendes Verhalten 1. Die selektiven Normen der Gesellschaft. Frankfurt/M., S.433-476
- Leonhard, W. (1955/1990): Die Revolution entläßt ihre Kinder. Köln
- Leuchte, V. (1999) Biographisches Wissen und kommunale Lebensform. Zur biographischen Verortung von Akteuren einer Arbeits- und Lebensgemeinschaft. Diplomarbeit, Institut für Pädagogik, MLU Halle/Wittenberg
- Linse, U. (1986): Ökopax und Anarchie. Eine Geschichte der ökologischen Bewegungen in Deutschland. München
- Luckmann, T. (1990): Einleitung. In: Bergmann, J.R. u.a. (Hg.): Rekonstruktive Gattungen. Konstanz
- Luckmann, T. (1991): Die unsichtbare Religion. Frankfurt/M.
- Lüderssen, K. & Sack, F. (Hg.) (1974): Abweichendes Verhalten 1. Die selektiven Normen der Gesellschaft. Frankfurt/M.
- Lutz, B. (1984): Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Frankfurt/M.

**M**

- Maaz, H.-J. (1990): Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR. Berlin
- Maaz, H.-J. (1994): Die Entrüstung. Deutschland, Deutschland, Stasi, Schuld und Sündenbock. Berlin
- Madörin, M. (1991): Männliche Ökonomie – Ökonomie der Männlichkeit. Wirtschaft, Wirtschaftsordnung und phalokratische Ordnung. In: Forum entwicklungspolitischer Aktionsgruppen, Feministische Ökonomiekritik, Nr. 153, S. 3-5
- Maier, J. (2001): Voraussetzungen und Beispiele erfolgreicher Entwicklungsansätze in strukturschwachen Gebieten. In: Regionalentwicklung und mittelfristige Finanzplanung. Aktuelle Entwicklungstendenzen und Perspektiven in der Planungsregion Oberlausitz-Niederschlesien. Dokumentation 21 des Bildungswerkes für Kommunalpolitik Sachsen e.V.
- Mandel, E.: (1977): Bahro's Bombe. In: Was tun Extra, Nr. 176, 22.09.1977
- Mannheim, K. (1921/1964a): Das Problem der Generationen. In: Ders.: Wissenssoziologie. Berlin, S. 509-565
- Mannheim, K. (1921/1964b): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation. Strukturen des Denkens. In: Ders.: Wissenssoziologie. Berlin, S. 91-154
- Mannheim, K. (1922-1925/1980): Strukturen des Denkens. Frankfurt/M.
- Mannheim, K. (1929/1985): Ideologie und Utopie. Frankfurt/M.
- Marcuse, H. (1967): Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. München
- Marcuse, H. (1978): Protozialismus und Spätkapitalismus. Versuch einer revolutionstheoretischen Synthese von Bahros Ansatz. In: Kritik, Nr. 19, Kurzfassung in: Die ZEIT, 26.01.1979
- Marcuse, H. (1980) Toward a Theoretical Synthesis Based on Bahro's Analysis. In: International Journal of Politics, Heft 10
- Markert, B. (2002): Vortrag zu Forschungen des Internationalen Hochschulinstitutes Zittau im Rahmen der Projektbesprechung „Sozialökologische Innovationen als Fokus regionaler Perspektiven am praktischen Beispiel der Oberlausitz“ (Hosang, M. & Janitz, G. & Koall, H. & Lehmann, A. & Leuchte, V. & Mascha, A. 2002) am 14.10.2002. Zittau
- Marotzki, W. (1995): Forschungsmethoden der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, H.-H. & Marotzki, W. (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S. 55-89
- Marotzki, W. (1999): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Methodologie – Tradition – Programmatik. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 3, S. 325-341
- Marotzki, W. (2000): Qualitative Biographieforschung. In: Flick, U. & Kardorff, E. von & Steinke, I. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, S.175-186
- Marx, K. (1867/1972): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. 1, Berlin
- Maslow, A.H. (1954): Motivation and Personality. New York
- Matza, David (1973): Abweichendes Verhalten. Untersuchungen zur Genese abweichender Identität. Heidelberg
- McAdam, D. (1982): Political Process and the Development of Black Insurgency, 1930-1970. Chicago
- Mead, G.H. (1934/1968): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/M.
- Mead, G.H. (1983): Das Wesen der Vergangenheit. In Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2, Frankfurt/M., S. 337-346
- Merton, R.K. (1949/1957): Social Structure and Social Theory. Glencoe
- Meuser, M. & Nagel, U. (1991): ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Garz, D. & Kraimer, K. (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen, S. 441-471
- Meuser, M. & Nagel, U. (2002): Vom Nutzen der Expertise. ExpertInneninterviews in der Sozialberichterstattung. In: Bogner, A. & Litting, B. & Menz, W. (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Opladen, S. 257-272
- Mies, M. (1982): Krise der Arbeitsgesellschaft. Welche Krise findet statt? In: Matthes, J. (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft. Podiumsdiskussion 21. Soziologentag, Bamberg, S. 647-653

- Mies, M. (1992): Ein Dialog mit Maria Mies über die Subsistenzperspektive. In: Institut für Sozialökologie der Humboldt-Universität Berlin (Hg.): Rundbrief Subsistenz Perspektive. Schwerpunkt: Neue Lebensformen. Das Treffen und die Folgen. Berlin, S. 4-15
- Mies, M. (1994) (Hg.): Rundbrief Subsistenzperspektive. „...und sie hat schon angefangen“. Köln
- Mies, M. (1995a): Die Notwendigkeit einer neuen Vision: Die Subsistenzperspektive. In Mies, M. (Hg.): Ökofeminismus. Beiträge zur Praxis und Theorie. Zürich
- Mies, M. (1995b): Zur Geschichte des Subsistenzansatzes. In: Evangelische Akademie Bad Boll (Hg.): Subsistenz-Ökonomie. Ein neues – altes – Konzept in der Entwicklungspolitik. Tagungsprotokoll 19.-21.06.1995 Bad Boll, S. 1-30
- Miethe, I. (1999): Frauen in der DDR-Opposition. Lebens- und kollektivgeschichtliche Verläufe in einer Frauenfriedensgruppe. Opladen
- Miethe, I. & Roth, S. (2000) (Hg.): Politische Biographien und sozialer Wandel. Gießen
- Miethe, I. (2006): Bildung und soziale Ungleichheit in der DDR. Möglichkeiten und Grenzen einer gegenprivilegierenden Bildungspolitik am Beispiel der Arbeiter- und Bauernfakultäten (ABF). Habilitationsschrift, eingereicht an der Philosophischen Fakultät III der MLU Halle/Wittenberg
- Mills, C.W. (1940): Situated Actions and Vocabularies of Motive. In: American Sociological Review 5, 904-913
- Minke, G. (1994): Lehm-Bau-Handbuch. Der Baustoff Lehm und seine Anwendung. Staufen bei Freiburg i.B.
- Mittermüller, H.-G. (1987): Ideologie und Theorie der Ökologiebewegung. Zur Konzeption einer >Ökologischen Philosophie<. Frankfurt/M.
- Mohr, A. (1990): Die Rolle der Persönlichkeit in politischen Institutionen. Biographische Ansätze in der Politikwissenschaft. In: Bios 3 (2), S. 225-236
- Mollison, B. (1989): Permakultur konkret. Entwürfe für eine ökologische Zukunft. Fulda
- Moreno, J.L. (1959): Gruppenpsychotherapie und Psychodrama. Stuttgart
- Moritz, W.-A. (1979): Die Utopie hat begonnen. Die Bedeutung der Landkommunenbewegung für eine humane technologische Gesellschaft. Alpen, Mühlheim/Ruhr
- Müller, C. (1998): Regionale Produktion statt globaler Beschäftigungstherapie. Subsistenzorientierte Überlegungen zur Zukunft der Arbeit. In: Zukünfte Nr. 23, S. 20-22
- Mumford, L. (1977): Mythos der Maschine. Kultur, Technik, Macht. Frankfurt
- N**
- Nassehi, A. (1992): Zwischen Erlebnis, Text und Verstehen. Kritische Überlegungen zur „erlebten“ Zeitgeschichte. In: Bios 5, S. 167-172
- Nassehi, A. (1994): Die Form der Biographie. In: Bios: Identität und Zeit, S. 46-63
- Naudascher, E. (1991) (Hg.): Rundbrief Subsistenzperspektive. Karlsruhe
- Neubert, E. (1996): Gründlich ausgetrieben. Eine Studie zum Profil und zur psychosozialen, kulturellen und religiösen Situation von Konfessionslosigkeit in Ostdeutschland und den Voraussetzungen kirchlicher Arbeit (Mission). In: Begegnungen (13), Studien- und Begegnungsstätte Berlin
- Neubert, E. (1997): Geschichte der Opposition in der DDR 1949-1989. Bonn
- Neubert, E. (1999): Die Solidarische Kirche als Teil der DDR-Opposition. In: Goertz, J. (Hg.): Die Solidarische Kirche in der DDR. Berlin
- Nittel, D. & Marotzki, W. (Hg.) (1997): Berufslaufbahn und biographische Lernstrategien. Band 6, Hohengehren
- Nohlen, D. (Hg.) (1992): Wörterbuch zur Politik, Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe. München
- O**
- Offe, C. (1972): Spätkapitalismus. Versuch einer Begriffsbestimmung. In: Ders: Strukturprobleme des kapitalistischen Staates. Aufsätze zur Politischen Soziologie. Frankfurt/M., S. 7-25
- Oevermann, U. & Allert, T. & Konau, E. & Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart, S. 352-434
- Oevermann, U. (1980): Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik.
- Oevermann, U. (1988): Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation. In: Brose, H.-G. & Hildenbrand,

- B. (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen, S. 243-286
- Opp, K.-D. & Voß, P. (1993): Die volkseigene Revolution. Stuttgart
- Opp, K.-D. (1996): Aufstieg und Niedergang der Ökologiebewegung in der Bundesrepublik. In: Diekmann, A. & Jäger, C.C. (Hg.): Umweltsoziologie. Sonderheft 33 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen, S. 350-379
- Opp, K.-D. (1997): Die enttäuschten Revolutionäre. Politisches Engagement vor und nach der Wende. Opladen
- Osterland, M. (1983): Die Mythologisierung des Lebenslaufs. Zur Problematik des Erinnerns. In: Baethge, M. & Essbach, W (Hg.): Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen. Frankfurt/M., S. 279-290
- P**
- Papke, G. (1997): Dauerhafte Arbeit. Perspektiven der Erwerbs- und Eigenarbeit im ländlichen Raum. Unter besonderer Betrachtung nachhaltiger Selbsthilfe. Diplomarbeit, Gesamthochschule Kassel
- Parsons, T. (1985): Das System moderner Gesellschaften. Weinheim, München
- Parsons, T. (1986): Akteur, Situation und normative Muster. Frankfurt/M.
- Peirce, C.S. (1877/1985): Über die Klarheit unserer Gedanken. Einleitung, Übersetzung, Kommentar von Klaus Oehler. Frankfurt/M.
- Pelikán, J. (1978): Zu Bahros Auffassungen über die Veränderungen in Osteuropa. In: Wolter, U. (Hg.): Antworten auf Bahros Herausforderung des >realen Sozialismus<. Berlin, S. 128-144
- Peters, H. (1989): Devianz und soziale Kontrolle. Eine Einführung in die Soziologie abweichenden Verhaltens. Weinheim
- Pick, D. (1998): Kommunikationsformen in heutigen Landkommunen. Diplomarbeit im Fach Agrarwissenschaften, Fachrichtung Umweltsicherung, Gießen
- Poelchau, N. (2007): Tilmanns Welt. Ein Schulverweigerer, eine Landkommune, ein vorpommersches Dorf mit Zukunft. Eine Geschichte über Menschen, die nicht das Normale, sondern das Richtige wollen. In: Chrismon, Das evangelische Magazin und ZEIT-Beilage, 02/2007, S. 34-40
- Polanyi, C. (1978): The Great Transformation. Frankfurt/M.
- Pollack, D. (Hg.) (1992): Die Legitimität der Freiheit. Politisch alternative Gruppen in der DDR unter dem Dach der Kirche. Frankfurt/M.
- Pollack, D. (1994): Strukturwandlungen der Gruppen, Bürgerinitiativen und Bürgerbewegungen nach der Wende. In: Findeis, H. & Pollack, D. & Schilling, M.: Die Entzauberung des Politischen. Was ist aus den politisch alternativen Gruppen der DDR geworden? Leipzig
- Pollack, D. u.a. (1995): Was ist aus den politisch alternativen Gruppen in der DDR geworden? KSPW Studie. Halle
- Pollack, D. (1999a): Funktionen von Religion und Kirche in den politischen Umbrüchen des 20. Jahrhunderts. In: Kirchliche Zeitgeschichte. Internationale Halbjahreszeitschrift für Theologie und Geschichtswissenschaften 12, (1), S. 64-94
- Pollack, D. (1999b): Wie alternativ sind die alternativen Gruppen in der DDR? In: Klein, A. & Lefgrand, H.-J. & Leif, T. (Hg.): Neue Soziale Bewegungen. Impulse, Bilanzen und Perspektiven. Opladen, S. 167-179
- Poppe, U. (1990): Das kritische Potential der Gruppen in Kirche und Gesellschaft. 1988, S. 63-79; In: Pollack, D. (Hg.): Die Legitimität der Freiheit. Politisch alternative Gruppen in der DDR unter dem Dach der Kirche. Frankfurt/M.
- Popper, K. (1971): Logik der Forschung. Tübingen
- Projektgemeinschaft Pommritz/Verein Neue Lebensformen (1993): Konzeption zum Subsistenzprojekt Pommritz. Unveröffentlichtes Manuskript
- Projektgemeinschaft Pommritz/Verein Neue Lebensformen (1994): Modellprojekt einer ökologisch-sozialen Landkultur. Zwischenbilanz und Konzept. Pommritz. Unveröffentlichtes Manuskript
- Projektgemeinschaft Pommritz/Verein Neue Lebensformen (2000): Modell einer ökologisch-sozialen Landkultur. Unser Leitbild. Bautzen
- R**
- Rabe-Kleberg, U. (1999): Handeln in Ungewißheit. In: Ecarus, J. & Meister, D.M. (Hg.): Umgang mit Ungewißheit. Wissenschaftliche Weiterbildung für Absolventinnen und Absolventen der Erziehungswissenschaften Halle/S., S. 47-54
- Ransmayr, C. (1984/2007): Die Schrecken des Eises und der Finsternis. Roman, Frankfurt/M.
- Rammstedt, O. (1978): Soziale Bewegung. Frankfurt/M.
- Raschke J. (1985): Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß. Frankfurt/M.

- Raschke, J. (1991): Krise der Grünen. Bilanz und Neubeginn. Marburg
- Rauhut, M. & Kochan, T. (Hg.): Bye, bye Lübben City. Bluesfreaks, Tramps und Hippies in der DDR. Berlin
- Regionale Planungsstelle Bautzen (2001): Stärken-Schwächen-Profil für die Oberlausitz. Bautzen, Unveröffentlichtes Manuskript
- Reich, W. (1966): Die sexuelle Revolution. Frankfurt/M.
- Reim, T. (1996): Die Weiterbildung zum Sozialtherapeutenberuf. Bedeutsamkeit und Folgen für Biographie, professionelle Identität und Berufspraxis – Eine empirische Untersuchung von Professionalisierungstendenzen auf der Basis narrativ-autobiographischer Interviews. Diss. an der Universität Gesamthochschule Kassel
- Reim, T. (1997): Auf der Suche nach biographischen Passungsverhältnissen – die Prozessierung durch Möglichkeitsstrukturen anstelle biographischer Arbeit. In: Nittel, D. & Marotzki, W. (Hg.): Berufslaufbahn und biographische Lernstrategien. Eine Fallstudie über Pädagogen in der Privatwirtschaft. Hohengehren
- Reim, T. & Riemann, G. (1997): Die Forschungswerkstatt. Erfahrungen aus der Arbeit mit Studentinnen und Studenten der Sozialarbeit/Sozialpädagogik und der Supervision. In: Jakob, G. & von Wensierski, H.-J. (Hg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis. Weinheim, S. 223-238
- Richter, Dolores (2006): Das Forum – Eine Möglichkeit zur Kommunikation in Gruppen. Ausdruck über: <http://www.zegg.de/index.php?forum>
- Riedle, G. (2007): Utopia im Wald. In Twin Oaks, Virginia, versuchen Kommunarden, alles zu teilen, was sie haben. In: GEO, Heft 10, S. 166-176
- Riemann G. (1986): Einige Anmerkungen dazu, wie und unter welchen Bedingungen das Argumentationschema in biographisch-narrativen Interviews dominant werden kann. In: Soeffner, H.G. (Hg.): Sozialstruktur und soziale Typik. Frankfurt/M., S. 112-157
- Riemann G. (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München 1987
- Riemann, G. (1995): Zu einigen auffälligen und argumentativen Sequenzen in biographisch-narrativen Interviews. In: Franz, H.-W. (Hg.): 22. Deutscher Soziologentag 1984. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen. Opladen, S. 381-383
- Riemann, G. (2000): Die Arbeit in der sozialpädagogischen Familienberatung. Interaktionsprozesse in einem Handlungsfeld der sozialen Arbeit. Weinheim und München
- Riemann, G. (2005): Zur Bedeutung von Forschungswerkstätten in der Tradition von Anselm Strauss. Mittagsvorlesung auf dem 1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung, FU Berlin am 24./25. Juni 2005, Ausdruck über: <http://www.berliner-methodentreffen.de/material/2005/riemann.pdf>
- Rink, D. (1999): Mobilisierungsschwäche, Latenz, Transformation oder Auflösung? Bilanz und Perspektiven der Entwicklung (neuer) sozialer Bewegungen in Ost-Deutschland. In: Klein, A. & Lefgrand, H.-J. & Leif, T. (Hg.): Neue Soziale Bewegungen. Impulse, Bilanzen und Perspektiven. Opladen, S. 180-195
- Rink, D. (Hg.) (2002): Lebensstile und Nachhaltigkeit. Konzepte, Befunde und Potentiale. Opladen
- Roch, I. (2002): Ausgewählte Ansätze der Raumentwicklung. Die Berücksichtigung struktureller Wandlungsprozesse bei der Gestaltung wertgleicher Lebensbedingungen in Ostdeutschland. In: Sonderheft der Schriftenreihe Raumordnung und Landesplanung Kaiserslautern
- Roeske, D. (1997): Kommunitäre Gemeinschaften in Deutschland und ihre ideellen Grundlagen; das Beispiel der ÖkoLeA in Klosterdorf. Diplomarbeit am Fachbereich Politische Wissenschaft der FU Berlin
- Rosenthal, G. (1987): „...wenn alles in Scherben fällt...“. Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Typen biographischer Wandlungen. Opladen
- Rosenthal, G. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/M.
- Roth, R. (1994): Demokratie von unten. Neue soziale Bewegungen auf dem Wege zur politischen Institution. Köln
- Roth, R. & Rucht, D. (Hg.) (1987): Neuen soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt/M.
- Rücker, B. & Vilmar, F. (1988): Kommune aufbauen – Vom Kibbuz lernen. Schritte zur Verwirklichung eines alternativen Sozialismuskonzepts. Studien-gruppe für soziale Selbsthilfe, Heft 5, Berlin
- Rücker, B. & Vilmar, F. (1990): Die kommunitäre Utopie und das Lustprinzip. In: Reader über Ost-West-Begegnungen: Selbstorganisierte Lebensgemeinschaften. Das Treffen 14.-17.6.1990 in Kleinmachnow, S. 31-33

- Rucht, D. (1994): Modernisierung und neue soziale Bewegungen. Deutschland, Frankreich und USA im Vergleich. Frankfurt/M.
- Rucht, D. & Blattert, B. & Rink, D. (1997): Soziale Bewegungen auf dem Weg zur Institutionalisierung. Zum Strukturwandel alternativer Gruppen in beiden Teilen Deutschlands. Frankfurt/M.
- Rudisch, B. (1996): Von der Notwendigkeit einer ganzheitlichen Lebenssicht in der sozialen Arbeit von Frauen für Frauen. Diplomarbeit an der Katholischen Fachhochschule Berlin
- Rüddenklau, W. (1992): Störenfried. DDR-Opposition 1986-1989. Mit Texten aus den „Umweltblättern“. Berlin
- Rücker, B. & Vilmar, F. (1988): Kommune aufbauen – Vom Kibbutz lernen. Schritte zur Verwirklichung eines alternativen Sozialismuskonzepts. In: Studiengruppe für soziale Selbsthilfe 5, Berlin
- S**
- Saage, R. (1997): Utopieforschung. Eine Bilanz. Darmstadt
- Schaper, K. (1987): Sozial- und beschäftigungspolitische Aspekte neuer sozialer Bewegungen. Dargestellt am Beispiel von Selbsthilfegruppen und alternativ-ökonomischen Betrieben. In: Roth, R. & Rucht, D. (Hg.): Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland. Bundeszentrale für politische Bildung. Frankfurt/M., S. 164-183
- Schempp, H. (1969): Gemeinschaftssiedlungen auf religiöser und weltanschaulicher Grundlage. Tübingen
- Schilling, T. (2003): Das Professionelle des Nicht-Professionellen. Über die Neubestimmung und behutsame Wiederaufnahme vergessener Tugenden in der Pflege. In: Caritasverband Magdeburg (Kreis, N.) (Hg.): Altenpflege im Dialog. Ein Werkheft, S. 55-74
- Schimank, U. (1983): Neoromantischer Protest im Spätkapitalismus. Bielefeld
- Schneider, N.F. & Rosenkranz, D. & Limmer, R. (1998): Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung, Entwicklung, Konsequenzen. Opladen
- Schroeder, K. (1998): Der SED-Staat. Geschichte und Strukturen der DDR. Bayrische Landeszentrale für Politische Bildungsarbeit, München
- Schubert, K. (2000): Ökologische Lebensstile. Versuch einer allgemeinen Typologie. Frankfurt/M.
- Schulze, T. (1995): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. In: Krüger, H.-H. & Marotzki, W. (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S. 10-31
- Schulze, T. (1997): Interpretation von autobiographischen Texten. In: Friebertshäuser, B. & Prengel, A. (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, München, S. 323-340
- Schulze, T. (2002): Biographieforschung und Allgemeine Erziehungswissenschaft. In: Kraul, M. & Marotzki, W. (Hg.): Biographische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung, Opladen, S.22-48
- Schütz, A. (1971a): Zur Methodologie der Sozialwissenschaften. In: Ders: Gesammelte Aufsätze Bd. 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag, S. 3-54
- Schütz, A. (1971b): Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften. In: Ders: Gesammelte Aufsätze Bd. 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag, S. 55-110
- Schütz, A. (1971c): Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: Ders: Gesammelte Aufsätze Bd. 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag, S. 237-298
- Schütz, A. (1972a): Der Fremde. In: Ders: Gesammelte Aufsätze Bd. 2. Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 53-69
- Schütz, A. (1972b): Der Heimkehrer. In: Ders: Gesammelte Aufsätze Bd. 2. Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 70-84
- Schütz, A. & Luckmann, T. (1979): Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1, Frankfurt/M.
- Schütz, A. (1932/1981): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/M.
- Schütze, C. (1992): Ökologischer Fundamentalismus. In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für Europäisches Denken, 46, 799-808
- Schütze, F. (1975): Sprache soziologisch gesehen. Bd. 1: Strategien des sprachbezogenen Denkens innerhalb und im Umkreis der Soziologie. Bd. 2: Sprache als Indikator für egalitäre und nicht-egalitäre Sozialbeziehungen. München
- Schütze, F. (1976a): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung. München

- Schütze, F. (1976b): Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. In: Dux, G. & Luckmann, T. (Hg.): Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie. Beiträge zur Wissenssoziologie, Beiträge zur Religionssoziologie. Opladen, S. 7-41
- Schütze, F. (1980): Interaktionspostulate am Beispiel literarischer Texte (Dostojewski, Kafka, Handke u.a.). In: Hess-Lütich, E.W.B. (Hg.): Literatur und Konversation. Sprachsoziologie und Pragmatik in der Literaturwissenschaft. Wiesbaden, S. 72-94
- Schütze, F. (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, J. & Pfeifenberger, A. & Stosberg, M. (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am SFZ der Universität Erlangen. Nürnberg, S. 67-156
- Schütze, F. (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Lämmert, E. (Hg.): Erzählforschung. Stuttgart, S. 568-590
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3, S.183-293
- Schütze, F. (1984a): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M. & Robert, G. (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart, S. 78-117
- Schütze, F. (1984b): Tätigkeitsstudien zu Arbeitsabläufen und zur Veränderung der „sozialen Grammatik“ von Arbeit. Unveröffentlichtes Manuskript, Kassel
- Schütze, F. (1987a): Symbolischer Interaktionismus. In: Ammon, U. & Dittmar, N. & Mattheier, K.J. (Hg.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Sonderdruck, Erster Halbband Berlin. New York, S. 520-553
- Schütze, F. (1987b): Situation. In: Ammon, U. & Dittmar, N. & Mattheier, K.J. (Hg.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Sonderdruck, Erster Halbband Berlin. New York, S. 157-164
- Schütze, F. (1987c): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Erzähltheoretische Grundlagen. Teil 1: Merkmale von Alltagserzählungen und was wir mit ihrer Hilfe erkennen können. Hagen
- Schütze, F. (1989): Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozess. Dimensionen des Vergleichs von Kriegserfahrungen amerikanischer und deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg. In: Bios, Heft 1, S. 31-110
- Schütze, F. (1991): Biographieanalyse eines Müllerlebens. Innovationsbereitschaft als Familientradition und Lebensführungshabitus: wie die Müllerfamilie Berger die Krisen des Mühlensterbens um die Jahrhundertwende und in den Fünfziger Jahren überwunden hat. In: Scholz, H.-D. (Hg.): Wasser- und Windmühlen in Kurhessen und Waldeck-Pyrmont. Bd. 1, Kaufungen, S. 206-227
- Schütze, F. (1994): Ethnographische und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In: Grodeck, N. & Schumann, M. (Hg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg i.B., S. 189-297
- Schütze, F. (1995): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, H.-H. & Marotzki, W. (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S. 116-158
- Schütze, F. (1999): Allgemeinste Aspekte und theoretische Grundkategorien des Werkes von Anselm Strauss für die Fallanalyse im Sozialwesen. In: Kirsch, R. & Tennstedt, F. (Hg.): Engagement und Einmischung. Kassel, S. 321-345
- Schütze, F. (2001): Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen. Die Kategorie der Wandlung. In: Burkholz, R. & Gärtner, C. & Zehentreiber, F. (Hg.): Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann. Göttingen, S. 137-162
- Schütze, F. (2002): Das Konzept der sozialen Welten im symbolischen Interaktionismus und die Wissensorganisation in modernen Komplexgesellschaften. In: Keim, I. & Schütze, W. (Hg.): Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer zum 60. Geburtstag. Tübingen, S. 57-83
- Schütze, F. (2005): Eine sehr persönlich generalisierte Sicht auf qualitative Sozialforschung. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 6. Jg., 2/2005, S. 211-248
- Schwendter, R. (1973/1993): Theorie der Subkultur. Hamburg
- Schwendter, R. (1990): 10 Thesen für das Treffen 14.-17.6.1990. In: Reader über Ost-West-Begegnungen: Selbstorganisierte Lebensgemeinschaften. Das Treffen in Kleinmachnow, S. 36-37
- Searle, J.R. (1994): Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt/M.
- Seeling, C. (2000): Biographie: Abbild oder Konstrukt. Diplomarbeit, Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg

- Seitz, G. (1991): Landkommunen. In: Forschungs-journal Neue Soziale Bewegungen Heft 4, S. 94-99
- Sennett, R. (1983): Tyranei der Intimität. Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Frankfurt
- Shalmon, S. (1998): Die Kommune Niederkaufungen. Porträt einer heutigen Großkommune im Landkreis Kassel. Niederkaufungen
- Shaw, C.R. (1930/1966): The Jack-Roller. A delinquent Boy's Own Story. Chicago; Chicago/London
- Shibutani, T. (1975): Bezugsgruppen und soziale Kontrolle.. In: Hondrich, K.O. (Hg.): Menschliche Bedürfnisse und soziale Steuerung. Reinbek, S. 154-171
- Skinner, B.F. (1948/1972): Walden Two. Die Vision einer aggressionsfreien Gesellschaft. Reinbek bei Hamburg
- Snow, D.A. & Davis, P.W. (1995): The Chicago Approach to Collective Behavior. In: Fine, G.A. (Hg.): A Second Chicago School? The Development of a Postwar American Sociology. Chicago, S. 188-220
- Soeffner, H.G. (1991a): Trajectory – das geplante Fragment. Die Kritik der empirischen Vernunft bei Anselm Strauss. In: Bios 1, S. 1-12
- Soeffner, H. G. (1991b): Erneuerung durch alternative Gruppen? Zum Innovationspotential `Neuer sozialer Bewegungen`. In: Müller, H.A. (Hg.): Die Gegenwart der Zukunft. Natur- und Geisteswissenschaftler zeigen neue Perspektiven für das Leben in den nächsten Jahrzehnten. Bern, S. 151-164
- Sperber, M. (1978): Individuum und Gemeinschaft. Versuch einer sozialen Charakterologie. Stuttgart
- Sprondel, W. M. (1986): Kulturelle Modernisierung durch antimodernistischen Protest. Der lebensreformerische Vegetarismus: In: Neidhardt, F. u.a. (Hg.): Kultur und Gesellschaft.. Sonderheft 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen, S. 314-330
- Strasburger, E. (1983) (Hg.): Lehrbuch der Botanik. Jena
- Strauss, A.L. (1968): Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität. Frankfurt/M.
- Strauss, A.L. (1978a): Negotiations. Varieties, Contexts, Processes and Social Order. San Francisco
- Strauss, A.L. (1978b): A Social World Perspective. In: Studies in Symbolic Interaction, Volume 1, S. 129-145
- Strauss, A.L. (1982): Social Worlds and Legitimation Processes. In: Denzin, N.K. (Hg.): Studies in Symbolic Interaction. Vol. 4, Greenwich, S. 171-190; Übersetzung von Gerhard Riemann: „Soziale Welten und Legitimationsprozesse“.
- Strauss, A. L. (1991): Creating Sociological Awareness. Collective Images and Symbolic Representations. New Brunswick, New Jersey
- Strauss, A. L. (1993): Continual Permutation of Action. New York
- Strauss, A. L. (1967/1994): Grundlagen qualitativer Forschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München
- Strauss, A.L. & Glaser, B.G. (1970): Anguish. The Case History of a Dying Trajectory. Mill Valley
- Strauss, A.L. & Fagerhaugh, S. & Suczek, B. & Wiener, C. (1985): Social Organizations of Medical Work. Chicago, London
- Strauss, A.L. & Fagerhaugh, S. & Suczek, B. & Wiener, C. (1989): Gefühlsarbeit. Ein Beitrag zur Arbeits- und Berufssoziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32. Jg., S. 629-651
- Südmersen, I. M. (1983): Hilfe, ich erstickte in Texten! Eine Anleitung zur Aufarbeitung narrativer Interviews. In: Neue Praxis 3, S.294-306
- Sutherland, E.H. (1989): The Professional Thief: By a Professional Thief. Chicago
- T**
- Tajfel, H. & Turner, J.C. (1986): The Social Identity of Intergroup Behaviour. In: Worchel, S. & Austin, W.G. (Hg.): The Social Psychology of Intergroup Relations. Brooks Cole, S. 7-24
- Tarrow, Sydney (1991): Kollektives Handeln und politische Gelegenheitsstruktur in Mobilisierungswellen: Theoretische Perspektiven. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 43/4, S. 647-670
- Tesch-Römer, C. & Chapman, M. (1989): Biographisches Wissen und Identität im mittleren Erwachsenenalter. In: Alheit, P. & Hoerning, E.M. (Hg.): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt/M., S. 164-183
- Thomas, W.J. & Znaniecki, F. (1918-1922/1974): The Polish Peasant People in Europe and America. 2 Bd., Chicago
- Thomas, W.J. (1965): Person und Sozialverhalten. Herausgegeben von Volkhart, E.H. Neuwied, Berlin

- Thompson, E.P. (1981): >`Exterminismus´ als letztes Stadium der Zivilisation<. In: Arbeitskreis atomwaffenfreies Europa (Hg.): Alternativen Europäischer Friedenspolitik. Berlin
- Thoreau, H.D. (1854/1979): Walden oder Leben in den Wäldern. Zürich
- Tönnies, F. (1935/1988): Gemeinschaft und Gesellschaft. Darmstadt
- Touraine, A. (1982): Soziale Bewegungen: Spezialgebiet oder zentrales Problem soziologischer Analyse. In: Matthes, J. (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Frankfurt/M., S. 94-105
- Trasher, F.M. (1927/1959): The Gang. A Study of 1.313 Gangs in Chicago. Chicago
- Treibel, A. (1995): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. Opladen
- Turner, V.W. (1957/1996): Schism and Continuity in an African Society. A Study of Ndembu Village Life. Manchester
- Turner, V.W. (1957/1996): Betwixt and between. The Liminal Period in Rites de Passage. In: Ders.: The Forest of Symbols. Aspects of Ndembu Ritual. Ithaca, New York, S. 93-111
- Turner, V.W. (1982): Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels. New York, Frankfurt/M.
- Turner, V.W. (1989): Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. New York, Frankfurt/M.
- Turner, V.W. (1998): Liminalität und Communitas. In: Belliger, A. & Krieger, D.J. (Hg.): Ritualtheorien. Opladen, S. 251-264
- U**
- Ulmer, B. (1990): Die autobiographische Plausibilität von Konversionserzählungen. In: Sparr, W. (Hg.): Wer schreibt meine Lebensgeschichte. Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge. Gütersloh, S. 287-295
- V**
- Vajda, M. (1978): >Wir müssen das Ganze der Marxschen Klassentheorie überprüfen<. In: Schwenger, H. (Hg.): Solidarität mit Rudolf Bahro. Reinbek, S. 16-23
- Van Gennep, A. (1908/1986): Übergangsriten. Les rites de passage. Frankfurt/M.
- Vilmar, F. & Runge, B. (1986): Auf dem Weg zur Selbsthilfegesellschaft? Fulda
- Vilmar, F. (1989): Kommune wagen. Zur Verwirklichung eines alternativen Sozialismuskonzepts. In: Trafik. Internationales Journal zur libertären Kultur und Politik, Nr. 32, 2, S. 7-16
- Vilmar, F. (1993): Subsistenzwirtschaft und Kommuneprinzip. Beitrag auf dem von Rudolf Bahro veranstalteten Kolloquium über sozialökologische Gemeinschaften. Berlin
- Voges, W. (1987): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen
- Volkart, E.H. (1965): Soziales Verhalten und Definition der Situation. In: Thomas, W.I.: Person und Sozialverhalten. Einleitung. Neuwied, S. 11-52
- Vollmar, K.-B. (1975): Landkommunen in Nordamerika. Berlin
- Vollmar, K.-B. (1979): Alternative Selbstorganisation auf dem Lande. Beiträge zur Theorie und Praxis von Gruppen in der BRD. Berlin
- W**
- Wacquant, L.J.D. (1997): The Zone. Ein Hustler im amerikanischen Schwarzenghetto. In: Bourdieu, P. u.a. (Hg.) (1997): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz, S. 179-204
- Wacquant, L.J.D. (2003): Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto. Konstanz
- Warnke, G. (1998): Die grüne Ideologie. Heile-Welt-Mythen, Gesellschaftsutopien und Naturromantik als Ausdruck einer angstbestimmten Politik. Frankfurt/M.
- Weber, M. (1976): Die Typen der Herrschaft. In: Ders.: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen, Kap. 3, S. 122-176
- Weber, M. (1904/05/1920/1996): Die protestantische Ethik und der >Geist< des Kapitalismus. Weinheim
- Wehling, P. (1989): Sozial-ökologische Orientierungen in der Ökologiebewegung. Sozial-ökologische Arbeitspapiere 34, Frankfurt/M.
- Weißhuhn, R. (1993): Die Bürgerbewegungen der ehemaligen DDR im Jahr 1991. In: Haufe, G. & Bruckmeister, K. (Hg.): Die Bürgerbewegungen in der DDR und in den ostdeutschen Ländern. Opladen, S. 159-191
- Wensierski, H.-J. von: (1994) Mit uns zieht die alte Zeit. Biographie und Lebenswelt junger DDR-Bürger im Umbruch. Opladen
- Werlhof, C. von (1983): Die Frauen und die Peripherie. Der blinde Fleck in der Kritik der politischen Ökonomie. In: Arbeitspapiere 28, Bielefeld

Werlhof, C. von (1988): Grün kaputt durch Naturschutz. In: Groeneveld, S. (Hg.): Grün kaputt – warum? Eine Textsammlung. Kassel & Witzenhausen, S. 7-22

Werlhof, C von (1991): Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun? Frauen und Ökonomie. München

Werlhof, C. von (1992): Subsistenzperspektive. In: Institut für Sozialökologie der Humboldt-Universität Berlin (Hg.): Rundbrief Subsistenz Perspektive. Schwerpunkt: Neue Lebensformen. Das Treffen und die Folgen. Berlin, S. 154-160

Whyte, W.F. (1943/1981): Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels. Chicago, Berlin

Wilson, T.P. (1973): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1, S. 54-77

Wingens, M. (1999): Der „gelernte DDR-Bürger“. Biographischer Modernisierungsrückstand als Transformationsblockade? Planwirtschaftliche Semantik, Gesellschaftsstruktur und Biographie. In: Soziale Welt, 3S. 255-280

Winterfeld, U. von (1995): Stellungnahme zur Lebensgemeinschaft Pommritz. Modellprojekt einer ökologisch-sozialen Landkultur. Wuppertaler Institut für Klima, Umwelt und Energie. Wuppertal und Pommritz

Witzel, A. (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt/M.

Wohlrab-Sahr, M. (1999): Biographieforschung jenseits des Konstruktivismus? In: Soziale Welt, Nr. 4, S. 483-494

Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft Ökodorf (Hg.) (1997): Sozial-ökologische Modellsiedlung bei Poppau/Altmark. Information für Siedlungsinteressierte der Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft Ökodorf e.G. Groß Chüden

Wolle, S. (1998): Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971-1989. Berlin

Wolter, U. (1978) (Hg.): Antworten auf Bahros Herausforderung des >realen Sozialismus<. Berlin

## Z

Zettwitz, H. (2001) Stärken-Schwächen-Profil für die Oberlausitz. Schriftenreihe des regionalen Planungsverband Oberlausitz-Niederschlesien, Bautzen

Zorbaugh, H. (1929): The Gold Coast and the Slum. Chicago

## Anhang

### 1. Kommunitäre Gemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland 2004. Die Synonyme (vgl. Eurotopia 2004/79f).

Die fett gedruckten Markierungen zeigen den Bestand an kommunitären Gemeinschaften in den neuen Bundesländern an

AC	Adidam Center&Bookstore	B 10	GH	Hofgemeinschaft Guggenhausen e.V.	D 10
AD	Agnus Die	C 10			
AH	Alla Hopp	C 03	GL	Galions e.V.	C 06
AL	Lebens- und Agrarkulturelle Initiative e.V.	D 05	GQ	Anja und Holger Kappe	D 05
AR	Gemeinschaft Anreizkorrigierte Wissenschaft	B 06	<b>GR</b>	<b>Gemeinschaft Grützdorf</b>	<b>F 04</b>
<b>AS</b>	<b>Lebensgemeinschaft Alt Schönöw</b>	<b>F 04</b>	GS	Gemeinschaft Schacha	F 09
AT	Arche Tecklenburg	B 05	GU	Gemeinschaft in Planung	B 07
AW	Allmende Wulfsdorf	D 03	GV	Gemeinschaft in Planung	B 06
AZ	Aham-Zentrum	F 09	GW	Gemeinschaft in Güstritz (Wendland)	D 03
BB	Wagendorf Bambule e.V.	C 09	GX	Gemeinschaft in Gründung- Wendland	D 03
BE	Beringhof Gemeinschaft e.V.	B 05	GY	Gemeinschaft in Planung	E 09
<b>BH</b>	<b>Alte Tischlerei Bedheim</b>	<b>D 06</b>	<b>GZ</b>	<b>Gemeinschaft in Gründung</b>	<b>F 03</b>
BI	Hofgemeinschaft Bittelbronn	C 08	HA	Camphill Dorfgemeinschaft Hausenhof	D 07
BL	Gemeinschaftliches Leben e.V. Blütlingen	D 03	<b>HB</b>	<b>Holderbusch</b>	<b>G 05</b>
BS	Bruderhofhaus Sannerz	D 06	HF	Hof Fleckenbühl	C 06
BW	Basisgemeinde Wulfshagenerhütten	D 02	HG	Anthropos. Hochschulgruppe Haus Bornstr. 11 e.V.	F 04
CB	Camphill Schulgemeinschaft und Hof Brachenreute	C 10	HH	Sozietät Herrhaag	C07
CK	Kommune Karmitz	D 04	HK	Gemeinschaft Heckenbeck	D 05
CN	Connection-Medien-Zentrum	F 09	HK	Circle Way Comm. – Projekt	D 05
CS	Casa Soluna	C 07	HK	Kürbisprojekt	D 04
DG	Delphin-Gemeinschaft Zu Gott	B 10	HO	Hollerhof e.V.	C 04
DP	Das Projekt	B 08	HR	Hof Rossee	C 01
<b>EH</b>	<b>Elbehof</b>	<b>E 03</b>	IJ	simhacalam academy	G 09
EI	Wassermühle Eime GbR	D 04	IK	ISKON Heidelberg	C 08
EK	Emmaus Gem. in Köln	B 06	<b>JG</b>	<b>Jakobgut</b>	<b>E 06</b>
<b>EL</b>	<b>Hof Erdenlicht</b>	<b>E 03</b>	<b>JH</b>	<b>Johannishöhe</b>	<b>G 06</b>
EQ	Eschenquell	C 07	<b>JN</b>	<b>Lebens(t)raum Gemeinschaft Jahnishausen</b>	<b>G 05</b>
ES	Modell Wasserburg e. V.	D 10	JV	Jutta Holstein / Volker Weber	D 06
FB	Finkenburg	C 03	K5	Kommune 5	F 04
FH	Friedenshof-Kommunität	C 04	<b>KA</b>	<b>Wagendorf Karow</b>	<b>F 04</b>
<b>FL</b>	<b>Feuerland</b>	<b>F 03</b>	KB	Kommune Buchhagen	C 05
FS	Berit und Norbert Fischer	D 08	KF	Kommfrei e.V.	B 10
GA	GRAL-Gemeinschaft	B 04	<b>KG</b>	<b>Kommunität Grimnitz</b>	<b>F 03</b>
<b>GC</b>	<b>Hofgem. Gr. Chüden Nr. 4</b>	<b>D 04</b>	<b>KH</b>	<b>Dorfgem. Klein-Hundorf e. V.</b>	<b>E 02</b>
<b>GF</b>	<b>Haus der Gastfreundschaft</b>	<b>E 03</b>	<b>KJ</b>	<b>Lebensgemeinschaft Klein Jasedow</b>	<b>F 02</b>
KM	Kommune am Meer	C 01	KL	Gem. in Klosterzimmern	D 09
KT	Hof Kotthausen	B 06	<b>RE</b>	<b>Projekt Reetz</b>	<b>E 05</b>
<b>KU</b>	<b>Kuhmuhne</b>	<b>D 05</b>	RL	Roter Löwe	F 04
<b>KW</b>	<b>Kowa e.V.</b>	<b>D 06</b>	RO	Brot & Rosen. Diakonische Basisgemeinschaft.	D 03
LA	Laakenhof	B 05	RT	Kultur- und Tagungshaus	
LB	Gemeinschaft am Lambach	C 04		Rauenthal	B 07
LE	Lebenszentrum Glienitz e.V.	D 03	SB	Lebenshaus Schwäb. Alb	C 09
LG	Lebensform Gemeinschaft	E 02	SE	Seminarhaus Engl	F 09
<b>LH</b>	<b>Land Rausch GbRmbH</b>	<b>E 04</b>	SF	Stamm der Likatier	D 10
LI	Hofgemeinschaft Lindenhof	D 04	<b>SH</b>	<b>Gut Stolzenhagene.G..</b>	<b>F 03</b>

<b>LK</b>	<b>Verein z. Förderung ganzheitl. Lebensweise u. Kulturpflege</b>	<b>E 07</b>		SI	Lebenshof Siboling	E 10
<b>LL</b>	<b>Beginenhof „Lieselotte“</b>	<b>E 06</b>		<b>SK</b>	<b>Stalkultur e.V.</b>	<b>E 04</b>
LN	Hof Luna	D 05		<b>SL</b>	<b>Ökodorf Sieben Linden</b>	<b>E 04</b>
LR	Therapeutische Lern- und Lebensgemeinschaft	F 04		<b>SL</b>	<b>Club99</b>	<b>E 04</b>
LT	Lahn – Taunus Gemeinschaft	C 07	ST	<b>SN</b>	<b>Sonmental</b>	<b>G 06</b>
LW	Laurentiushof Wethen	C 05		SO	Netzwerk Anders Leben Soest	C 05
<b>LZ</b>	<b>LebensGut Lübnitz e.V.</b>	<b>E 05</b>			Lebensgarten Steyerberg	C 04
<b>MD</b>	<b>Ökologische Gemeinschaftssiedlung</b>	<b>F 04</b>		SU	S.U.S.I	B 10
ME	Mutter-Erde-Gemeinschaft	B 06		SY	SSK – Sozialistische Selbsthilfe Köln	A 06
MF	Meuchefitzer Gasthof und Werkstätten GmbH	D 03		SZ	Sozialistische Selbsthilfe Köln-Mülheim – SSM	B 06
MG	Villa Magdalena	D 03		TA	Trauringja- Forsthaus Triesch	D 06
<b>MH</b>	<b>Kulturfabrik Mittelherwigsdorf</b>	<b>G 06</b>		<b>TR</b>	<b>Traumschule</b>	<b>E 04</b>
MS	Projektzentrum Maibacher Schweiz	B 07		TS	Demeter Hof Tangsehl	D 03
MZ	Miravillage-Zentrum	E 10		<b>UF</b>	<b>Ufa –Fabrik</b>	<b>F 04</b>
NB	Neubeginn e.V.	B 05		VL	Villa Locomuna	C 05
<b>NE</b>	<b>Noyana Gemeinschaft</b>	<b>F 04</b>		VN	Vindorf	E 03
NK	Kommune Niederkaufungen	C 06		WE	Generationsübergreifende Wohnanlage Eisingen	D 07
NN	Sonnenhof	D 04		WG	Zentrum – Weg der Genesung	C 10
<b>OA</b>	<b>Umweltzentrum Ökohof Auterwitz e.V.</b>	<b>F 05</b>		<b>WH</b>	<b>Waldhaus</b>	<b>F 02</b>
<b>OK</b>	<b>ÖkoLeA</b>	<b>F 04</b>		<b>WI</b>	<b>Widugard</b>	<b>E 03</b>
<b>OL</b>	<b>Olgashof Kommune</b>	<b>D 02</b>		WL	Hofgemeinsch. beim Waller	F 09
<b>OM</b>	<b>OSHO Manjusha</b>	<b>G 06</b>		WO	Lebensgemeinsch. Woldhof	B 03
OS	Ökologische Station Steina	F 09		WS	Anders-Leben-Werkstatt	D 02
PH	Zentrum PrinzHöfte	C 04		<b>WT</b>	<b>Wohnhof auf dem Gut Stolzenhagen</b>	<b>F 03</b>
PR	Friedensgarten	G 06		<b>ZE</b>	<b>ZEGG – Zentrum für experiment. Gesellschaftsgestaltung</b>	<b>F 04</b>
<b>PR</b>	<b>Lebensgut Pommritz</b>	<b>G 06</b>		ZL	Zeitlos e.V.	D 03
<b>PZ</b>	<b>Projekt Zossen</b>	<b>F 04</b>		<b>ZN</b>	<b>Zar Nekla Die Zweite</b>	<b>F 02</b>
				ZU	Integrativ Wohnen „Zu neuen Ufern“	D 08

2.a Im Vergleich: Kommunitäre Gemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland 2000 (Quelle: Eurotopia 2000/64).

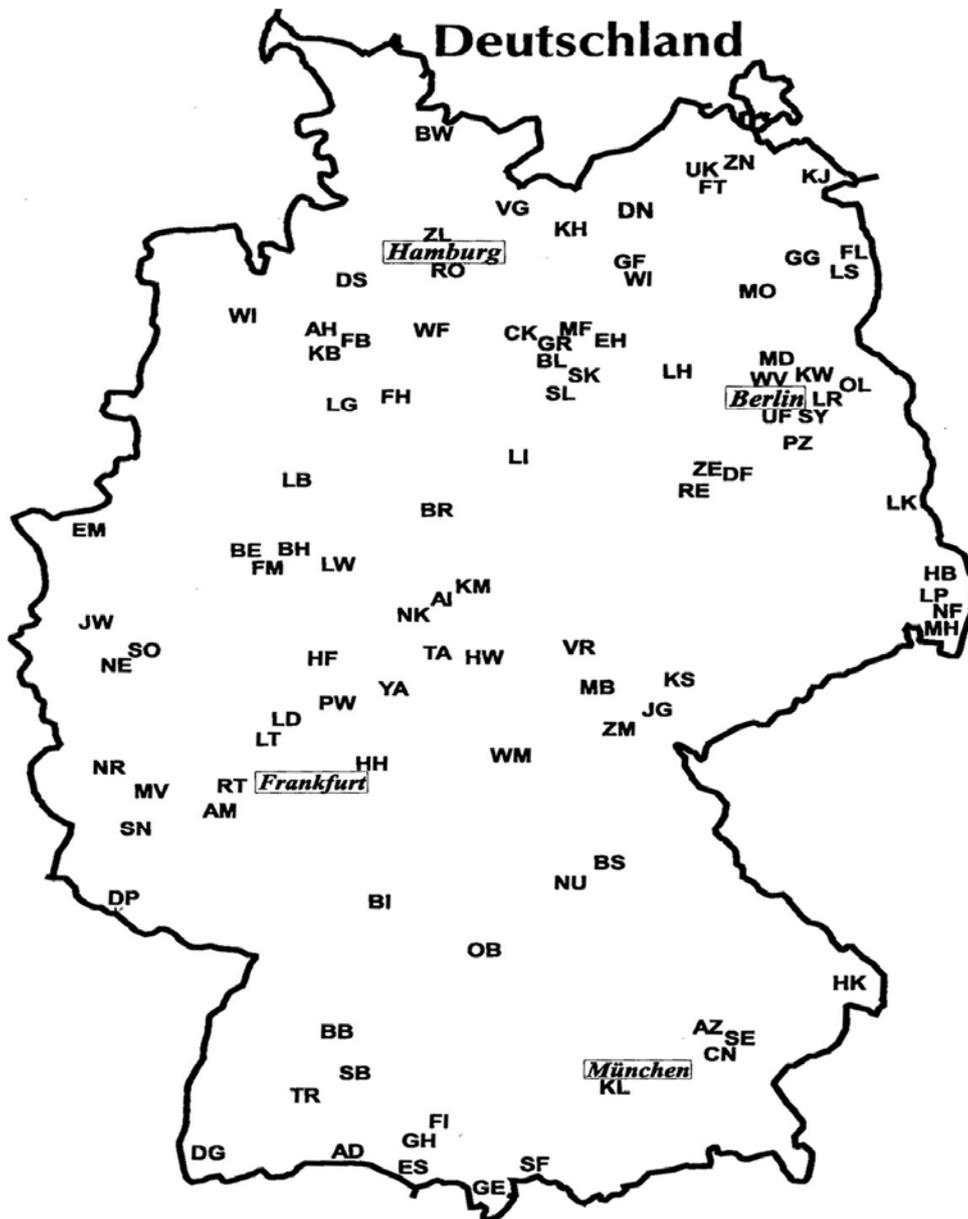


Abb. 5: Kommunitäre Gemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland 2000 (Quelle: Eurotopia 2000/64).

## 2.b Kommunitäre Gemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland 2000. Die Synonyme (vgl. Eurotopia 2000/65).

Die fett gedruckten Markierungen zeigen den Bestand an kommunitären Gemeinschaften in den neuen Bundesländern an

AD	Agnus Dei	LD	Gruppe Laufdorf des Laurentiuskonvents
AH	Alla Hopp	LG	Lebensgarten Steyerberg
AI	Agrarkulturelle Initiative e.V.	<b>LH</b>	<b>Land Rausch</b>
AM	Ashram Ananda Ma	LI	Hofgemeinschaft Lindenhof
AZ	Aham-Zentrum	<b>LK</b>	<b>Lakoma e.V.</b>
BB	Wagendorf Bambule e.V.	<b>LP</b>	<b>LebensGut Pommritz</b>
BE	Beringhof-Gemeinschaft für ganzheitliches Leben	<b>LR</b>	<b>Die therapeutische „Großfamilie“</b>
BH	Laurentiusgruppe Bosenholz	<b>LS</b>	<b>Projekt Wendtshof</b>
BI	Hofgemeinschaft Bittelbronn	LT	Lahn-Taunus Gemeinschaft
<b>BL</b>	<b>Gemeinschaftliches Leben e.V. Blütlingen</b>	LW	Laurentiushof Wethen
BR	Gemeinschaft Heckenbeck	<b>MB</b>	<b>Hofgemeinschaft Hof Nr.10</b>
BR	Brennesselhof	<b>MD</b>	<b>Ökologische Gemeinschaftssiedlung</b>
BS	Freie Christliche Gemeinde Bethsehel	MF	Meuchefitz - Gasthof und Tagungsstätte
BW	Basisgemeinde Wulfshagenerhütten	<b>MH</b>	<b>Kulturfabrik Mittelherwigshof</b>
CK	Clan e.V. Karmitz	<b>MO</b>	<b>Veganes Selbsthilfeprojekt - Morgenland e.V.</b>
CL	Camphill Dorfgemeinschaft Lehenhof	MV	Mutter Erde – Vater Sonne
CN	Connection-Medien-Zentrum	NE	Noyana Pezulu Eins
<b>DF</b>	<b>Haus der FREUNDE</b>	<b>NF</b>	<b>Naturfriedenszone</b>
DG	Delphin-Gemeinschaft	NK	Kommune Niederkaufungen
<b>DN</b>	<b>Das Nest</b>	NR	NIRAVA-Projekt
DP	Das Projekt	OB	Gemeinschaft Oberbronnen
DS	Anke & Frank von Rottberg	<b>OL</b>	<b>ÖkoLeA</b>
<b>EH</b>	<b>Elbehof GbR</b>	PW	Projektwerksatt Saasen
EM	Emmaus	<b>PZ</b>	<b>Projekt Zossen</b>
ES	Projekt Eulenspiegel	<b>RE</b>	<b>Projekt Reetz</b>
FB	Finkenburg	RO	Diakonische Basisgemeinschaft Brot & Rosen
FH	Friedenshof-Kommunität	RT	Raenthal, Kultur- und Tagungshaus
FI	Schäfer eigenossenschaft Finkhof e.G.	SB	Lebenshaus Schwäbische Alb
<b>FL</b>	<b>Feuerland</b>	SE	Seminarhaus Engl
FM	WG Feldmühle	SF	Stamm der Likatier
FM	WG Wallburga	<b>SK</b>	<b>Stallkultur e.V.</b>
<b>FT</b>	<b>Regine Staiger &amp; Stefan Hilbert</b>	<b>SL</b>	<b>Ökodorf Sieben Linden</b>
GE	Geissenhof Krötz	SL	Club 99
<b>GF</b>	<b>Haus der Gastfreundschaft</b>	SL	Qwelle
<b>GF</b>	<b>Gemeinschaft in Dargelütz</b>	SN	Friedmunt und Katrin Sonnemann
<b>GG</b>	<b>Georginenau</b>	SO	SSK - Sozialistische Selbsthilfe Köln
GH	Hofgemeinschaft Guggenhausen e.V.	<b>SY</b>	<b>Stiftung SYNANON</b>
GR	Ökumenische Aktions- und Lebensgemeinschaft Wendland	TA	Tauringja
<b>HB</b>	<b>Holderbusch</b>	TR	Lebenshaus e.V.
HF	Hof Fleckenbühl	<b>UF</b>	<b>Ufa-Fabrik</b>
HH	Sozietät Herrnhaag	<b>UK</b>	<b>Hof Ulenkrug</b>
HK	ISKCON Nava Jiyada Nrsimha Ksetra	VA	VAIKUNTHA
<b>HW</b>	<b>Hofgemeinschaft und Wagenplatz Ebenau</b>	VG	Vereinigungsgang Lübeck
IN	Insel e.V.	<b>VR</b>	<b>Alte Feuerwache</b>
<b>JG</b>	<b>Jakobgut</b>	WF	Weidenhof
JW	Gemeinschaft	WH	Lebensgemeinschaft Woldhof
KB	Uwe Kaulbars	<b>WI</b>	<b>Widugard</b>
<b>KH</b>	<b>Dorfgemeinschaft Klein-Hundorf e.V.</b>	WM	Biolandhof Warmuth
<b>KJ</b>	<b>Lebensgemeinschaft Klein Jasedow</b>	<b>WV</b>	<b>Vereinigte Varben WaWaVox</b>
KL	Kalia – Gemeinschaft für kreatives Leben	YA	Praxis für Yamagishihm
<b>KM</b>	<b>Kuhmuhne</b>	<b>ZE</b>	<b>ZEGG – Zentrum für experimentelle Gesellschaftsgestaltung</b>
<b>KS</b>	<b>Die Krebsmühle</b>	ZL	Zeitlos e.V.
<b>KW</b>	<b>Wagendorf Karow</b>	<b>ZN</b>	<b>ZarNekla Die Zweite</b>

### 3. Eine strukturschwache Region, ihre Potenziale und Entwicklungsmöglichkeiten. Das Beispiel „Südliche Oberlausitz“

#### Situationsanalyse und Charakteristik der Region Südliche Oberlausitz<sup>1</sup>

##### Räumliche Abgrenzung

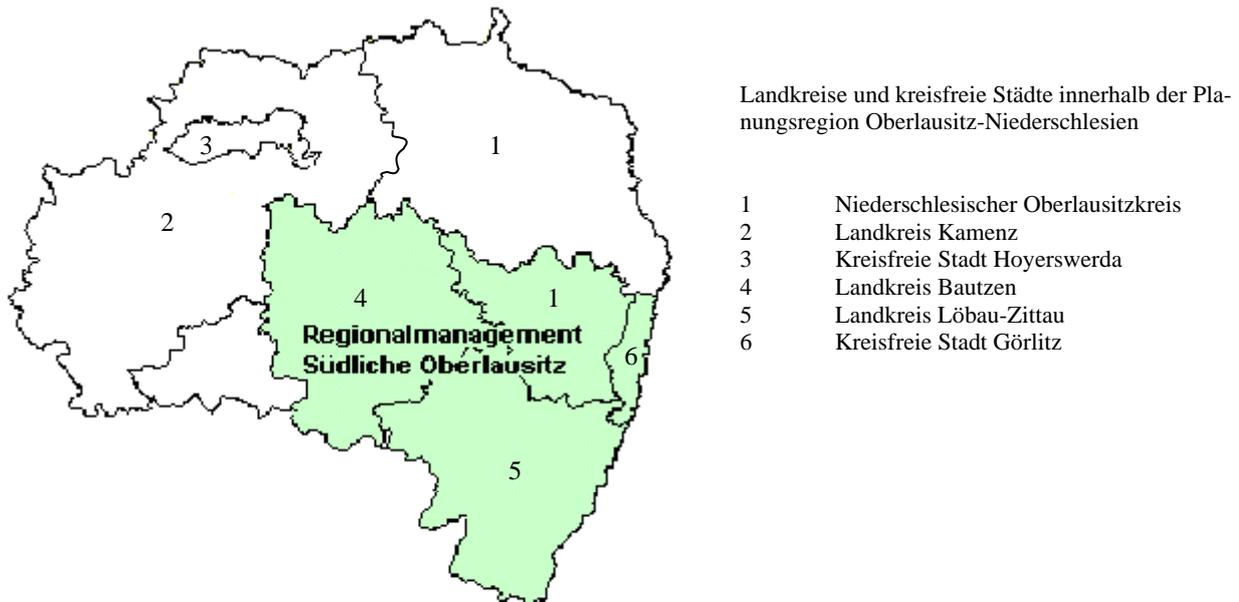


Abb. 6: Regionsabgrenzung in Anlehnung an das Regionalmanagement „Südliche Oberlausitz“

(Quelle: [www.rm-oberlausitz.de](http://www.rm-oberlausitz.de)).

Die Region „Südliche Oberlausitz“ befindet sich im Dreiländereck Tschechien-Polen-Deutschland. Geographisch gesehen liegt sie in Ostsachsen und umfasst eine Fläche von 4.400 km<sup>2</sup> mit ca. 700.000 Einwohnern. Das in der Karte grau markierte Gebiet umfasst administrativ den südlichen Teil des Niederschlesischen Oberlausitzkreises (1), den Landkreis Löbau-Zittau (5), den größten Teil des Landkreises Bautzen (4) sowie die Stadt Görlitz (6). Die Abgrenzung der Region orientiert sich dabei pragmatisch an der Umgrenzungsmarkierung des Regionalmanagements „Südliche Oberlausitz“. Diese Administration wurde vom Freistaat Sachsen als Instrument zur Koordinierung regionaler Projekte, Initiativen und Ideen

<sup>1</sup> Ich kann hier in etwas veränderter Version auf die Ergebnisse der Vorphase unseres beim BMBF eingereichten Forschungsprojekts: „Sozial-ökologische Innovationen als Fokus regionaler Perspektiven am praktischen Beispiel der Oberlausitz“ (Hosang u.a. 2002) zurückgreifen. Das interdisziplinäre Projekt stand im Rahmen eines BMBF-Schwerpunktprogramms für sozial-ökologische Forschung und wurde vom Internationalen Hochschulinstitut Zittau (IHI) begleitet.

ingerichtet.<sup>2</sup> Im Herbst 2000 durch einen Kabinettsbeschluss der Staatsregierung zu einem „Gebiet mit besonderen Entwicklungsaufgaben“ (BmbE) deklariert, ist der Freistaat Sachsen bemüht, solche grenznahen Gebiete mit dem Ziel zu stärken, gleichwertige Lebens- und Arbeitsbedingungen sowie eine nachhaltige Wirtschafts- und Sozialstruktur zu schaffen. Darüber hinaus verfolgt die Staatsregierung das Anliegen, regionale Entwicklungsprozesse durch die Mobilisierung von Eigenpotentialen voranzubringen (vgl. Regionale Planungsstelle Bautzen 2001/3ff). Die Südliche Oberlausitz weist mehrere Sondersituationen auf, die eine nachhaltige Regionalentwicklung begünstigen kann:

### *Bevölkerungs- und Arbeitspotenzial<sup>3</sup>*

Die Bevölkerung in der Südlichen Oberlausitz nahm von 1990 bis 1999 um 10,3 Prozent ab. Zum einen ist die natürliche Bevölkerungsentwicklung rückläufig, d.h. es sind durchgehend mehr Todesfälle als Geburten zu verzeichnen. Zum anderen gibt es nach wie vor eine Abwanderung von erwerbsfähigen Personen in bessere Perspektiven bietende, vor allem westdeutsche Regionen (vgl. Zettwitz 2001). Bei den kleinräumigen Wanderungen war in der Vergangenheit eine Suburbanisierung im Raum Dresden zu beobachten, von der die westlich an Bautzen angrenzenden Gemeinden profitieren. Darüber hinaus fand eine Suburbanisierung auch in den mittelgroßen Städten Bautzen, Görlitz und Zittau statt. Im Umland der Städte ist die Bevölkerungsentwicklung daher stabil. Die Stadt-Umlandwanderungen haben seit Mitte 2000 allerdings nachgelassen. Die Stadt Bautzen erzielt sogar leichte Wanderungsgewinne, was auf die gestiegene Attraktivität Bautzens hinzuweisen scheint.

49 Prozent der Arbeitsplätze (sozialversicherungspflichtige Beschäftigte) in der Region konzentrierten sich 1999 in den Städten Bautzen, Görlitz und Zittau. Neben den Pendelbewegungen nach Dresden, Cottbus und Senftenberg außerhalb der Region bestehen innerhalb der Region spiegelbildlich zur Suburbanisierung Pendlerbewegungen in die Mittelstädte. Bautzen kann als das Arbeitsmarktzentrum der Region bezeichnet werden. Insgesamt reichen die Arbeitsplätze in der Region jedoch nicht aus, was sich in einem negativen Pendlersaldo nieder-

---

<sup>2</sup> Aus diesem Grund soll die Regionsabgrenzung hier auch nicht als starres Konstrukt im Sinne der Raumordnung verstanden werden. Vielmehr wird sie im Zusammenhang der räumlichen Kooperations- und Interaktionsbeziehungen betrachtet, für die auch naturräumliche Gegebenheiten, Traditionen, Institutionen und soziale Bezüge als Kapitalformen relevant sind.

<sup>3</sup> Die im Folgenden dargestellten Potenziale stützen sich im Wesentlichen auf die Ergebnisse einer Potenzialanalyse des Regionalen Planungsverbandes Oberlausitz-Niederschlesien. In der Studie wurde auf der Basis einer quantitativen Studie versucht, eine realistische Bewertung der Situation in der Oberlausitz für die gesamte Region Oberlausitz-Niederschlesien vorzunehmen, um zu Aussagen über intraregionale Potenziale (Stärken) und Defizite (Schwächen) zu gelangen sowie dabei die vorhandenen unterschiedlichen, jedoch miteinander verflochtenen Entwicklungsräume (Raumtypen) detailliert einmal herauszustellen. Ziel der Potenzialanalyse war es, wesentliche Kernprobleme der Region zu benennen und entsprechend über das Erkennen endogener Potenziale, Entwicklungsziele zur Überwindung vorzuschlagen und schließlich Entwicklungsimpulse in der Oberlausitz zu initiieren (vgl. Zettwitz 2001; Danielzyk & Zettwitz 2001).

schlägt. Die Arbeitsmarktsituation in der Region ist von einer hohen Arbeitslosigkeit geprägt. Die Arbeitslosigkeit bei Jugendlichen bis 25 Jahren nach Abschluss einer Berufsausbildung und der hohe Anteil von Langzeitarbeitslosen konzentrieren sich besonders auf die auch weiterhin schrumpfenden Berufsgruppen des Baugewerbes, der Energiewirtschaft und der Textilindustrie. Trotz der hohen Arbeitslosigkeit ist ein Mangel an Fachkräften festzustellen (z. B. Werkzeugmacher, Dreher, IT-Fachkräfte für Banken und Versicherungen). Die Ursachen liegen u. a. vermutlich in einer vernachlässigten betrieblichen Ausbildung und in der Abwanderung von Fachkräften infolge eines insgesamt geringen Lohnniveaus. Kenntnisse, die für den Arbeitsmarkt von Interesse sein könnten, liegen im Maschinen- und Fahrzeugbau, in der Bergbausanierung, der Textilindustrie und der Lebensmittelindustrie vor.

#### *Wirtschafts- und Infrastrukturpotenzial sowie Umweltsituation*

Die Region Südliche Oberlausitz weist einige objektive Merkmale eines strukturschwachen Problemraumes auf. Es gibt beispielsweise kein herausragendes Oberzentrum. Die Städte Bautzen und Görlitz übernehmen lediglich Teilfunktionen von Oberzentren. Die periphere Lage der Region ist offensichtlich. Dennoch ist die Siedlungsdichte, bedingt durch die altindustrielle Vergangenheit der Region, sehr hoch. Die altindustrielle Prägung bescherte der Region zudem lange Zeit ein negatives Image als Umweltverschmutzte Region (vgl. Roch 2002). Die Umweltsituation ist neueren Untersuchungen des Internationalen Hochschulinstitutes Zittau nach jedoch sehr gut und belegt, dass das immer noch vorhandene Negativimage unberechtigt ist (vgl. Markert 2002).

Die Wirtschaft in der Region ist heute geprägt durch einen kleinteiligen, diversifizierten Branchenmix (Textil, Maschinenbau, Fahrzeugbau, Lebensmittel etc.) und überwiegend klein- und mittelständische Betriebe. Zukunftstechnologien sind in den Bereichen Informations-, Energie- und Medizintechnik teilweise vorhanden. Die Region ist stark landwirtschaftlich geprägt, wobei in den letzten Jahren ein klarer Trend zur Umstellung und Bewirtschaftung ökologischer Ackerflächen besteht.<sup>4</sup>

Die Forschungsintensität in den Unternehmen der Oberlausitz ist gering. Im Forschungs- und Bildungsbereich existieren in der Region eine Fachhochschule in Zittau/Görlitz, das Internationale Hochschulinstitut in Zittau und eine Berufsakademie in Bautzen. Die Einbezie-

---

<sup>4</sup> Das sagen auch die Zahlen, wenn man sich Sachsens Biolandwirtschaft insgesamt ansieht: Jeder 20. Bauernhof wirtschaftet nach ökologischen Richtlinien. Es existieren 339 Öko-Bauernhöfe, davon 46 seit vorigem Jahr (2007). Von der Ackerfläche Sachsens werden 28.300 Hektar ökologisch bewirtschaftet, das entspricht 3,2 Prozent. Im hiesigen Landesentwicklungsplan steht als Ziel, die Bewirtschaftung von zehn Prozent der landwirtschaftlichen Flächen, und zwar bis zum übernächsten Jahr 2010 (vgl. <http://www.smul.sachsen.de>; Stand 26.02.2008 sowie Sächsische Zeitung vom 22.02.2008, S. 23).

hung in regionale Netzwerke ist ausbaufähig. Existenzgründermöglichkeiten in Technologie- und Gründerzentren bestehen regionsweit (u. a. in Bautzen, Zittau, Ebersbach), ebenso ein Netz von Beratungs- und Informationseinrichtungen (z. B. Kammern, Bildungsdienstleistern). Die vorhandene technische Infrastruktur stellt mittlerweile keinen größeren regionalen Engpass mehr dar. Durch die Autobahn A 4 besteht eine direkte Anbindung an Dresden und nach Polen. Auch der Schienengebundene Nahverkehr von Bautzen, Görlitz und Zittau nach Dresden ist gut entwickelt. Eine leistungsfähige standortnahe Bereitstellung von Erdgas, Strom und Wärme ist gegeben.

#### *Naturräumliches und touristisches Potenzial*

Die Südliche Oberlausitz wird landschaftlich durch das Lausitzer Bergland und das Zittauer Gebirge geprägt. Der kleinräumige Landschaftswandel mit reizvollen Teillandschaften gibt der Region eine naturräumliche Attraktivität. Das Zittauer Gebirge mit Erhebungen bis >700 m über NN besitzt ideale Voraussetzungen für eine Entwicklung als Fremdenverkehrsgebiet. Die ausgedehnte Heide- und Teichlandschaft im nördlichen Bereich bietet Ansätze eines Zielgruppenbezogenen Tourismus (Angler, Naturfreunde, Radfahrer etc.). Ein reichhaltiger Architekturbestand besonders in den Städten Görlitz, Bautzen, Zittau und die Umgebendehauslandschaft bereichern das Kulturraumpotenzial. Der Reiz der Region besteht in einer guten Erreichbarkeit für den Ausflugsverkehr und in einem attraktiven Wohnumfeld, so dass das Lausitzer Bergland als Naherholungsgebiet vor allem für den Raum Dresden prädestiniert ist.

#### *Sozio-kulturelle Potenziale*

Seit dem gesellschaftlichen Umbruch sind die Menschen mit tief greifenden gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Wandlungsprozessen konfrontiert. Bedingt durch die DDR-Vergangenheit und die Strukturkrise ist der durchschnittliche materielle Lebensstil und damit Stoff- und Energieverbrauch im Vergleich zum westlichen Standard geringer. Diese Tatsache könnte nachhaltige Entwicklungen begünstigen. Spezifische Zugänge zum nachhaltigen Wirtschaften bestehen möglicherweise auch in den kulturellen Eigenheiten des ostdeutschen Raumes. Die Geschichte der DDR hinterließ neben den offensichtlichen Entwicklungsverzögerungen auch einige in sozialökologischer Perspektive wertvolle Erfahrungen, wie z.B. eine stärkere Geschlechterparität, lokale und regionale Wirtschaftsformen und eine z.T. auf selbstversorgerischer Basis konzentrierte Lebens- und Haushaltsführung.

### *Grenzlage und kulturhistorische Einheit*

Die Region hat eine angesehene kulturelle Vergangenheit. Sie war im engen Zusammenhang mit Schlesien eine der führenden frühbürgerlichen Regionen Europas. Die Südliche Oberlausitz grenzt unmittelbar an polnische und tschechische Gebiete und verfügt mit diesen gemeinsam über einige historische, ökonomische und sozio-kulturelle Ähnlichkeiten. Mit der EU-Osterweiterung im Mai 2004 besteht die Möglichkeit, dass diese wieder entdeckt und für eine nachhaltige Entwicklung genutzt werden können. In historisch kurzer Frist könnte die Randlage mit ihren strukturpolitischen Problemen durch eine grenzüberschreitende überregionale Zusammenarbeit überwunden werden. Die Grenzlage ist auch insofern bedeutsam, als polnische und tschechische Regionen durch praktische sozial-ökologische Innovationen in der Südlichen Oberlausitz inspiriert werden könnten. Eine wichtige Vermittlungsfunktion nimmt das Internationale Hochschulinstitut Zittau ein, das mit Unterstützung des Sächsischen Freistaates und des DAAD Studierende beider Länder ausbildet und so einen Regionsübergreifenden Wissenstransfer fördert.

### *Innovationspotenziale*

Im Rahmen der Deklaration als „Gebiet mit besonderen Entwicklungsaufgaben“ besitzt die Entwicklung der Region Südliche Oberlausitz für den Freistaat Sachsen eine hohe Priorität. Instrumente sind die aktive Mitarbeit der Ressorts der Staatsregierung in den regionalen Steuerungsgremien. So ist die Installierung eines Regionalmanagements als ein wichtiges Potenzial in Hinblick auf die Initiativenbündelung und Vernetzung einzuschätzen. In der Region stehen politische Schlüsselakteure (z.B. Landräte) nachhaltigen Perspektiven interessiert gegenüber. Diese Entwicklungsbereitschaft ist aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Erfahrungen in den 90er Jahren zurückzuführen. Diese ließen erkennen, dass die überregionalen Strategien des Bundes, wie auch die privatwirtschaftlichen Investitionen nur bedingte Erfolge aufzuweisen hatten.

In den letzten Jahren bildeten sich ökologisch und sozio-kulturell innovative Projekte heraus. So kann die Region auf drei Projekte der EXPO-2000 verweisen: Die „Energieökologische Modellstadt“ Ostritz-St. Marienthal, das „Bionik-Zentrum“ Zittau und die landkommunitäre Gemeinschaft „LebensGut“ Pommritz. Diese Projekte sind als Mitinitiatoren im regionalen Projekt Netzwerk präsent. Die funktionale Breite des Akteurspotenzials lässt sich u.a. an den bereits bestehenden Institutionen und Netzwerken erkennen. Beispiele sind:

- Branchenorientierte Netzwerke wie das „Projekt Maschinenbau und Metallbearbeitung in Ostsachsen“, das „Team 22“ und der „Innovationsverbund Textil“.
- Die teilräumlichen, Kulturlandschaftsbezogenen Entwicklungsinitiativen „Oberlausitzer Heide- und Teichlandschaft“ und „Sächsisch-Böhmische Umgebendlandschaft“.
- Die „Kommunalgemeinschaft Euroregion Neisse“ für den grenzüberschreitenden Transfer nachhaltiger Entwicklungsstrategien.
- Innovationen im Bildungsbereich durch das grenzüberschreitendes Netzwerk „PONTES – Leben in und für Europa“ (IBZ).
- Das Internationale Hochschulinstitut in Zittau in seiner stark Regionsbezogenen Arbeit ist Träger eines Wissensbestandes zur regionalen Umweltsituation und strahlt zahlreiche Entwicklungsimpulse in der Region aus. Ähnliches Potenzial ist auch bei der Fachhochschule Zittau/Görlitz erkennbar.

### **Bewertung der Potenziale und Entwicklungsmöglichkeiten**

Die Südliche Oberlausitz stellt eine durch Wirtschaftsgefälle und Bevölkerungsabwanderung gekennzeichnete ländliche Region dar. Diese haben u.a. zu einer verstärkt empfundenen Perspektivlosigkeit in der Bevölkerung geführt. Eine Herausforderung der Region wird vor allem darin bestehen, die durch den sozial-ökonomischen Wandel nach 1990 ausgelösten Schrumpfungsprozesse als Chance für einen Bedeutungswandel von Teilräumen zu akzeptieren (vgl. Zettwitz 2001). Durch die EU-Osterweiterung ist die bislang bestehende Randlage der Region aufgehoben, so dass sie nunmehr im Zentrum Europas liegt und für das Zusammenwachsen und die Kooperation mit anderen Regionen jenseits der Grenzen eine zentrale Rolle einnehmen wird. Mittel- und langfristig können sich vielleicht gerade hier, und mehr als anderswo, Möglichkeiten für sozial-ökologische Fluktuationen, Brüche und Innovationen ergeben. Dafür spricht, dass in anderen strukturschwachen, ebenfalls grenznahen Regionen ähnliche Wandlungsprozesse und Entwicklungsstrategien gelungen sind. Das Beispiel der Randregion „Waldviertel“ in Niederösterreich zeigt, dass über die Aktivierung regionaler Schlüsselakteure und Institutionen sowie neu entwickelte Märkte für landwirtschaftliche Produkte und ökologische Dienstleistungen, ein positiver Aufschwung herbeigeführt werden konnte (vgl. Maier 2001).

#### 4. Hinweise zu den Transkriptionsregeln

(Die Transkription erfolgte auf einem mittleren Präzisierungsniveau<sup>5</sup>)

,	=	kurzes Absetzen innerhalb einer Äußerung
(..)	=	kurze Pause
(...)	=	mittlere Pause
<b>(Pause)</b>	=	lange Pause
<b>(5)</b> oder <b>(8)</b>	=	kommentierte Pausendauer in Sekunden
<b>/I: Hmh/</b> oder <b>hmh</b>	=	Pausenfüller, Rezeptionssignal - rein Gesprächsunterstützende Äußerungen können im Sprachfluss eingebaut werden
/	=	Einsetzen des kommentierten Phänomens
.	=	Senken der Stimme, Markierung einer fallenden Intonation
,	=	Heben der Stimme
<b>((lachend))</b> o. <b>((räuspern))</b>	=	Charakterisierung von parasprachlichen Vorgängen beziehungsweise Sprechweisen oder eines bestimmten Tonfalls etc. (Notierung einer kommentierten Passage durch den Transkribierenden)
<b><u>betont</u></b>	=	auffällige Betonung, emphatische Betonung eines Wor- tes oder Syntagmas
:	=	Dehnung eines Wortes
<b><u>alles gedehnt</u></b>	=	Dehnung mehrerer zusammenhängender Wörter
<b>&gt;nein&lt;</b>	=	leise gesprochen
<b>viel-</b>	=	Abbruch innerhalb einer Wortgrenze
<b>ja=is aber</b>	=	auffallend schneller Anschluss
<b>(.) &amp; (...)</b> o. <b>((unverst.))</b>	=	Inhalt der Äußerung unverständlich

<sup>5</sup> Angelehnt an Kallmeyer & Schütze 1978.

## **5. Porträt einer landkommunitären Gemeinschaft. Das „LebensGut“ Pommritz im Spiegel seiner zehnjährigen Entwicklung**

Im Folgenden möchte das komplexe organisatorische und soziale Gebilde einer landkommunitären Gemeinschaft beschreiben. Die Darstellung kann als eine Art Handreichung betrachtet werden, wie eine Landkommune funktioniert. Im Zentrum steht die Gemeinschaft „LebensGut“ Pommritz, die seit 1993 existiert. Ihr Leitbild und ihre Ziele sind mit einigen Abweichungen, aber letztlich doch stellvertretend für die meisten, zumindest größeren Gemeinschaftsprojekte der Landkommunenbewegung in Ostdeutschland repräsentativ. Einleitend werde ich auf ihre Entstehungsgeschichte eingehen. Die Festlegung des inhaltlich-konzeptionellen Profils und Selbstverständnisses stellt dann den Ausgangspunkt dar, von dem aus die Gemeinschaft in ihrer Entwicklung über den Zeitraum von zehn Jahren beschrieben wird. Mit Hilfe der Betrachtung ökonomischer Binnenstrukturen und Formen der inneren sozialen Organisation kann eine Perspektive veranschlagt werden, die die zentralen Entwicklungs- und Veränderungsprozesse innerhalb der Gemeinschaft einzufangen imstande ist. Anschließend werden auf einen ähnlichen Zeitraum bezogen, einige empirische Aussagen zur Populationsbeschaffenheit und -entwicklung der Pommritzer Landkommune generiert. Dadurch lässt sich die Gemeinschaft vor allem in ihren demographischen Spezifika charakterisieren. Abschließend werden unter Einbezug bisheriger Erfahrungen und Bilanzen der landkommunitären Gemeinschaft Aspekte ihrer regionalen Integration gestreift.

### **5.1 Entstehungsgeschichte eines landkommunitären Experiments**

Das Aufkommen der landkommunitären Bewegung in den neuen Bundesländern im Allgemeinen sowie die Entstehung der Landkommune „LebensGut“ Pommritz im Besonderen, ist eng mit der Rückkehr Rudolf Bahros im November 1989 in die ehemalige DDR verbunden. Nachdem Bahro selbst in den 1950er Jahren Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin studierte (1954-1959), später aufgrund seiner 1977 in Westeuropa erschienenen „Alternative“ zu acht Jahren Freiheitsentzug verurteilt und nach einer Welle weltweiter Solidaritätsbekundungen 1979 in die Bundesrepublik abgeschoben wurde, begann er im Frühjahr 1990 an gleicher Universität mit dem Aufbau eines „Instituts für Sozialökologie“.

Im Juni 1991 referierte u.a. der damalige sächsische Ministerpräsident Kurt Biedenkopf im Rahmen der Vorlesungsreihe *Grundlagen ökologischer Politik* zum Thema „Eine Wirtschaftsordnung für Gaia – Plan und Markt in der ökologischen Krise“. Im Anschluss daran kam es zu einem öffentlichen Gespräch zwischen ihm und dem Initiator der Veranstaltung, Bahro. Im

Kern des Dialogs zwischen beiden Personen standen nicht nur die durch den Transformationsprozess ausgelösten sozialen und ökonomischen Krisenerscheinungen in Ostdeutschland, sondern ebenso die Frage nach Möglichkeiten für langfristige Entwicklungsperspektiven, zumal die Bedingungen in einigen Regionen der ehemaligen DDR dafür günstig schienen. Am Ende der Diskussion erkundigte sich Bahro bei seinem Gast, ob die zum damaligen Zeitpunkt z.T. perspektivlos in die neuen Bundesländer fließenden Mittel nicht eventuell gezielter für den Aufbau alternativer Wirtschafts- und Lebensformen nutzbar seien? Ebenso stand die Anfrage im Raum, ob sich gewisse Starthilfen für neue soziale und ökologische Arbeits- und Lebensgemeinschaften mit Schwerpunkt auf Subsistenzwirtschaft ermöglichen lassen würden? Biedenkopf zweifelte zunächst an der Bereitschaft von Menschen, solche Möglichkeiten zu gestalten und reagierte mit der Aufforderung zu einem entsprechenden sozial-ökologischen Experiment. Er versicherte materielle Unterstützung in Form von Anschubfinanzierungen, wenn ein überzeugendes Konzept mit der Auflage vorläge, dass sich dieser Modellversuch langfristig selbst trägt. Diesem Angebot nahm sich das Institut für Sozialökologie an. Bald darauf wurde ein landesweites Rundschreiben über die Idee und Gelegenheit eines solchen Gemeinschaftsprojekts in den neuen Bundesländern verfasst und publik gemacht. Parallel dazu arbeitete der kleine Kreis um Bahro an einer Konzeption, die mit der Kernfrage verbunden war, wie man an einem bis dato noch unbestimmten Ort Subsistenzwirtschaft und Sozialität zusammenbringen könnte? Im Winter 1991 erschien Bahros relativ zentraler Aufsatz „Über kommunitäre Subsistenzwirtschaft und ihre Startbedingungen in den neuen Bundesländern“ (Bahro 1992c). Daraufhin betraute Biedenkopf seinen Staatssekretär im Sächsischen Ministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Forsten, Hermann Kroll-Schlüter, sich als staatlicher Gesandter der Initiative anzunehmen.

Um herauszufinden, ob Menschen einem solchen Arbeits- und Lebensexperiment offen gegenüberstehen, organisierte das Institut für Sozialökologie in Kooperation mit der Heinrich-Böll-Stiftung ein Treffen für alle Interessierten. Vom 12. bis 14. Juni 1992 fand diese Zusammenkunft unter dem Titel „Neue Lebensformen“ auf dem Hof Froberg in Schönnewitz bei Meißen statt. Über vierhundert Personen, darunter fünfzehn bereits bestehende (land)kommunitäre Projekte zum größten Teil aus den alten Bundesländern, aber auch sich vorbereitende Initiativen aus den neuen Bundesländern beteiligten sich daran. Nachdem Bahro sein Alternativkonzept noch einmal erörtert hatte, betrat auch der angereiste Staatssekretär Kroll-Schlüter das Podium und formulierte die Sächsische Regierungshaltung zum geplanten Vorhaben. Ein damaliger Mitarbeiter des von Bahro geleiteten Instituts berichtete später sinngemäß von Kroll-Schlüters Erklärung: „Der Staat ist seinen Bürgern auch für die Zukunft verantwortlich, welche angesichts der heutigen sozialen und ökologischen Probleme mit bestehenden

Strukturen nicht sicher ist. Daher ergibt sich der Sinn öffentlicher Unterstützung eines in diesen Punkten orientierten Experiments, die umfassende Hilfe für menschliche Initiativen, die nicht staatlich gestützte Privatidylle, sondern wirkliche Lösungen für sich und die Welt suchen“ (Hosang 1995b/189). Dieser noch recht allgemeinen Stellungnahme folgte anschließend ein von Kroll-Schlüter unterbreitetes Angebot, die äußeren Rahmenbedingungen wie Land, Gebäude und materielle Starthilfe für das Gemeinschaftsprojekt zur Verfügung zu stellen, obschon er während des vermeintlichen „Aufeinanderzugehens von Regierung und Alternativis, von Mensch im Staat und Mensch im Wagnis“ durch die Äußerung „Ich bin ihr Partner, wir sind aber nicht eine Aktion“ auch gleichermaßen staatliche Distanz zum Experiment und zur Bewegung verlauten ließ (vgl. Hosang 1995b/189). Letztlich garantierte Kroll-Schlüter die Bereitstellung eines ehemaligen landwirtschaftlichen DDR-Volksgutes in der Oberlausitz (ein groß dimensionierter Hof mit historischer Tradition als Versuchs-, Forschungs- und Ausbildungsstätte), das nun unter staatlich geförderten Voraussetzungen in die Verantwortung einer mittlerweile als Verein organisierten Gruppe „Ökodorf“ e.V. übergeben wurde.

Im Juli 1992 begutachteten Vertreter des Sächsischen Landwirtschaftsministeriums, des Ökodorf e.V. und des Instituts für Sozialökologie das Objekt in dem kleinen Lausitzdorf Pommritz/Gemeinde Hochkirch und befanden den Zustand der Gebäude sowie die Qualität der landwirtschaftlichen Flächen für akzeptabel. Für alle weiteren Entwicklungen schien den Verhandlungspartnern zunächst ein einjähriger Nutzungsvertrag die günstigste Variante. Unter Einbezug des Liegenschafts- und des Hochbauamtes konnten anfänglich noch bestehende Zweifel hinsichtlich finanzieller Unterstützungen ausgeräumt werden. Als problematisch erwiesen sich die Skepsis und der Widerstand der örtlichen Bevölkerung, insbesondere des Bürgermeisters der Gemeinde, gegenüber dem geplanten sozial-ökologischen Experiment. Diese z.T. berechtigten Bedenken (angesichts einer möglichen finanziellen Zusatzbelastung der Gemeinde) konnten vor dem Hintergrund relativiert werden, dass eine Dorfentwicklungsgruppe des Landwirtschaftsministerium Sachsens der Gemeinde Hochkirch ein speziell zugeschnittenes Förderprogramm in Aussicht stellte.

Als ein entscheidendes Moment hinsichtlich der Formierung der landkommunitären Gruppe vor Ort zeigte sich dann der unerwartete Rückzug des Ökodorf e.V. und die Abspaltung einzelner am Vorhaben interessierter Mitglieder, die im Oktober 1992 den Verein „Neue Lebensformen“ e.V. gründeten. Auf einem vom Institut für Sozialökologie organisierten Arbeitstreffen gelang eine Übergabe des Modellprojektes in die Hände der sich neu formierten Gruppe „Neue Lebensformen“. Beide gemeinnützigen Vereine – „Ökodorf“ und „Neue Lebensformen“ – vereinbarten im Anschluss daran gegenseitige Kooperation und Unterstützung.

Im Dezember 1992 setzte sich aus dem Verein „Neue Lebensformen“ eine Initiativgruppe von ca. zehn bis fünfzehn Personen zusammen. Einige davon besiedelten nach Zustimmung der Gemeindeversammlung Hochkirch den landwirtschaftlichen Hof im April und Mai 1993. Der offizielle Startschuss für das „LebensGut“, wie sich die Pommritzer Gemeinschaft selbst nannte, war damit praktisch gegeben; die Ausarbeitung einer wirtschaftlichen Konzeption ‚vor Ort‘, d.h. für die Sanierung und Wiederinbetriebnahme des Gutes sowie für die Bewirtschaftung von ca. 70 ha Land konnten beginnen. Im Juni 1993 erfolgte auf Druck der Sächsischen Landesregierung die Einwilligung der die Gebäude verwaltenden Treuhandanstalt zum Projekt. Im September 1993 konnte ein vorläufiger Pachtvertrag mit der Landesregierung und der Treuhandgesellschaft ausgehandelt werden. Die Anschubfinanzierung bzw. öffentliche Entwicklungsförderung durch die Landesregierung wurde nicht mehr realisiert, so dass der Aufbau des Gutes vor allem aus eigenen Kräften der beteiligten Akteure erfolgte. Allerdings gelang dem Trägerverein der Gemeinschaft „Neue Lebensformen“ nach Vorlage eines detaillierten Wirtschaftskonzeptes und einer ersten Bilanzsicherung (1993-1997) Ende des Jahres 1997 der Kauf der Wohn- und Wirtschaftsgebäude sowie der Hofflächen von der BVVG<sup>6</sup> mittels der finanziellen Unterstützung der Landesregierung Sachsens. Die landwirtschaftlichen Nutzflächen musste sich der Verein weiterhin über Pachtverträge mit der BVVG sicherstellen.

## 5.2 Morphologie und Stilistik der Landkommune Pommritz

Die Pommritzer landkommunitäre Gemeinschaft lebt von den individuellen Erfahrungen der Akteure, die die gemeinschaftliche Lebenspraxis in ihrer ganzen Breite herstellen. Die Gemeinschaft existierte zu keinem Zeitpunkt ihres mehr als zehnjährigen Bestehens als starres Gebilde. Die Landkommune entwickelte und veränderte sich fortlaufend. Während sich die Gemeinschaft selbst als „Kommunitäres Subsistenzprojekt“ gründete, wurde dieser ursprüngliche Anspruch im weiteren Fortbestehen nicht aufrechterhalten. Auch erforderte das sich wandelnde soziale Leben in der Gemeinschaft immer wieder neue innere organisatorische Strukturen und Arrangements. Die Veränderungen standen dabei meist in Abhängigkeit von spezifischen Orientierungen und Interessenlagen einzelner Akteure oder kleinerer Akteurskreise, aber auch vor dem Hintergrund von Ökonomisierungstendenzen, die den Zwängen der Finanzierbarkeit und Wirtschaftlichkeit des Projekts geschuldet waren. So konnten sich im Entwicklungsprozess der Gemeinschaft manche Formen der inneren sozialen Organisation

---

<sup>6</sup> Die Treuhand-Nachfolgegesellschaft BVVG versteht sich als Immobiliendienstleister, die seit 1996 das Ziel verfolgt, die ehemals volkseigenen land- und forstwirtschaftlichen Flächen in den fünf ostdeutschen Bundesländern zu privatisieren. Ebenfalls ist ihr unter Fachaufsicht des Bundesministeriums der Finanzen sowie dem Bundesministerium für Verbraucherschutz, Ernährung und Landwirtschaft die Aufgabe übertragen, Immobilien und Wirtschaftsgebäude zu verwalten, zu verpachten und zu veräußern.

bewähren, andere erfuhren leichte Korrekturen oder auch grundlegende Veränderungen. Auf der Grundlage eingesehener Vereinsakten, der Durchsicht von Sitzungsprotokollen sowie internen Diskussionspapieren (z.B. Zwischenbilanzen, Verfassungsentwürfen etc.) möchte ich hier den Gesamtentwicklungsprozess im Zeitraum von April 1993 bis Ende des Jahres 2003 unter die Lupe nehmen. Einer vollständigen Abbildung der Komplexität aller sozialen Lebens- und Arbeitszusammenhänge wird dabei nicht nachzukommen sein. Auch legt die Rekonstruktion an dieser Stelle keinen Wert auf spezifische Einzelheiten. Hingegen soll sie den ‚Wandlungsorganismus‘ Gemeinschaft im Allgemeinen beschreiben und das heißt, die zentralen Handlungs- und Entscheidungsprozesse sowie einige daraufhin eingeführte strukturelle Veränderungen einfangen. Dabei muss eine Rückschau auf die Genese dem Verständnis nach in zeitliche und inhaltliche Kontexte eingebettet werden.

### **5.2.1 Rahmenbedingungen und Selbstverständnis der Gemeinschaft**

#### *Rahmenbedingung I: Zum Verein als Rechtsträger der Gemeinschaft*

Der im Oktober 1992 gegründete Verein „Neue Lebensformen – Verein zur Förderung bodenständischer Kultur“ e.V. bildet den gesetzlichen Rahmen der Gemeinschaft. So kann man einerseits den gemeinnützigen Aufgaben steuerbegünstigt nachkommen. Andererseits ist der Zugang zu Spenden und Förderungen im Rahmen solcher Tätigkeiten gewährleistet. Der Verein trägt die Grundsatzidee, repräsentiert das Projekt in der Öffentlichkeit, verwaltet die Gebäude und initiiert den Aufbau der wirtschaftlichen Zweckbetriebe. Er wird vertreten durch einen im Laufe der Jahre personell wechselnden Vorstand aus drei Personen, der in der Regel im vierten Quartal des Jahres durch die Einberufung einer ordentlichen Mitgliederversammlung gewählt wird. Der Vorstand führt die laufenden Geschäfte des Vereins. Ihm obliegen die Ausführung der Vereinsbeschlüsse und die Verwaltung des Vereinsvermögens. Er ist für die Erarbeitung und Durchführung der Haushaltspläne sowie für die Erstellung der Jahresberichte verantwortlich. Der Vorstand ist im Sinne des Vereins geschäftsfähig, d.h. unterschriftsberechtigt. Vorstandsbeschlüsse werden grundsätzlich einstimmig gefasst. Der Vorstand ist den Vereinsmitgliedern rechenschaftspflichtig. Beschlüsse der Mitgliederversammlung bedürfen einer einfachen Stimmenmehrheit aller anwesenden Stimmberechtigten. Ausgenommen davon sind Anträge zur Satzungsänderung und zur Auflösung des Vereins, die beide einer drei Viertel Mehrheit der abgegebenen Stimmen bedürfen (vgl. Satzung v. 17.10.1992).

Organisation, Struktur und Inhalte des Vereins sind in der Satzung festgehalten. In der Ursprungssatzung sind die in der Rahmenkonzeption verfolgten Ziele und Aufgaben im Kontext der Gemeinnützigkeit festgehalten. Hier heißt es zusammenfassend: „Zweck des Vereins ist die Förderung, Verbreitung und Entwicklung von Modellen naturnaher und zukunftssträchtiger Lebens-, Siedlungs- und Wirtschaftsweisen mit weitestgehender Selbstversorgung und Selbstbestimmung“ (Satzg. v. 17.10.1992, §2/Abs. 2).

Die Satzung des Vereins wurde im Laufe der Jahre von den Vereinsmitgliedern mehrfach überarbeitet. Es benötigte vor allem im Zuge sich verändernder Gemeinschaftsstrukturen immer wieder Neuauflagen, insbesondere was die Organe des Vereins sowie ihre Macht- und Entscheidungsbefugnisse betraf. So wurde z.B. die innerhalb der Gemeinschaft agierende und mit wichtigen Funktionen versehene „Kerngruppe“ als ein weiteres Instrument in die Vereinsfundamente aufgenommen.

Der Zweck des Vereins sowie die Vorstellungen und Strategien zur Verwirklichung der Projektziele haben sich bis in die Gegenwart nach nicht verändert. Sie fanden vereinzelt Ergänzungen, z.B. im Arbeitsfeld von Jugendarbeit und politischer Bildungsarbeit (hier Satzg. v. 02.10.1994, §2/Abs. 3a; oder detaillierter, Satzg. v. 25.02.04/ §2/Abs. 2.4.).

### *Rahmenbedingung II: Zum Ausgangsprofil und Selbstverständnis der landkommunitären Gemeinschaft*

Im Frühjahr/Sommer des Jahres 1993 begründeten die Gemeinschaftsmitglieder das Experiment damit, „Möglichkeiten umweltfreundlichen sozialen Lebens und Wirtschaftens modellhaft zu entwickeln und zu erproben“. So verstand man es als soziale Herausforderung wie auch politische Aufgabe, durch das Projekt, Träger eines praktischen Erfahrungswissens zu werden, welches mögliche gesellschaftliche Alternativen zu erkennen und durch Beispielwirkung anzuregen in der Lage sein soll. Erkundet und verdeutlicht werden sollte dabei, wie entsprechend sparsamere Wirtschafts- und Lebensstile ohne Verlust an Lebensqualität gestaltbar wären. In der ursprünglichen Rahmenkonzeption zum „Subsistenzprojekt Pommritz“ von 1993 heißt es: „Ziel ist die Entwicklung, Erprobung und der beispielhafte Betrieb einer ökologischen Siedlung mit regional- orientierter Kreislaufwirtschaft im ländlichen Raum“. In diesem Zusammenhang ging es dem Projekt ferner darum, „lokale Organisation und dezentrale Entscheidungsprozesse um Befugnisse und Verantwortungen zu stärken und diese für eine nachhaltige Entwicklung auf die Hauptnutzer natürlicher Ressourcen zu delegieren“.

Mit der Konkretisierung der Projektziele verschrieb sich die landkommunitäre Gemeinschaft einem öffentlich wahrnehmbarem Profil und gleichermaßen einigen Richtlinien zur Realisierung des praktischen Alltags. Es sei der Hinweis gestattet, dass sich die hier vorgenommene Darstellung rahmenkonzeptioneller Aspekte ausschließlich am Selbstverständnis der landkommunitären Gemeinschaft „LebensGut“ Pommritz aus dem Jahr 1993 orientiert. Um dieses Selbstverständnis möglichst ungebrochen abbilden zu können, erfolgt die Darstellung auch weitgehend aus der Sicht der Gemeinschaft, deren Stimme sich hier praktisch ‚geliehen‘ wird.<sup>7</sup> Im Wesentlichen sind vier Problemkontexte in der Ursprungskonzeption verankert:

a) Aufbau einer Subsistenzwirtschaft

Die wesentlichen Lebens- und Arbeitsgrundlagen wie Nahrung, Wohnung, Wasser, Baustoffe und Energie werden weitgehend in lokalen bzw. regionalen Kreisläufen erwirtschaftet. Sie werden aus den gegebenen Ressourcen erzeugt, regional gelagert, ausgetauscht, verbraucht und als Reststoffe zurückgeführt. Die überregionale Arbeitsteilung wird dabei nicht aufgelöst, sondern auf die komplexen technischen und geistigen Produktionen konzentriert.

b) Permakultur

Das Projekt ist bestrebt, eine Permakultur –, d.h. die Gestaltung einer dauerhaften Landkultur durch die Verbindung von Landwirtschaft und Landschaftspflege – aufzubauen.<sup>8</sup> Darin inbegriffen ist die Einbettung von Produktion und Verbrauch in die natürlichen Zusammenhänge und Gegebenheiten; d.h. auch energieeffiziente und schadstofffreie Herstellung und Recycling. Ebenso ist der Aufbau eines Permakulturinstituts zur Weiterentwicklung dieses landwirtschaftlichen Konzepts geplant. Das Projekt ist bestrebt, die Tradition des Hofes als landwirtschaftliche Versuchs- und Forschungsanstalt (um 1900 „Versuchs- und Forschungsanstalt für bäuerliche Werkarbeit“) zu bewahren und vor diesem Hintergrund die Entwicklung einer bodenständigen und zukunftsfähigen Landkultur zu beobachten und zu reflektieren.

---

<sup>7</sup> Es wurden von mir lediglich leichte sprachliche Überarbeitungen vorgenommen. Die Zeitform bei der Darstellung der vier Problemstellungen wurde beibehalten (vgl. Konzeption zum Subsistenzprojekt Pommritz 1993, Hosang 1995b/193f).

<sup>8</sup> „Permakultur“ – abgeleitet von *Permanent Agriculture* – kann als eine neue und zugleich uralte Idee verstanden werden. Das Landschaftsgestaltungskonzept versucht in systemischen Zusammenhängen und Wechselwirkungen zu denken, natürliche Kreisläufe nachzuempfinden und dauerhafte, sich selbst erhaltende Systeme aus Pflanzen und Tieren zu entwickeln, die sich gegenseitig ergänzen. Permakultur kennzeichnet im Besonderen eine Landwirtschaftsweise mit so genannter „mittlerer Technik“, wobei Erfahrungen traditioneller landwirtschaftlicher Systeme mit neuen Erkenntnissen verbunden werden. Das Permakultur-Konzept verfolgt das langfristige Ziel einer regionalen Selbstversorgung bei gleichermaßen Befriedigung und Integration der materiellen, sozialen und sinnlichen Bedürfnisse der Menschen in das sich selbst erhaltende Ökosystem (vgl. dazu Mollison 1989). Aus einem 1993 erarbeiteten Gutachten zur Flächenplanung des Pommritzer Subsistenzprojekts heißt es: „Die beim Modellprojekt Pommritz gegebenen Voraussetzungen bieten eine seltene Chance zur Erprobung und Weiterentwicklung dieser Konzepte für hiesige Klimabedingungen. Eine der notwendigen Voraussetzungen zur Durchführung ist die Gegebenheit geschlossener, zur wirklichen Integration von Natur, Siedlung und Landnutzung geeigneter Gelände“ (Kennedy 1994/32).

### c) Subsidiarität kleiner Arbeits- und Lebenskreise

Die Gestaltung menschlich-unmittelbarer und überschaubarer Lebens- und Arbeitskreise (ca. 300 Menschen je Siedlung) fördert soziale Selbsthilfe und solidarisch statt Konkurrenz orientierte Verhaltens- und Verbrauchsweisen. Es ermöglicht die Einsparung aufwendiger Konsumtion. Soziale Selbstorganisation, Entscheidung, Verwaltung und Verantwortung werden auf der jeweils untersten, unmittelbar betroffenen sozialen Ebene organisiert. Die im solidarischen Lebens- u. Arbeitskreis mögliche individuelle Anerkennung und interne Arbeitsteilung ist die Voraussetzung zur Entfaltung der produktiven und geistigen Fähigkeiten aller Individuen und somit die Grundlage einer menschlich reichen Landkultur.

### d) Weitergabe ökologischer, sozialer und landkultureller Impulse

Um die Tendenz der Entvölkerung ländlicher Regionen aufzuhalten, bedarf es der Entwicklung und Verbreitung neuer Perspektiven. Infolge seines im Vergleich zur Stadt immer schon gegebenen Kontakts und Zusammenwirkens mit der Natur bietet gerade der ländliche Raum günstige Voraussetzungen für moderne ökologische Kreislaufsysteme. Notwendig dafür sind der Aufbau ländlich unmittelbarer Bildungsangebote sowie die Entwicklung ökologischer wie sozialer Perspektiven in der und für die Region. Das Projekt versteht sich in diesem Sinne als ein innovatives Entwicklungs- und Erprobungszentrum, von dem aus kooperative und vernetzende Impulse in die Region ausgestrahlt werden sollen.

## **5.2.2 Ausstaffierung, Gestaltung und Relevanz der ökonomischen Binnenstrukturen und Formen der inneren sozialen Organisation**

Im Fall der landkommunitären Gemeinschaft „LebensGut“ Pommritz ist die strukturelle Verflechtung von Verein und Gemeinschaft unübersehbar. Fungierte der Verein zu Beginn lediglich als `Stroh puppe`, als rechtlich formales Dach der Gemeinschaft, übernahm er im Laufe der Entwicklung zunehmend Steuerungsaufgaben und stellte Entscheidungsorgane zur Verfügung. Mit Fortbestehen der Gemeinschaft hat sich die Verzahnung von Vereins- und Gemeinschaftsstrukturen verstärkt. Fragen der Gemeinschaft konnten nur in seltenen Fällen losgelöst von Fragen des Vereins und umgekehrt betrachtet werden. Sie zogen unweigerlich Änderungen in der Vereinssatzung mit sich.<sup>9</sup>

---

<sup>9</sup> Es wird sich hier auf folgende Satzungsfassungen aus den Vereinspapieren berufen:

- a) Vereinssatzung vom 17.10.1992,
- b) Satzungsänderung vom 19.06.1993,
- c) Satzungsänderung vom 02.10.1994,
- d) Satzungsänderung vom 06.05.1995,
- e) Satzungsänderung vom 08.08.1997,

Der im Zeitraffer angelegte Oberflächenbefund zu den zentralen Strukturen und Prozessen in der Gemeinschaftsentwicklung sieht so aus:

### *1. 'Gemeinsame Ökonomie', 'Konsens' und 'Subsistenz'*

*Der Zeitraum vom April 1993 bis Juli 1995*

Nahezu alle Lebens- und Arbeitszusammenhänge waren mit Beginn des Gemeinschaftsprojekts im April/Mai 1993, wie in der Rahmenkonzeption vorgesehen, auf Selbstversorgung, Autarkie und Selbstbestimmung hin ausgerichtet. Im Juni 1993 verstanden sich die bislang der Gemeinschaft zugehörigen Personen als Akteure der so genannten „Kerngruppe“, die im Konsens über die Aufnahme neuer Mitglieder in die Gemeinschaft entschied. Mit der Implementierung der Kerngruppe in die Vereinsarchitektur (Satzg. v. 19.06.1993, §5c, §8/Abs. 1-9) war jede Kerngruppenbeteiligung auch an die aktive Mitgliedschaft im Verein gebunden. Die Aufnahme als vollständig anerkanntes Mitglied der Gemeinschaft verpflichtete die Einstiegs-kandidatin bzw. den Einstiegs-kandidaten<sup>10</sup> nicht automatisch an einer Kerngruppenbeteiligung. Diese konnte, wenn vom Akteur gewünscht, beantragt und in einer zeitlich versetzten Runde beschlossen werden. Auch war die Mitgliedschaft im Verein nicht zwingend, um der Gemeinschaft beitreten zu können. Allerdings waren praktisch alle anfangs in der Gemeinschaft Lebenden auch Angehörige des Vereins. Die ökonomischen und sozialen Binnenstrukturen der Gemeinschaft wurden von den Akteuren der Gründergeneration unabhängig vom ersten Satzungspapier des Vereins festgelegt. Sie waren nicht in der Vereinssatzung verankert und haben sich auch nicht informell mit den Vereinsstrukturen gedeckt.

Als ökonomische Basis beschloss man eine „gemeinschaftliche Kasse“, in die alle Gemeinschaftsmitglieder ihre gesamten monatlichen Einkünfte (Arbeitslosengeld, Gelder aus Beschäftigungsverhältnissen etc.)<sup>11</sup> einzahlten. So benötigte es kein Miet- oder sonstiges Abgabensystem. Aus dem Gemeinschaftsfond wurden die laufenden Festkosten abgedeckt (Pacht, Strom, Gas, Heizstoffe etc.) und die ersten notwendigen Investitionen getätigt (Arbeitsgeräte, Baumaterialien, Saatgut etc.). Ebenso diente die Gemeinschaftskasse, allen laufenden Bedürfnissen der Akteure nachzukommen (Nahrungsmittel, sonstige Gebrauchsgegenstände etc.). Jedem Gemeinschaftsmitglied stand ein monatliches Taschengeld zur Verfügung. Individuelle Ausgaben

---

f) Geschäftsordnung der Kerngruppe (gem. §8 der Satzungen des Vereins von 1993), insb. Änderung des §3 der GschO der KG vom August 1998,

g) Satzungsänderung vom 25.02.04.

<sup>10</sup> Auch hier wird im Folgenden der Lesbarkeit wegen nur die männliche Form verwendet. Gemeint sind natürlich sowohl die männliche als auch die weibliche Form.

<sup>11</sup> Damit das Gemeinschaftsprojekt für die örtliche Gemeinde keine zusätzliche finanzielle Belastung darstellt, wurden von den Akteuren keine Sozialhilfeleistungen in Anspruch genommen.

größeren Maßes mussten mit der Gruppe abgestimmt werden (z.B. Urlaub etc.). Kinder bzw. Familien oder Einzelpersonen mit Kindern wurden über eine Extrakasse, der „Kinderkasse“ finanziell unterstützt. Alle Mahlzeiten wurden im gemeinsamen Speiseraum eingenommen. Wohngemeinschaften, denen sowohl Einzelpersonen als auch Familien zugehörig waren, stellten die häufigste Wohnform vor allem in den ersten drei Jahren dar. Da Wohnraum in der Anfangszeit knapp war, lebten manche Akteure in mehr oder weniger gut ausgebauten Bauwägen.

Die anfallenden Arbeiten wurde sowohl langfristig (ausstehende Investitionen, Umsetzungsstrategien etc.), als auch allmorgendlich geplant und aufgeteilt, so z.B. die Feld- und Gartenarbeit, das Brotbacken, die anstehenden Bauarbeiten, die Kinderbetreuung, das Kochen etc. Das Anliegen der gemeinschaftlichen Selbstorganisation der Tätigkeiten bestand darin, jedem Gemeinschaftsmitglied die Möglichkeit einzuräumen, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten in verschiedener Hinsicht weiter zu entwickeln oder auch neue auszubilden. Prozesse der Arbeitsteilung fanden vor diesem Hintergrund zwar statt, blieben aber aufgrund der eng geführten Subsistenzpraxis minimal ausgeprägt. Die Organisation und Verteilung von Tätigkeiten glich anfänglich, aber nur kurzzeitig, einem Rotationsprinzip, d.h. die Arbeitsverrichtungen zirkulierten in der Gruppe. Größere Aktionen wurden gemeinsam durchgeführt (Ernteeinsätze, Nahrungsmittelkonservierung, Holzaktionen etc.). Einige Akteure der anfangs deutlich 'ostdeutsch' geprägten Gemeinschaft nahmen berufliche Ausbildungen in Anspruch, die zu meist über das Arbeitsamt als Umschulung oder Weiterbildung angeboten wurden. Ehemalige Diplomingenieure oder Berufsschullehrer z.B. konnten sich so binnen zwei Jahren zu staatlich anerkannten Landwirten oder fachlich ausgebildeten Handwerker qualifizieren.

Die Teilnahme jedes Einzelnen in den Formen der inneren sozialen Organisation beruhte auf freiwilliger Basis. Allen Entscheidungen, die es innerhalb der landkommunitären Gemeinschaft zu treffen gab, lag das Konsensprinzip zugrunde. Anspruch der Gemeinschaft war es, zu einvernehmlichen Lösungen zu gelangen und Verständigungsorientiertes Handeln zu fördern. Die von den Gemeinschaftsmitgliedern so bezeichnete „Montagsrunde“ diente als wöchentliches Beratungs- und Entscheidungsgremium zur Klärung praktischer Alltagsprobleme. In der Montagsrunde wurden ebenso Grundsatzbeschlüsse gefasst. Allerdings waren hier nur die Kerngruppenmitglieder abstimmungsberechtigt, während den Nichtkerngruppenmitgliedern lediglich eine beratende Funktion zugesprochen wurde. Für die Klärung von zwischenmenschlichen Konflikten und zur Förderung der sozialen Transparenz hatten sich die Akteure einer so genannten „Emo-Runde“ verschrieben. Ideelle Fragen bzw. Visionen der Gemeinschaft wurden in einer Runde, die man „Geist des Projekts“ nannte, berührt. Eng damit in Verbindung standen drei in der Gemeinschaft gewählte so genannte „Hüter“. Sie waren ge-

mein hin mit der Aufgabe vertraut, die geistige Atmosphäre der Gemeinschaft, d.h. einen primär immateriellen Überblick zu allen Fragen des Gemeinschaftsaufbaus, der Gemeinschaftsbildung und -entwicklung zu wahren, was jedoch mit keiner höheren Autorisierung dieser Personen einherging. Alle genannten Sitzungen wurden in den ersten beiden Jahren regelmäßig abgehalten und von den Akteuren kontinuierlich wahrgenommen, was in der Gemeinschaft zu späteren Zeitpunkten so ausgeprägt nicht mehr der Fall sein sollte.

Innerhalb der Runden zum „Geist des Projekts“ wurde von den Gemeinschaftsmitgliedern im April 1994 eine „Vision und Verfassung“ verabschiedet. Sie entsprach einem ideellen Konsens, in dem die Mitwirkenden eine gemeinsame Geisteshaltung und Utopie formulierten. Sie sollte gleichermaßen als Ausgangspunkt für das praktische Zusammenleben aller Akteure und als Richtschnur für Neueinsteiger in die Gemeinschaft dienen.

In diesem ideellen Grundssatzpapier heißt es:<sup>12</sup>

„Wer hier lebt, engagiert sich bewußt und aktiv am Aufbau einer Permakultur, das heißt einer infolge ihrer Kenntnis und wissenden Anwendung der Naturgesetze dauerhaft lebensfähige Kultur des Menschen auf unserem Planeten.

Angesichts des bedrohten Zustandes der irdischen Natur ist der alte menschliche Traum eines schönen und friedlichen Lebens zugleich unsere politische Aufgabe: Wir begreifen uns als Teil einer Bewegung für eine gewaltfreie Erde.

Der Friede beginnt zuallererst in uns selbst, im inneren Eins- Sein mit allem. Wir sind uns bewußt, Bestandteil und verantwortliche Mitgestalter der Schöpfung zu sein. Wir leben mit der Natur dieses uns anvertrauten Fleckchens Erde, doch wir fühlen und wissen uns verbunden mit allen Menschen und allen Wesen der Erde und des Kosmos.

Das Herz einer neuen Kultur ist eine wahrhaftige Gemeinschaft, ein komplexer, vielfältiger, transparenter, gewaltloser Organismus freier, in Liebe, Arbeit und Wissen verbundener Menschen, die ihre Unterschiede nicht als Kampf gegeneinander, sondern als einander ergänzenden Reichtum erfahren. Sie ermöglicht uns, über unsere Beschränkungen als Einzelwesen hinauszuwachsen. Durch die Befreiung aus den traditionellen Käfigen von Selbstzweifeln, Angst, Neid und Eifersucht kann jeder all seine Lebensenergien entfalten, im Spiel der Gemeinschaft seine Einzigartigkeit erkennen und seine freie Entwicklung als Bedingung für die freie Entwicklung aller begreifen.

Wir brauchen eine regionale Selbstversorgung mit Lebensmitteln, Wasser, Energie und Medizin. Um uns unabhängig zu machen von den die Erde ausbeutenden und die Lebensgrundlagen zerstörenden Energie- und Stoffströmen der Konsumgesellschaft, um diesen Wahnsinn nicht länger mitzuverantworten und von unserer eigenen Arbeit zu leben.“

---

<sup>12</sup> Vgl. Hosang (1995b/191).

Hierbei kann der Landkommune attestiert werden, dass sie sich im Prozess ihrer Entwicklung und Veränderung immer wieder Auseinandersetzungen um die gemeinsame Vision und Verfassung gestellt hat. Im Mai und Juni des Jahres 2001 wurden z.B. Verfassungsentwürfe von einzelnen Gemeinschaftsmitgliedern erarbeitet und vorgelegt, letztlich aber nicht beschlossen.

Mitte des Jahres 1994 zeichnete sich eine neue Tendenz in der Gemeinschaft ab: Das Engagement einzelner Akteure konzentrierte sich zunehmend auf ganz bestimmte „Arbeitsbereiche“. Folglich spezifizierten sich auch Kompetenzen und Befähigungen. Bestimmte Arbeitsinhalte und -abläufe erforderten bald natürliche Routinen und vor allem Verbindlichkeit (z.B. im Bereich „Tierhaltung“). Andere Gemeinschaftsmitglieder wiederum distanzieren sich von bestimmten Tätigkeiten. Der zur Bewältigung des Arbeitsalltags subsidiär geregelte Modus bewährte sich nur spärlich. Hingegen nahmen Prozesse der Arbeitsteilung sukzessive zu. Im Zuge dessen, erwies sich die geschlossene Finanzierung der Projektmitglieder durch die Gemeinschaftskasse als zusehends problematisch. Ein weiterer destabilisierender Faktor bestand darin, dass in der Gemeinschaft eine inzwischen unübersehbare Heterogenität im Verständnis und in der Praxis der subsistenten Arbeits- und Lebensweise vorherrschte. Sowohl Arbeitszeiten und Arbeitsintensitäten als auch die individuellen, aus dem Gemeinschaftsfond finanzierten Bedarfsansprüche hatten zuweilen ein recht unterschiedliches Niveau erreicht. Auch schien es so, dass sich die gemeinschaftliche Ökonomik mit ansteigender Mitgliederzahl in der Gemeinschaft z.T. als motivationshemmend für die Entwicklung von Eigeninitiativen herausstellte. Ein weiterer Grund, der das Prinzip der gemeinsamen Ökonomie empfindlich gefährdete, war das Ausbleiben von Einzahlungen einzelner Akteure in die Gemeinschaftskasse.

Zwangsläufig entstanden erste Schwierigkeiten innerhalb der Entscheidungsfindungsprozesse. So wurde der Verein nun stärker zur Regulierung gemeinschaftlicher Belange herangezogen. Auf Vereinsebene unterschied man bereits zwischen „aktiven“ und „fördernden“ Mitgliedern. Während „aktive Mitglieder“ als Personen definiert wurden, die „die Verwirklichung der Vereinsziele aktiv unterstützen“, wurden „Fördermitglieder“ als solche betrachtet, die den Verein durch regelmäßige Beitragszahlungen unterstützen, aber nicht stimmberechtigt waren (vgl. Satzung v. 19.06.1993, §3/Abs. 2f). Grund für diese Differenzierung war es, die unmittelbar vor Ort anwesenden und in der Vereins- und Gemeinschaftsarbeit engagierten „aktiven Mitglieder“ in den Organisations- und Entscheidungsbefugnissen zu stärken. Hingegen sollten Vereinsmitglieder, die außerhalb der Gemeinschaft lebten, nur noch beratend an der Vereinsarbeit beteiligt werden. Verstärkt wurden auch die Aktivitäten innerhalb der seinerzeit konstituierten Kerngruppe. Im Verhältnis zur Vereinsversammlung und dem Vorstand, die beide als Instanzen auf Vereinsebene agierten, sollte die Kerngruppe stärker den Geschäftsalltag und die Interessen der Gemeinschaft koordinieren. Die drei Vorstandspersonen des Vereins (die beim Abschluss von Rechtsgeschäften mit einer Einzelvertretungsberechtigung bis 1.000 DM, der Vorstand bis 2.000 DM, ausgestattet waren; vgl. Satzung v. 17.10.1992, §7/Abs. 2) mussten der Kerngruppe angehören. Kerngruppe und Vereinsvorstand

wiederum waren der Vereinsversammlung rechenschaftspflichtig, die somit das höchste Entscheidungsorgan darstellte. In den Montagsrunden traf die Kerngruppe laut der von ihr verabschiedeten Geschäftsordnung weiterhin alle Entscheidungen in erster Lesung durch Konsensbeschluss (mit zweiwöchigen Vetofristen). In zweiter Runde traf man sich und versuchte erneut einen Konsens zwischen allen anwesenden Kerngruppenmitgliedern zu erwirken. Gesetzt den Fall, dass sich kein Konsens in der Kerngruppe herstellen ließ, wurden nun Beschlusslagen an die Vereinsversammlung weiter delegiert, die im Gegensatz zur Kerngruppe mit einfacher Stimmenmehrheit entschied. Die Kerngruppenakteure verpflichteten sich zur Teilnahme an regelmäßigen Supervisionsrunden.

Allerdings blieb die Kerngruppe eben nicht mehr nur die zentrale Regulierungs- und Entscheidungsinstanz innerhalb der Gemeinschaft. Die Mitgliedschaft in der Kerngruppe entsprach gleichsam auch einem Status. Wie schon angedeutet, wurden Akteure in die Gemeinschaft aufgenommen, ohne dass sie der Kerngruppe angehörten oder ihr beitreten wollten. Im anderen Fall traten Gemeinschaftsmitglieder, die von Beginn an in der Gemeinschaft lebten und somit der Kerngruppe genuin angehörten, aus dieser aus. Solche Akteure wurden ihrem Status nach als so genannte „Mitlebende“ bezeichnet. Um nach einer gewissen Zeit und im Anschluss an ein Aufnahme-ritual als ein mit allen Rechten und Pflichten ausgestattetes Mitglied der Gemeinschaft anerkannt zu sein (zunächst als „Mitlebender“, evt. später als „Kerngruppenmitglied“), mussten zuvor der Status des „Gastes“ und der des „Einsteigers“ durchlaufen werden. Ersterer Status bedurfte lediglich der Zustimmung der Montagsrunde. Einsteiger wurde man durch Beschluss in einer eigens dafür vorgesehenen Runde beim „Geist des Projekts“. Nach Beendigung der Probezeit von einem viertel Jahr entschieden ausschließlich die Kerngruppenmitglieder in gleicher Runde über die Aufnahme des Einsteigers in die Gemeinschaft (vgl. Einsteigerregelung v. 21.03.1995).

Die Gemeinschaftskasse wurde im Juli 1995 schließlich aufgegeben. Diese Entscheidung sollte unweigerlich Konsequenzen für das Selbstverständnis der Landkommune als „Subsistenzprojekt“ nach sich ziehen, zumal, u.a. dadurch begünstigt, das anfänglich noch rotierende Arbeitsorganisationssystem zur Disposition stand. Das eingangs praktizierte Subsistenzverständnis schien kollektiv nicht mehr teilbar. `Subsistenz´ verflachte zu einer Frage der individuellen Auslegung.

## 2. ‚Konsens‘ und ‚Subsistenz‘

*Der Zeitraum vom August 1995 bis Dezember 1998*

Mit dem Wegfall der gemeinschaftlichen Ökonomie der ersten zwei Jahre stand nun jedes Gemeinschaftsmitglied in der Verantwortung der Eigenfinanzierung seines Unterhaltes.

Zur Deckung aller laufenden Festkosten für das Gesamtprojekt entschied man sich für die Einführung eines verbindlichen Miet- und Finanzierungssystems. Der Verein trat dabei als Vermieter gegenüber den Gemeinschaftsakteuren auf. Die Mieten (Berechnung benötigten Wohnraums/qm zzgl. Betriebskostenpauschale) waren monatlich auf ein Konto des Vereins zu zahlen. Die gemeinschaftlichen und für kulturelle Zwecke genutzten Räumlichkeiten (Speiseraum, Küche, Sanitäranlagen, Veranstaltungssaal, Infocafé, Meditations- und Musikraum, Bibliothek, Büros etc.) wurden über einen einheitlich festgelegten monatlichen „Projektbeitrag“ finanziert. Bezüglich der Kinder gab es eine Entlastung der Eltern – eine Art Kinderfreibetrag –, in dem der Anteil der durch die Kinder entstandenen Mietkosten von allen Erwachsenen getragen wurde. Im Hinblick auf die vereinbarten Investitionen an der Wohnimmobilie (obligatorische Instandsetzungsbereiche: Heizung, Elektrik, Wasser und Abwasser) waren später dann alle „Kerngruppenmitglieder“, „Mitlebenden“ und „Einsteiger“ zu einer mit dem Verein vertraglich geregelten Darlehenszahlung verpflichtet.<sup>13</sup> Durch diese Verpflichtung sollte eine Verbindlichkeit für das Leben des Einzelnen in der Gemeinschaft eingefordert, hingegen provisorisches und dauerhaft unverbindliches Dasein eingegrenzt werden.

Eine Beteiligung an der neu gegründeten „Hauptgruppe“ basierte hingegen auf Freiwilligkeit. Sie glich einer Solidargemeinschaft von Akteuren, die hinsichtlich ihrer Ernährungsgrundlagen zusammen wirtschafteten. Dafür wurde eine so genannte „Subsistenzpauschale“ berechnet, die jedes Hauptgruppenmitglied monatlich zu zahlen hatte. Das Begleichen der Subsistenzpauschale berechnete einerseits zum freien Zugriff auf alle intern, d.h. am Hof produzierten, wie auch extern, d.h. zugekauften, Nahrungsmittel. Die Beteiligung an der Hauptgruppe verpflichtete andererseits zu regelmäßigen Mahlzeiten- und Küchendiensten. Die

---

<sup>13</sup> Diese Darlehensregelung wurde freilich erst im Zuge der Klärung der Eigentumsfrage der Immobilie beschlossen, nachdem der Verein im Dezember des Jahres 1997 die Wohn- und Wirtschaftsgebäude sowie ca. 1,5 ha Hof- und Parkflächen von der BVVG gekauft hat (Gesamtfläche 52.440 qm; Kaufsumme 200.000 DM, davon entfielen 2.000 DM auf die Gebäude und 198.000 DM auf die Flächen). Für den Erwerb des Hofes bewilligte das Sächsische Staatsministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Forsten im Rahmen der Projektförderung auf der Grundlage der §§ 23 und 44 der vorl. Sächsischen Haushaltsordnung (SäHO) zuvor eine Zuwendung in Höhe von 210.000 DM (vgl. Zuwendungsbescheid des Sächsischen Staatsministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Forsten vom 24.11.1997). Die neben der Kaufsumme noch offenen 10.000 DM sind für Notarkosten ausgegeben worden. Die Bewilligung der Förderung war an drei Auflagen gebunden: a) Eine Zweckbindungsfrist des Vereins an die Immobilie von 15 Jahren, durch die eine Veräußerung des Hofes ausgeschlossen werden sollte, b) Eine Nachweiserbringung zur artgerechten Tierhaltung durch eine qualifizierte Fachkraft, c) Die Erfüllung der Fördervoraussetzungen (vgl. Schreiben des Sächsischen Staatsministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Forsten vom 29.10.1997). Ferner sollten Kontrollen über das Objekt durch regelmäßige Vorortbegehungen gewährleistet werden. Die

Hauptgruppe war ein wichtiger Abnehmer der Erzeugnisse aus den Nahrungsmittelproduzierenden Arbeitsbereichen, die mit der Auflösung der universell eingesetzten Gemeinschaftskasse gewissermaßen gezwungen waren, ihre Produkte zu verkaufen.<sup>14</sup> Andere Akteure der Landkommune, die sich nicht der Hauptgruppe anschlossen, verfolgten in ähnlicher Weise solche Versorgungszusammenschlüsse, z.B. innerhalb ihres WG-Verbunds.

Die Wohnsituation im Gemeinschaftsprojekt hatte sich inzwischen deutlich verbessert. Der Innenausbau des Wohngebäudes und die Schaffung von Wohnraum besaßen von Beginn an Priorität, so dass mittlerweile größere Wohneinheiten entstanden waren, was vor allem Familien mit Kindern zugute kam.<sup>15</sup> Andere Akteure lebten weiterhin in WG-Verbunden mit gemeinsamer Küchen- und Sanitärnutzung. Bauwagenbewohner gab es, meist auf eigenen Wunsch hin, nur noch sehr vereinzelt. Die allgemein so bezeichnete „Wohnungstauschrunde“ war für die Klärung aller diesbezüglich anfallenden Fragen und Bedürfnisse zuständig.

Die Montagsrunde wurde weiterhin als wöchentliches Plenum wahrgenommen. Neben der Montagsrunde trafen sich die Kerngruppenmitglieder jedoch nun gesondert innerhalb von so genannten „Kerngruppentreffen“. Das einmal im Monat einberufene Kerngruppentreffen war das zentrale Entscheidungsorgan und Sprachrohr der Gemeinschaft. Das Kerngruppentreffen stand in seiner gestaltungspolitischen Funktion der Montagsrunde übergeordnet. Die Zuständigkeit der Montagsrunde blieb weiterhin auf die Tagespolitik in der Gemeinschaft konzentriert. Insofern wurde von Kerngruppenmitgliedern im Vergleich zu den Mitlebenden ein höheres Maß an Verbindlichkeit und Verantwortungsübernahme erwartet. Allerdings erwiesen sich manche Prozesse der Aushandlung und Entscheidungsfindung als zeitlich aufwendig, so dass bestimmte Themen und Problemlagen aus den Kerngruppentreffen und Montagsrunden ausgelagert und zur Beratung an kleinere Akteursgruppen weiter delegiert wurden (z.B. „Bauausschuss“, „Küchenausschuss“, „Kinderrunde“ etc.). Dort erarbeitete Vorschläge wurden dann wiederum in die beiden, auf Konsens fußenden Entscheidungsplenarien hineingetragen. Sitzungsverläufe und Beschlüsse wurden protokolliert. Auch wurde die Teilnahme an den Sitzungen stärker eingefordert. Insbesondere was die Kerngruppe anbelangte, musste die Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit gewährleistet sein, was die Beteiligung an den Kerngruppentreffen vor-

---

landwirtschaftlich und gartenbaulich genutzten Flächen von ca. 70 ha waren nicht im Kauf inbegriffen. Ihre Nutzung wurde vom Verein weiter über Pachtverträge mit der BVVG geregelt.

<sup>14</sup> Die Subsistenzpauschale betrug für jeden Erwachsenen 200 DM. Der Betrag war so berechnet, dass alle Kinder, deren Eltern an der Hauptgruppe partizipierten, gemeinschaftlich getragen werden konnten. Für sie musste der Betrag nicht aufgebracht werden. Der Kostenpunkt für die Produkte, den die Hauptgruppe an die landwirtschaftlichen Arbeitsbereiche zu zahlen hatte, lag bedeutend niedriger als das Preisniveau, was für den Markt veranschlagt wurde. Zudem bestanden vereinzelt für Nichthauptgruppenmitglieder materielle Sonderregelungen, insbesondere wenn diese Arbeitsaufgaben in der Landwirtschaft übernommen haben (z.B. finanzielle Begünstigungen, Tauschregelungen).

<sup>15</sup> Bis 1995, Instandsetzung von ca. 500 qm Wohnraum (vgl. Hosang 1995b/196). Vorrang hatte der Wohnungsausbau, weil man in der Gemeinschaft mit einer Siedlungsgröße von bis zu 300 Menschen rechnete (vgl. Konzeption zum Subsistenzprojekt Pommritz 1993).

aussetzte. Die noch in der Anfangszeit realisierten, aber gegen Ende des Jahres 1995 vernachlässigten „Emo-Runden“ wurden nun durch eine mehr ritualisierte und mittels einer Regie geleiteten Kommunikationsform, dem so genannten „Forum“ kompensiert.<sup>16</sup> Für Kerngruppenmitglieder war die Teilnahme am „Forum“, später am „Kerngruppenforum“ verbindlich. Die allein durch die Kerngruppe im Konsens beschlossene Aufnahme neuer Mitglieder in die Gemeinschaft, aber auch die Aufnahme in die Kerngruppe selbst wurde sorgfältiger geprüft. Hinsichtlich des Status des „Dauergastes“ und des „Einsteigers“ wurden längere Karenzzeiten angesetzt. Die Auflagen für die Gästeregelung wurden in finanzieller Hinsicht verschärft.

Die entstandenen Arbeitsbereiche – wie der „Ackerbau“, die „Tierhaltung“, die „Bäckerei“ und die „Käserei“<sup>17</sup>, der „Feldgarten- und Gemüsebau“, die „Abokiste“, das „Bildungszentrum“<sup>18</sup>, der „Bau“ oder die „Holzwerkstatt“ – wirtschafteten ausnahmslos im Rahmen des Vereins. Die in Teilbereichen aufgegliederte „Landwirtschaft“ sowie das „Bildungszentrum“ hatten sich darüber hinaus auch für den freien Markt geöffnet. Das zu Anfang noch vor allem im Gesamtbereich „Landwirtschaft“ bestehende Problem von verhältnismäßig hohen Produktionskosten infolge der geringen Spezialisierung und der noch nicht effizient organisierten Arbeitsabläufe, konnte weitgehend eingedämmt werden. Die weiter forcierte Ausdifferenzierung der Arbeitsbereiche stand ganz im Sinn und Zweck des Vereins, zumal die Arbeitsbereiche mittlerweile einen relativ hohen Prozentsatz auch an variationsreicher Selbstversorgung garantierten. Zudem brachte das enge Zusammenspiel der Arbeitsbereiche die gewünschten Kreislauf- und Synergieeffekte mit sich. So konnten bspw. die Produkte aus Landwirtschaft und Gartenbau optimal für den laufenden Seminar- und Gästebetrieb des Bildungszentrums genutzt werden. Auswärtige Besucher am Hof wiederum sorgten für Absatz der Erzeugnisse aus der Landwirtschaft, der Tierhaltung und des Gartenbaus. Ein solcher kreislaufwirtschaftlicher Schwung konnte jedoch nur bedingt in nachfolgende Entwicklungsphasen der Gemeinschaft hineingetragen werden.

Die in sich quantitativ wie auch qualitativ unterschiedlich stark ausgeprägten Arbeitsbereiche (Einsatz der Arbeitskräfte, Umsatzzahlen/Jahr, Produktvielfalt etc.) waren indessen mit ganz konkreten Akteuren oder kleineren Akteursgruppen verbunden. Regelmäßige Abspra-

---

<sup>16</sup> Ich habe bereits im Kapitel 8.4 auf die Bedeutung und Praktiken des „Forums“ hingewiesen.

<sup>17</sup> Für den Aufbau der Hofkäserei und der Hofbäckerei wurde bis 1996 eine direkte Projektförderung durch den Freistaat Sachsen von 120.000 DM in Anspruch genommen. Alle landwirtschaftlich und gartenbaulich genutzten Flächen wurden bereits im Jahr 1993 von konventionellen auf ökologischen Anbau (biologisch-organisch) umgestellt. Im Anschluss an die Flächenumstellung erfolgte dann die Mitgliedschaft des Vereinsbetriebes Landwirtschaft im Anbauverband „Gäa – Ökologischer Landbau“.

<sup>18</sup> Die Bundesstiftung Umwelt genehmigte dem Projekt 1993 einen Zuschuss von 185.000 DM für den Aufbau des Bildungszentrums, d.h. insbesondere für die Ausrüstung von Büros und Bibliothek sowie für das Engagement von Organisationsentwicklungsberatern.

chen fanden sowohl innerhalb der Arbeitsbereiche als auch zwischen den Arbeitsbereichen statt. Für letztere wurde die so genannte „Managerrunde“ ins Leben gerufen, die ein Arbeitsbereichübergreifendes Beratungsgremium darstellte. Hier wurden laufender Geschäftsalltag und Kooperationsmöglichkeiten untereinander abgestimmt und ebenso wirtschaftliche Entwicklungen diskutiert. Allerdings waren den Verantwortlichen der Arbeitsbereiche hinsichtlich ihrer persönlichen Entscheidungsgewalt die Hände gebunden. Sie besaßen zwar eigenmächtige Entscheidungsspielräume, doch blieben diese auf den finanziellen Rahmen von 2.000 DM beschränkt. Darüber hinausführende Entscheidungen (z.B. höhere Investitionsmaßnahmen, Ausbaupläne, Förderungen etc.) mussten der Abstimmung im Vereinsvorstand und schließlich in der Kerngruppe standhalten, weil insbesondere die Kerngruppe laut Satzung befugt war, „über Angestellte und andere Mitarbeiter der Vereinseinrichtungen, über die Mittelverwendung [...] und [über; d. Verf.] die Gründung oder Auflösung von Zweckbetrieben“ zu entscheiden (Satzung v. 08.08.1997, §8/Abs. 3). Die Kerngruppe war also letzter Entscheidungsträger über den Einsatz und die Verteilung spezifischer Mittel oder Fördergelder (insb. Personengebundene Förderungen, wie ABM, LKZ, SAM, ASS, ZDL, aber auch öffentliche Zuwendungen) zu bestimmen, was indirekt dem Aufbau der Arbeitsbereiche zugute kam.<sup>19</sup> Allerdings erwiesen sich hier schon die Prozesse der Entscheidungsfindung in der Kerngruppe als problematisch, weil das Konsensprinzip jedem Kerngruppenmitglied – trotz eines rein natürlichen Kompetenzgefälles in spezifischen Sachfragen, z.B. der Mittelverwendung innerhalb eines bestimmten Arbeitsbereiches – entsprechende Mitsprache- und Entscheidungsrechte einräumte.

Zu dieser Zeit existierten auch geteilte Meinungen zu Fragen der wirtschaftlichen Unabhängigkeit und Entscheidungsautonomie einzelner Arbeitsbereiche. In der Gemeinschaft drängte sich eine entscheidende Zukunftsfrage auf, nämlich, ob sich bestimmte Arbeitsbereiche weiterhin der Subsistenzpraxis verpflichten oder sich stärker an den vorhandenen Absatzpotenzialen des regionalen Marktes orientieren sollten (insbesondere die „Landwirtschaft“). Ausgangspunkt dessen war, dass vor allem die in der „Landwirtschaft“ engagierten Personen eine berufliche Chance in der Haupterwerbslandwirtschaft erkannten. Zweifelsohne war aus dieser Perspektive des Umschaltens von der Subsistenz- und Nebenerwerbslandwirtschaft zur Haupterwerbslandwirtschaft die Einführung eines Niedrigschwelligen Lohn- und Beschäftigungsmodells nur folgerichtig, zumal sich bereits gegen Mitte des Jahres 1996 im Bereich

---

<sup>19</sup> Der größte Teil der vom Arbeitsamt geförderten Arbeitsleistungen (insb. ABM und LKZ) floss in die Gebäude- und Flächenanierung, in die Landschaftspflege und in die Öffentlichkeitsarbeit des Vereins. Die Förderung über das Arbeitsamt durch ABM betrug von 1993 bis einschließlich des Jahres 1996 ca. 40 Personenjahre.

„Landwirtschaft“ und den angelegenen Taktstraßen der Produktveredlung („Bäckerei“ und „Käserei“) ein Zuwachs an Arbeitskräften bzw. auch niedrig qualifizierten Personals (FÖJ, Praktikanten) sowie eine hohe Arbeitsintensität abgezeichnet hatten.

Im Spannungsfeld von Subsistenzwirtschaft und privatwirtschaftlichen Orientierungen kamen einstimmige Beschlusslagen in den Kerngruppentreffen selten zustande. Das Konsensprinzip dürfte vor allem als eine Art `Blockadepolitik` auf diejenigen Akteure gewirkt haben, die die wirtschaftliche Ausrichtung der Arbeitsbereiche über den Rahmen der Vereinsarbeit hinaus mit Investitionen und beschäftigungswirksamen Effekten in Verbindung brachten, die sich gleichsam aber in der Abhängigkeit vom Nutzungsrecht bzw. ab dem 04. Dezember 1997 vom Eigentumsrecht des Vereins (Stallgebäude, Scheune, Hofflächen, Geräte- und Maschinenausstattung etc.) bewegten.

Gegen Mitte und Ende des Jahres 1997 hatte die Kerngruppe im Vergleich zu früheren Entwicklungsphasen häufiger Austritte von Mitgliedern zu verzeichnen. Der zahlenmäßig hohe Kerngruppenbestand früherer Tage konnte auch durch einzelne Zutritte nicht wieder auf das alte Niveau gebracht werden. Vereinsaustritte gab es ebenfalls. Manche Akteure, die die praktische Subsistenzgemeinschaft im Scheitern begriffen, verließen die landkommunitäre Gemeinschaft, schlossen sich anderen Gemeinschaften an oder gründeten sich anderenorts neu.<sup>20</sup>

Der Wegzug einiger Gemeinschaftsmitglieder konnte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass innerhalb der Gemeinschaft nach wie vor eine Art `Frontenbildung` herrschte. In dieser Zeit passierte es auch, dass vereinzelt Gemeinschaftsmitglieder aus den Gebäuden des Vereins auszogen, Wohnungen im Dorf bezogen oder kleine Häuser kauften, was wiederum zur Folge hatte, dass der Mietspiegel stieg und der Projektbeitrag neu berechnet werden musste, um alle Kosten zu decken. U.a. in diesem Zusammenhang entstand das so genannte „P-Team“, eine Planungs- und Koordinierungsgruppe, die neben der Managerrunde (in Verantwortung der Arbeitsbereiche) etwas stärker noch Vereinsbezogen an der Entwicklung des Gesamtprojekts wirken sollte, z.B. im Rahmen der Planung und Steuerung von investiven Maßnahmen an der Vereinsimmobilie (Wohnungsaus- und umbau, Heizung etc.).

Weil die Belange innerhalb der Gemeinschaft (vertreten durch die Kerngruppe) zunehmend schwerer abgeklärt und zu annehmbaren Lösungen geführt werden konnten, stand die Kerngruppe vor Überlegungen zur Überarbeitung ihrer Geschäftsordnung (gem. §8 der Satzung v. 19.06.1993 und ff). Bedeutsam schien in diesem Zusammenhang sowohl die Klärung eines neuen Selbstverständnisses der Gemeinschaft, als auch die zentrale Frage nach dem

---

<sup>20</sup> Dieser signifikante Populationseinschnitt im Jahr 1997 drückt sich deutlicher noch in den Zahlen der Tabelle zur Entwicklung der Mitgliederzahlen in der landkommunitären Gemeinschaft aus (vgl. Abschnitt 5.3).

Konsensprinzip, das sich als Abstimmungsverfahren nicht mehr bewährte. Allerdings mussten die Mitglieder der Kerngruppe laut ihrer alten Geschäftsordnung über die Aufhebung des Konsensprinzips im Konsens entscheiden, was aber schließlich gelang. Eine Beschlussvorlage im Kerngruppentreffen galt nun in erster wie auch in zweiter Lesung als angenommen, wenn zwei Drittel der anwesenden Kerngruppenmitglieder mit Ja stimmten, vorausgesetzt diese zwei Drittel entsprächen zahlenmäßig mindestens 51 Prozent aller Kerngruppenmitglieder (vgl. Änderung des §3 der GschO d. KG, 1998).<sup>21</sup> Die Einspruchsregel von zwei Wochen nach Beschluss in erster Lesung wurde beibehalten. In den Montagsrunden wurden Beschlusslagen weiterhin auf Konsensbasis angenommen. Ihr Charakter glich allerdings nun mehr dem Einfangen einzelner Statements und Stimmungsbilder in der Gemeinschaft. Zentrale Tagungsordnungspunkte und Entscheidungen wurden jedoch von der Montagsrunde in die Hände der Kerngruppe delegiert, die im Gegensatz zur Montagsrunde mit den Bestimmungen der neuen Geschäftsordnung ausgestattet war.

### 3. ‚Subsistenz‘

*Der Zeitraum vom Januar 1999 bis Ende des Jahres 2003*

Vereinzelte Bemühungen um eine Ausgliederung des Arbeitsbereiches Landwirtschaft aus dem Verein erfolgten bereits im Frühsommer 1998. Als relevant bleibt in diesem Zusammenhang festzuhalten, dass sich die um die „Landwirtschaft“ gebildete Gruppe seit längerem auch aus dem Gemeinschaftsalltag zurückgezogen hatte. Durch den von einem Einzelakteur realisierten Kauf eines Hauses im Dorf war z.B. eine räumliche Separierung von den Gebäuden des Vereins bzw. der Gemeinschaft gegeben, so dass Arbeitsbesprechungen und gemeinsame Mahlzeiten der Landwirtschaftsakteure seitdem dort stattfanden. Neben der Kerngemeinschaft existierte nunmehr mit der „Landwirtschaft“ eine Art Teilgemeinschaft.<sup>22</sup>

Im Februar 1999 gründeten drei in der Landwirtschaft erfahrene Gemeinschaftsmitglieder offiziell die „Ökolandbau Pommritz“ GbR.<sup>23</sup> Mit der GbR-Rechtsform war den jeweils zu gleichen Teilen berechtigten Gesellschaftern eine organisatorische und finanzielle Abgrenzung zum gemeinnützigen Verein gegeben. Der Zweck der Gesellschaft wurde im Aufbau eines Betriebes

---

<sup>21</sup> In erster Lesung sollte es jedoch weiterhin das Bemühen aller Kerngruppenmitglieder sein, über eine Beschlusslage im Konsens zu entscheiden. Dafür war die Kerngruppe angehalten, sich Zeit zu nehmen, wenn es die Umstände erlauben (§0 Präambel der GschO d. KG, 1998).

<sup>22</sup> Die „Landwirtschaftsgemeinschaft“ soll als solche hier nicht weiter Gegenstand der Betrachtung sein. Sie wird im weiteren zwar als eine Teilgemeinschaft aufgeführt, aber nicht entkoppelt von der Kerngemeinschaft gesehen, einerseits, weil sie aus der Komplexität des Gesamtprojekts nicht herausgeschnitten werden kann und andererseits, weil manche ihr zugehörigen Akteure ebenfalls auch weiter der Kerngemeinschaft angehörten.

<sup>23</sup> Jeder der drei Gesellschafter war mit der Verantwortung und Leitung eines bestimmten Firmenteils ausgestattet; a) Verarbeitung und Vermarktung, b) Tierhaltung und Hofaufsicht, c) Pflanzenanbau und Maschinenpark.

zur Erzeugung und (Direkt)-Vermarktung ökologischer Nahrungsmittel begriffen. Verein und GbR regelten vertraglich alle Nutzungs- und Pachtbedingungen (insb. Wirtschaftsgebäude, Hofflächen und die landwirtschaftlich genutzten Areale), Ausgleichszahlungen sowie auch die Herauslösung des für die Produktion erforderlichen Inventars aus dem Vereinseigentum in den Besitzstand der GbR (technische Produktionsmittel, Landmaschinen etc.).<sup>24</sup>

Die Gemeinschaft war indessen bemüht, die administrative Abspaltung der „Landwirtschaft“ im eigenen konzeptionellen Profil zu verankern und zu legitimieren, stand man doch in der Gefahr, den langjährig vom Verein geförderten landwirtschaftlichen Betrieb im Gesamtbild der Landkommune einzubüßen. Sicherlich implizierte nicht nur das ein verändertes Selbstverständnis. Die Grundidee der ‚Subsistenzgemeinschaft‘, wie sie noch in den Jahren 1993 bis 1995 präferiert wurde, musste spätestens vor dem Hintergrund des Einzugs von Prozessen der Verprivatwirtschaftlichung ernsthaft diskutiert werden. Der Mitgliederschwund in der Hauptgruppe, durch deren Wirken das subsistente Versorgungssystem der Gemeinschaft gewährleistet war, fachte die Auseinandersetzungen um eine Neudefinition des Selbstverständnisses zusätzlich an. Dringend erforderlich war es, dass sich die Realitätsentwicklungen in der Außendarstellung abbilden mussten, um zum einen die Kluft zwischen Anspruch und Praxis neu auszubalancieren und zum anderen um die Glaubwürdigkeit des Projekts aufrechtzuerhalten. Obgleich der visionäre Charakter nicht fallengelassen wurde, bildete sich das veränderte Selbstverständnis der Landkommune in einem neuen Leitbild (2000), z.B. unter dem Stichwort ‚Ökonomie‘, wie folgt ab: „Die ökonomische Basis einer zukunftsfähigen Kultur sehen wir in einer den materiellen, sinnlichen und kommunikativen Bedürfnissen des Menschen, den natürlichen regionalen Ressourcen und den Naturrhythmen angepassten Arbeits- und Wirtschaftsform. Die moderne, das Leben erleichternde Industrie soll eingeordnet werden in eine auf Selbstbegrenzung und Werterhaltung hin orientierten Kreislaufwirtschaft. Es geht uns nicht darum, alles selbst herzustellen, sondern darum, für alle Dinge das rechte Maß zu finden. Ziel ist der Aufbau einer *dualen Ökonomie* (kursive Hervorhebung von mir; d. Verf.), d.h. einer regionalen Kreislaufwirtschaft mit speziellen Marktproduktionen. [...] Außerdem werden spezielle Produkte für den überregionalen Markt erzeugt, so z.B. spezielle Nahrungsgüter mit ökologischem Gütesiegel und komplexe Dienstleistungen“ (Auszug, Leitbild 2000).

---

<sup>24</sup> Zum bisherigen Zweckbetrieb „Landwirtschaft“ zählten die Teilbereiche „Ackerbau“, „Tierhaltung“ (Stand 1999/2000: ca. 70 Milchziegen, 15 Milchkühe), „Bäckerei“ und „Käserei“, die nun unter dem Dach der GbR aus dem Verein ausgegliedert wurden. Laut Betriebskonzept sah die „Ökolandbau Pommritz“ GbR vor, die Taktstraßen der Produktveredelung künftig weiter auszubauen und somit die vorhandenen Ressourcen für neue Arbeitsplätze zu nutzen. Nachbarbereiche, wie der „Feldgarten- und Gemüsebau“ oder die „Abokiste“ wurden im Rahmen der Vereinsarbeit weiter betrieben. Entsprechend verpachtete der Verein nur die landwirtschaftlichen Nutzflächen an die GbR, blieb aber selber Nutzer des Feldgartens und der Streuobstwiesen.

Unabhängig dieser Neuausrichtung zeichneten sich in der Gemeinschaft auch Veränderungen in der sozialen Organisation ab. Bislang bestehende kleinere Arbeitskreise befanden sich in Auflösung (u.a. aufgrund mangelnder Beteiligung) bzw. wurden nicht mehr für notwendig erachtet, so dass es zu einer deutlichen Rückbildung der Diskussions- und Beratungsrunden kam. Ein Unterschied zu früheren Phasen in der Gemeinschaftsentwicklung war darin zu erkennen, dass die Vergänglichkeit einzelner thematisch ausgerichteter Arbeitsgruppen kaum noch durch Aktivitäten neuer Arbeitszirkel ersetzt wurde. Das hatte eine zunehmende Konzentrierung der Themen in den Entscheidungsplenen zur Folge. Praktische Bedeutung im Gemeinschaftsalltag trugen eigentlich nur noch die Montagrunde, das Kerngruppentreffen und das Forum.

Womöglich durch den Rückzug der Landwirtschaftsgemeinschaft ausgelöst, aber nicht verursacht, wurde in der Gemeinschaft offenkundiger als je zuvor eine zentrale Problematik diskutiert. Das Problem der strukturellen Verflechtung von Gemeinschaft und Verein wurde vor allem dadurch angestoßen, dass sich einige aktive Vereinsmitglieder nicht mehr am Gemeinschaftsleben beteiligten, gleichwohl aber einzelnen Organen des Vereins angehörten. Dies betraf ihre Aktivitäten in der Kerngruppe, die zwar formal auf Vereinsebene angesiedelt war, praktisch aber auf Gemeinschaftsebene operierte. Im umgekehrten Fall waren einzelne Akteure rege innerhalb in den Gruppenprozessen engagiert, ohne überhaupt Anspruch auf die Mitgliedschaft im Verein oder in der Kerngruppe erhoben zu haben. Diese Art Gegenläufigkeit führte zu Kontroversen, so in etwa z.B. darüber, ob die Gemeinschaft ihrem Wesen nach eigentlich noch etwas anderes darstellte als der indessen nahezu vollständig die Gemeinschaftspolitik regulierende Verein? Dahinter standen vor allem Befürchtungen, dass sich die Gemeinschaft unter dem Dach des Vereins nicht mehr natürlich entfalten kann, ohne durch dessen Strukturen erdrückt oder erzwungen zu werden. Dem Verein muss man in Rechnung stellen, dass er einerseits die Eigentumsfrage der Immobilie zugunsten der Gemeinschaft bereinigen konnte und den Gemeinschaftsaufbau durch die Fördergelder unterstützt hat. Zum anderen konnte mit der Mitgliederversammlung des Vereins immer dann ein höchstes Entscheidungsorgan wirksam geschaltet werden, wenn in der Landkommune Probleme nicht geklärt werden konnten. Schwierigkeiten bestanden aber vor allem darin, dass aufgrund der numerischen Unterlegenheit der Kerngruppenmitglieder zu den übrigen Mitlebenden, einige Personen, in der Kerngruppe nicht mehr den Repräsentanten der Gemeinschaft sahen oder besser akzeptierten. Aber auch in der Kerngruppe selbst bestand dieses Problem, was offenbar zu schweren Diskrepanzen zwischen einzelnen Kerngruppenakteuren führte. Die gesamte Situation zugespitzt haben dürfte die Tatsache, dass vereinzelt Anträge auf Beitritt in die Kerngruppe durch das Veto Einzelner abgelehnt werden mussten. Zumindest kann angenom-

men werden, dass u.a. diese Problemkonstellation in der Folge dazu führte, dass die Kerngruppe mit der Zeit so viele Austritte zu registrieren hatte, dass sie sich von dieser Fluktuation nicht mehr erholte. Sie wurde schließlich Ende des Jahres 2002 von den restlichen Kerngruppenakteuren (4-5 Personen) aufgelöst.

Die Gemeinschaft befand sich mit Beginn des Jahres 2003 nun in einer Art Übergangsphase, in der eine völlige Umstrukturierung und Neuorganisation erfolgen musste. Der Zerfall der Kerngruppe beinhaltete auch die Aufhebung des gleichnamigen Status. Deshalb konnte man zunächst nur formal zwischen Gemeinschaftsmitgliedern (in Gleichschaltung mit der Vereinsmitgliedschaft) und Einsteigern sowie Dauergästen (als Nichtvereinsmitgliedern) differenzieren. Sicher war diese grobschematische Unterscheidung nicht unbedingt passend, zumal keine Deckungsgleichheit zwischen den Mitgliederzahlen der Gemeinschaft und denen des Vereins bestand. Für die vereinslosen Mitlebenden und für Einstiegswillige war vor diesem Hintergrund der Beitritt in den Verein unumgebar. Zentrales Entscheidungsplenum war die Vereinsmitgliederversammlung, die nun vierzehntägig einberufen wurde und Beschlussvorlagen in einfacher Mehrheit annahm. Das wohl die längste Zeit überdauernde Gemeinschaftsplenum, die Montagrunde wurde aufgehoben, das Forum beibehalten. Ferner bedingte die Auflösung der Statustypen in der Gemeinschaft die Einführung eines neuen Finanzierungs- und Verrechnungssystems. Der Verein trat zwar weiterhin als Vermieter und Verwalter in Erscheinung, doch wurde nun der Projektbeitrag in einen, je nach Nutzung der vereinseigenen Gemeinschaftsräume und -anlagen gestaffelten Vereinsbeitrag umgewandelt.<sup>25</sup>

### **5.2.3 Zum Mitgliederaufbau sowie zur Kennzeichnung von Statustypen innerhalb der Gemeinschaft. Oder konkret: Wie wird man Gemeinschaftsakteur?**

Bei Betrachtung der Frage, *wie* man in der landkommunitären Gemeinschaft aktiver, mitgestaltender Akteur wird, zeigt sich, dass der Integrationsprozess gewisse zeitliche Etappen beansprucht hat und dabei ferner verschiedene zu durchlaufene Statustypen einschloss. Den Status eines vollständig anerkannten Gemeinschaftsmitgliedes nahmen dabei die so genannten „Mitlebenden“ und die „Kerngruppenmitglieder“ ein. Um dieser Zielvorgabe gerecht zu werden, mussten zuvor der Status des „Dauergastes“ und der des „Einsteigers“ passiert werden, was

---

<sup>25</sup> In der Vereinsversammlung vom Dezember des Jahres 2003 wurde für das Jahr 2004 die Staffelung und Höhe des Vereinsbeitrages wie folgt festgelegt: a) für Vereinsmitglieder mit Wohnung im Projekt 100% (entsp. 100,- Euro), b) für Vereinsmitglieder, welche auf dem Gelände des Vereins leben, wie z.B. Bauwagen 110% (entsp. 110,- Euro), c) für Vereinsmitglieder mit Wohnung außerhalb des Projekts, welche jedoch die Vereinsräume regelmäßig und häufig nutzen 40% (entsp. 40,- Euro) und d) Vereinsmitglieder, welche die Vereinsräume nur selten nutzen 20% (entsp. 20,- Euro); vgl. Beschlussprotokoll 16.12.2003).

mit unterschiedlichen Zeiträumen einherging. Jeder Status implizierte ferner verschiedene Rechte und Pflichten.

Für die Aufnahme von Neumitgliedern in die Gemeinschaft wurde von der Kerngruppe eine so genannte „Einsteigerregelung“ verabschiedet. Während diese Ordnung in den Anfangsjahren relativ schlicht als eine Art „Laufzettel für den Einsteiger“ (Einsteigerregelung v. 21.03.1995) gehandhabt wurde, benötigte sie mit der Entwicklung der Landkommune einige Spezifizierungen, besonders im Hinblick auf die an den jeweiligen Status gebundenen Bedingungen (vgl. Einsteigerregelung v. 06.10.1998). Die Vorgaben, an denen sich Einstiegsinteressierte orientierten, haben sich jedoch nicht grundlegend geändert. Es wird sich hier auf die konkretisierte Einsteigerregelung vom Oktober 1998 berufen, die bis zur Auflösung der Kerngruppe gegen Ende des Jahres 2002 Gültigkeit hatte.<sup>26</sup>

Der Mitgliederaufbau der Landkommune und die Staffelung von Statustypen sind in einem konzentrisch angelegten Schaubild verdeutlicht:

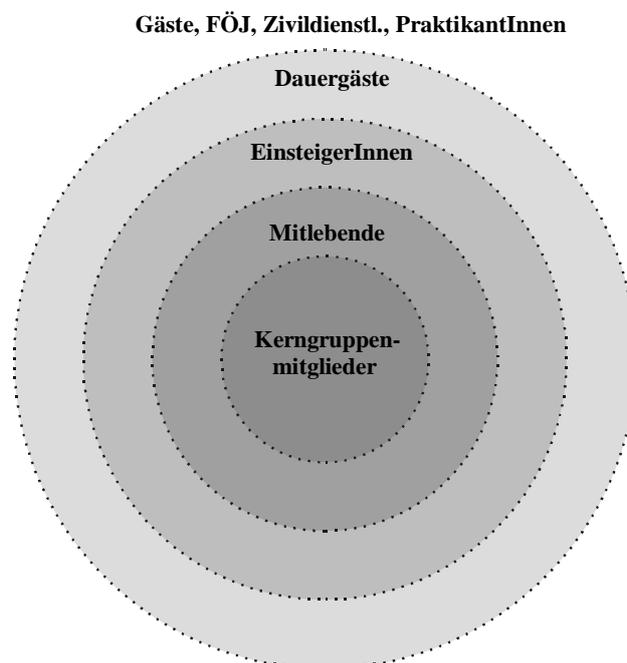


Abb. 7: Mitgliederaufbau und Anordnung von Statustypen in der landkommunitären Gemeinschaft „LebensGut“ Pommritz (Statustypen: „Dauergast“, „Einsteiger“, „Mitlebender“ und „Kerngruppenmitglied“).

<sup>26</sup> Auch wenn sich die Einsteigerregelung anschließend am Mitgliedschaftsstatus des Vereins ausrichtete (vgl. dazu Satz. v. 25.02.04/ §3; siehe Nachtrag), hat sie sich zwar von den Statustypen und den damit verbundenen Entscheidungsberechtigungen losgesagt, aber in ihrer Grund- und Ablauflogik nicht entscheidend verändert. Die hier erfolgte Darstellung des Mitgliederaufbaus der Gemeinschaft ist jedoch genau genommen auf den Zeitraum vom September 1993 bis Ende des Jahres 2002 fokussiert.

Die Abbildung zeigt, dass alle Gäste der Landkommune – Allgemeine Gäste (A), Seminargäste, helfende Gäste und private Gäste (B) sowie FÖJ- Angestellte, Zivildienstleistende und Praktikanten (C), – hier nicht in einen grau markierten Kreis gefasst sind. Der Grund ist der, dass Gäste ihrem Status nach nicht der Gemeinschaft im engeren Sinne angehörten. Obgleich sie mehr oder weniger, zumeist in Abhängigkeit von ihrer Aufenthaltsdauer, in die Gemeinschaft bzw. in einzelne Wohngruppen integriert wurden, waren sie mit jeweils gesonderten Vereinbarungen (Gästekategorien A bis C) vertraut, auf die hier nicht weiter eingegangen werden braucht. Am meisten trafen Integrationsbemühungen für Personen zu, die ihr Freiwilliges Ökologisches Jahr, ihren Zivildienst oder eine Praktikum in der Gemeinschaft absolvierten. Den Gästen wurde für die Zeit ihrer Anwesenheit ein in der Gemeinschaft lebender Ansprechpartner zur Seite gestellt (Fragen zu Aufenthaltskosten, Unterkunft, Verpflegung etc.).

Personen, die sich für ein Leben in Gemeinschaft interessierten, wurde zunächst ein Besucherwochenende empfohlen. Der Entschluss, die Gemeinschaft näher kennen lernen oder in die Landkommune einzutreten zu wollen, musste vom Interessenten in einer Montagsrunde vorgetragen werden. Ab diesem Zeitpunkt war dem so genannten „*Dauergast*“ eine Kennlernzeit von mindestens einem viertel Jahr gegeben. Als Dauergast besetzte man den ersten Projektstatus überhaupt, um mittelfristig die Möglichkeit eines Einstiegs in die Gemeinschaft zu haben. Für den Dauergast wurde ebenfalls ein Ansprechpartner (ein so genannter „Pate“) ausgewählt, der ihn ggf. auch im Übergang in nachfolgende Statuspassagen bis hin zur Projektmitgliedschaft begleitete. Um das gegenseitige Kennenlernen und den Integrationsprozess zu fördern, wurde dem Dauergast geraten, Erfahrungen in allen bestehenden Arbeitsbereichen zu sammeln, sich an Gemeinschaftsaktionen und an den für Dauergäste offenen Veranstaltungen zu beteiligen. Die Teilnahme an den Montagsrunden war dem Dauergast nicht nur gestattet. Vielmehr war sie von den übrigen Gemeinschaftsakteuren erwünscht, ohne ihm dabei allerdings ein Entscheidungsrecht einzuräumen. Ferner sollte der Dauergast in dieser Zeit einen Gesprächsabend bzw. ein Forum zu seiner Person gestalten. Finanzielle Bedingungen galten, ausgenommen der Verpflichtung zum Investitionsdarlehen, wie für alle nachfolgenden Status-typen, d.h. Mietbegleichung und die Zahlung des Projektbeitrags.

Nach Ablauf der Kennlernzeit blieb es dem Dauergast überlassen, in einer der Montagsrunden den so genannten „Einsteigerantrag“ zu stellen. Daraufhin wurde eine „Einsteigerunde“ einberufen, die offenen Kerngruppencharakter besaß, d.h. alle in dieser Runde Anwesenden, gleich welchen Projektstatus, wurden angehalten, sich zum Einstiegswilligen zu äußern. Über den Einstieg und die damit erteilte Zuweisung des Status als „*Einsteiger*“ stimmte letzt-

lich die Kerngruppe gemäß ihrer Geschäftsordnung ab (in den Jahren vor 1998 noch im Konsens, nach Verabschiedung der neuen GschO der KG vom August 1998 in zwei Drittel Mehrheit). Die Einsteigerzeit, eine Art Probezeit, war maximal auf ein Jahr begrenzt. Die Beschränkung der Einsteigerzeit sollte den `ewigen Einsteiger` verhindern. Eine Identifikation des Einsteigers mit der „Vision und Verfassung“ wurde vorausgesetzt. Vom Einsteiger wurde erwartet, dass er sich sowohl in den Arbeitsbereichen als auch im Gemeinschaftsalltag engagiert (Gemeinschaftsarbeiten, Hausordnung, Küche etc.). Ferner wurde die Beteiligung an der Gruppenkommunikation als selbstverständlich erachtet. Mit dem Status des Einsteigers wurden Verbindlichkeiten wirksam, die auch für anerkannte Projektmitglieder zutrafen. D.h., neben der Miete und dem Projektbeitrag war der Einsteiger zur Einzahlung des unverzinsten Darlehens verpflichtet.<sup>27</sup> Diese Auflage unterschied den Einsteigerstatus von dem ihm vorausgehenden Status des Dauergastes. Der Einsteiger durfte in allen Diskussions- und Entscheidungsprozessen mit beratender Stimme teilnehmen, aber nicht mitbeschließen. Bis zum Ende der Einsteigerzeit wurde vom Verein ein befristeter Mietvertrag ausgestellt.

Frühestens nach einem halben Jahr konnte der Einsteiger einen Aufnahmeantrag als „*Mitlebender*“ stellen. Der Aufnahmeeritus glich dem der Einsteigerrunde. Bei Nichtaufnahme des Einsteigers entschied die Kerngruppe über eine Verlängerung der Probezeit. Wurde dem Antrag in der Kerngruppe stattgegeben, war die Person nunmehr als vollständiges Gemeinschaftsmitglied anerkannt und mit dem Status des Mitlebenden ausgestattet. Für den Wohnraum wurde nun ein unbefristeter Mietvertrag abgeschlossen. Der in die Gemeinschaft Aufgenommene hatte ab jetzt Stimmrecht in der Montagrunde.

Zu einem späteren Zeitpunkt konnte der Mitlebende bei der Kerngruppe die Aufnahme in dieselbe beantragen. Für die Aufnahme eines Mitlebenden in die Kerngruppe wurde ein geschlossenes (nur für Kerngruppenmitglieder zulässiges) Kerngruppentreffen anberaumt. Mitglied der Kerngruppe konnte nur werden, wer durch Konsensbeschluss der Kerngruppenakteure in diese gewählt wurde. Die Person war dann mit dem Status „*Kerngruppenmitglied*“ versehen und besaß damit den höchsten Autorisierungsgrad. Für Kerngruppenmitglieder war die regelmäßige Teilnahme an den monatlichen Kerngruppentreffen, den Supervisionsrunden und am Forum obligatorisch. Der Ausschluss eines Kerngruppenakteurs aus der Kerngruppe konnte nur durch Einstimmigkeit aller übrigen Kerngruppenmitglieder bewirkt werden.

---

<sup>27</sup> Die Einzahlung des Darlehens war für „Einsteiger“, „Mitlebende“ und „Kerngruppenmitglieder“ obligatorisch. Der Verein, vertreten durch die Vorstandsmitglieder, setzte die Darlehensverträge mit einer unbestimmten Laufzeit in Höhe von 4.000 DM/2.000 Euro auf. Für Personen, die das persönliche Darlehen nicht zahlen konnten bzw. dieser Verbindlichkeit nicht nachkamen, erhöhte sich der Projektbeitrag monatlich um 40,- DM. Ab dem Zeitpunkt eines eventuellen Ausstiegs aus der Gemeinschaft bestand eine Vertragskündigungsfrist von 5 Jahren.

### *Nachtrag*

Im Februar 2004 folgten auf die Veränderungen in der Gemeinschaft mehrere Modifikationen in der Vereinssatzung. Mit der Deinstrumentierung der Kerngruppe aus der Gemeinschafts- und Vereinsarchitektur orientierte sich die Gemeinschaftsmitgliedschaft an den formalen Mitgliedschaften des Vereins. Zentral war hier vor allem die Differenzierung zwischen „ordentlichen Mitgliedern“ (bisherige Kerngruppenmitglieder und Mitlebende) und so genannten „Probemitgliedern“ (bisherige Einsteiger). Die Probemitgliedschaft für Einsteiger wurde auf ein Jahr begrenzt, ohne den Probemitgliedern ein Stimmrecht einzuräumen (vgl. Satzung v. 25.02.04/ §3/Abs. 3.1.-3.4). Der Mitgliederversammlung war es vorbehalten, die Höhe und Staffelung der Vereinsbeiträge sowie die Einstufung der Mitglieder in dieser Staffelung ggf. jährlich zu aktualisieren (vgl. Satzung v. 25.02.04/ §6/Abs. 6.2). Auch wurde im §6 der neuen Satzung die Auflage zum zinslosen Darlehen für Mitglieder festgeschrieben. Neben den „ordentlichen Mitgliedern“ und „Probemitgliedern“ wurde auf Vereinsebene auch die Möglichkeit zur „Fördermitgliedschaft“ und zur „Ehrenmitgliedschaft“ eingeräumt, was jedoch die gemeinschaftlichen Angelegenheiten nicht tangierte.

### *Fazit und allgemeine Einschätzung*

Im Wesentlichen lassen sich vier zentrale Tendenzen in der Entwicklung der landkommunitären Gemeinschaft über den Zeitraum von ca. zehn Jahren feststellen:

1. Ausgehend von einer undifferenzierten Idee entschied man sich im Jahr 1993, einem „Kommunitären Subsistenzprojekt“ gerecht zu werden. Die drei elementaren Säulen – ‚Gemeinsame Ökonomie‘, ‚Entscheidungsfindung im Konsens‘ und ‚Subsistenzwirtschaft‘ –, auf denen die Gemeinschaft aufgebaut werden sollte, waren von der strukturellen Anlage her so beschaffen, dass sie in den alltäglichen Lebens- und Arbeitszusammenhängen nicht nur organisatorisch, sondern auch sozial wie ökonomisch tiefgehend ineinander griffen. Resümierend lässt sich seit der Gründung der Gemeinschaft über den gesamten Zeitraum feststellen, dass eine etappenweise Abtragung dieser Dreisäulung stattgefunden hat. Sie ist auf den gewaltigen Komplexitätsanstieg sowie auf die Prozesse der zunehmenden Spezialisierung und Arbeitsteilung zurückzuführen. Der Auftakt für den Abbau der drei Paradigmen war quasi schon mit der Sprengung der ersten Säule – der gemeinschaftlichen Ökonomie (Gemeinschaftskasse) –, nach zwei Jahre gegeben. Diese Auflösung zog unweigerlich eine rasante Entkräftung des subsidiär geregelten Arbeitsorganisationssystems und auch der subsistenten Wirtschaftslenkung nach sich. Der An-

schluss mancher Arbeitsbereiche an den regionalen Markt förderte eigenwirtschaftliche Interessenlagen bis hin zur Gründung eines privatwirtschaftlichen Betriebes, was die Landkommune innerlich zu spalten drohte. Gleichermaßen bildete sich hierin auch die dynamische Spannung zwischen Kollektivismus und Individualismus ab, die immer wieder einen Kompromiss zu erfordern schien. Im Zuge der vielschichtigen kollektiven Auseinandersetzungs- und Wandlungsprozesse bildete sich ein verändertes Selbstverständnis heraus, in dessen Geleit eine Neuordnung und Neuorganisation der Gemeinschaft und ihrer Binnenstrukturen stand. Ferner wurde eine höhere Verbindlichkeit und Verantwortung an die Beteiligten gestellt.

2. Die im Laufe der Entwicklung zunehmende Verlagerung gemeinschaftlicher Belange in die koordinierenden Hände des Vereins wurde bereits punktuell begründet. Freilich muss diese Verlagerung in Parallelbeziehung zum Abbau der drei, das Gemeinschaftsleben bestimmenden Grundsäulen gesehen werden, was die Regulierungsaktivitäten des Vereins `nach innen´ vielleicht nicht vollends erklärt, aber verständlich erscheinen lässt. Insbesondere konnte dies darin aufgezeigt werden, dass der Verein zumeist dann `zur Stelle´ gerufen wurde, wenn man den Widerständen und Schwierigkeiten in der Landkommune nicht mehr hinreichend begegnen konnte. Dafür spricht vor allem die im Entwicklungszeitraum, aber besonders gegen Ende beobachtete quantitative Rückbildung wie auch die Entdifferenzierung und Formalisierung der sozialen Organisationsformen in der Gemeinschaft. Die Absetzung der Konsensregelung und die Hinwendung zu Mehrheitsentscheidungen in den Gemeinschaftsgremien dürfte diese Prozesse beschleunigt haben.

Die Geschäftstätigkeit des Vereins als gesetzlicher Förderträger – sozusagen die Aktivitäten des Vereins `nach außen´ –, kam dem Gemeinschaftsaufbau einerseits entgegen, insbesondere was die Entwicklung der Arbeitsbereiche, aber auch die Klärung der Eigentumsfrage und die Sanierungsvorstöße anbelangte. Andererseits kann hier vermutet, aber nicht belegt werden, dass sich die kontinuierlichen Zuwendungen (Projekt- und Personalbezogene Fördermittel), z.T. als motivationshemmend für die Entwicklung eigener Initiativen herausstellten. Das soll jedoch nicht die grundsätzlichen Bemühungen und das Engagement der Akteure schmälern.

3. Die Demontierung der Dreisäulung kann ferner als ein Indiz für die Abkehr von einer anfangs geradezu paradigmatisch verordneten Wir-Identität betrachtet werden, die zwar ideell im Einvernehmen aufrechterhalten, bald aber von den unterschiedlichen subjektiven Vorstellungen und Erfahrungen eingeholt wurde. Die Gestaltung des gemeinschaftlichen Alltags erwies sich gerade auf der praktischen Ebene eines zwar grundsätzlich geteilten, aber dennoch hochgradig verschiedenen Verständnisses (insbesondere von der subsistenten Arbeits- und Lebenspraxis) als problematisch. Die Ausdifferenzierung der Arbeitsfelder wie auch die Prozesse der Arbeits-

teilung haben sich mit dem Wegfall der gemeinsamen ökonomischen Basis verstärkt. Wahrscheinlich hätte sich, wenn vielleicht auch nicht so rasant, die Arbeitsteilung mit dem Erhalt der gemeinsamen Ökonomie ebenso durchgesetzt. Bedingt durch die unlösliche Verzahnung von Gemeinschaftsökonomie und Subsistenzwirtschaft kann die lange Bewahrung des Subsistenzparadigmas nur als eine Art `Reparaturverhalten´ interpretiert werden, was sich im Einsatz entsprechender Verrechnungssysteme und Sonderarrangements widerspiegelte. Im Grunde aber dürfte diese dritte Säule schon mit den ersten markt- und erwerbswirtschaftlichen Orientierungen in der Gemeinschaft empfindlich angeschlagen gewesen sein, auch wenn ihre Erosion faktisch erst später, an der Gründung der landwirtschaftlichen GbR festzumachen ist. Mit Einzug der Privatisierungsprozesse wurde die Arbeitsorganisation deutlich effizienter gestaltet.

4. Bedenkt man, dass sich die landkommunitäre Gemeinschaft anfangs einem geschlossenen Mikrokosmos subsistenter Arbeits- und Lebensformen verschrieben hatte, lässt sich der kollektive Entwicklungsprozess der Tendenz nach auch als ein komplexer und zeitdichter Prozess der `Verprofessionalisierung´ nachzeichnen. Hier als Summe betrachtet, bildete sich dieser innerhalb der z.T. ineinander greifenden Teilprozesse von zunehmender Spezialisierung, Arbeitsteiligkeit, Entfaltung und Ausdifferenzierung der Arbeitsbereiche, der regionalen Marktanbindung, der Privatisierung und Erwerbswirtschaftlichkeit ab. Diesen Prozess weiter fördernde Kräfte ganz unterschiedlicher Art bestanden z.B. in der Vereinfachung der sozialen Organisationsformen, der Ausstattung mit modernen Kommunikationsmitteln oder der Vernetzungsarbeit mit anderen regionalen Initiativen, Organisationen oder politischen Institutionen (z.B. im Bereich der Regionalentwicklung). Auf der Basis solcher Professionalisierungstendenzen kam es insgesamt zu einer inneren Stabilisierung sowie stärkeren Öffnung und Transparenz der Gemeinschaft `nach außen´, was gleichermaßen mit einer Reflexion und Distanzierung vom ursprünglichen Selbstverständnis einherging und zu einer Entideologisierung der Landkommune beigetragen haben dürfte.

### **5.3 Beschreibung der Populationsbeschaffenheit und -entwicklung in der Gemeinschaft**

#### *Bemerkungen zur Vorgehensweise*

Die landkommunitäre Arbeits- und Lebensgemeinschaft „LebensGut“ Pommritz soll nun in ihrer akteursspezifischen Zusammensetzung und Entwicklung beschrieben werden. Sinn und Zweck der kleinen Studie ist es, einige Aussagen zur Gestalt und demographischen Entwicklung der Gemeinschaft vorzunehmen. Die Grundlage dafür bieten sozialstatistische Nachfor-

schungen zu jedem einzelnen an der Gemeinschaft beteiligten Akteur. Konkret heißt dies, dass alle in der Landkommune lebenden Personen auf einige persönliche Daten hin angesprochen wurden. In der Regel fragte ich nach Geburtsdatum, Herkunft, beruflichen Abschlüssen und/oder Qualifikationen sowie nach den einstigen beruflich ausgeübten Tätigkeiten. Auch wurde die Dauer ihres Aufenthalts in der Gemeinschaft festgehalten. Ich dokumentierte sowohl den Zeitpunkt des Eintritts als auch den Zeitpunkt des Ausstiegs aus der Landkommune, so dass hier lückenlos Daten vorliegen. Leider nur zum Teil konnte ich den beruflichen oder teilberuflichen Tätigkeiten der Akteure in der Landkommune selbst nachgehen. Im Entwicklungsprozess der Landkommune entstanden zwar Arbeitsbereiche oder kleinere Betriebe, doch waren über den langen Zeitraum nur die wenigsten Akteure dauerhaft darin eingebunden, wechselten zwischenzeitlich in andere Arbeitsbereiche, absolvierten neue berufliche Ausbildungsgänge bzw. Weiterbildungsmaßnahmen oder standen ganz in Beschäftigungsverhältnissen außerhalb der Gemeinschaft.

Der Untersuchungszeitraum erstreckte sich vom Start des „LebensGutes“ im April/Mai 1993 bis Ende September 2003, in welchem alle Personendaten kontinuierlich erhoben und aufbereitet wurden. In der Untersuchung fanden ausschließlich Personen Berücksichtigung, die streng genommen mit dem Status eines vollwertigen Gemeinschaftsmitgliedes ausgestattet waren („Kerngruppenmitglied“ oder „Mitlebender“).<sup>28</sup> Ebenfalls wurde darauf geachtet, dass die in der Erhebung erfassten Gemeinschaftsakteure in der Regel länger als ein Jahr in der landkommunitären Gemeinschaft gelebt haben. Ausgenommen von diesem zeitlichen Auswahlkriterium sind die Gründungsmitglieder, weil bei ihnen eine quasi natürliche Identifikation mit dem Gemeinschaftsprojekt vorausgesetzt werden konnte. Aufgrund der aufwendigen Vorbereitungen und Auseinandersetzungen im Zuge des Aufbaus der Pommritzer Gemeinschaft wird ihnen hier gewissermaßen ein ‚Pionierstatus‘ zugesprochen.

Die Präsentation der Populationscharakteristik der Gemeinschaft „LebensGut“ Pommritz wird sich nicht nur an Querschnittsaussagen orientieren, sondern macht vor allem dann Sinn, wenn man ihre Entwicklung über einen längeren Zeitraum in den Blick nimmt. Hier können sich wichtige Veränderungen, Auffälligkeiten, Spezifika oder generelle Tendenzen prägnanter abbilden.

---

<sup>28</sup> Es konnte hier nicht mit dem Status der Vereinsmitgliedschaft operiert werden, weil die Mitgliedschaft in der Gemeinschaft nicht die Vereinsmitgliedschaft erforderte und deshalb die Mitgliederzahlen des Vereins nicht wirklich etwas aussagen. Vielmehr lagen diese niedriger als die Gemeinschaftsmitgliederzahlen. Auch wurden alle Kinder und Jugendlichen unter 18 Jahren nicht in die Untersuchung einbezogen, weil hier zu große Datenlücken vorlagen. Die Anzahl der Kinder, die in die Gemeinschaft ihrer Eltern mitziehen mussten oder in den Gemeinschaften geboren wurden, ist also in der Darstellung der Gesamtpopulation und der ausgewerteten Merkmalskategorien nicht enthalten. Zahlenmäßig nicht zu erfassen, ist der gesam-

Die Darstellung erfolgt entlang von sieben demographischen Merkmalen.<sup>29</sup> Vor dem Hintergrund dieser Kriterien soll vor allem eine Überblicksbietende Skizze der landkommunitären Gemeinschaft aufgezeichnet werden, die gleichsam wichtige Differenzierungs- oder Detaillierungsgrade nicht unterläuft. Die Auswertung trägt einen rein deskriptiven Charakter und verzichtet bewusst auf verallgemeinerbare Aussagen, die den Gültigkeitsrahmen der Landkommune „LebensGut“ Pommritz übersteigen würden.

Einführend wird zunächst die *Entwicklung der Mitgliederzahlen* im Untersuchungszeitraum verfolgt, um Aussagen zu personellen Schwankungen vornehmen zu können. Anschließend wird im Querschnitt, d.h. ohne Berücksichtigung des zeitlichen Entwicklungsaspekts, der Fokus auf die *Verweildauer der Personen* in der Gemeinschaft gerichtet. Hier stellen sich gleichsam Fragen zur personellen Fluktuation versus Beständigkeit. Nachfolgend wird die Gemeinschaft unter dem Gesichtspunkt der *Herkunft ihrer Mitglieder* betrachtet. Darin soll vor allem einmal geprüft werden, wie sich das Ost-West-Verhältnis gestaltet hat. Ebenso temporär betrachtet, wird dann die spezifische *Entwicklung des Geschlechterverhältnisses* in der Pommritzer Gemeinschaft untersucht. Wiederum am Querschnitt orientiert, richten sich die drei letzten die Gemeinschaft beschreibenden Merkmale aus, indem anfangs auf die Charakteristik der in der Landkommune *vertretenen Altersgruppen* geschaut wird, wobei auch hier der Aspekt der Geschlechtsspezifität noch einmal einfließt. Abschließend werden die in der Gemeinschaft insgesamt *vorhandenen Berufsabschlüsse und Qualifikationen* durchgesehen, bevor zuletzt auf die prozentuale Verteilung von *Berufsgruppen*, denen diese Abschlüsse und Qualifikationen der Projektmitglieder zugeordnet werden konnten, Bezug genommen wird.

### *Beschreibung der Populationsbeschaffenheit und -entwicklung der Gemeinschaft im zeitlichen Gesamtverlauf der Jahre von 1993 bis 2003*

Zum Zeitpunkt des Abschlusses der Untersuchung im September 2003 konnten insgesamt 30 Erwachsene und ca. 18 Kinder gezählt werden, die an der Landkommune „LebensGut“ Pommritz teilnahmen.<sup>30</sup>

---

te Förderkreis der Gemeinschaft. Die im Laufe der Jahre unzähligen freiwilligen Helfer, Praktikanten, FÖJ, FSJ, Zivildienstleistende, ABM-Kräfte etc. sind u.a. deshalb ebenfalls nicht in der Untersuchung berücksichtigt.

<sup>29</sup> Die Datengrundlage weist einige wenige Lücken auf, d.h. von einzelnen Personen aller insgesamt im Untersuchungszeitraum erfassten Projektmitglieder (n=76) liegen zu einzelnen Merkmalen keine Daten vor. Aufgrund dieser fehlenden Datenwerte musste bei der Bearbeitung entlang des einen oder anderen Merkmals von einer etwas geringeren Gesamtanzahl der Gemeinschaftsmitglieder ausgegangen werden, was jeweils in den Abbildungen oder Abbildungsbeschreibungen gekennzeichnet ist.

<sup>30</sup> Obgleich sich die soziale Struktur der Gemeinschaft verändert hat und neben der Kerngemeinschaft von 19 unmittelbar auf dem Gut lebenden Erwachsenen mit ihren 15 Kindern, eine „Landwirtschaftsgemeinschaft“ und eine „Schenkergemeinschaft“ existiert, deren Akteure aus der eigentlichen Kerngemeinschaft z.T. hervorgegangen sind, wird sich hier auf die Gesamtanzahl aller Akteure bezogen, auch wenn sie nunmehr genannten Teilgemeinschaften angehören.

Im gesamten Untersuchungszeitraum sind insgesamt 76 erwachsene Akteure und ca. 40 Kinder beteiligt gewesen. Sie haben hinsichtlich ihrer Aufenthaltsdauer in der Gemeinschaft sehr verschiedene Zeiträume beansprucht. Die spezifische *Entwicklung der Mitgliederzahlen* in der Gemeinschaft im zeitlichen Gesamtverlauf sind zunächst einmal in der folgenden Tabelle zusammengefasst:

Jahr	1993	1994	1995	1996	1997	1998	1999	2000	2001	2002	2003
Anzahl gesamt	31	29	29	37	37	30	32	38	31	27	30
Neuzugänge	31	7	4	7	1	5	6	8	1	3	3
Abgänge	9	4	0	2	11	4	2	8	7	0	0

Tab. 1: Entwicklung der Mitgliederzahlen pro Jahr im „LebensGut“ Pommritz (incl. Neuzugänge/Abgänge; n=76).

Rechnet man die Anzahl der Mitglieder pro Jahr quer (1993=31, 1994=29, 1995=29 usw.) und ermittelt daraus eine Durchschnittszahl, läge die Landkommune von ihrem Akteursbestand in Relation zu Populationsstärken anderer Gemeinschaften in den neuen Bundesländern mit 32 erwachsenen Personen im oberen Mittelfeld.

Über zehn Jahre betrachtet, illustriert die Tabelle trotz des steten Wechselspiels Neuzugänge/Abgänge eine relative Konstanz in den Mitgliederzahlen. Blickt man auf die beiden unteren Zahlenreihen zu den jährlich hinzugekommenen bzw. abgewanderten Gemeinschaftsakteuren kann diese Beständigkeit des Mitgliederniveaus jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Gemeinschaft in ihrem Entwicklungsverlauf eine stark fluktuierende Personalanlage aufweist.

Zur Initiativgruppe, die im April/Mai 1993 den landwirtschaftlichen Hof besiedelten, zählten ca. 12 Personen. Der `Gründergeneration` gehörten im weitesten Sinne dann ca. 24 Personen an, von denen im September 2003 noch 7 erwachsene Akteure und einige ihrer Kinder der „LebensGut“-Kerngemeinschaft bzw. einer der aus ihr inzwischen hervorgegangenen Teilgemeinschaften (z.B. der Landwirtschaftsgemeinschaft) angehören.<sup>31</sup> Die meisten Gründungsmitglieder, in der Anzahl neun, sind noch im gleichen Jahr 1993 oder etwas später, Anfang des Jahres 1994, wieder vom Gemeinschaftsprojekt abgesprungen.

Die höchsten Mitgliederzahlen konnte die Gemeinschaft in den Jahren 1996, 1997 und 2000 verzeichnen. Das Jahr 1996 kann in gewisser Weise als ein `Blütejahr` bezeichnet werden, da die landkommunitäre Gemeinschaft hier im Verhältnis bedeutend mehr Einsteiger (n=7) als Abgänger (n=2) zu verzeichnen hatte. Ein hoher Personalschwund lässt sich hingen-

<sup>31</sup> Über die genaue Zahl der Gründungsmitglieder lässt sich in gewisser Weise streiten. Manche Akteure gehörten von Beginn an zum engen Kreis. Andere Akteure pendelten eine zeitlang zwischen ihren damaligen Aufenthaltsorten und der Pommritzer Gemeinschaft, stießen dann etwas später ganz zur Gemeinschaft, sprangen z.T. aber auch wieder ab. Es soll hier nur angemerkt werden, dass sich die Personenzahlen der Gründergeneration auf eine hier nicht fest zu definierende Gruppe beziehen, die den Vereinsakten entnommen wurde.

gen im darauf folgenden Jahr 1997 feststellen. Auch scheint es vor dem Hintergrund der tabellarisch aufgelisteten Daten legitim, das Jahr 1997 im Gegensatz zum 1996er `Blütejahr` als ein `Einschnittsjahr` zu markieren. Die relativ hohen Abgänge in diesem Jahr (n=11) können mit großer Wahrscheinlichkeit auf den Einzug von Ökonomisierungstendenzen innerhalb der Gemeinschaft zurückgeführt werden. Präziser ausgedrückt ist das Jahr 1997 u.a. von Auseinandersetzungen geprägt gewesen, die im Zusammenhang mit der künftigen Ausrichtung der Landkommune standen (Finanzierbarkeit, Wirtschaftlichkeit und Verprivatwirtschaftlichung einzelner Arbeitsbereiche; vgl. dazu Punkt 5.2.2). In der Endkonsequenz führten die Kontroversen zur Abspaltung und dem Wegzug einer ganzen Akteursfraktion.

Das Jahr 2000 stellt sich im Verlauf aller Einzeljahre als dasjenige heraus, in dem die Gemeinschaft auf die höchste Anzahl von Projektakteuren (n=38) zurückgreifen konnte, obgleich noch im selben Jahr 8 Personen das „LebensGut“ wieder verließen. In den Jahren 2001 bis 2003 blieben die Mitgliederzahlen trotz leichter Bewegungen (im Ganzen 7 Neuzugänge und 7 Abgänge) relativ beständig und konnten sich schließlich auf einen Gesamtbestand um die 30 Akteure eintarieren. Nachdem nun die Entwicklung des Akteursbestandes der Gemeinschaft beleuchtet und eingangs schon auf den Fluktuationsaspekt hingewiesen wurde, kann dieses Attribut der Gemeinschaft aus einer Beobachtungsperspektive der jeweils von der Projektakteuren beanspruchten *Verweilzeiträume* noch einmal detaillierter aufgezeigt werden:

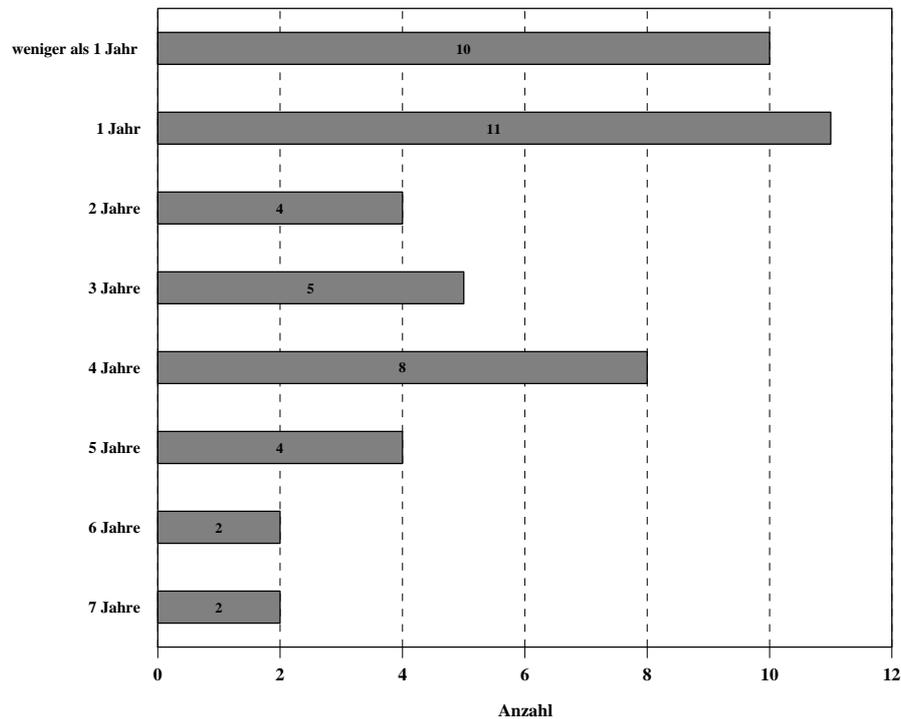


Abb. 8: Verweildauer der ehemaligen Projektmitglieder im „LebensGut“ Pommritz (n=46).

Im Untersuchungszeitraum sind es insgesamt 46 Projektmitglieder, die sich für ein Leben in der Gemeinschaft entschieden haben, nach individuell unterschiedlicher Verweildauer die Landkommune aber auch wieder verließen. Der Gemeinschaft kann vor diesem Hintergrund ein hochgradig fluktuierender Charakter attestiert werden. Annähernd die Hälfte aller in die Gemeinschaft eingestiegenen und wieder ausgestiegenen Projektmitglieder (n=21) hielten nämlich ihre Präsenz in der Landkommune maximal ein Jahr oder nur unwesentlich länger aufrecht. Die in der Abbildung ersichtlichen verhältnismäßig geringen Verbleibzeiten in der Gemeinschaft (weniger als ein Jahr, geltend nur für Gründungsmitglieder und für die Person A 67), bzw. ein Jahr für alle übrigen Personen) sind am häufigsten. Insgesamt acht der 46 ausgeschiedenen Gemeinschaftsakteure partizipierten ca. vier Jahre an der Arbeits- und Lebensgemeinschaft und besetzen folglich die drittgrößte Kohorte innerhalb dieser Kategorie. Nur die wenigsten Personen können auf längere Aufenthalte in der Landkommune zurückblicken. Lediglich jeweils zwei Akteure nahmen sechs bzw. sieben Jahre Gemeinschaftsleben in Anspruch.

Ein Blick auf den gegenwärtigen Populationsgrundstock der Gemeinschaft (n=30) unter Einbezug aller bislang individuell unterschiedlich andauernden Mitgliedschaften verrät, dass bis zum Zeitpunkt des Abschlusses der hier verfolgten Untersuchung im September 2003 insgesamt neun Projektakteure seit dem Jahr 1993 in der Landkommune leben. Diese neun 'Pioniere' gehören auch der prozentual stärksten Gruppe (30%) des zuletzt existierenden Gemeinschaftsbestandes an, die mit zehn- oder gar zehneinhalb Jahren die längsten Mitgliedschaften vorzuweisen haben. Ungefähr zwei Drittel der zur heutigen Populationsanlage zählenden Gemeinschaftsakteure leben inzwischen schon mindestens vier Jahre in der Gemeinschaft.

Einige Aussagen zur Entwicklung des Akteursbestandes sowie zur bestehenden Fluktuationsdisposition der Gemeinschaft wurden nun getroffen. Um die Gemeinschaft weiter zu kennzeichnen, scheint ein Blick auf die *Herkunft der Projektmitglieder* lohnenswert, um vor allem Aufschluss über die Entwicklung der Landkommune in Hinblick auf ihre Ost/West-Spezifika zu geben:

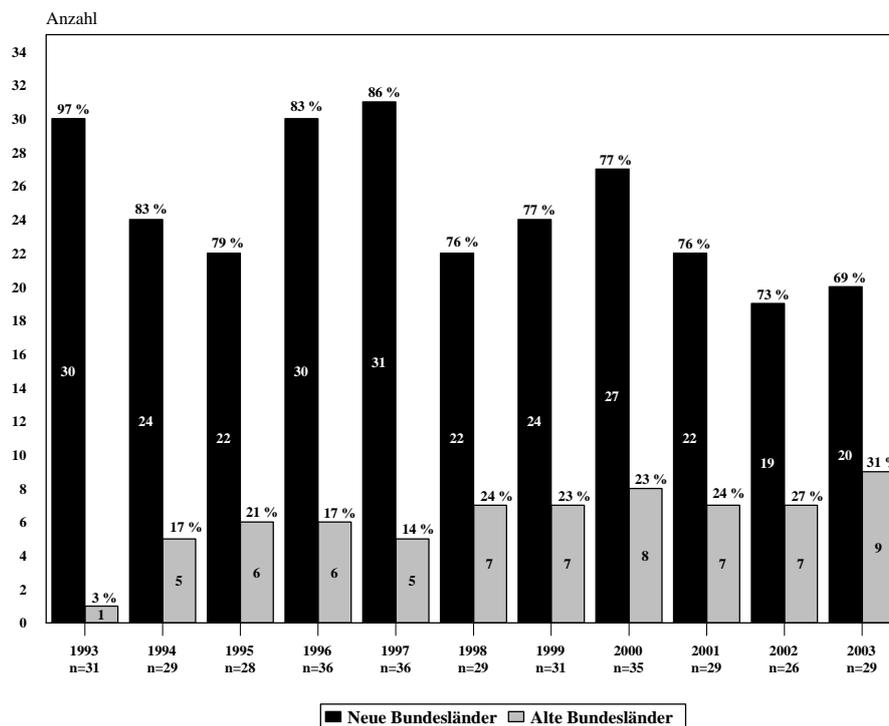


Abb. 9: Entwicklung der Gemeinschaft „LebensGut“ Pommritz entlang der Herkunft der Projektmitglieder pro Jahr (Neue Bundesländer/Alte Bundesländer; incl. Neuzugänge/Abgänge; n=74).<sup>32</sup>

<sup>32</sup> In der Gemeinschaft lebten im gesamten Untersuchungszeitraum auch zwei ausländische Mitbürger, die der hier vorgenommenen binären Schematisierung des Kriteriums „Herkunft“ nach neuen und alten Bundesländern freilich nicht zugeordnet werden konnten. Deshalb muss hier anstelle von den 76 von 74 Projektmitgliedern ausgegangen werden.

Der Grafik zur Herkunft der Projektmitglieder ist zu entnehmen, dass im gesamten Untersuchungszeitraum der Anteil von Personen aus den neuen Bundesländern deutlich überwiegt. Der eigentlichen Gründergeneration vom Mai 1993 gehörten dem hier als `ostdeutsch` klassifizierten Kontingent insgesamt 23 Akteure an, während nur ein Mitglied aus den alten Bundesländern an der Gemeinschaftsgründung teilhatte. Im gleichen Jahr noch traten dann weitere 6 Akteure aus den neuen Bundesländern der Gemeinschaft bei, so dass dem ostdeutschen Anteil von insgesamt 30 Gemeinschaftsmitgliedern im Kontrast zu lediglich einem Gemeinschaftsmitglied aus Westdeutschland ein unverkennbares Übergewicht zugesprochen werden muss. Vor dem Hintergrund dieser Zahlen kann die landkommunitäre Gemeinschaft besonders im Anfangsjahr in ihrem Wesen noch als spezifisch ostdeutsch charakterisiert werden.

Verfolgt man den anhand der Einzeljahre aufgeschlüsselten Entwicklungsprozess ändert sich dieses Faktum im Allgemeinen nicht grundlegend, obgleich das Gemeinschaftsprojekt einen tendenziell kontinuierlichen Zuwachs von Mitgliedern aus den alten Bundesländern zu verzeichnen hatte. Während sich die Gemeinschaft in den ersten fünf Jahre bis 1997 noch aus durchschnittlich knapp 86 Prozent ostdeutschen Akteuren und zirka nur 14 Prozent westdeutschen Akteuren zusammensetzte, schwächt sich diese noch weit auseinanderklaffende Relation in den darauf folgenden Jahren von 1998 bis 2002 etwas ab und verteilt sich auf ein relatives Verhältnis von drei Viertel Projektakteuren aus den neuen zu einem Viertel Projektmitgliedern aus den alten Bundesländern. Im Jahr 2003 ist die Mitgliederzahl von Akteuren aus den alten Bundesländern am höchsten, was sich auch im hier gewählten Vergleichsmodus widerspiegelt. 2003 stammen in der Landkommune nämlich nur noch zwei Drittel aller Akteure aus Ostdeutschland und nunmehr ein Drittel aller Personen aus dem Westen Deutschlands.

Im Entwicklungsprozess ähnlich interessant, erweist sich ein nächstes an die landkommunitäre Gemeinschaft angelegtes Populationsmerkmal, das der *Entwicklung des Geschlechterverhältnisses*:

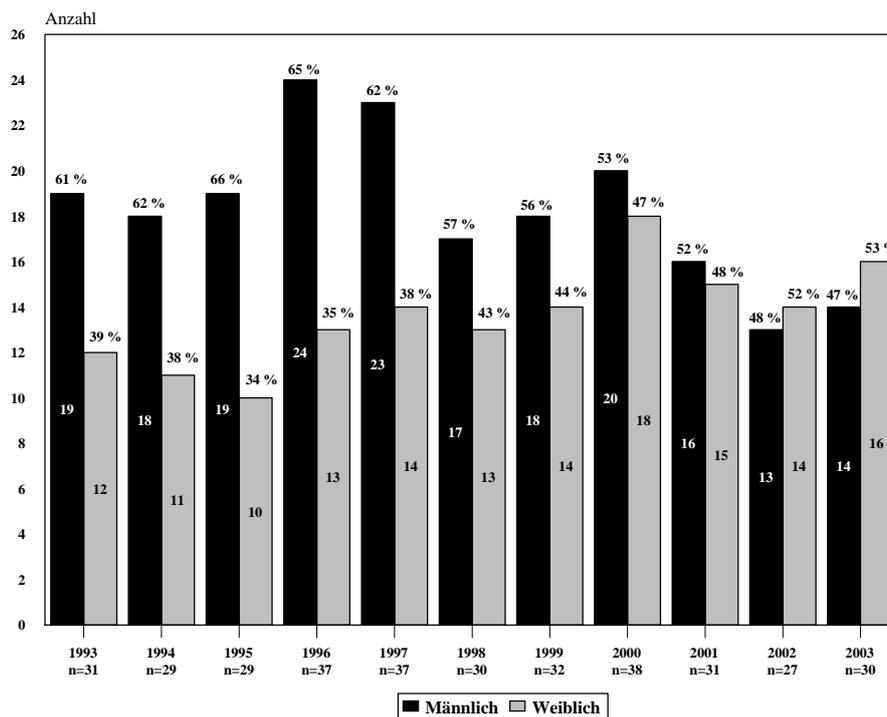


Abb. 10: Entwicklung des Geschlechterverhältnisses pro Jahr im „LebensGut“ Pommritz (Anzahl der Mitglieder Männlich/Weiblich, die innerhalb der einzelnen Jahre zum Projekt gehörten; incl. Neuzugänge/Abgänge; n=76).

Ausgehend von der Gesamtzahl der 76 erwachsenen Gemeinschaftsmitglieder, fällt die geschlechterspezifische Verteilung im zeitlichen Querschnitt auf insgesamt 55 Prozent Männer (n=42) und 45 Prozent Frauen (n=34), wobei für die einzelnen Jahre des Untersuchungszeitraumes Schwankungen zu verzeichnen sind.

Für die jeweiligen Jahre aufwärts ist es zu größeren Unterschieden in der Verteilung der Geschlechterspezifik in der Gemeinschaft gekommen, die sich gesamt gesehen in der Entwicklung des Geschlechterverhältnisses wie folgt ausdrückt: In den Jahren von 1993 bis 1997 ist das Geschlechterverhältnis noch sehr ungleichmäßig verteilt. Deutlich wird, dass sich bereits schon die Gründergeneration vom April/Mai 1993 aus anteilig mehr Männern (n=15) als Frauen (n=9) zusammensetzte, wobei diese überwiegend allein stehend in die Gemeinschaft gekommen waren. Eine Beteiligung von Familien hingegen blieb in den ersten Jahren des Aufbaus der Landkommune eher die Ausnahme. Die Jahre 1995 (Verhältnis 66 Prozent Männer zu 34 Prozent Frauen) und 1996 (Verhältnis 65 Prozent Männer zu 35 Prozent Frauen) sind insofern hervorzuheben, als dass hier von einer ungefähren zwei Drittel Mehrheit der Männer in der Gemeinschaft ausgegangen werden kann. Im Entwicklungsverlauf der Jahre von 1998 bis 2001 gleicht sich die Verteilung der Geschlechter immer mehr an. In diesem

Zeitraum traten tendenziell vermehrt auch Familien der Gemeinschaft bei bzw. kam es zu vereinzelt Familien Gründungen innerhalb der Gemeinschaft.

Bis zum Ende der Untersuchung kann ein insgesamt ausgeglichenes Geschlechterverhältnis konstatiert werden, wobei die Frauen in den Jahren 2002 und 2003 mit nunmehr 52 Prozent bzw. 53 Prozent ein etwas höheres Kontingent in der Gemeinschaft einnehmen als das ihrer männlichen Mitstreiter. Auch war zuletzt, d.h. gegen Ende der Untersuchung auffallend, dass die landkommunitäre Gemeinschaft einen tendenziell leichten Zuwachs von allein stehenden Frauen mit Kindern zu verzeichnen hatte.

Unter Einbezug der Geschlechterverteilung, zeigt die nachfolgende Abbildung die im Querschnitt vertretenen Altersgruppen in der Gemeinschaft:

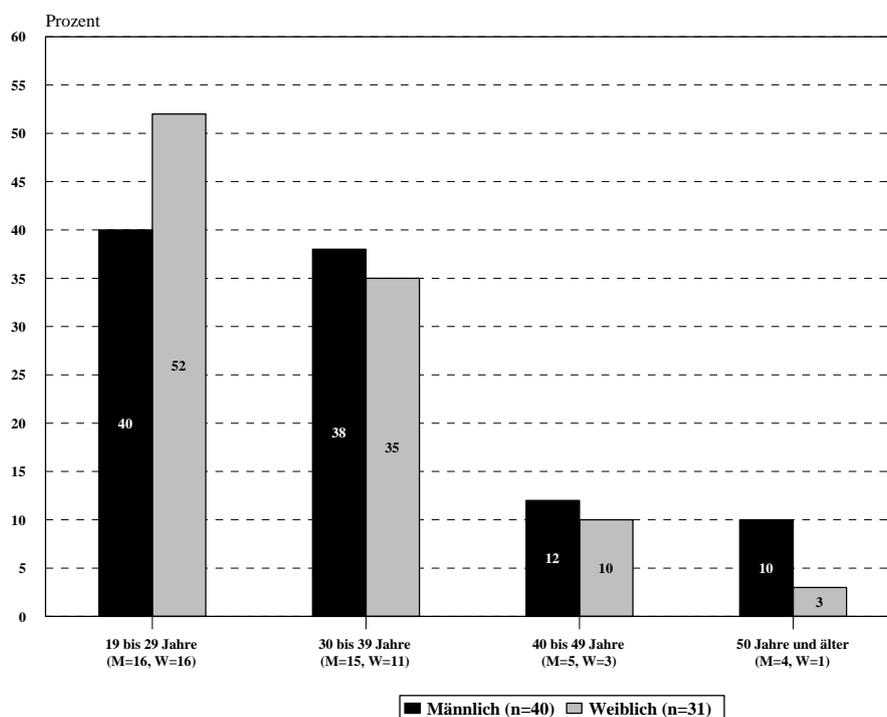


Abb. 11: Verteilung der vertretenen Altersgruppen im „LebensGut“ Pommritz (Alter beim Eintritt in die Gemeinschaft; Männlich/Weiblich; n=71).

In der Gesamtbetrachtung aller hinsichtlich ihres Alters erfassten Personen beträgt das Durchschnittsalter beim Eintritt in die Gemeinschaft 33 Jahre, wobei die Männer im Durchschnitt mit 34 Jahren der Gemeinschaft beigetreten sind und das Eintrittsalter der Frauen in der Regel mit durchschnittlich 31 Jahren etwas geringer liegt.

Die 24 Gründungsmitglieder begannen den Aufbau der Gemeinschaft im durchschnittlichen Alter von knapp 30 Jahren (genau 29,6 Jahren). Ihr Schnitt liegt also etwas unterhalb des oben angegebenen Mittelwertes.

In der Gemeinschaft liegt im Querschnitt und gemessen am jeweiligen Datum des individuellen Eintritts der Akteure eine relativ breite Altersspanne vor. Die drei jüngsten Personen waren zum Zeitpunkt ihres Beitritts in die Landkommune 19 Jahre alt, das älteste Projektmitglied war mit seiner Eintrittserklärung 63 Jahre alt gewesen.

Die Grafik zur Verteilung der in der Gemeinschaft vertretenen Altersgruppen veranschaulicht, dass die meisten Gemeinschaftsmitglieder (n=58) unterhalb eines Lebensalters von 40 Jahren lagen, als sie der Gemeinschaft beigetreten sind. Würde man gedanklich eben genau dort eine Trennlinie einzeichnen, zeigt sich die Landkommune mit insgesamt 82 Prozent im Gegensatz zu denjenigen Personen, die den beiden älteren Altersklassifikationen angehören (n=13; also 18 Prozent) deutlich von seiner 'jüngeren Seite'.

Sowohl die meisten aller männlichen (mit n=16; 40 Prozent) als auch die meisten aller weiblichen Gemeinschaftsakteure (mit n=16; 52 Prozent) gehörten zum Zeitpunkt ihres Beitritts zur Landkommune der jüngsten (19 bis 29 Jahre) der vier Altersrubriken an. Sie stellt sich bei beiden Geschlechtern in der Gemeinschaft als die klar dominierende Altersgruppe heraus, sogleich gefolgt von derjenigen im Alter von 30 bis 39 Jahren. Ihr gehören 15 männliche Gemeinschaftsmitglieder (also 38 Prozent aller Männer) und 11 weibliche Akteure (also 35 Prozent aller Frauen) an. Bei beiden Geschlechtern waren die wenigsten Landkommunarden 50 Jahre und älter, als sie ihre Entscheidung für ein Leben in der Gemeinschaft getroffen haben.

Die letzten beiden Charakteristika beziehen sich auf alle vorhandenen qualifikations- und anschließend berufsspezifischen Potenziale in der Gemeinschaft. Zunächst werden Verteilungsaussagen zu den vorhandenen (Berufs-)Abschlüssen der Gemeinschaftsmitglieder getroffen. Im Weiteren sollen dann Berufsbereiche aufgeschlüsselt werden, denen die Berufsabschlüsse inhaltlich zugeordnet werden konnten.

Die *beruflichen Abschlüsse und Qualifikationen* der Gemeinschaftsmitglieder splitten sich wie folgt auf:

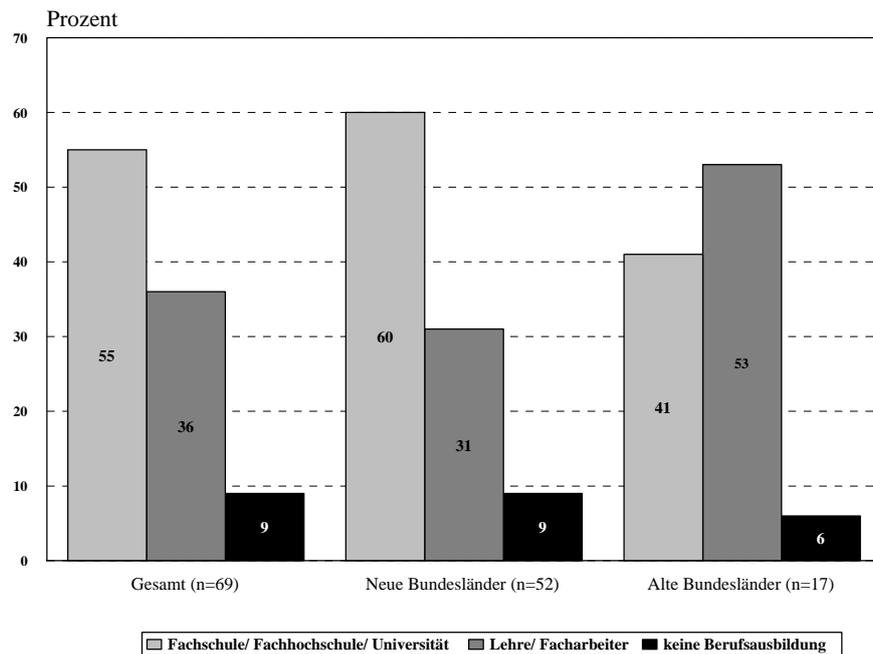


Abb. 12: Berufsabschlüsse und Qualifikationen im „LebensGut“ Pommritz (Gesamt und in der aktorenspezifischen Aufschlüsselung Neue Bundesländer/Alte Bundesländer; n=69).

Bei einer Querschnittsbetrachtung auf die vorhandenen Berufsabschlüsse und Qualifikationen aller Gemeinschaftsmitglieder wird ersichtlich, dass etwas mehr als die Hälfte der Akteure (genau 55 Prozent) über einen qualifizierten Abschluss an einer Fachschule, Fachhochschule oder einer Universität verfügen.

Vier Personen in der Gemeinschaft hatten einst in ganz unterschiedlichen Disziplinen von Wissenschaft und Forschung promoviert, eine Person davon ist habilitiert. 36 Prozent aller Mitglieder haben vor ihrem Eintritt in die landkommunitäre Gemeinschaft eine berufliche Lehre bzw. eine Facharbeiterausbildung absolviert. Neun Prozent aller erfassten Akteure hatten zum Zeitpunkt der Befragung keine Ausbildung, wobei diese kleine Gruppe von ihrer Altersspezifik her meist aus jüngeren Personen besteht (im Schnitt zwischen 20 und 25 Jahren). Sie können zum großen Teil einen Gymnasialabschluss nachweisen und befinden sich inzwischen gerade in der Ausbildung (Lehre, Studium etc.).

Im Ost-West-Vergleich der Gemeinschaftsmitglieder kann das Qualifikationskriterium noch einmal differenzierter aufgeschlüsselt werden. Vernachlässigt man an dieser Stelle einmal diejenigen Akteure ohne Ausbildung spannt sich folgendes Bild auf: Von den mehrheitlich aus den neuen Bundesländern beteiligten Mitgliedern (n=52), können knapp zwei Drittel (genau 60 Prozent) auf eine Fachschul-, Fachhochschul- oder Universitätsausbildung zurück-

blicken. Sie zählten in der früheren DDR zur so genannten Schicht der „Intelligenz“. Fast ein Drittel (genau 31 Prozent) aller ostdeutschen Mitglieder haben indessen eine spezifische Facharbeiterausbildung absolviert. Bei der Gesamtheit aller Gemeinschaftsmitglieder aus den alten Bundesländern (n=17) besteht eine leichte Dominanz in den Qualifikationen, die eine Fachausbildung bzw. Berufslehre betreffen (53 Prozent), während 41 Prozent den Abschluss an einer Fachschule, Fachhochschule oder Universität nachweisen können.

In Kombination mit den Verteilungsaussagen von Abschlüssen und Qualifikationen der Gemeinschaftsakteure steht das letzte Populationsmerkmal: die erlernten und realisierten Berufe aller Personen vor ihrem Eintritt in die Gemeinschaft. Diese wurden, um überhaupt eine am Querschnitt orientierte Verteilung des beruflichen Gesamtfundus feststellen zu können, typischen Berufsgruppen zugeordnet. Sicherlich würde sich bei dem einen oder anderen vom Einzelakteur angegebenen Beruf über die schematische Zuteilung in die hier vorgenommenen Klassifikationen streiten lassen, doch soll es lediglich um eine überschaubare Nachzeichnung von Tendenzen aller im Gesamten vorhandenen Fähigkeiten und Kompetenzen in der Gemeinschaft gehen.

Im Folgenden wird zwar die Vergangenheitsform bezüglich der erlernten und praktizierten Berufe verwendet, weil die Mehrheit der Akteure ihre einstigen Berufe nicht mehr ausübt. Allerdings gibt es auch einige wenige Personen, die ihren erlernten Berufen entweder innerhalb oder außerhalb der Gemeinschaft weiterhin nachgehen.

Die prozentuale *Verteilung der Berufsgruppen* in der Gemeinschaft zeigt sich folgendermaßen:

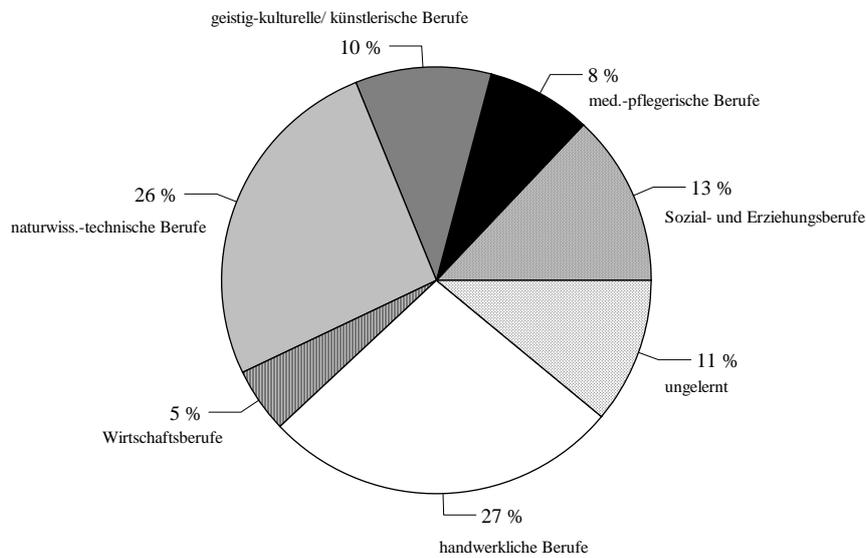


Abb. 13: Verteilung der vor dem Eintritt in die Gemeinschaft „LebensGut“ Pommritz erlernten und ausgeübten Berufe (Klassifikation von Berufsgruppen; n=69).

Mit 27 Prozent überwiegen in der Gemeinschaft deutlich die handwerklichen Berufe, sogleich gefolgt von einer Akteursgruppe, die einst naturwissenschaftlich-technischen Berufe erlernt und ausgeübt haben (26 Prozent). Häufige handwerkliche Berufe waren vor allem Schlosser, Elektriker, Tischler, Zimmermann, Steinmetz, Gärtner oder auch spezifische Tätigkeiten in der Landwirtschaft. Ehemals ausgeführte Berufe in der hier als naturwissenschaftlich-technisch klassifizierten Gruppe bezogen sich zumeist auf Beschäftigungen in Bereichen des Ingenieurwesens. Mehrfach anzutreffende Berufe bei diesen Akteuren orientierten sich entlang von Fachgebieten, wie Wasserwirtschaft, Hoch- und Tiefbau, Energieanlagen, Elektronik/Informatik, Agrartechnik oder Physik. Diese klassischen Ingenieurberufe sind recht auffallend von einem Großteil der Gemeinschaftsmitglieder aus der einstigen DDR besetzt gewesen. Sie waren mit dem gesellschaftlichen Umbruch nicht selten abrupt von Arbeitslosigkeit betroffen, erforderten in der Folge häufig Weiterbildungen, Aufbaulehrgänge oder Spezialisierungen, manchmal auch Umschulungen. Viele Gemeinschaftsakteure der Gründergeneration waren mit Ingenieurberufen ausgestattet, fünf davon entschieden sich 1993 für eine Ausbildung zum Landwirt.

Als drittstärkste Berufsgruppe erweisen sich mit 13 Prozent aller Gemeinschaftsakteure die Sozial- und Erziehungsberufe. Hier war besonders der Beruf des Sozialpädago-

gen/Sozialarbeiters ausgeprägt (n=7), der wiederum auffällig von den meisten Akteuren aus den alten Bundesländern ausgeübt wurde.

Geistig-kulturelle oder künstlerische Berufe sind an zehn Prozent der Personen in der Gemeinschaft vergeben, wobei hier oft ehemalige Beschäftigungen als Bibliothekar, Buchhändler oder eben schöpferische Tätigkeiten, wie Musiker oder Maler/Grafiker z.T. mit dem Status der Selbständigkeit anzutreffen waren.

Die wenigsten Mitglieder der Gemeinschaft verschrieben sich innerhalb von medizinisch-pflegerischen Berufen (acht Prozent) oder innerhalb von Wirtschaftsberufen (5 Prozent). Erstes betraf Personen, die als Ärzte, Heilpraktiker oder Krankenschwestern tätig waren. Die wenig vertretenen Berufe in Bereichen der Wirtschaft (vor allem Volksökonomie und Volkswirtschaft) wurden früher ausschließlich von Akteuren aus den neuen Bundesländern realisiert.

#### 5.4 Ergebnisse, Austauschprozesse und Einbettung der Gemeinschaft in die Region

##### *Bilanzen und Erfahrungen der landkommunitären Gemeinschaft*

Vor dem Hintergrund der ökonomischen und sozialen Veränderungsprozessen, aber auch der Abhängigkeiten, die durch den sich stets verändernden Akteursbestand gegeben sind, kann sich eine Aufgliederung von Ergebnissen und Erfahrungen hier nur auf faktisch entstandenes und etabliertes Gesamtpotenzial berufen. Ohne an dieser Stelle einen differenzierten Blickwinkel anzulegen, können folgende Einzelaspekte ökonomischer und soziokultureller Entwicklungen sowie in Kooperation stehender Arbeitsbereiche und Projekte herausgestellt werden.<sup>33</sup>

- Eine *Landwirtschaft* auf 60 Hektar Fläche (davon 42 ha Acker- und 18 ha Grünweideland) nach den Richtlinien des Anbauverbandes „Gäa – Ökologischer Landbau“ und der EU-Richtlinien; Anbau von Getreide und Ackerfrüchten (in Rechtshand GbR).
- Eine *artgerechte Tierhaltung* von 15 Milchkühen und ca. 70 Milchziegen; darüber hinaus Pferde, Schafe und Schweine (Stand 2003; GbR).
- Eine Produktveredlung durch die hofeigene *Bäckerei* und *Käserei* (GbR).<sup>34</sup>

<sup>33</sup> Die hier beschriebenen Bilanzen und Erfahrungen der landkommunitären Gemeinschaft wurden z.T. verschiedenen Papieren, z.B. den Ergebnissen und Einschätzungen der Startphase (1993-1996) sowie einem Leitbild der Gemeinschaft (2000) entnommen. Die Zeitspanne entspricht in etwa dem Untersuchungszeitraum 1993 bis 2003. In Klammer gesetzt wurde während der Aufzählung, die juristische Verantwortung und Trägerschaft des jeweiligen Teilbereiches (Verein „Neue Lebensformen“ e.V. oder „Ökolandbau Pommritz“ GbR).

<sup>34</sup> Die wirtschaftlichen Umsätze der Arbeitsbereiche im Jahr 1996 können wie folgt beziffert werden: Hofkäserei 8.000 DM; Hofbäckerei 35.000 DM; Feld- und Gemüsegarten 18.000 DM. Die Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln lag in jenem Jahr bei ca. 50% (was ungefähr 4.000 DM pro Monat entspricht). Das Durchschnitts-Nettoeinkommen der Beteiligten lag bei ca. 1.250 DM (vgl. Ergebnisse und Einschätzungen der Startphase 1993-1996). Der Zweckbetrieb und die Arbeitsbereiche des Vereins expandierten seitdem, so dass mittlerweile von höheren Umsatzzahlen auszugehen ist. Informationen der landkom-

- Die Unterhaltung von 4 Hektar *Feldgarten* sowie *Streuobstwiesen* (in Rechtshand Verein).
- Ein regionaler „Abo-Kisten“-*Hauslieferservice* mit am Hof erzeugten Nahrungsgütern (Brot, Käse, Gemüse etc.) (Verein).
- Die (*Direkt*)-*Vermarktung* über einen Hofladen, Wochenmarktstände in Bautzen und Dresden, Belieferung von Bioläden, Verbrauchergemeinschaften, Restaurants sowie anderen Vereinen in der Region (GbR und Verein).
- *Ökologisches Bauen* und *Tischlerei*; Instandsetzung und Sanierung von Wohnraum, Einrichtung getrennter Trink- und Brauchwasserkreisläufe etc. (Verein).
- Ein *Bildungszentrum* als Veranstalter von Seminaren, Mitveranstalter von regionalen und überregionalen Tagungen (z.B. „Zukunftsfähiges Sachsen“ 1996 in Kooperation mit dem Sächsischen Umweltministerium, „Agenda 21 in der Oberlausitz“, Regionalkonferenzen etc.) (Verein).
- Eine *Lernwerkstatt* für Philosophie und Ethik „SOPHIA im Spiegel“, Projektwochen und Exkursionen für Schulklassen, Studenten- und Lehrerkollegien (Verein).<sup>35</sup>
- Betrieb einer zentralen *Holzstückguthheizung* zur Wärme- und Warmwasseraufbereitung (Verein).
- Um- und Ausbau eines Stallgebäudes zum *Seminar- und Tagungshaus* (Ausbau im Rahmen einer ABM- und ASS-Maßnahme in Kooperation mit der AWUS Bautzen) (Verein).
- Rekultivierung der *Parkanlage* (Verein).
- Aktivitäten im Rahmen der *Landschaftspflege* (Gestaltung „Waldgarten“, „Agroforestry“) sowie der *Dorfentwicklung* (Verein).

In der Vorbereitung befinden sich folgende Bereiche:

- Eine umweltverträgliche Energieversorgung.
- Eine ökologische Wasserversorgung und -entsorgung.
- Ein Jugendzentrum für Ökologie und Kommunikation.
- Verschiedene Planungsdienstleistungen.
- Der Ausbau ehemaliger Wirtschaftsgebäude zu einem Gästebereich mit Hotelbetrieb und Gastronomie.

---

munitären Gemeinschaft aus dem Jahr 2000 zufolge, wurden ca. 60% der benötigten Lebensmittel vor Ort erzeugt. Das Durchschnitts-Nettoeinkommen in der Gemeinschaft betrug ca. 1.400 DM (vgl. Leitbild 2000).

<sup>35</sup> Seit 15.03.04 unabhängig vom Verein „Neue Lebensformen e.V.“, als gemeinnütziger Verein „SOPHIA e.V. – Gesellschaft für Philosophie und Kunst“ in das Vereinsregister eingetragen.

Gemäß einer im Leitbild 2000 getroffenen Selbstaussage der landkommunitären Gemeinschaft lässt sich eine genaue Analyse der im Projekt pro Kopf anfallenden bzw. verbrauchten Energien und Stoffe aufgrund des Zusammenwirkens aller Kräfte und Prozessabläufe kaum aufstellen. Auf der Basis ihrer bisherigen Erfahrungen in den letzten Jahren schätzten die Akteure jedoch den gemeinschaftlichen Lebensstil als sparsam, naturverträglich und sozial wie menschlich erfüllend ein. Aus ihrer Sicht entfällt vor allem aufgrund der Nähe von Wohnen, Arbeit und Freizeit am Gutshof, ein großer Teil der persönlichen Transportwege. Angesichts der eigenen Bahnstation reichen wenige Kraftfahrzeuge für vergleichsweise viele Menschen in der Gemeinschaft aus. Techniken, wie Küchengeräte, Waschmaschinen, Büroausstattung oder verschiedene Werkzeuge werden gemeinsam genutzt, was ebenso für alle Räume im Haus und für die Hofanlage zutrifft. Im Rahmen der Entwicklung einer *dualen Ökonomie* nehmen die Arbeitsbereiche eine zentrale Funktion ein. Zum einen werden die Lebensgrundlagen, wie Nahrung, Wohnen und Energie etc. vor Ort hergestellt und damit wichtige kreislaufwirtschaftliche Effekte hervorgerufen. Zum anderen trug der Anschluss einzelner Wirtschaftsbereiche an den regionalen Markt dazu bei, die Gemeinschaft ökonomisch zu stabilisieren.

### *Nachhaltige Entwicklung und regionale Einbettung der Gemeinschaft*

Eine im Rahmen des Forschungsprojekts „Gemeinschaftliche Lebens- und Wirtschaftsweisen und ihre Umweltrelevanz“ (Dangelmeyer 2004) entstandene Studie, zeigt, dass die Gemeinschaft „LebensGut“ Pommritz in ihrem Umweltverbrauch (gemessen an erzeugten klimarelevanten Emissionen in den drei Bedarfsefeldern *Wohnen*, *Ernährung* und *Mobilität*) deutlich niedriger lag, als der deutsche Durchschnittshaushalt (Verhältnis: 5.800 zu 8.200 kg CO<sub>2</sub>-Äquivalente je Person).<sup>36</sup> Der Studie nach können hier im Einzelnen folgende Aussagen getroffen werden:

---

<sup>36</sup> Besagtes Forschungsprojekt wurde von der Kommune Niederkaufungen in Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftlichen Zentrum für Umweltsystemforschung an der Universität Kassel durchgeführt. Ziel der Untersuchung war es aufzuzeigen, welche Möglichkeiten und Veränderungspotenziale durch alternative Modellprojekte gegeben sind. Das Forschungsvorhaben ging von der These aus, dass solche ländlichen Alternativprojekte durch die bewusste Organisation des Zusammenlebens und die effiziente Nutzung gemeinsamer Ressourcen eine Beispielwirkung für nachhaltiges Wirtschaften in der Region tragen können. Im Mittelpunkt der empirischen Untersuchungen standen neben der Kommune Niederkaufungen (in Nordhessen, Stand: 70 Personen), zwei weitere Gemeinschaften – das Ökodorf Sieben Linden (Altmark, Stand: 52 Personen) und das „LebensGut“ Pommritz (Oberlausitz, Stand: 45 Personen) –, für die eine Ökobilanz in den Bedarfsefeldern *Wohnen*, *Ernährung* und *Mobilität* (in denen ca. 70 Prozent der durchschnittlichen Umweltbelastung anfallen) ermittelt wurde. Die anschließende Bewertung erfolgte unter Hinzunahme von ökologisch, wie auch sozial und regionalökonomisch orientierten Nachhaltigkeitskriterien, wodurch eine Verbindung quantitativer und qualitativer Aussagen erzielt werden konnte. Als Vergleichswert dienten deutsche Statistikdaten sowie drei ökologisch orientierte Referenzfamilien in Kaufungen. Um die Ergebnisse quantifizierbar und vergleichbar zu machen, wurden in der Studie nur die Emissionen von Treibhausgasen mit ihrer unterschiedlichen Gewichtung (dem so genannte CO<sub>2</sub>-Äquivalent) betrachtet. Die Ergebnisse der Untersuchung werden hier lediglich grob angeschnitten und vorwiegend im Zusammenhang mit der Pommritzer Landkommune wiedergegeben (vgl. detaillierter Dangelmeyer 2004/45-49, unter [www.usf.uni-kassel.de/glww](http://www.usf.uni-kassel.de/glww) oder [www.usf.uni-kassel.de/glww/texte/ergebnisse/6verwertung4b\\_gruenerweg.pdf](http://www.usf.uni-kassel.de/glww/texte/ergebnisse/6verwertung4b_gruenerweg.pdf); Stand: 15.08.07).

Im Bedarfsfeld *Wohnen* ordnet sich die Pommritzer Gemeinschaft in der Emissionserzeugung hinter den ökologisch orientierten Haushalten der Referenzfamilien, wie auch sehr deutlich hinter denen der beiden anderen Gemeinschaften ein. Während sich letztere in dieser Kategorie als besonders viel versprechend herausstellten, u.a. weil die Gemeinschaften Niederkaufungen, wie auch Sieben Linden in Wärmegeprägten Niedrigenergiehäusern leben sowie Heizung und Brauchwassererwärmung zu einem großen Teil aus regenerativen Energien betreiben, schnitt das Pommritzer Projekt vor allem aufgrund der weitgehend im unsanierten Zustand belassenen Gebäude und des damit einhergehenden relativ hohen Energieaufwandes und -verbrauches verhältnismäßig schlecht ab.

Im Bedarfsfeld *Ernährung* liegen alle drei Landkommunen unterhalb der Pro Kopf-Emissionserzeugung, wie er sich im Bundesdurchschnitt (mit 1.840 kg CO<sub>2</sub>-Äquivalent) am höchsten zeigt. Die wesentlichen Gründe dafür sind vor allem im Erwerb regionaler Produkte und im Eigenanbau und der Produktveredlung von Nahrungsmitteln vor Ort auszumachen. Durch sie kann ein hohes Emissionskontingent (z.B. der Transport) vermieden werden. Andererseits verursachte gerade die Milchproduktion und -verarbeitung (wie im „LebensGut“ Pommritz) einen erheblichen Anteil an Emissionen. Während hier das Ökodorf Sieben Linden, aufgrund eines verhältnismäßig hohen Personenanteils, welcher sich vegan ernährt, die insgesamt niedrigsten Emissionswerte aufzuweisen hat (860 kg CO<sub>2</sub>), wurden quantitativ in den Landkommunen Niederkaufungen (1.280 kg CO<sub>2</sub>) und Pommritz (1.360 kg CO<sub>2</sub>), wie qualitativ (Verbrauch an Molkereiprodukten, Obst und Gemüse, Fleisch etc.) ähnliche Zahlen ermittelt. Sie liegen vergleichsweise immer noch etwas niedriger, als die der ökologischen Referenzfamilien (1.480 kg CO<sub>2</sub>).

Im Bedarfsfeld *Mobilität* zeigen sich in den Landkommunen die Emissionen durch die zum größten Teil gemeinschaftliche Nutzung von Fahrzeugen und die Bildung von Fahrgemeinschaften nur halb so hoch wie im Bundesdurchschnitt (2.200 kg CO<sub>2</sub>-Äquivalent je Person und Jahr; hauptsächlich verursacht durch PKW- und Flugzeugnutzung). Das „LebensGut“ Pommritz erwies sich in dieser Kategorie (mit 1.080 kg CO<sub>2</sub>) hinsichtlich der Emissionserzeugung ähnlich der Gemeinschaft Niederkaufungen (mit 1.040 kg CO<sub>2</sub>) als besonders sparsam. Dies dürfte nicht zuletzt auch auf die im Vergleich minimale Zahl an zurückgelegten Kilometern pro Person (22,3 km je Person/Tag; 8.132 km je Person/Jahr) zurückgeführt werden, wobei die Pommritzer Gemeinschaft sicher auch dank der eigenen Bahnstation, mehr noch als die beiden anderen Gemeinschaften, wie auch der Ökofamilien und vor allem gegenüber dem Bundesdurchschnitt, eine Beförderung durch die Bahn vorzog, während alle anderen in ihrem Kilometerpool einen größeren Anteil an PKW-Nutzung zu verzeichnen hatten.

Im Zusammenhang mit dem Ressourcenverbrauch zeigt die Studie im Vergleich zum Bundesdurchschnitt der Einzelhaushalte eine deutlich positivere Bilanz bei den untersuchten Gemeinschaften. Unter regionalwirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet, untermauert die Untersuchung, dass die Landkommune Pommritz, wie auch die Gemeinschaften aus Niederkaufungen und Sieben Linden, vor allem aufgrund des hohen Anteils an Eigenproduktion, Produktveredlung und -konservierung sowie den Direktverbrauch von Nahrungsmitteln, aber auch durch die unmittelbare Vermarktung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen und anderen Dienstleistungen in der Region (Planungsdienstleistungen, Bildungsangebote etc.), eine der Tendenz nach umweltfreundliche und markteffiziente Produktionsstätte darstellt. Vor diesem Hintergrund begünstigt die enge Verzahnung von Arbeit und Sozialität, wie sie sich in den einzelnen Bedarfsfeldern als vorteilhaft herausstellte, Einsparungen hinsichtlich aller freigesetzten Emissionen. Das Zusammenspiel der Arbeitsbereiche und Zweckbetriebe nimmt dabei in der Pommritzer Landkommune eine ebenso bedeutsame ökonomische Rolle ein, wie der Aufbau und die Etablierung eines regionalen Versorgungsnetzes, von welchem die Gemeinschaft profitieren konnte. Letzteres darf durchaus als ein Beitrag zur Stärkung von Nachbarschaften der mit Schrumpfungprozessen konfrontierten Gemeinden und Kommunen in der Oberlausitz aufgefasst werden. Allerdings kann erst eine umfassende Untersuchung der regionalen Beziehungen (incl. einer Konsumentenbefragung, z.B. im Rahmen der Aktionsforschung) darüber Auskunft geben, ob und wie die landkommunitäre Gemeinschaft als ein verlässlicher und kontinuierlicher Partner in Erscheinung tritt. Die Pommritzer Gemeinschaft ist als Bündnispartner im regionalen Netzwerk präsent. Mit anderen Initiativen und Organisationen der Region bestehen z.T. enge Kooperationsbeziehungen. Für die durch einen Kabinettsbeschluss der Staatsregierung des Freistaates Sachsen im Herbst 2000 als „Gebiet mit besonderen Entwicklungsaufgaben“ (GmbE) ausgewiesene Südliche Oberlausitz kann sich gerade hier in mehrfacher Hinsicht ein besonderes Chancenfeld für sozial-ökologische Innovationen und Transformation eröffnen, welche auch Beispielwirkung auf andere Regionen Verwandte in Osteuropa ausstrahlen könnten.

**Abkürzungsverzeichnis**

ABM.....	Arbeitsbeschaffungsmaßnahme
ASS.....	Arbeit statt Sozialhilfe
AWUS Bz.....	Ausbildung, Weiterbildung, Umschulung für Bauberufe Bautzen
BfA .....	Bundesanstalt für Arbeit
BVVG.....	Bodenverwertungs- und verwaltungs- GmbH
DFD.....	Demokratische Frauenbund Deutschlands
FÖJ .....	Freies Ökologisches Jahr
GschO d. KG.....	Geschäftsordnung der Kerngruppe
GmbE .....	Gebiete mit besonderen Entwicklungsaufgaben
IBZ .....	Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal
IHI .....	Internationalen Hochschulinstitut Zittau
LKZ.....	Lohnkostenzuschuss
ODS.....	Ostsächsische Dienstleistungs- und Strukturgesellschaft
SAM .....	Strukturanpassungsmaßnahme
SäHO .....	Sächsische Haushaltsordnung
SED-PDS.....	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands- Partei des demokratischen Sozialismus
ZDL .....	Zivildienstleistende

## Abbildungsverzeichnis

### Kapitel 2

Abbildung 1: Kommunitäre Gemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland 2004  
(Quelle: Eurotopia 2004/78; Synonyme im Anhang).

### Kapitel 3

Abbildung 2: Skizze der „Logik der Selbstausrottung“ (Quelle: Bahro 1989/107).

Abbildung 3: Charakteristik binärer Grundstrukturtypen (Quelle: Galtung 1983/77).

### Kapitel 8

Abbildung 4: Verweildauer aller ehemaligen Projektmitglieder in der Landkommune  
„LebensGut“ Pommritz (n=46).

### Anhang, Punkt 2.a

Abbildung 5: Im Vergleich: Kommunitäre Gemeinschaften in der Bundesrepublik  
Deutschland 2000 (Quelle: Eurotopia 2000/64).

### Anhang, Punkt 3

Abbildung 6: Regionsabgrenzung in Anlehnung an das Regionalmanagement  
„Südliche Oberlausitz“ (Quelle: [www.rm-oberlausitz.de](http://www.rm-oberlausitz.de)).

### Anhang, Punkt 5

Abbildung 7: Mitgliederaufbau und Anordnung von Statustypen in der landkommunitären  
Gemeinschaft „LebensGut“ Pommritz (Statustypen: „Dauergast“, „Einsteiger“, „Mitleben-  
der“ und „Kerngruppenmitglied“).

Abbildung 8: Verweildauer der ehemaligen Projektmitglieder im „LebensGut“ Pommritz  
(n=46).

Abbildung 9: Entwicklung der Gemeinschaft „LebensGut“ Pommritz entlang der Herkunft  
der Projektmitglieder pro Jahr (Neue Bundesländer/Alte Bundesländer; incl. Neuzugän-  
ge/Abgänge; n=74).

Abbildung 10: Entwicklung des Geschlechterverhältnisses pro Jahr im „LebensGut“  
Pommritz

(Anzahl der Mitglieder Männlich/Weiblich, die innerhalb der einzelnen Jahre zum Projekt  
gehörten; incl. Neuzugänge/Abgänge; n=76).

Abbildung 11: Verteilung der vertretenen Altersgruppen im „LebensGut“ Pommritz

(Alter beim Eintritt in die Gemeinschaft; Männlich/Weiblich; n=71).

Abbildung 12: Berufsabschlüsse und Qualifikationen im „LebensGut“ Pommritz

(Gesamt und in der akteursspezifischen Aufschlüsselung Neue Bundesländer/Alte Bundes-  
länder; n=69).

Abbildung 13: Verteilung der vor dem Eintritt in die Gemeinschaft „LebensGut“  
Pommritz erlernten und ausgeübten Berufe (Klassifikation von Berufsgruppen; n=69).

## Tabellenverzeichnis

### Anhang, Punkt 5

Tabelle 1: Entwicklung der Mitgliederzahlen pro Jahr im „LebensGut“ Pommritz.  
(incl. Neuzugänge/Abgänge; n=76)

---

**Datenerhebungsteil/CD**

Autobiographisch-narratives Interview .....	Georg Menze
Autobiographisch-narratives Interview .....	Bärbel Jonekeit
Autobiographisch-narratives Interview .....	Susanne Klatt
Autobiographisch-narratives Interview .....	Nils Schuck
Autobiographisch-narratives Interview .....	Reinhard Weißendorn
Autobiographisch-narratives Interview .....	Hans-Peter Joost
Autobiographisch-narratives Interview .....	Carsten Bracher
Autobiographisch-narratives Interview .....	Franzi Theuerkorn
Anlagen zum Punkt 5 im Anhang: Porträt einer landkommunitären Gemeinschaft. Das „LebensGut“ Pommritz im Spiegel seiner zehnjährigen Entwicklung	

## **Eidesstattliche Erklärung**

Ich versichere, dass ich die Dissertation „Biographisches Wissen und landkommunitäre Bewegung. Wege in die Gemeinschaft. Eine Untersuchung lebensgeschichtlicher Verläufe von Akteuren der ostdeutschen Landkommunenbewegung auf der Basis autobiographisch-narrativer Interviews“, einschließlich beigefügter Abbildungen und Tabellen, selbständig angefertigt und keine anderen Hilfsmittel benutzt habe. Alle Zitate oder Textstellen, die dem Wortlaut oder dem Sinn nach anderen Werken entnommen sind, habe ich in jedem einzelnen Fall unter genauer Angabe der Quelle gekennzeichnet. Ich erkläre, die Angaben wahrheitsgemäß gemacht und die Arbeit an keiner anderen wissenschaftlichen Einrichtung zur Erlangung eines akademischen Grades eingereicht zu haben.

Halle/Saale, den 01.06.08

Vico Leuchte